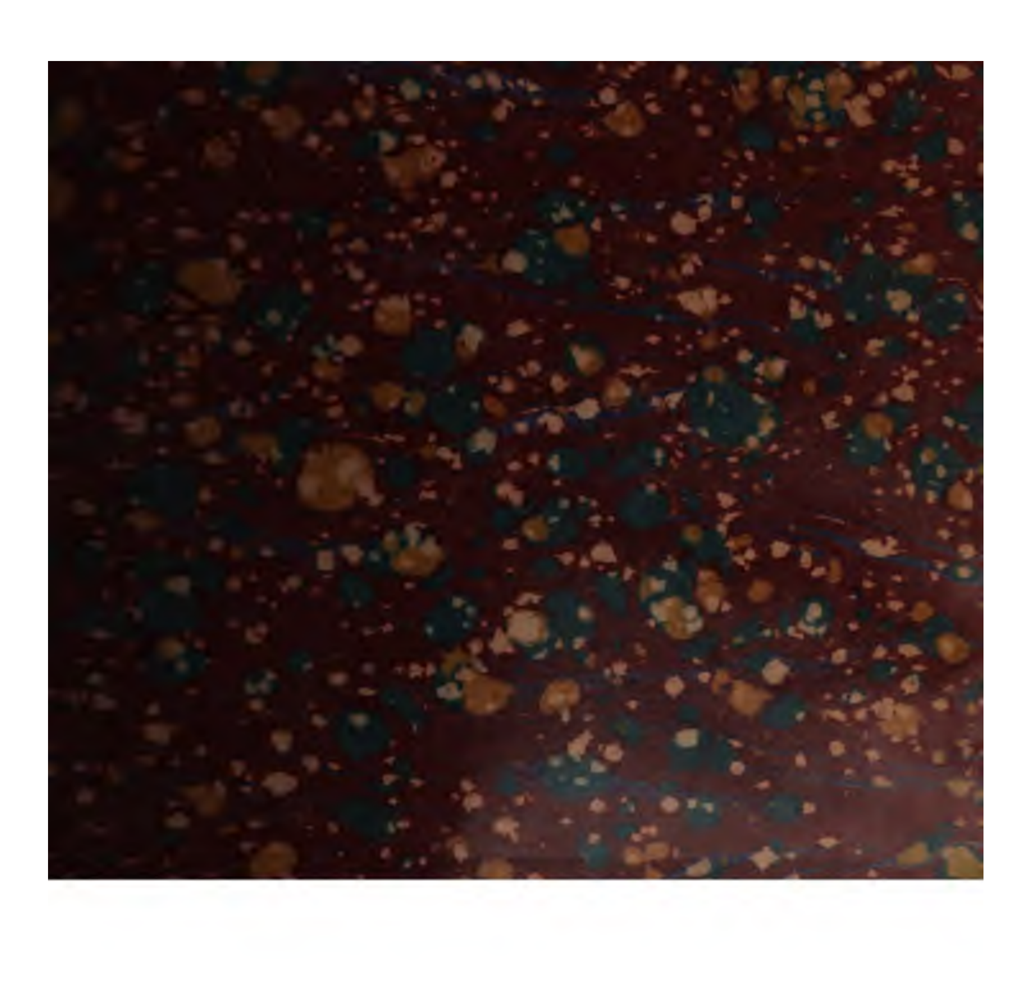
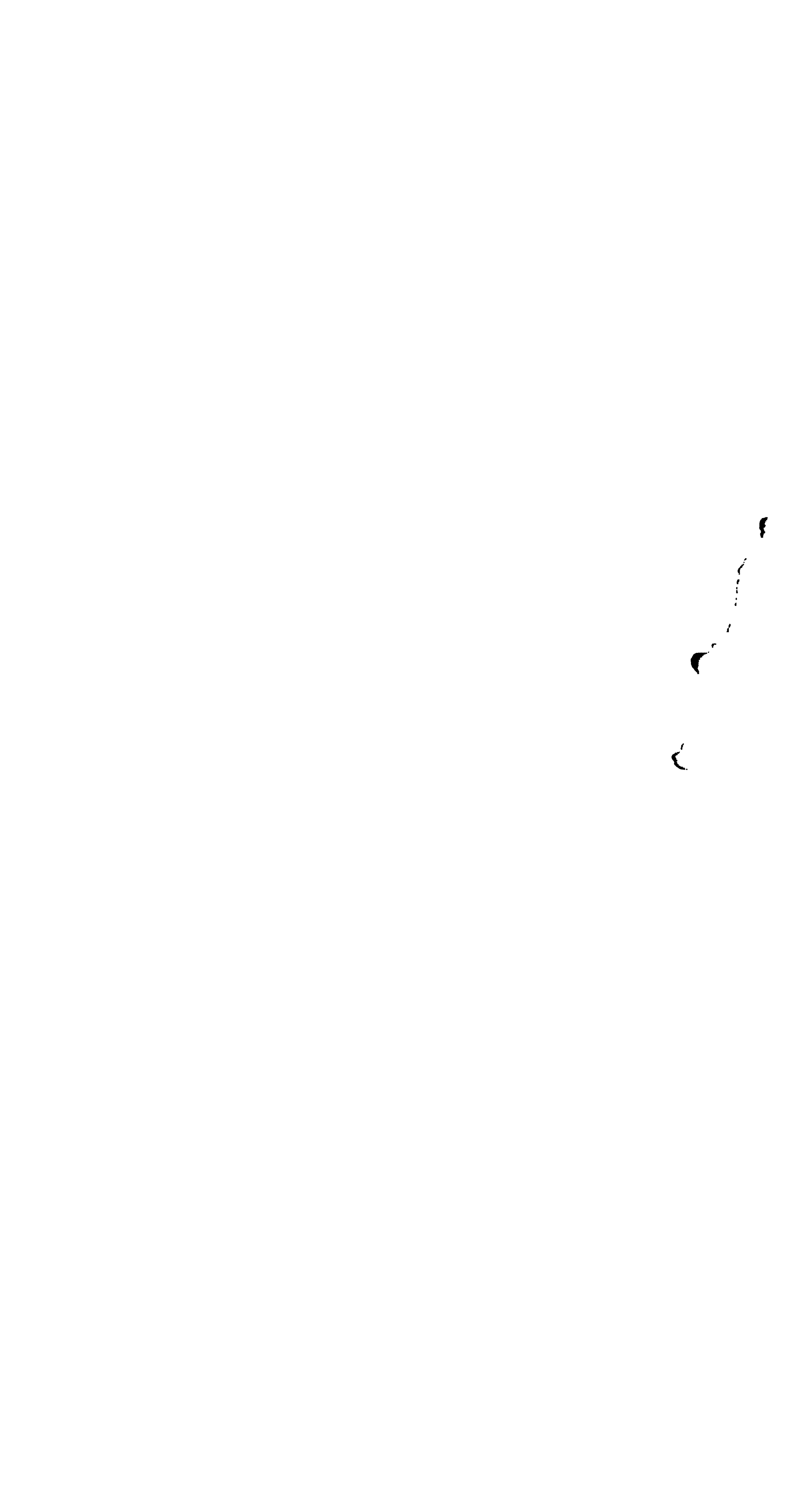


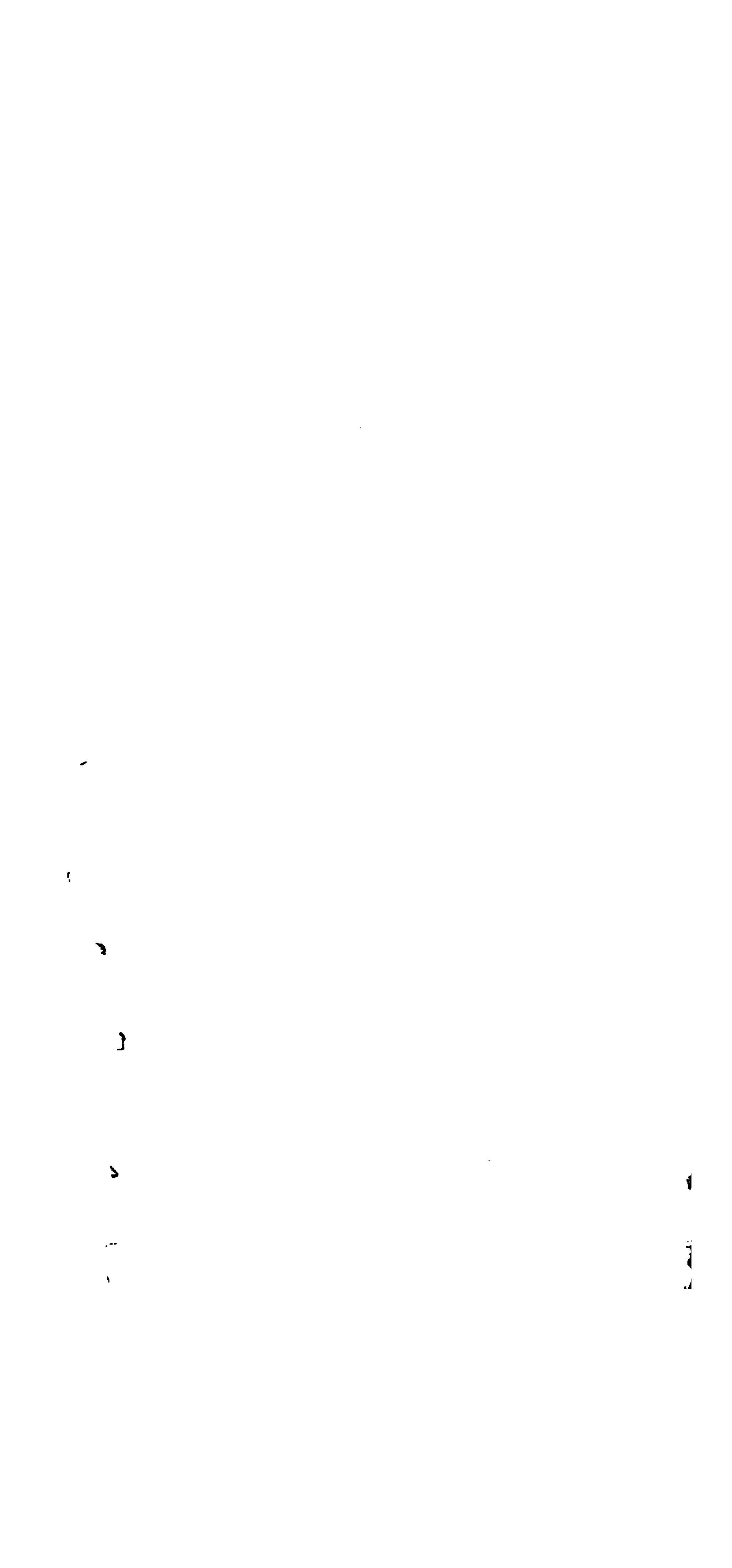


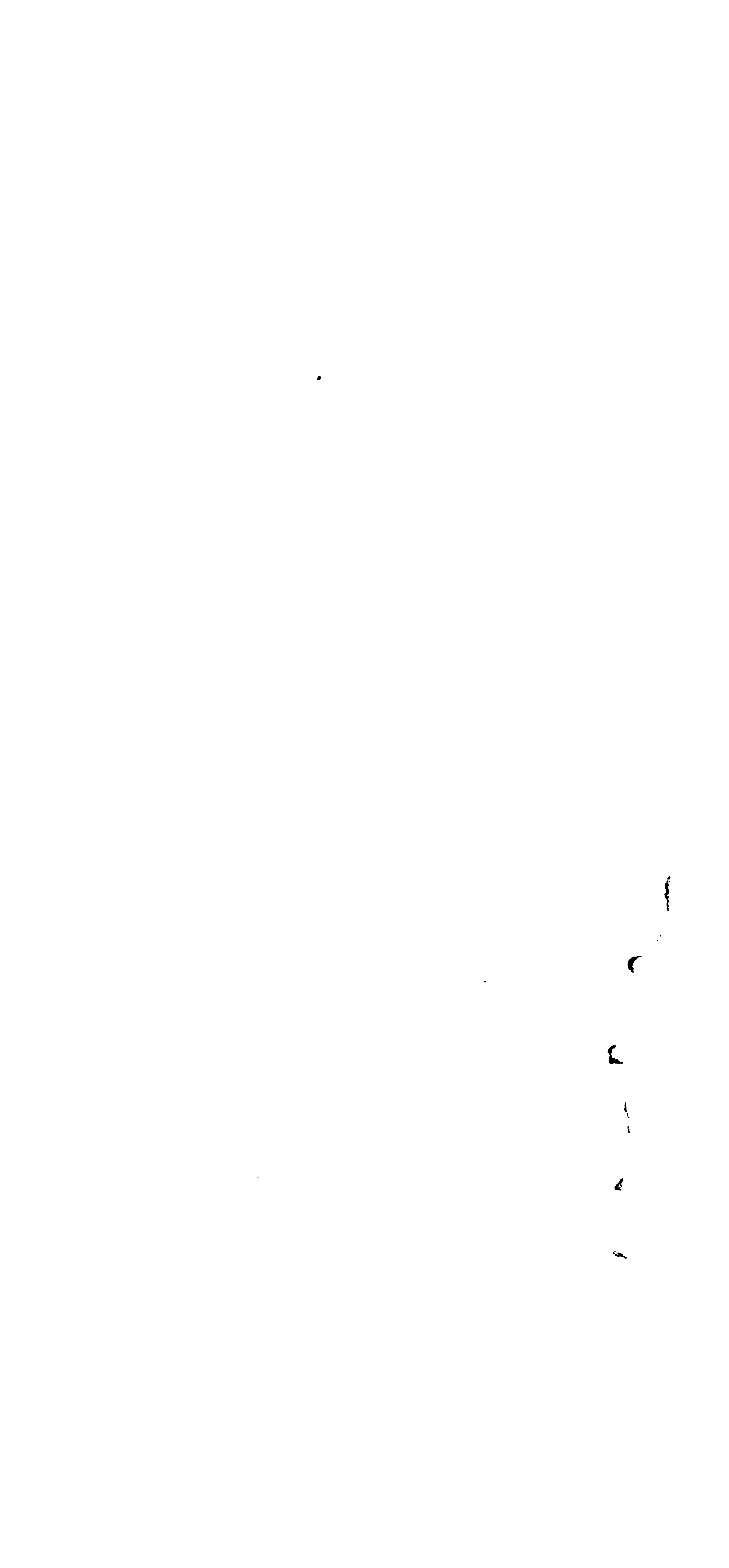


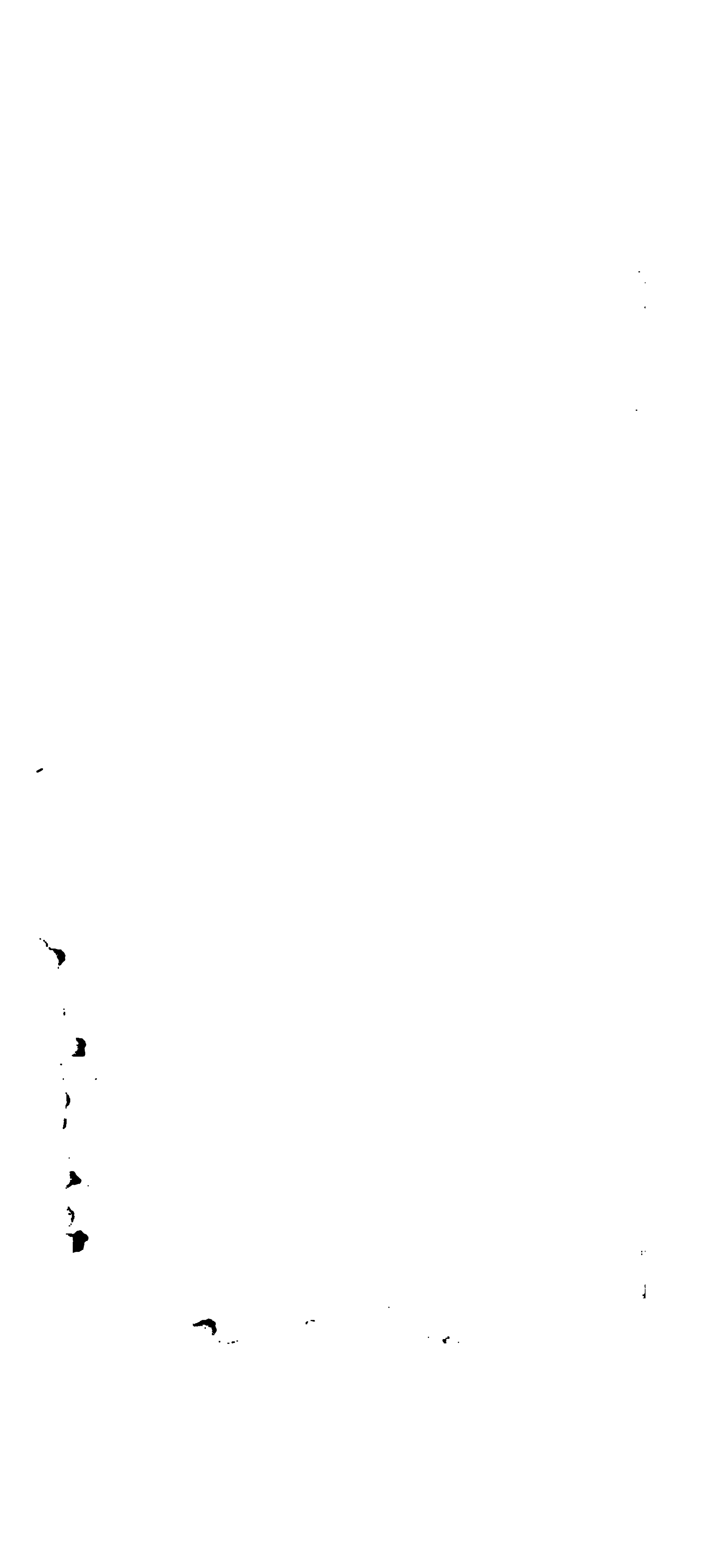














ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

NEUNUNDVIERZIGSTER BAND. ERSTES HEFT

(Ausgegeben am 1. august 1907)

BERLIN 1907

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94

INHALT.



ULRICH VON LICHTENSTEIN ALS LYRIKER.

Das material der vorliegenden untersuchung bilden die 58 lieder Ulrichs von Lichtenstein, die in seinen Frauendienst eingelegt sind. überliefert sind sie in der einzigen FD-handschrift L (in München, daher auch als M bezeichnet) und in der grofsen liederhandschrift C. C gibt die strophen in derselben reihenfolge wie L, hat also höchst wahrscheinlich aus einer FD-hs. geschöpft[1]. für wenige liederstrophen (lied XII) kommen controllierend die Heidelberger hs. A (357) und die Naglerschen fragmente C[a] in betracht. aufser den liedern hab ich gelegentlich Ulrichs lyrisch-didaktische 3 büchlein herangezogen, die ebenfalls in den FD eingefügt, aber nur in L überliefert sind.

Ich habe den text zu grunde gelegt, den Lachmann in seiner gesamtausgabe Ulrichs (Berlin 1841) gegeben hat. die von Bechstein in seiner commentierten ausgabe des FD (Leipzig 1888) vorgeschlagenen änderungen sind so gut wie durchweg zu verwerfen.

Die aufgabe der untersuchung ist die erkenntnis der lyrik Ulrichs in ihrem individuellen kunstcharakter. was hat er für eine vorstellung von einem gedichte gehabt? das ist die generalfrage. welcher stoff erscheint ihm poetisch? wie sieht er, durch seine natur und begabung determiniert, diesen — meist unbewust ausgewählten — stoff an? welche formen der anordnung des stoffes, welche gedankenketten und empfindungsreihen liegen ihm am nächsten und werden allmählich für die disponierung seiner gedichte mafsgebend? welche stilmittel stehn ihm zu gebote, um durch nüancierung der rede und durch entfaltung einer von innen beherschten, streng stilisierten dichtersprache seine lieder im einzelnen zu dem zu machen, was sie geworden sind? nach allem: wie ist die menschlich-dichterische persönlichkeit

[1] C enthält einige lieder, die in L fehlen: XXXVII, von dem in L nur überschrift und erste zeile erhalten sind, stand mit auf zwei verloren gegangenen blättern der hs., die aufserdem den anfang der Artusfahrt von 1240 enthielten. vgl. Lachmanns anm. zu FD 449, 12; Bechstein II 172 anm. LVII und LVIII dagegen sind in L ohne äufsere erkennbare lücke ausgefallen, während die vorlage von C an dieser stelle sie bewahrt haben muss. vgl. Lachmann zu 582, 3 und Bechstein II 311 anm. — über zwei in C fehlende strophen, die unrechtmäfsig in das XXIV.-lied geraten sind (FD 421, 17 f), siehe unten in cap. II s. 38.

beschaffen, die sich in diesen 58 gedichten aus den jahren 1222 bis 1255 vor uns entwickelt?

Die untersuchung richtet sich demgemäfs auf die motive, die composition, den stil des poetischen ausdrucks, die literarhistorische stellung Ulrichs und seinen charakter.

Wenn man vom ersten und letzten teil absieht, die vom inhalt ausgehn und zum gehalt zurückkehren, ist es wesentlich die innere form der lyrik Ulrichs, mit der sich die gegenwärtige arbeit beschäftigt. daher fehlen hier die behandlung der metrik[1] und die untersuchung der sprache als solcher. auch die schwierige frage nach den gattungen seiner lyrik, die nur im zusammenhange mit metrischen und musikalischen erwägungen zu lösen ist, ist nicht beantwortet worden. nur um den lyriker Ulrich handelt es sich, nicht um den autobiographischen erzähler; daher sind die vielen probleme, die sein äufseres leben und dessen einseitige darstellung im FD bietet[2], nur insoweit angerührt worden, als sie für die entwicklung seiner lyrik in betracht kommen.

Fragen der einzelinterpretation werden bei gelegenheit im zusammenhange der untersuchung behandelt. auch hier hat Bechsteins ausgabe nicht geleistet was man von einer commentierenden edition erwarten darf[3]. eine gesonderte ausgabe der lieder würde dem nicht immer gleichmäfsig verständlichen lyriker erst sein volles recht gewähren.

ERSTES CAPITEL.

MOTIVE.

I Lieder der ersten minne.

1222/23—1231/32.

Die ersten lieder zeigen Ulrich in pagenhafter verehrung seiner dame, wie es bei seiner jugend, 22 jahren, nicht anders zu erwarten ist: er gelobt sich für immer ihrem dienste. am

[1] beträchtliche vorarbeiten sind namentlich von Knorr (Zu Ulrich vLichtenstein QF IX, Abschn. II 2) und Weifsenfels (Der daktylische rhythmus bei den minnesängern §§ 103. 120. 415 uö.) geliefert worden.

[2] vgl. vFalke Geschichte des fürstl. hauses Liechtenstein I, abschn. II. RBecker Wahrheit u. dichtung in UvL.s Frauendienst. Schönbach in der ADB, der Zs. 26, 307ff und in den Biographischen blättern II 15ff.

[3] allerlei vorschläge, die grösteteils widerherstellung Lachmannscher laa. gegenüber Bechstein bezwecken, macht (neben vielen sacherklärungen) Schönbach Zs. f. d. ph. 28, 198ff.

schluss des ersten liedes fällt schon das stichwort, das bis zum letzten für seine lyrik bezeichnend bleibt:

Hôhen muot ich von dir hân — (18, 26).

hochgefühl, beschwingte seelenstimmung ist das erste und das letzte, das er von der minne verlangt, dessen wert zu preisen er niemals müde wird (schon im III liede 58, 30 widerum). gleichfalls einen bis zuletzt bedeutsamen zug bringt das II lied hinzu: lebhafte sinnlichkeit, die anmutig verhüllend den letzten wunsch ausspricht. er muss den tag loben, an dem er einzig die geliebte sieht: wie gern priese er die nacht![1] sucht er hier wie ein erfahrener zu sprechen, so offenbart das III lied die ganze kindlichkeit seiner höfischen verehrung:

Dô ich êrste sin gewan,
dô riet mir daz herze mîn,
Ob ich immer wurd ein man,
sô solte ich ir ze dienste sîn — (58, 12),

gerade wie das in seiner jünglinghaften unsicherheit liebenswürdige I büchlein (47, 1 *mîne tumben jungen tage*; 47,6; 55,22). jetzt ist er endlich so weit, seinen vorsatz ausführen zu können. und von vornherein zeigt sich seine streng aristokratische auffassung: mit äufserster verachtung spricht er sich gegen die niedere minne aus, und in deutlicher anlehnung an den classiker der hohen minne, Reinmar den alten, preist er die freudenreiche sorge, die sie gebe (59, 5).

Diese vier productionen sind die ausbeute seines ersten dichterjahres (1222/23). drei wichtige elemente seiner lyrik sind darin schon deutlich ausgeprägt vorhanden. es fehlt noch ein sehr bedeutsames, das verhältnis zur natur.

Dies bringt das nächste jahr 1224, in dem Ulrich ein frühlingslied und ein winterlied gedichtet hat. beide gehören inhaltlich und formal als pendants zusammen. das vierte lied — es ist das berühmte *In dem walde süeze dœne* — geht nach alter weise sogleich von der ganz kurzen naturschilderung zu dem ihr parallelen seelenzustand des dichters über, der sich glück dazu wünscht, wenigstens die hoffnung auf erhörung sein eigen nennen zu dürfen, und sich davor fürchtet, vielleicht aus der illusion

[1] vgl. in Botenlaubens IV tageliede str. 2 vers 7:
Naht guot senfte, wê tuot tac.
(Bartsch Liederdichter s. 125 v. 61. MSH I 32).

gerissen zu werden; der mai gilt ihm nichts ohne die *liebe guote*. in der tat verbittet sich schon zu anfang des winters seine dame die botensendungen, durch die er ihr bisher seine lieder hat zukommen lassen (FD 102, 22 f). traurig reitet er weg und dichtet das fünfte lied, in dem er den nahenden winter verflucht, aber die hoffnung noch nicht aufgibt. bekümmert fragt er:

Vrowe, liebiu vrowe mîn,
warumbe bistu mir gehaz?

und erinnert sie an seine stete verehrung von kindesbeinen an.

Im sommer des nächsten jahres (1225) reitet er von einem Brixener turnier mit zerstofsenem finger zu einem arzte nach Bozen. im sattel tröstet er sich durch ein lied (VI), in dem er sein misgeschick beklagt und um Gottes willen — ein ihm stets naheliegender zug — um erhörung fleht. sein leid hindert ihn jedoch nicht, auf dem krankenlager in Bozen einer unbekannten dame zuliebe, die ihm lectüre (*vier büechelîn*) zusendet, einen deutschen text zu einer von ihr ebenfalls überschickten ausländischen (wol italienischen) melodie zu dichten, der im lebhaftesten allegro, fast ausgelassen, sein lieblingsthema, lebensfreude durch frauenliebe, behandelt (VII). endlich treibt er auch wider einen boten auf, den er an seine herrin sendet, mit der mitteilung, er habe ihretwegen einen finger verloren, und mit einem ihrer standhaften weigerung gegenüber recht unverschämten, aber in seiner leidenschaftlichkeit starken liede (VIII). er habe sie ja schon längst gefangen und in den kerker seines herzens gelegt. dort behandle er sie, wie ein ritter seinen vornehmen gefangenen behandelt. zwei andere gefangene liegen da mit ihr zusammen, sein *smerze* und sein *klagende leit*. nur wenn sie lösegeld bezahlt, hat sie aussicht, mit diesen beiden zusammen freizukommen; aber nicht *silber unde golt* kann sie erlösen: *ich wil niht wan ir minnen solt* (VIII). diese deutliche sprache hat die entgegengesetzte wür kung: mit zorn weist die dame den boten von sich.

Er ist weit entfernt, sich dadurch beirren zu lassen. auf dem rückwege von Rom, wo er (im winter 1225/26) mit dem knappen der ihm als bote dient zwei monate geweilt hat, singt er ihr widerum ein lied, dem man anmerkt, wie recht ihm ihre sprödigkeit kommt, um mit seiner unerschütterlichen treue zu glänzen. an den bei den minnesingern obligaten gedanken, der mai tröste alle, nur nicht den liebeskranken dichter, knüpft er

die nochmalige dringende bitte, die herrin möge sich besser bedenken. der fromme schluss verrät, auf welcher fahrt er sich befindet: auf 'Gottes wege' solle man frauenlob nicht singen, heifst es; so wendet er sich denn zum gebet und empfiehlt sie der mutter Gottes (IX, gedichtet nach 19. 4. 26). aber auch dies lied hat ebenso wenig erfolg wie ein im herbst desselben jahres gedichtetes, ein dialog zwischen Ulrich und der frau Minne, die den klagenden beschwichtigt, ermahnt und vertröstet (x; frau Minne schon 114, 15f, in VII, erwähnt).

Diese poetische vorstellung muss in Ulrich volle dreiviertel jahre lang sehr lebendig gewesen sein. noch im herbst 1226 sendet er seiner dame ein büchlein (das zweite, FD s. 142), das widerum einen dialog zwischen ihm und frau Minne darstellt und im wesentlichen gedankengang und gesprächsverlauf des vorhergehnden liedes widerholt (vgl. bes. 146, 31—148, 2 mit lied x, str. 4 u. 6). am 1 juni dichtet er eine singweise (XI), deren anfang sich unmittelbar auf das x lied zurückbezieht:

Vil sælic Minne, hab ich nu getân
Den dienest den dîn gewalt mir gebôt —.

zwischen dem zweiten büchlein und dem XI liede ligt Ulrichs ritterfahrt von Mestre bis ins Mährische (25 märz bis 26 mai 1227), bei der er als frau Venus verkleidet speerebrechend zur ehre seiner herrin durchs land zog. der einfall muss wol mit den gedichten die seine ausführung umgeben, zusammengebracht werden. jedoch ist kaum anzunehmen, dass der gedanke der Venusfahrt schon lange in ihm vorgespukt habe; wol aber ist einem so phantastischen kopfe zuzutrauen, dass er eine solche idee fasste, wenn er einmal sein innenleben einige zeit intensiv auf die personification der frau Minne (vgl. lied x u. büchlein II) gerichtet hatte[1]. hatte ihm im x liede frau Minne das klagen verwiesen, da sein bisheriges ausharren noch nicht der rede wert sei, und ihn zu weiterer geduldiger pflichterfüllung ermahnt, die ihm noch den erhofften lohn einbringen werde, so fordert Ulrich jetzt, nach der Venusfahrt, im XI liede nachdrücklich diesen lohn von ihr, da er alles getan habe, was sie verlangte. gleichzeitig wendet er sich an alle frauen, deren sache er soeben — nämlich auf der Venusfahrt — vertreten habe, sie möchten ihm das gemüt

[1] '*vrô Minne* und *vrô Vênus* wurden als identisch gefühlt' Roethe (Reinmar vZweter s. 215, mit beispielen).

seiner herrin geneigt machen, von der er niemals zu lassen sich fest vorgenommen habe. er fasst hier zum ersten male echt höfisch seine liebesangelegenheit als sache des ganzen weiblichen geschlechtes auf, dessen corpsgeist schon seine erhörung erheische: auch dies offenbar eine nachwürkung der Venusfahrt, die allen minnegewährenden frauen zur ehre ergangen war (vgl. FD 163 zeile 4—10); der begriff *aller guoten wibe* (FD 164 zeile 13) war ihm von daher geläufig.

Dies lied macht nach Ulrichs schilderung (FD 323, 8ff) nun doch eindruck auf die herrin, sodass sie ihn zu sehen begehrt, und ihn, als armen aussätzigen verkleidet, auf ihre burg lädt. was ihm dort alles zustöfst (14. 6. 27.), wird hier als bekannt vorausgesetzt. wie weit auch die romanhafte einkleidung gehn möge, der kern der erzählung, eine raffinierte abweisung, bleibt bestehn. als bald darauf trotzdem wider eine anknüpfung gelungen ist, und die dame als weiteren treuebeweis — in wahrheit wol, um ihn loszuwerden — eine kreuzfahrt von ihm verlangt, setzt er sich hin (381, 5ff) und verfasst wider ein (drittes) büchlein, und ein lied, die er zusammen an sie gelangen lässt. beide gehören in der tat eng zusammen. mit den drei letzten fröhlichen versen des liedes schliefst auch das büchlein, gedanken des liedes sind mehrfach im büchlein näher ausgeführt, spielende wendungen werden widerholt[1]. freudigen herzens wünscht er sich selbst glück zu seinem ausharren trotz aller abweisungen, versichert von neuem seine treue und lässt die hoffnung nicht fahren.

Trotz allen tiraden bemerkt man aber von jetzt an sehr deutlich, ohne dass Ulrich es im märe irgendwie ausspräche, dass

[1] 394, 26 *Mîn hende ich valde*, vgl. im Büchlein 389, 5 *Mîn hende valde iu, vrowe mîn, ich* —; 395, 1 *Und alsô grüeze* vgl. 393, 2—23 : *ez ist ein tugentlîcher gruoz* — den er mit dem kusse als ihren segen für die kreuzfahrt ersehnt. die ehrenden attribute, mit denen er höchst reizvoll die fünf strophenschlüsse seines liedes ziert, kehren viermal, doch in permutationen, im büchlein als abschlüsse von sinnesabschnitten wider. die attribute der fünften strophe bringt er, indem er am schluss des büchleins die drei schlussverse des liedes ganz widerholt. also : 384, 18 *si liebe, si reine, si hêre* : 394, 20 *si reine, si sælic, si hêre.* — 386, 21 *si liebe, si reine, si guote* : 394, 25 *si liebe, si uote.* — 389, 4 *si liebe, si reine, si süeze* : 395, 3 *si liebe, si süeze.* — 391, 19 *si liebe, si guote, si reine* : 395, 8 *si guote, si liebe, si reine.* — 394, 7 *si schœne, si clâre* : 395, 13 *si schœne, si clâre.* (394, 5—7 = 395, 11—13).

sein heroischer eifer der herrin zu dienen und seine höfische neigung allmählich nachlassen.

Im winter 1227 auf 1228 findet ihn sein bote, der von der geliebten zurückkommt, unerwarteterweise in Wien, wo er sich in vornehmer damengesellschaft bewegt (FD 396, 7ff); und die ihm sehr erfreuliche botschaft, die dame wolle ihn sehen, hält ihn nicht ab, von Wien aus *frowen sehen in diu lant* zu reiten. nur aus diesen erlebnissen erklärt sich die eigentümliche vierte strophe des bald darauf im frühling 1228 für die herrin gedichteten maíliedes:

> *Ob ich niht geniezen kan*
> *diner güete und der langen stæte min,*
> *Sô lâ mich vil senenden man*
> *der geniezen den ich durch den willen dîn*
> *Sol und muoz gedienen vil.*
> *daz sint elliu guotiu wip, der lip ich immer*
> *êren wil,*

und die folgende schlussstrophe, in der der dame die güte aller *guoten wibe* als vorbild hingestellt wird; ihnen zuliebe möge sie ihn erhören. hiermit wird das motiv des XI liedes, dessen entstehung ich vorhin erklärt zu haben glaube, mit stärkerer betonung wider aufgenommen; es entwickelt sich von nun an in fast allen folgenden liedern seines ersten minneverhältnisses, wie denn die lieder bis zum herbste 1231 untereinander und mit seinem leben in enger beziehung stehn.

Auf sein gleichzeitiges höfisches leben, dessen alleiniger inhalt in fröhlichen turnieren und in der höfischen unterhaltung mit frauen besteht, spielt unverkennbar sogleich der anfang des nächsten liedes, einer tanzweise (XIV), wieder an:

> *Owê daz ich bî den wolgemuoten* (nämlich d. gesellschaft)
> *alsô lange muoz belîben ungemuot,*

sowie der schluss sich widerum an seine jetzige umgebung, *guotiu wîp*, wendet. vor der ungnade seiner herrin flüchtet er sich trotzig-resigniert in das ihr unzugängliche reich des wunsches. was er sich im grunde von ihr wünscht, verschweigt er : nur ihren kuss und ihren gruſs wünscht er sich (die hatte er schon im III büchlein s. 392, 22f ersehnt), und dass sie ihm endlich ins herz sehen möge. zwar gibt er sich (letzte strophe) den anschein, als ob er immer noch an ihre güte glaube, aber schon kommt

ihm der wunsch, anderswo *trôst* für *trûren* zu suchen; hastig unterdrückt er ihn (401, 9 f). doch schon im nächsten liede (xv, frühling 1229) ist er wider da (403, 1)[1]. es hat seine cavaliers-eitelkeit verletzt, dass man ihn nicht mehr so munter (*fruot* 402, 28) findet wie vordem, sein ewiges klagen beginnt zu langweilen. da ihm bezeichnenderweise alles daran ligt, froh zu erscheinen, so kann er den gedanken, sich ein *ander lôs* zu suchen, nicht mehr so ganz verwerfen. natürlich sind es wider die damen der gesellschaft (*ir guoten reiniu wîp*), denen er diesen entschluss zu billiger begutachtung vorlegt. ihnen ist auch das feurig-kräftige marschlied (*ûzreise*, xvi) gewidmet, das in denselben sommer fällt (str. 5). erst in den beiden letzten strophen gedenkt er resigniert seiner unbarmherzigen herrin, gegen die er sich mit der geduldigen treue eines guten gewissens wappnet. noch einmal flammt seine empfindung für sie auf (xvii, frühling 1230), der treugeblieben zu sein er sich selbst beglückwünscht (s. o. xii). aber schon die beiden nächsten, eng zusammengehörigen lieder (xvii u. xix, herbst 1230, frühjahr 1231) zeigen ihn wider in der atmosphäre ganz allgemein gesellschaftlicher frauenverehrung. beide preisen in paradoxer weise die sonst verhasste *huote* und die *merkœre*, indem sie diese so geläufigen höfischen begriffe, die Ulrich bei seiner starken geselligen betätigung gerade in jenen jahren besonders nahe liegen mochten[2], spielend verändern: das *merken* wird zum interessiertsein, wie es den frauenkenner, die männerkennerin auszeichnet, *huote* zur vorsichtigen gesellschaftlichen haltung der frau (*huote* vereinzelt schon 126, 28—30, viii). seiner dame gelten im xviii liede nur die beiden letzten, die nutzanwen-

[1] hier ligt eine art disharmonie zwischen lied und später gedichtetem märe vor. 402, 12—15 gibt Ulrich an, in jenem sommer immer hohes mutes gewesen zu sein: aber gleich die erste strophe des folgenden liedes (xv) zeigt ihn klagend, der weitere verlauf und das xvi lied nicht übermäfsig fröhlich. der grund ist klar: er will damit renommieren, wie er durch den blofsen vorsatz, wider *vrô* zu werden (xv, str. 2), es in der tat geworden sei. dem entspricht die gewollte fröhlichkeit der lieder xvii, xviii, xix (1230 u. 31). es gibt eben nichts weniger cavaliermäfsiges als duckmäuserei. dies wollte er, als er später den FD dictierte, noch schärfer hervortreten lassen, als es lied xv str. 2 tut. grund zu ernsthaftem verdacht gegen die sachliche und chronologische richtigkeit seiner erzählung seh ich nicht. — anstofs hat auch Bechstein ii 119 anm. genommen.

[2] möglicherweise hat ihn auch die ausgesprochene furcht der dame vor dem *merken* 396, 1 angeregt.

dung auf sie bringenden strophen. das XIX, das die gesellschaftlichen spitzfindigkeiten des vorhergehnden ziemlich trivial widerholt, ist directer an sie gerichtet. er wirbt noch einmal — aber in der letzten strophe verspricht er aller welt kundzutun, wie alle freude für ihn zu ende sei, wenn sie ihn zwänge, sich ihrer minne zu entschlagen.

Bald danach tritt die lange drohende wendung ein. im herbst 1231 verlässt der bis zur unvernunft treue ritter nach dreizehnjähriger vergeblicher werbung den dienst der herrin. was ihn dazu bewogen hat, deutet er nur dunkel an (411, 11 ff); er hatte wol seine gründe dazu. es kann nicht ein einzelnes vergehen, sondern muss ein widerholtes oder fortgesetztes unrecht gewesen sein, was sie ihm antat (aao. und 413, 10 ff. 25)[1], eine wider besseres wissen böslich aufrecht erhaltene verleumdung oder dergleichen.

Der dichterische ertrag dieses umschwunges sind sieben scheltlieder, die Ulrich aus dem lebhaften gefühl der erlittenen kränkung heraus vom herbst 1231 bis zum frühjahr 1232 gedichtet hat[2]. sehr natürlicherweise sind die ersten die schärferen,

[1] hiernach sind die ansichten von Becker und von Bechstein zu berichtigen. die verse, die Bechstein (s. XXIX) auf einen zornigen wortstreit zwischen beiden deutet, 413, 17—27, beziehen sich vielmehr auf die scheltlieder, die U. soeben mitzuteilen sich anschickt und die er jetzt bereut: 413, 21 *an disem buoch.* zum beweise diene ferner der reuige ausruf 415, 30—416, 11. Beckers auffassung (Wahrheit u. dichtung in UvL.s FD s. 89 ff) wird der wahrheit näher kommen, wenn auch 127, 18 — vorausgesetzt. dass man diese stelle überhaupt noch hier heranziehen darf — und 411, 17 nicht gerade so handgreiflich interpretiert zu werden brauchen. das *swache leit* kann auch ein erniedrigender klatsch gewesen sein. Schönbachs ansicht (Biogr. bll. II s. 31): 'U. kam dahinter, dass die herrin einen andern bevorzugte' passt gar nicht zu den textstellen. seinen folgenden satz versteh ich nicht; wo handelt es sich denn beim ersten minneverhältnis um einen 'glücklichen ausgang?' — viell. ist statt *swachez l.* 411, 17 *swærez leit* zu lesen. die verbindung *swachez leit* mit der hier geforderten proleptischen bedeutung des adj. (noch dazu stark betont: *ein sô sw. l.*) scheint sonst nicht belegt. Wigalois 795: *swenne dehein swachez leit truoble ir gemüete* hat eine andere bedeutung. der folgende vers 411, 18 passt besser zu *swærez*; in der schrift sind beide wörter leicht zu verwechseln.

[2] Ulrich selbst rechnet XX—XXVI als scheltlieder, vgl. 427, 17 f; XXIV—XXVI sind aber eigentlich keine scheltlieder mehr, da in ihnen das positive des frauendienstes weit überwiegt.

in den späteren überwigt die stilisierung in die verallgemeinernde reflexion, wodurch die persönliche gehässigkeit gemildert wird.

Im ersten 'klageliede' (xx) mäfsigt er sich zwar noch, mit merklicher anstrengung. es ist gewissermafsen erst die officielle ankündigung der drohenden feindschaft, in form einer rechtsklage vor dem gerichtshofe aller frauen — das alte motiv, sich an die gesamtheit zu wenden[1]. in nachdrücklicher widerholung klagt er seine bisherige herrin *schâches unde roubes* an. was sie ihm geraubt hat, ist seine lebensfreude in der ganzen schier endlosen zeit, die er ihrem dienste gewidmet hat[2]. mehr von seinem leide zu sagen geniert er sich; auch will er sich als cavalier nicht vom zorn übernehmen lassen. so hält er denn noch den vermittlungsweg offen, falls sich jemand findet, der ihn beschreiten will; sonst droht er mit dem schlimmsten[3]. da die dame ihr verhalten nicht ändert (413, 10), sieht er sich genötigt, seine drohungen wahr zu machen. viel energischer beklagt ein zweites klagelied (xxi) den verlust seines lebensglückes und weist der *vrowe* alle schuld daran zu. hätte er doch noch die illusion der hoffnung! aber auch die ist hin. wie gut war die herrin, als er sie kennen lernte! inzwischen hat sie sich ganz verändert[4]. in der äufseren haltung ungleich ruhiger, im inhalt das schärfste von allen ist das folgende (xxii). mit einer sachlichen minne-

[1] vgl. xi. xiii. xiv. xv.

[2] vgl. schon xiv 399, 13: *Sî nimt mir vreude, diu mich sorgen solte machen vrî. nu lâts alsô rouben* —. ähnlich wie Ulrich klagt Walther 53, 1 ff wesentlich über die verlorene zeit, in der form wol beeinflusst durch Morungen MFr. 128, 15 ff (citat von Wilmanns).

[3] vgl. das vierte lied des von Buwenburg, str. 3:

tuont ir niht den willen mîn,
ich sprich iu ein wörtelîn,
dar an hanget siuften unde weinen.

(Bartsch Die Schweizer minnesänger s. 260).

[4] gerade so macht es Buwenburg aao. st. 2:

Ich wânde ein wîp von Iper haben funden,
dô ich êrst ersach die minneclîchen:
nû swachet si an êren zallen stunden usw.

auch Neidhart findet, dass sich die geliebte in der zwischenzeit *verkêret* habe (82, 25 ff). er schimpft unflätig auf sie, viel stärker als Ulrich — es ist nämlich nur eine allegorische figur, die frau *Werltsüeze* (82, 15 ff, erster Werltsuezenton; vgl. RMMeyer Die reihenfolge der lieder Neidharts s. 147). — gedankengang und diction dieses liedes erinnern lebhaft an Walther.

theoretischen auseinandersetzung, dem lobe widerum aller *guoten wîbe*, beginnt es, scheidet aber unerwartet die falschen von den guten und macht sofort die rückhaltloseste nutzanwendung auf die verlassene dame. kein ausdruck ist ihm der schamlosen gegen über, deren wille daher fuhr wie aprilwetter, stark genug. aber der schluss hält sich wider objectiv, indem er zu dem im anfang gemachten unterschiede zurückkehrt; unrecht tut, wer zwischen frauen nicht unterscheidet [1]. die beruhigung schreitet im vierten scheltliede (xxiii) fort, hier sind von fünf strophen nur die zwei letzten seinem unglück gewidmet, auch in ihnen trauert er mehr als er schilt. die drei ersten tun in der sentenziösen weise von minnereden dar, dass *triuwe* und *stæte* unbedingt zur *minne* gehören : woraus sich das folgende widerum als ausgesprochen (419, 22) persönliche nutzanwendung ergibt.

Nach kurzer zeit kann der von natur mit unvertilgbarem lustbedürfnis ausgestattete sanguiniker die catonische miene und das leben ohne minne nicht mehr aushalten. aus wintersnot und altmachender sorge sieht er keinen andern ausweg als durch *wîbes güete* (xxiv, str. 4) : irgendwo muss es doch noch *guotiu wîp* geben! der wunsch eines zweiten minneverhältnisses spricht sich offen aus. das ganze lied ist nur ein vorklang jener *wânwîsen*, denen — wo ein wille ist auch ein weg — die reale zweite minne bald folgen sollte. womöglich noch deutlicher erscheint das bedürfnis Ulrichs in seinem leiche (xxv), den er in derselben zeit gesungen hat (winter 1231/32), und der mit dem letzten liede in engster beziehung steht. hat er nämlich in xxiv seinen festen vorsatz ausgesprochen, sich wider der *freude* (zb. str. 2) zuzuwenden, so rät er dies im leiche, gleich zu anfang, nun allen männern (*werende freude* 423, 3). und er hat sich schon so weit über sein misgeschick und seine rachegefühle erhoben, dass er als einzige quelle jener freude nur wider anraten kann — *guotiu wîp* zu minnen. der gesamte erste teil des leichs enthält

[1] Knorr (s. 44ff) constatiert entlehnung dieses motivs von Walther 58, 35. 48, 35. — vielleicht hat es daher auch Buwenburg, der das schon zweimal angeführte heftige scheltlied so beginnt:

Sang ich hiure niht von guoten wiben,
sô sing aber ich nu von den swachen usw.

diese scheidung ligt aber bei solchem anlass wol so nahe, dass jeder selbständig darauf kommen konnte.

demgemäfs nur rein sachliche minnelehre, die sich in inhalt und tendenz sowol im ganzen wie an einzelnen stellen eng an das vorige lied anschliefst (423, 21 *swer êren sælic welle sîn*, vgl. xxiv: 420, 24 *dâ fünd ich ouch êre bî*, 27 *und erwirbe ich freude und êre*; 422, 10 *vinde ich die, so vinde ich êre*; ferner 424, 6, vgl. 422, 9). auf sein persönliches misgeschick kommt er erst im zweiten teile zu sprechen. er tröstet sich (424, 7 ff):

Mîn muot von wîben hôhe stât.
waz danne ob mir ir einiu hât
Erzeiget hôhe missetât?

hat es also innerlich überwunden. wante er sich im ersten teile an die männer, so gilt der zweite ausschliefslich den frauen. auch wenn er von ihnen in der dritten person redet, ist doch alles an ihre adresse gerichtet. der inhalt dieses teiles ist nicht neu. er ist ein verschmelzender cento von motiven früherer lieder, deren entstehung und entwicklung wir beobachtet haben. 424, 11:

Swaz si gegen mir hât getân (constr. ἀπὸ κοινοῦ)
daz wil ich gerne wizzen lân
— — — — — — —
ûf genâde guotiu wîp —

worauf die erzählung ihrer schuld folgt. was ist dies im grundmotiv und in der form anders als die grofse anklagerede des xx liedes, vor demselben tribunal, an das zu allererst zu denken er seit der Venusfahrt und seit dem geselligen winter 1227/28 gewöhnt war (lied xiii str. 4, insbes. 397, 24)? — 424, 7—31 des leichs widerholt geradezu lied xx str. 1—4, man vgl. speciell die anfangsapostrophe, und ist nur eine neue variation des hauptinhaltes aller bisherigen scheltlieder. — im einzelnen entspricht 424, 15—21 der zweiten strophe von xx. die beiden bilder mit denen er die launenhaftigkeit der herrin verklagt, 424, 25—31, verfolgen in anderer sphäre denselben zweck wie das bild vom aprilwetter xxii str. 5:

Nu vert enwer ir habedanc,	*Als aberillen weter vert ir wille,*
Reht als ein rat daz umbe gât	*daz nie windes prût als swinde*
etc.	*enwart* etc.

Die gegenüberstellung der *guoten* und *falschen wîbe* 425, 1—2 schlägt noch einmal das thema von xxii für einen augenblick an, die beiden folgenden verse bringen mit dem widerholten *stæte*

das hauptstichwort von XXIII wider in erinnerung. die zweite hälfte des zweiten teiles, in die diese motive bereits gehören, drückt dasselbe aus wie die letzten strophen des vorhergehnden liedes XXIV, den wunsch eines neuen verhältnisses. aber unwandelbar muss die neue herrin sein, das betont der durch erfahrung gewitzigte zum schlusse nochmals nachdrücklich (425, 26—426, 3).

Gleichzeitig mit dem leich hat Ulrich nach seiner eigenen angabe (426, 8f) das XXVI lied gedichtet. es erweist sich als ein kurzer auszug des leichs in inhalt und einkleidung (r a t an die männer, *guotiu wîp* zu minnen); der erste teil, str. 1—3, entspricht genau dem ersten, der zweite, str. 4—7, dem zweiten teile des leichs. auch der übergang zwischen beiden teilen (426, 24—25) ist ganz der gleiche wie dort (424, 7ff). die letzten strophen (5 u. 6) von XXIV, die den zweiten teil des leichs mit bilden halfen, haben mithin auch die drei letzten von XXVI befruchtet. die ähnlichkeit erstreckt sich bis auf die worte (zb. *vinden* 427, 1. 10 vgl. 425, 24. 422, 6. 10). — der wunsch eines zweiten aussichtsreicheren verhältnisses ist zu voller klarheit gediehen. nur der würdige gegenstand fehlt noch. die schlussstrophe:

Ich wil gerne sîn ein vrowen vrîer man,
al die wîle ich niht ein guote vinden kan usw.

bildet bereits den directen übergang zu den *wânwîsen*.

II Die wânwîsen. 1232/33.

Ulrich begründet seine hinwendung zu *wânwîsen*[1] mit der ausdrücklichen bitte einer hervorragenden dame an ihn, er möge um aller frauen und um seiner selbst willen die rachedichtung der scheltlieder aufgeben (427, 13—28; lyrischer niederschlag im nächsten liede 428, 26. 27). auch ohne solche aufforderung würde Ulrich das getan haben, da die bisherige entwicklung an sich schon dazu führen muste.

Zusammenhang der *wânwîsen* mit geist und inhalt der letzten lieder ist unverkennbar. die erste *wânwîse* (XXVII) bleibt im gedankengange des vorhergehenden liedes XXVI, dessen inhalt sie gewissermaſsen umdreht. hatte Ulrich dort behauptet, wenn man *hôhen muot* erwerben wolle, brauche man nur *guotiu wîp* zu

[1] *wânwîsen* ist nach wie vor als 'freie phantasieproducte ohne realen gegenstand' aufzufassen und Bechsteins seltsame übersetzung 'freudenklänge' (anm. zu str. 1376, 8. L. 427, 28) zu verwerfen.

minnen, und dies allen männern geraten, so sagt er jetzt: wer erfolg in der minne werter frauen haben wolle, müsse hochgemut sein (428, 7. 8), und erteilt sich selbst diesen rat (428, 25 ff) — es ist ein zirkel. nach der verirrung der ihm garnicht anstehnden scheltlieder hat er sich damit zu seiner wahren natur und zu seinem lyrischen grundgedanken zurückgefunden: freude, nichts als freude soll die ritterliche minne geben.

Dieser gedanke wird in der zweiten, sangbar-anmutigen *wânwîse* (XXVIII) nur weiter ausgeführt, zum teil spielend. vor der *stæten liebe*, die *minne* heifst (430, 1), schwindet alles trauern; sein geheimes verlangen nach ihr kann er in einem seufzer zum schlusse nicht verbergen.

Bei stiller sehnsucht bleibt es nicht; schon das nächste lied (XXIX), ein sommerreie, der das glück erhörter liebe fast neidisch preist, wird sehr kühn: die höchste seligkeit ist die umarmung, das *bîgelîgen*, das als schlusspointe bis an die grenzen der mittelalterlichen discretion ausgemalt wird. natürlich: gerade der 'frauenfreie' mann (427, 24) muss in der phantasie geniefsen, was ihm das leben zur zeit versagt.

Eine illustration zu den bisher gegebenen minnelehren, die dabei noch einmal in lebendiger unterweisung kurz zum vortrag kommen, zugleich eine praktische anwendung bildet die sechste *wânwîse*, ein dialog Ulrichs mit einer *vrouwe* über das berühmte thema: *waz ist minne?* in dessen verlauf der belehrende ritter keck wird und ganz unerwartet einen allerliebsten korb bekommt (winter 1232).

Es fällt auf, dass Ulrich in den zwei strophen des märe, die den übergang vom vorhergehnden liede zu diesem dialog bilden, gerade von einem besuche spricht, den er damals jener befreundeten dame, die ihm von den scheltliedern abgeraten, gemacht habe, und von der unterredung mit ihr. die schilderung sieht ganz nach minneconversation aus. 434, 14:

> *ich reit mit ir sus unde sô:*
> *des antwurt mir diu tugend rîch*
> *mit süezen worten minneclîch.*
> *mit spæher rede ich von ir schiet.*
> *dâvon sô sang ich disiu liet* (= XXX).

Er versichert also ausdrücklich, aus einer derartigen unterhaltung sei sein dialog über die minne hervorgegangen. sollen

wir ihm hier mistrauen, etwa weil die lieder das ursprüngliche sind, aus denen das märe nachher in freier phantasie geschöpft sein könnte? da sich die beziehungen zwischen erzählung und liedern[1] bisher als ganz unverdächtig erwiesen haben, da der dichter ganz naiv, unironisch, unhumoristisch, sachlich-trocken berichtet, sogar beschämendes nicht verschweigt[2], so halt ich uns für durchaus berechtigt, hier den zusammenhang zwischen leben und lyrik festzustellen. dann wären wir auch berechtigt, anzunehmen, dass Ulrich, der seine freiwillige verlassenheit so schwer ertrug, jener dame würklich seine minne angetragen und einen korb bekommen hat. sie verschwindet nämlich jetzt stillschweigend aus dem FD. die art, mit der Ulrich sehr bald danach (439, 14) seine neue herrin, die des zweiten verhältnisses, frisch in die erzählung einführt, verbietet anzunehmen, dass jene dame mit dieser identisch sei.

Die tendenzen der *wânwisen* finden sich in der fünften (XXXI), welche die letzte bleiben sollte, unabsichtlich noch einmal zusammengestellt: preis des frühlings und der frauen, deren liebe den mann glücklich macht.

Diese wenigen gedanken in den wenigen liedern sind im grunde Ulrichs ganze liebeslehre. die *wânwisen* heben sich nicht so sehr von den bisherigen minneliedern ab, als man bei dem wegfall einer bestimmten persönlichkeit, an die sie sich richteten, erwarten sollte. gerade hier wird recht klar, dass Ulrichs lieder bisher eigentlich alle schon *wânwisen* waren, dh. dass im grunde auf die verehrte herrin wenig dabei ankam. sie ist nur eine stellvertreterin des ganzen geschlechtes, dem Ulrichs verehrung gilt. mag auch — woran ich nicht zweifle — sein herz bei der ersten minne nicht unbeteiligt gewesen sein, ihre wahre ursache war das artistische phantasiebedürfnis, das für die dem menschen Ulrich einmal innewohnende hinneigung zur frau einen bestimmten äufseren anhalt suchte. in den *wânwisen* fiel auch dieser vor-

[1] der ausdruck 'eingestreute lieder', an den man sich gewöhnt hat, nimmt in dem falle Ulrichs zum mindesten unsicheres als sicher an. denn mag auch Ulrich für das märe gleichzeitige aufzeichnungen benutzt haben (s. Schönbach Biograph. blätter II 32, 33), so bleibt doch bestehn, dass die lieder das in der vorliegenden festen form älteste sind, um das die erzählung herumgegossen ist. sie sind das prius, nicht die erzählung.

[2] vgl. Schönbach aao. s. 28 ff.

wand fort: insofern kommt in ihnen seine natur am reinsten zum ausdruck.

III Lieder der zweiten minne. 1233 < > 1255.

Da Ulrich im sommer 1233 nachgerade selbst darüber klar geworden ist, dass er für ein neues minneverhältnis reif sei, zögert er nicht, sich nach einer würdigen, dem einzigen, das ihm dazu noch fehlt, umzusehen (439, 11 ff). seine erste minne ist für ihn innerlich schon so lange her, dass die erinnerung sie ihm bereits golden zu färben beginnt (438, 14—24). bald hat er eine herrin gefunden; und dass er kein blöder page mehr ist, sieht man an der sachlichen art, in der er das verhältnis in die wege leitet: er reitet einfach zu der dame (deren namen er natürlich nicht nennen darf) hin und 'tut ihr seinen willen kund' (440, 9). ihre antwort fällt so aus, dass er davon in freudenüberschwang gerät und seiner ältesten, im grunde einzigen liebe, dem *hôhen muot*, das erste lied seiner neuen minne (XXXII) widmet. für deren abstractere art ist die adresse an einen personificierten begriff von vornherein charakteristisch. der minnephilosophische ton der *wânwîsen* bleibt, nur mit schwindender frische, in geltung. XXXII ist ein rechtes beispiel für ein absichtlich gemachtes gelegenheitsgedicht. mit vollem bewustsein, ganz unnaiv, wird die neue verbindung begrüfst und unter etwas künstlichem jubel eingeläutet. das gefühl der erleichterung freilich, nun nicht mehr einsam *trûren* zu müssen, mag wol wahr daran sein, hier wie in den folgenden liedern. das einzige thema ist zunächst natürlich der preis der neuen herrin. die einzelmotive sind grofsenteils nicht neu. so greift Ulrich auf das hauptmotiv des VIII liedes, beschreibung der insassen seines herzens (s. o.), zurück, wenn er in der vorletzten strophe den *hôhen muot* als vogt im hause seines herzens auffasst, dem die frau und die minne dort gesellschaft leisten; angedeutet ist die metapher schon in den ersten beiden versen des liedes. durch seine freude klingen reminiscenzen an die von der früheren herrin ihm angetane *untât* (s. o.), denn es ist als reaction darauf zu erklären, wenn er jetzt so viel von der *êre* seiner herrin spricht. hatte er in den scheltliedern die erste dame eines vergehens bezichtigt, dessen nennung sie schamrot machen müste (412, 25 ff), von ihr gesagt:

diu ist wîbes êren gram (417, 17)

und von einer zukünftigen herzensherrin verlangt, sie müsse

> — *wîplich sîn gemuot,*
> *êren rich, vor allem wandel gar behuot* (427, 7 ff),

so frohlockt er jetzt:

> *Hôher muot, dich hât gesendet*
> *mir ein wîp diu êre hât* (441, 5);

das ist das allererste, was er überhaupt im liede von ihr sagt[1] (dritte strophe). begreiflicherweise kommt er noch oft darauf zurück. der unmittelbare zusammenhang seiner neuen poesie mit den eben verklungenen *wânwîsen* wird in dem folgenden, ebenfalls noch einleitenden liede (XXXIII) bemerklich, einem dialoge Ulrichs mit der neuen geliebten über bedingungen und lohn seines dienstes. die elegante minneconversation endet unerwartet damit, dass sie seine immer schmeichelhafteren complimente scheinbar entrüstet als ironie zurückweist. unverkennbar ist die grofse ähnlichkeit mit dem kurz vorhergehnden dialoge XXX: auch dort gespräch Ulrichs mit einer dame; er beginnt, wird von strophe zu strophe kecker und erlebt zum schluss eine — dort offenbar ernsthaftere — kokette abweisung, die ebenfalls ganz kurz (dort zwei, hier drei verse) in die letzte, eigentlich ihm gehörende dialogstrophe als letzte pointe einbricht (ebenso schon im ersten dialog mit frau Minne, X 136, 5 f.). dazu kommt, dass die entstehung beidemale die gleiche ist. wie XXX nach des dichters

[1] die widerholung in der zweitfolgenden strophe (441, 21) besagt vielleicht nicht viel, da reimschlendrian vorliegen kann (*lêre : êre : hêre*; vgl. 437, 9—11 im vorhergehnden liede). aber weiterhin sprechen noch mehrere stellen von der *êre* der dame, in den nächsten fünf liedern vier: 445, 24 (XXXIV), 449, 9 (XXXVI), 449, 22: *wol mich — des daz si hât tugent und êre*, und besonders 450, 11 ff: *ich bin vrô des daz ir êre hât behuot sich als si sol* (XXXVII; vgl. 508, 14). vor dem umschwung nach lied XIX ist von *êre* der herrin in allen liedern nur an folgenden stellen die rede: 111, 3 (VI). 131, 25 (IX). 394, 18 (XII). 406, 14 (XVII). 408, 20 (XVIII), und höchstens an der ersten mit einiger betonung. jetzt hat U. diese eigenschaft ganz anders einzuschätzen gelernt. — auch von *êre* der männer wird jetzt häufiger gesprochen. und es ist vielleicht kein ganz äufserlicher zufall, dass nicht allzulange danach, bei der Artusfahrt 1240, herr Kadolt Weis dem Lichtensteiner eine jungfrau als botin der *frouw Ere* entgegenreiten lässt, um ihn zum turnier einzuladen (477, 5 ff), ein scherz, den Roethe mit dem jenen rittern im südosten sicherlich wolbekannten Reinmar von Zweter zusammenbringt (Die gedichte Reinmars von Zweter s. 168. 217); nach ihm stammt auch das adj. *êregernde* bei Lichtenstein (zb. 423, 1. 424, 1. 456, 25) von demselben Reinmar.

eigener aussage (s. o.), ist auch xxxiii als unmittelbare würkung einer minniglichen unterredung entstanden. Ulrich versichert es widerholt vor und nach mitteilung des dialoges:

swaz ich des tages gegen ir sprach,
zehant dô ich dâ von ir schiet,
ich sanc von ir sâ disiu liet (442, 29ff)
— — — — — — —
ich redet drinn mit der frowen mîn (444, 15),

und ich sehe keinen grund, ihm nicht zu glauben.

xxxiv ist eine gesteigerte widerholung von xxxii; das gleiche gilt von xxxvii. leider ist über die entstehungszeit all dieser lieder genaueres nicht zu sagen, als dass Ulrich sie (von xxxiii an) zwischen 1233 und 40 verfasst hat. xxxiv—xxxvii können in ihrer abfassungszeit nicht allzuweit auseinanderliegen, sonst würde er sie schwerlich zusammen angekündigt [1] und ohne jeden verbindenden text widergegeben haben.

xxxiv ist ein frühlings-, xxxv ein winterlied, doch wol aus demselben jahre (wie oben iv und v), beider inhalt durchaus der übliche: das kommen des frühlings wird mit dem der neuen liebe identificiert, als bestes mittel gegen das leid des winters aber empfohlen, mit frauen in den warmen stuben sich zu erfreuen. auf derselben contrastierung von draufsen und drinnen beruht das nächste winterlied (xxxix, 1240); nur dass hier der grund seiner bei der harten jahreszeit verwunderlichen freudenstimmung, die schönheit seiner herrin, nicht nur erwähnt, sondern in längerer unanschaulicher schilderung, bei der leibliche und charaktervorzüge durcheinandergehn, vorgeführt wird. schönheiten der form erwähnt Ulrich nicht; nur ihre farben, braun, rot (mund), weifs, sind es, die ihm eindruck gemacht haben.

In dasselbe jahr fällt ein zweites marschlied (*ûzreise*, xxxviii). es ist auf der Artusfahrt gedichtet worden; Ulrich glaubte wol, seiner zweiten herrin auch eine *ûzreise* schuldig zu sein. es hat ihn nun offenbar gereizt, über den gleichen gegenstand ein ganz gleiches gedicht, das doch keine copie sein sollte, mit gleichsam benachbarten worten zu machen. beide lieder umfassen je sieben strophen, von diesen sind nur je die zwei letzten, die sich an

[1] 444, 16 *Da nâch se rehter zît ich sanc*
vier wîse, als mich mîn wille twanc,
dh. wol: jedes einzelne bei passender gelegenheit, wie mich mein herz trieb.

die jeweilige dame richten, aus äufseren gründen insofern verschieden, als sie das erste mal die misgunst der herrin beklagen, das zweite mal den ruf nach schild und speer zum ruhm der herrin voll würksamen ungestüms erklingen lassen. alle andern strophen der ersten *ûzreise* finden in denen der zweiten ihre entsprechung, nur in verschiedener reihenfolge[1]. der einzige sachliche unterschied ist der, dass im zweiten marschliede die ritterliche betätigung ausdrücklicher auf den lohn *werder wîbe* bezogen wird, während im ersten der *schilt* auch in sich selbst schon ehre hat. die widerholung ist entschieden matter.

Wichtiger ist eine andere specielle gattung, die tagelieder. von ihnen hat Ulrich ebenfalls nur zwei gedichtet, das erste zwischen 1233 und 1240 (XXXVI), das zweite im winter 1240/41 (XL); man darf ihre entstehungszeit wol nicht allzuweit auseinanderrücken. sie haben noch einige lieder nach sich gezogen: es sind die unmittelbar auf das zweite tagelied folgenden: XLI, XLII und XLIII, die in derselben phantasierichtung weitergehn und unter sich und mit XL durch anklänge und anknüpfungen verbunden sind. alle fünf bilden zusammen eine gruppe, liebeslieder sinnlicher färbung.

An vorklängen fehlt es nicht. der *reie* (XXIX, 1232) malt bereits die situation der liebenden in ganz ähnlicher weise aus wie XXXVI, die reihenfolge der liebesbezeugungen ist dieselbe, bis in den einzelausdruck geht die ähnlichkeit. die erste liebkosung ist der kuss (433, 6 : 448, 2), dem, schön beobachtet, das liebevolle sichanblicken folgt:

[1] str. 1 in XVI entspricht str. 1 in XXXVIII: frauendienst ehrt ritter.
- 2 - XVI - - 4 - XXXVIII:

Swer volget dem schilde, der sol ez enblanden	*Swer mit schilt sich decken wil vor schanden,*
Dem lîbe —	*Der sol ez dem lîbe wol enplanden.*
reimwörter *êre : lêre : sêre.*	reimwörter *êre : sêre.*

str. 3 in XVI entspricht str. 2 in XXXVIII: diese zählt die tugenden auf, die jene 404, 17 verlangt.
str. 4 in XVI entspricht str. 5 in XXXVIII: mut und feigheit constrastiert. gleiche reimwörter: *wilde : schilde, decken : blecken* = *schilde : wilde, blecket : decket.*
str. 5 in XVI entspricht str. 3 in XXXVIII: *Ir sült gedenken* — = *Denket* —: frauen sollen an belohnung der männer, männer an frauenlohn denken. — die II *ûzreise* drückt vieles nur anders herum aus.

433, 12 f *ob dâ iht* 448, 6 f *dô si in den ougen reht ersâhen*
ougen liht *ir lieplîch minnevarwen schîn,*
lieplîch sehen einander an?[1]

das weitere wird in beiden liedern mit denselben worten bezeichnet: *minne freudenspil, minnespil, spil* (432, 16. 433, 8 : 448, 4. 9. 28); die arme der frau erhalten das gleiche attribut : *von linden armen blanc* (433, 2), *mit linden wîzen armen* (449, 1), uam. nur dass Ulrich im *reien* in der ausmalung der situation noch nicht so weit geht wie im tageliede, sondern das letzte nur mit schalkhafter frage andeutet. im stil des tageliedes, wie er sich seit Wolfram in Deutschland gebildet hatte, war dergleichen angebrachter, ja fast unerlässlich.

Das zweite tagelied (winter 1240/41) steht mit dem ersten in eigentümlicher beziehung. es stellt eine spätere stufe der situation dar : denn es beginnt erst mit dem eintreten der zofe, während das erste, schon auffallend genug, mit der begrüfsung des ritters durch die frau anfängt; und der ritter nimmt nicht abschied nach der warnung, sondern wird, weil es zu spät geworden, noch einen tag und eine nacht heimlich dabehalten. die verhandlungen hierüber und die erzählung dieses herganges sind die hauptsache in diesem gedicht, das der aparten neuerung wegen gemacht ist (vgl. 510, 23—511, 6). für das *minnespil* (513, 14) bleibt nur eine ganz summarische angabe (513, 15—18) übrig : im ersten liede war seine ausmalung geradezu thema gewesen. insofern sind Ulrichs zwei tagelieder, die gewöhnlich als einheit behandelt werden, unter sich durchaus charakteristisch verschieden.

Beiden gemeinsam ist die einführung der *maget* an stelle des wächters, über die mehrfach gehandelt worden ist[2]. im

[1] mit rücksicht auf diese stelle stimme ich Bechstein bei, wenn er s. 155 anm. zu v. 63 ohne begründung gegen Lachmanns interpunction vorschlägt, 433, 30. 31 zu lesen : *ob dâ niht mêr geschiht?*

[2] de Gruyter Das deutsche Tagelied s. 18. 20. 25. 112. 122. Schlaeger Studien über das Tagelied s. 88. — ich glaube nicht, dass, wie de Gruyter s. 20 möchte, die von ihm verglichene stelle des Grafen Rudolf (s. 112) Ulrich beeinflusst hat. Beatris spielt eine ganz andere rolle als Ulrichs dienerin. die einzige übereinstimmung ist, dass der graf den nächsten tag noch da bleibt, und dieses motiv ligt bei der gefährlichkeit der situation (vgl. Alwin Schultz Höfisches leben I[2] 1472 ff) nicht so fern, dass Ulrich nicht allein darauf gekommen sein könnte. weitere ähnlichkeiten vermag

augenblicklichen zusammenhange interessiert uns nicht die — zweifelhafte — geschichte des motivs, sondern nur das motiv selbst in seiner persönlich charakterisierenden bedeutung. dass der Lichtensteiner seine epigonenhaft-rationalistische neuerung zu gunsten eines der archaischen stilstrenge des alten tageliedes gar nicht anstehnden realismus selbständig und ohne sich eines einflusses bewust zu sein, unternahm, geht aus seiner tiftelnden argumentation 509, 9—511, 6 klar hervor. auffallend ist nur, dass er sie erst vor dem zweiten tageliede bringt, da er doch schon vor einiger zeit im ersten die magd eingeführt hat. dass das zweite lied vor dem ersten gedichtet wäre, wird, abgesehen von der bisher immer stimmenden chronologie der anordnung, dadurch ausgeschlossen, dass es mit dem secundären einfall, den ritter den tag auch noch dableiben zu lassen, klar die an der ursprünglichen gestalt der tageweise (wie sie das erste lied darstellt) weiterdichtende phantasie verrät. man kann nur annehmen: er hat das erste lied mit einführung der magd naiv gedichtet, einem einfall folgend, über dessen herkunft und berechtigung er sich keine sorgen machte. später ist, wie es bei sanguinikern mit pedantischer ader zu gehn pflegt, die reflexion hinterhergekommen, die ihn veranlasste sich nachträglich gründe klar zu machen. hiermit würde sich auch erklären, dass er gerade im zweiten tageliede, wider erwarten, den ignorierten wächter wider erwähnt, mit seinem verschwinden von der zinne das auftreten der zofe geschickt motiviert : nachdem sich die reflexion eingestellt hat, ist man eben gewissenhafter.

Oder aber es ist ihm erst später bei der redaction des FD, als er bereits bis zum zweiten tageliede dictiert hatte, klar geworden,

ich nicht zu entdecken. ist es übrigens irgendwie wahrscheinlich, dass Ulrich den schwerlich sehr verbreiteten Grafen Rudolf gekannt hat? — — Schlaeger (aao.) meint, Ulrich hätte sich unwissentlich 'mit der einführung der zofe der ursprünglichen form [des Tageliedes] wider genähert'; er geht dabei von seiner von s. 83 an entwickelten ansicht aus, dass pseudo-ovidische stellen, an deren einer (!) die amme der herrin auftritt, den ausgangspunct für das Tagelied gebildet hätten, ja unmittelbar die eben hervorgehobene. die hier zugrunde liegende anschauung über das entstehen von dichtungsgattungen kann ich mir nicht zu eigen machen. — die gründe, die Schlaeger s. 80 ff gegen Roethes erklärung von der entstehung des Tageliedes aus dem 'geistlichen wächterliede' (Anz. xvi) anführt, scheinen freilich beweisend.

dass seine neuerung erklärungsbedürftig sei, und er holt nun die erklärung an dieser sehr geeigneten stelle nach, wo er so wie so etwas an einem tageliede zu erklären hatte. hierher gehören nämlich von rechtswegen nur die beiden letzten strophen der auseinandersetzung, 510, 23—511, 6, in denen er die zweite neuerung: der ritter bleibt den tag über bei der frau, in ganz derselben tendenz zum realismus begründet wie die erste. —

Die anregung, die sich Ulrich selbst mit diesen liedern gibt, würkt in verschiedener art weiter. den sinnlichen kern der tageliedsituation nimmt das unerfreuliche lied XLI (sommer 1241 <> 1245) heraus. es ist aber nicht er selbst, der seine *vrowe* '*triutet*', sondern — sein *hôher muot*; und wo? in seinem herzen. der situationsbeschreibung dienen allein vier strophen (4—7), die sich in allen bezeichnenden ausdrücken an das vorhergehnde zweite tagelied anschliefsen (516, 9. 11. 13. 14. 21–23). da die tageliedsituation leider in würklichkeit illusion bleibt, muss er sie sich in der phantasie ausmalen[1]. es ist dieselbe unerquickliche erscheinung wie bei der dritten *wânwîse* (XXIX, *reie*), nur dass er jetzt auf eine absurde, unanschauliche allegorische einkleidung verfallen ist, deren vorstellung schon widerwärtig berührt.

Ihre genesis können wir genau feststellen. von jeher war es seine lieblingsvorstellung, die herrin in sein herz gelegt zu denken, gelegentlich auch sich in das ihre (VIII, s. o., der körperlichste ausdruck dafür in dem später geschriebenen märe, 511, 20: *und sich ietweders herze hept, ze springen in des andern lîp*). schon das VIII lied hatte der ersten dieser vorstellungen gegolten, im XXXII hatte er sie wider aufgenommen (*in mînem herzen* 441, 27), am schlusse auch schon das toben der liebe in seinem herzen mehr drastisch als geschmackvoll beschrieben (442, 5). beide vorstellungen fasst er zusammen im ersten tageliede (449, 7):

du bist vogt in dem herzen mîn:
sam bin ich in dem herzen dîn,

beide vorstellungen hintereinander verwertet er im XLI liede; str. 1—3:

[1] er spricht das noch spät im märe ganz offen aus (515, 2):
ich hân mit ir dâ freuden spil
mit gedanken swie ich wil.

— mich jâmert sêre
in daz reine herze dîn;
dâ solt du mich hûsen în.

der inhalt von str. 4—7, sie in seinem herzen, wird dadurch modificiert, dass er an seine eigene stelle seinen genossen, den *hôhen muot*[1] setzt, seinen alten, seit XXXII nicht mehr aus dem auge gelassenen liebling. dazu die gerade jetzt in ihm lebendige tageliedsituation: und alle elemente des allegorisch kalten und doch sinnlich schwülen gedichtes sind beisammen.

Im nächsten liede (XLII, aus derselben zeit) folgt der bildlichen ausführung der allegorie die dialektische. ihr leib ist in seinem herzen, ihr herz dabei in ihrem leibe; gleichzeitig trägt sein leib ihr herz in sich; sein leib will aber — und darin gipfelt diesmal das gedicht — in ihr herz: das sind die spitzfindigen einfälle, mit denen jongliert wird, unter gleichzeitigem fortwährenden wortspiel mit *lîp, liep, liebe.*

Lied XLIII endlich zeigt die nachwürkung der tageliedsituation, insofern es in eine körperschilderung ausläuft, die den wunsch heimlichen küssens erweckt und mit der hindeutung auf das *minnespil* (522, 4, letztes wort) pointiert schließt. die schilderung widerholt zt. die des ersten tageliedes, zb. *brüstel, kinne, wängel, munt* (521, 32) : *ir ougen, kinne, wengel, munt* (448, 24). der größere teil des gedichtes verherrlicht seiner *vrowe* verschiedenartiges lachen; auch dies kein ganz neues motiv: schon die zweite *ûzreise* (XXXVIII) hatte mit dem preise ihres lachens würkungsvoll geschlossen: — *daz kan si süeze machen* (458, 7).

Was dieser ganzen gruppe von liedern zu grunde ligt, verrät Ulrich an der zum letzten liede gehörigen stelle des mæres (522, 14): *daz wolde got, und kœmez sô daz ich ir gelæge bî!* schon hieraus könnte man ersehen, dass das zweite verhältnis nicht glücklicher war als das erste; er wagte nur nicht mehr so viel zu verlangen.

Erfreulicher, wenn auch poetisch vielleicht niedriger stehend, sind die drei folgenden lieder, die sich ebenfalls als eine — unbeabsichtigte — gruppe dadurch erweisen, dass sie dasselbe grundthema in der gleichen tendenz und mit vielfacher ähnlichkeit im einzelnen behandeln. Ulrich muss damals (c. 1245—47) eine gute zeit gehabt haben, trotz des unglücks, das die Steier-

[1] er klopft mit Ulrich an die herzenstür 515, 27.

mark in jenen jahren betraf (1246 schlacht an der Leitha, tod herzog Friedrichs, geschildert FD 525—530), denn alle drei lieder preisen den *hôhen muot* (524, 14. 534, 9. 536, 17).

Das erste (XLIV) beginnt damit programmatisch, wie früher XXXII: *Ich bin hôhes muotes* — durch ein wort, das die herrin gelegentlich zu ihm gesprochen hat; ihm gilt das ganze lied. im dazugehörigen stück des märes spricht er ebenfalls ausführlich von der seligkeit die es ihm gegeben (522, 29 ff), ohne dass wir jedoch von der veranlassung oder von dem wortlaute etwas erführen. dies minneverhältnis bestand ja zur zeit der redaction des FD noch fort.

Das zweite lied (XLV) ist ganz von XLIV abhängig. in der tendenz erscheint es noch gesteigert: er polemisiert jetzt geradezu, gleich zu anfang, gegen die unfrohen, dh. nach seiner ansicht schlechten — im märe bezieht er das, wol sehr nachträglich, auf die damals auch in Steiermark aufkommenden raubritter (532, 5 ff); im liede findet sich davon keine spur. ihr *wort* bezaubert ihn immer noch (533, 26 *diu kan sprechen süeziu wort*, vgl. 525, 7 *dô si sprach daz süeze wort*, 9 *mit ir worten süezen*), desgleichen *ir urloup und ouch ir grüezen* (534, 7, vgl. *ir urloup, ir grüezen* 525, 11, in demselben reim: *süezen*) und *ir güete* (534, 10, vgl. *ir güete* 525, 3). sie *krœnet* ihn (534, 13), wie er sie denn eben erst in XLIV als *gewaltic küneginne* (525, 26) über sich erkannt hatte. auch ihr lachen 533, 21 macht ihm noch denselben eindruck wie zur zeit des XLIII liedes (s. o.).

Das dritte lied (XLVI), von ihm 'Frauentanz' genannt (536, 9), fasst die bisherigen tendenzen des *hôhen muotes* summarisch zusammen (*Trûren ist ze wâre niemen guot, wan dem einen der sîn sünde klaget* 536, 15), vergisst nicht, den *wol redenden munt* wider als freudenquelle zu loben (536, 21, vgl. XLV u. XLIV) und verbindet mit alldem eine variation seines alten preises, den er den farben seiner dame, braun, rot und weifs im XXXIX liede gesungen hatte; ja, fast möchte man glauben, er habe sich bewust copiert: denn schon dort (508, 26) hatte er an die farbenschilderung den — damals noch nicht so trivialen — vergleich seiner dame mit einen engel angeschlossen, gerade wie hier (537, 8).

Es wird aufgefallen sein, dass von den liedern des zweiten verhältnisses sich so wenige an Ulrichs würkliches leben anknüpfen liefsen, im gegensatz zum ersten. seine dichtung wird

mit zunehmenden jahren immer abstracter. seit 1240 schon haben die frühlings- und winterlieder aufgehört, das XXXIX lied, gleich nach der Artusfahrt, ist das letzte winterlied; von da an wird der wechsel der jahreszeiten, der bisher ein festes gerippe für die erzählung abgab, immer seltner und schliefslich gar nicht mehr erwähnt. ja gerade auch mit dem zum XXXIX liede gehörigen stück des märes beginnt Ulrich dessen text nur noch aus den paraphrasen der längst vorliegenden lieder zusammenzustoppeln. die eigentliche erzählung des FD hört auf.

Nur episodisch kommt noch zweimal handelndes leben in das werk, in den berichten von der schlacht an der Leitha 1246 (525, 27–530, 12)[1] und von Ulrichs gefangenschaft in seiner eignen Frauenburg 1248/49 (537, 10—547, 32). dieses unglück ist, soweit die überlieferung erkennen lässt, das einzige lebensereignis, das seine dichtung noch unmittelbar angeregt hat; ein so kleines vorkommnis wie jene bejubelte äufserung der dame zu ihm (XLIV) wird man nicht mitrechnen wollen.

Im kerker angeschmiedet dichtet Ulrich ein lied (XLVII; ende sommer 1248). findet ein mann in solcher bedrängnis poetische stimmung, so dürfen wir gewis auf wahrheit des gefühlsausdrucks rechnen. und an wen wendet er sich? an alle frauen (*Nu hilf, wibes güete* 545, 3; 7. 12. 18); dann erst gedenkt er, allerdings ausführlich, der seinen (545, 24 ff) : *durch si êre ich elliu wip.* er fühlt sich als den berühmten frauendiener (545, 10), dessen verehrung dem ganzen geschlechte gilt (545, 18); seine *vrowe* hat nur als specialfall wert — damit ist eins seiner ältesten und wahrsten motive wider an der oberfläche seines schaffens (vgl. bes. XI, XIII, XIV, XV, XX, XXII, XXIV, XXV, XXVI, XXVII). — den verlassen vor sich hinbrütenden tröstet das bild der geliebten (546, 3 f) : hier nun stellen sich mit den reminiscenzen die motive der letzten lieder ein : ihre farben rot, weifs, braun (XLVI, XXXIX); *von gepurt ein vrouwe ... von tugenden wip* 546, 15 (vgl. 508, 28. 537, 3); ihr lachen (XLIII), ihr mund und ihre augen (XLIII; 536, 27 in XLVI).

[1] 527, 3 ist Lachmanns lesart *vor* (L) gegen Wackernagels conjectur *von* (Gesch. d. deutsch. litt. I² 285 anm. 2) zu halten. wäre das lied von der Leithaschlacht 'von' Ulrich *ê getihtet*, so läge so wenig wie bei all seinen andern liedern ein grund vor, es jetzt mangelnder *niuwe* wegen dem leser vorzuenthalten. die Leithaschlacht hat ihn nicht lyrisch angeregt.

Dieselben elemente bilden das nächstfolgende lied (xlviii), das noch unter dem eindruck der einjährigen gefangenschaft und der erlittenen besitzverluste (549, 25) entstanden ist (nach dem september 1249). sein anfang knüpft unmittelbar an den schluss des vorhergehnden an:

ir munt unde ir ougen lieht,
sô mich diu anlachent — (546, 21 ff):
und mich iwer ougen lachent an (549,20),

dasselbe ferner 549,27. 550,1.2.4; *sô mich munt und ougen lachent an* 550, 6. ältere motive treten hinzu : die geliebte gefangen in seinem herzen 550, 7 (xli, xxxii, viii), *mit der stæte alsô verrigelet* 550, 9 vgl. 448, 16 im ersten tageliede xxxvi denselben ausdruck; ihre *süeziu wort* 550, 17, vgl. xliv, xlv (beide male : *hort*)und xlvi.

Die lieder xlix—lviii (1249 < > 1255) zeigen keinerlei erkennbare beziehung mehr zu Ulrichs leben. sie enthalten durchweg reflexionen über die minne, meist didaktisch als minnelehre eingekleidet, und bezeichnen so als gesamtheit wie in vielen einzelheiten den inneren übergang zum 'Frauenbuch' (1257), mit dem die entwicklung des jungen liebeslyrikers zum alten minnedidaktiker abgeschlossen ist.

Diese zehn letzten lieder zeigen mannigfache zusammenhänge unter sich und mit früheren liedern. neue motive treten kaum mehr auf.

'Nur der höfisch gebildete mann hat aussicht auf erfolg bei einer wahren dame; möchte also meine hoffnung sich erfüllen!' ist der grundgedanke des xlix liedes. die behandlungsmotive entstammen kurz vorhergehnden liedern. so ist die spielende anwendung der worte *lieben* — *lîp* — *liep* — *lîbe* (554, 7. 8. 10. 11) eine reminiscenz aus lied xlii; *ir gebærde* und *ir güete* (554, 17) hatte er schon im xlvii liede (546, 20. 545, 24), ihr lachen zuletzt im vorhergehnden xlviii gerühmt. das wünschen in der schlussstrophe (554, 20) erschien ihm seit dem xiv liede (1228) poetisch (s. o.). er könne sich, wenn er gefragt würde, kein besseres weib vorstellen als seine herrin: mit einem ähnlichen gedanken schloss schon xxxiv, wo behauptet wurde, auch das urteil eines dritten, wenn er, gleich ihm, ein guter frauenkenner sei, würde seine dame allen andern voranstellen, und xxxvii (450, 3) : *Wol wol wol mich, daz die wîsen müezen si von rehte prîsen.* —

Den ersten teil (str. 1—3) des L liedes könnte man Ulrichs elegie nennen: es ist die bei so vielen minnesingern übliche zeitklage, deren unerreichten prototypus Walthers elegie darstellt. Ulrich ist freilich mehr nur verwundert, dass die jungen leute und die besitzenden nicht mehr fröhlich sind, und auch den frauendienst, das beste mittel dazu, verschmähen. dies mag sich würklich (anders als lied XLV, s. o.), schon als es gedichtet wurde, auf das aufkommende raubrittertum bezogen haben (vgl. das märe dazu 554, 27 ff). ihm aber — sein ältester gedanke — *stât durch ein guot wîp sîn muot hô.*

Dass das lied im herbst entstanden ist, wird in der ersten zeile nur noch ganz obenhin angedeutet.

Die nächsten fünf lieder (LI—LV) hängen insofern untereinander zusammen, als in ihnen allen e i n motiv eine wesentliche rolle spielt, der nicht neue[1] gedanke nämlich, dass die *schœne* nur wenn sie mit der *güete* vereinigt ist, eine frau liebenswert machen könne. isoliert kam er schon früh, im VI liede, vor (110, 17: *schœne bî der güete stât vil wol den wîben*). er bildet nun durchaus nicht das t h e m a der fünf lieder, sodass man etwa an absichtliche zusammenstellung daraufhin denken könnte, durchdringt sie vielmehr nur in abnehmender geltung, die sein auftauchen und allmähliches abklingen in der seele des dichters verfolgen lassen.

Im LI liede entwirft Ulrich in form eines ratschlages sein weibliches und männliches ideal. jenes besteht in der vereinigung von schönheit und güte, dieses in der makellosen ehrenhaftigkeit. beide sind für einander bestimmt; darauf beruht auch Ulrichs hoffnung.

Im LII liede stellt Ulrich fest, dass seine herrin diese theoretischen anforderungen an das ideal erfüllt (*i s t envollen s c h œ n e u n d d a r z u o g u o t* 563, 16). die ausführungsmotive in beiden, so eng zusammengehörigen gedichten sind älteren datums, der preis ihres lachens *und* ihres mundes 560, 19. 20 (vgl. zb. XLIX, XLVIII, XLIII), die *huote*, im Lichtensteinschen specialsinne, 563, 17 (vgl. XVIII, 408, 20 ff, vom jahre 1230), ein ausdruck wie *küssen hundert-tûsent tûsent stunt* 563, 22 (derselbe 522, 1. 2, in XLIII, entstanden 1241 <> 45).

[1] ähnlich bei Walther 83, 6 ff. 86, 11 ff. die gleichen anschauungen über tugend und schönheit 92, 21 ff. vgl. Wilmanns Leben Walthers s. 185.

Der gedanke, schönheit und güte gehören gleichermafsen zur frau, ziemlich äufserlich combiniert mit dem ebenfalls im minnesange nicht seltenen : eine *vrowe* muss *wîplîch* sein, ergibt das doppelthema des LIII liedes (str. 3, str. 4). — das zweite dieser motive hat sich aus früheren ansätzen entwickelt:

445, 20 ff (XXXIV):

sist ein frowe von geburt; sô ist ir süezer lîp
von ir tugenden ein vil wîplîch wîp.

508, 14 ff (XXXIX):

Si hât ir wîpheit vil wol behüetet
vor unvrowenlîcher tât —

Vgl. ferner in demselben liede 508, 28 und 509, 1 (sie ist *vrowe*; sie ist *wîp*)

546, 15 ff (XLVII), vgl. 445, 20 ff:

von gepurt ein vrouwe
ist si, und von tugenden wîp —.

dies, früher nur seiner herrin geltend, wird jetzt verallgemeinert: hier 566, 17 ff (LIII);

Wîp und frowen in einer wæte
sol man gerne schouwen.
swâ ein vrowe unwîplîch tæte,
wer möht der getrouwen? usw.

Von all den andern dagewesenen motiven des centonenhaften gedichtes sei nur das *êren hüeten* 566, 23, das erst im vorhergehnden liede vorkam (s. d.), erwähnt.

Auf der *güete* neben der *schœne* ligt der hauptton im folgenden liede (LIV, 1252). den meisten raum im gedicht aber beansprucht die einkleidung : *Wizzet alle daz ich kan guoten wîben in diu herzen sehen* — die consequente weiterführung von Ulrichs alten lieblingsvorstellungen, die ihn sehen liefsen, was in seinem, was in seiner frauen herzen beschlossen lag oder vorgieng : lied VIII, XXXII, XLI, XLII, XLIII (s. o.; tugenden in ihrem herzen schon 519, 3). was er dort findet, sind eben *güete* und *tugent* (571, 21. 22); darum wird er nicht müde sie mit seinem augenblicklichen lieblingsprädicat immer wider als ein *wîplîch wîp* zu preisen (572, 12. 15, vgl. 561,20 in LI, 549, 23 in XLVIII; *wîplîch* 572, 22. 26. 554, 18. 545, 14. 525, 3; *wîpheit* 534, 14. 515, 19. 508, 14; *unwîplîch* 566, 19; *unwîpheit* 546, 6).

Dieses eine gedicht genügte Ulrich noch nicht, um die vor-

stellung der tugenden, die er im herzen seiner herrin erblickte, genügend auszumalen; daher schliefst das LV lied in seiner zweiten strophe (richtiger ersten, vorher nur einleitung) unmittelbar an den gedanken von LIV, im anfang seiner dritten sogar im ausdruck an die letzte strophe von LIV an (*zuht* 572, 22 : 576, 17). die aufzählung ihrer tugenden geht von der letzten strophe von LIV ohne weiteres in die dritte und vierte von LV über. der ausdruck seiner sehnsucht in ihr herz zu kommen 576, 23 stammt aus dem XLI liede (s. d.). *wiplich* 576, 17 zweimal, *wiplich wip* 576, 22.

Schœne und *güete*, die im vorhergehnden liede noch bedeutsam zusammen genannt wurden, sind hier nur noch als nebenmotive, und gleichsam latent, vorhanden (*schœne, guot* 577, 2, *schœne* 577, 3, *güete* 577, 20).

Der zusammenhang der letzten lieder reifst auch weiterhin nicht ab. das LVI lied ist ganz aus alten motiven zusammengesetzt. Der anfang führt einen gedanken des LV liedes weiter:

LV, 576, 26:	LVI, 580, 17:
— *ein lîp sô minneclich*	*der vil reiniclich gemuoten*
der nie wandelmeil gewan —	*lîp begie nie misselât.*
	sist ein wip gar wandelsvri —

Gleich darauf erweist sich ein altes motiv, das im letzten liede wieder leise angeklungen war, auch hier brauchbar: sein herz will aus seinem leibe zu ihr 580, 21 f, vgl. 576, 23 f. der gedanke, in dieser form aus dem XLI liede (s. o.) stammend, hat sich nach einer vom VIII liede ausgehnden vorgeschichte bis hierher entwickelt, wo er seine stärkste und endgiltige ausprägung erfährt: das herz will aus der brust zu ihr springen. ihr lachen spielt dabei die alte rolle (zuletzt LVI 560, 19). drei strophen sind hiermit bestritten; was folgt ist spielende verherrlichung des kusses, die in discrete andeutung noch höherer wonne ausläuft (580, 22 ff). hiermit sind wir wider in der atmosphäre des tageliedes angelangt.

Die hier nur schüchtern bezeichnete situation wird im nächsten liede (LVII) ausgeführt, in demselben stile, den das tagelied dafür ausgebildet hat (str. 4 u. 582, 17–23 : das in die augen sehen, vgl. im ersten tageliede 448, 6, s. o.); dass der zusammenhang mit LVI bewusst war, zeigt der gleicherweise verhüllende schluss (583, 26, vgl. 581, 22), der nach diesem liede würklich nicht

mehr nötig war. von LVI zu LVII ligt mithin eine deutliche steigerung des gedankens zu gröfserer kühnheit vor, ähnlich wie von XXVIII zu XXIX, in den *wânwîsen*. und *wânwîsen*, in denen sich die unbefriedigte phantasie ergehn muss, sind dies auch. das beweist zum überfluss die einkleidung des liedes LVII : sein *wunsch* (vgl. *wân*) bewürkt das 'wunder', dass er seine dame plötzlich wie mit leiblichen augen vor sich sieht (582, 15 ff)[1]. *wunsch* und *wünschen* füllen die zwei einleitungsstrophen. also auch dieses motiv aus der frühzeit seiner lyrik (schon 18, 14. 16 in I, 1222—23; 50, 5. 12 im I büchlein, 1223; 385, 17 ff im III, 1227; XIV, 1228; s. o.) findet jetzt — zwischen 1252 und 1255 — seinen höchsten und letzten ausdruck.

Der anfang des letzten liedes (LVIII) könnte im ersten augenblicke den eindruck hervorrufen, als ob es absichtlich für den abschluss gedichtet sei. aber da die ersten zeilen nur das hauptmotiv des liedes einleiten sollen, so kann Ulrich sie so gut wie alle andern einleitenden verse im gleichmäfsigen verlaufe seiner zweiten minne gedichtet haben:

Ich bin her bî mînen stunden
ofte worden minne wunt —

aber es geht weiter:

dâ für hân ich helfe funden:
des siht man mich wol gesunt.

Im folgenden kommt er würklich noch einmal auf ein wenigstens für seine lyrik neues grundmotiv, das er dann aber mit lauter alten nebenmotiven behandelt : die *arzenîe*[2] für seine minnewunden ist der anblick seiner herrin, ihrer *liehten* farbe (584, 11, vgl. zuletzt XLVII), das hören manches süfsen wortes (584, 16, vgl. zuletzt XLVIII); da tut sein herz manchen sprung (584, 24, vgl. LVI; auch 584, 26. 27, vgl. mit LIV, insbes. mit 572, 7 *herzen grunde*). wenn ihm dann doch die *schœne und guote* (584, 29, vgl. zuletzt LV) in sein herz sehen könnte (585, 1, vgl. LIV, früher XIV und XVIII, 408, 29 ff)! Gott weifs, ihre *êre* ist ihm lieber als die seine (585, 7, vgl. 567, 11. 12; bes. 561, 1. 7. 14), sein leben lang will er ihr dienen. — mit ihrem ältesten

[1] eine *minnewunder* schon 119, 22 (im *maere*).

[2] vgl. ESchmidt Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge s. 111 ff. — *mîn arzât ist mîn munt* Walther von Metze HMS I 307.

und grundmotiv (18, 8 in I, s. o.), das vor 33 jahren Ulrichs freudebedürftiger seele entsprang, schliefst auch seine lyrik:

sist mîn trôst für trûren[1] *und mîn freuden gebe.*

Ob dieses letzte lied des FD würklich sein letztes lied geblieben ist, ist freilich nicht sicher. er selbst glaubte, als er sein memoirenwerk beendigte, er würde noch mehr singen, denn er fordert zuguterletzt freunde seiner kunst auf, künftige lieder von ihm am ende des FD nachzutragen (592, 22 f). erhalten hat sich aber aus der zeit von 1255 bis zu seinem mutmafslichen todesjahre 1275[2] nur das didaktische 'Frauenbuch' von 1257.

Überschauen wir die gesamtheit von Ulrichs liedern, so sehen wir eine anzahl motive auftauchen, wenige davon wider verschwinden, weitaus die meisten nach kleineren oder gröfseren zwischenräumen in veränderter gestalt wider auftreten und mit anderen wechselnde verbindungen eingehen. einige lassen sich durch die gesamte lyrik hindurch verfolgen, von ihrer einfachsten erscheinungsform im anfang bis zur endgiltig ausgebildeten am schluss. es ligt eine deutliche entwicklung von motiven vor.

Mehrfach liefs sich sogar die entwicklung vorzüglich éines motivs während eines engumgrenzten zeitabschnitts beobachten. solche lieblingsmotive brachten dann natürliche gruppen aufeinanderfolgender lieder hervor, die während einer bestimmten zeit ein älteres oder neues thema vorderhand oder endgiltig erschöpften: lieder an frau Minne (X; II. büchlein; XI), scheltlieder (XX—XXVI), *wânwîsen* (XXVII—XXXI), liebeslieder sinnlicher färbung, vom tageliede ausgehend (XXXVI; XL—XLIII); lieder auf den *hôhen muot* (XLIV—XLVI); kerkerlieder (XLVII, XLVIII); lieder auf die *schœne* und *güete* (LI—LV); sinnliche lieder (LVI—LVII). ähnliche grundstimmung zu ein und derselben zeit, die beliebtheit ähnlicher stichworte, vor allem die häufig festzustellende entstehung der lieder aus erzählten situationen heraus erwiesen den zusammenhang der lieder unter sich und mit dem leben.

Aus alledem geht hervor, dass die lieder in der historisch richtigen reihenfolge im FD stehn[3]. natür-

[1] derselbe ausdruck 401,9 (XIV).

[2] vgl. vFalke Geschichte des fürstl. hauses Liechtenstein (1868) I 123.

[3] der gleichen ansicht sind Scherer (Zs. 17, 575 ff; Gesch. d. deutsch. litt.[3] 211) und Schönbach (Biograph. blätter II 35/36). Roethes bedenken

lich im ganzen genommen; geringfügige umstellungen mögen, der besseren würkung wegen, hier und da vorgenommen sein[1]; doch nicht so viele oder so starke, dass sie die folgerichtige entwicklung irgendwie zu beeinträchtigen vermocht hätten.

Ohne den anschluss an die würkliche entstehungsfolge der lieder wäre niemals eine fortschreitende seelenschilderung von soviel innerer wahrscheinlichkeit, menschlicher wie poetischer, zu erreichen gewesen, wie das lyrische gesamtwerk im FD sie darstellt, und wie ich sie vereinfacht nachzuzeichnen versucht habe.

Schon das scharfe auseinandertreten der drei grofsen liedergruppen, deren jede ja einem andern seelischen zustande evident entspricht, wäre sonst undenkbar. am erkennbarsten ist die einheit des inneren und äufseren zusammenhanges bei den *wânwîsen*, die alle dasselbe grundthema, psychologie des 'frauenfreien' mannes, behandeln und alle in dasselbe jahr fallen. aber auch die lieder der ersten und der zweiten minne bilden einheiten für sich, die sich deutlich voneinander abheben, in deren jeder zusammenhänge und gleichartigkeiten zu constatieren sind[2].

Die sechsundzwanzig lieder der ersten minne fallen vom 23 (oder 25) lebensjahre des dichters bis ins 32 (oder 34)[3], und repräsentieren würklich eine ausgesprochene jugendlyrik. schon ihre gegenstände zeigen das. hier findet sich die hauptmasse der frühlings- und winterlieder, die noch variationsfähigen treuegelöbnisse, die temperamentvollen scheltlieder. die lieder gehn wesentlich auf persönliches, nicht auf allgemeines. der ton der behandlung wechselt mit der stimmung des dichters, beide mit der situation, in der sich der bewegliche gerade befindet.

Auch den *wânwîsen* steht lebhaftigkeit, feuer, wechselnder ausdruck für die stimmung noch ungeschwächt zu gebote. jedoch der trocknere ton minnetheoretischer didaktik kündigt sich schon daneben an; in den siebenundzwanzig liedern der zweiten minne

gegen die chronologisch richtige folge der lieder (Die gedichte Reinmars von Zweter s. 112) vermögen mich nicht zu überzeugen.

[1] tatsächlich seh ich keinen grund zu dieser annahme.

[2] auch Schönbach betont den unterschied der lieder der ersten und der zweiten minne, Zs. 26, 318.

[3] vgl. vFalke aao. s. 59; Knorr s. 9; Schönbach aao. s. 17; Bechstein s. xxiv dagegen setzt Ulrichs geburt schon 1198 an.

(vom 34 bis zum 56 lebensjahre) verdrängt er mit seinen spitzfindigkeiten allmählich den alten ton der lebensfrische. die production lässt nach. die lieder werden durchschnittlich länger, dabei leerer, der ton gesuchter, die bis zum überdruss betonte fröhlichkeit immer gemachter. man glaubt ihm seine lyrik nicht mehr recht. das erste verhältnis hatte doch leben, wenn auch ungesundes; das zweite ist nur der dichtung wegen da. gesuchte metaphern, oft ohne bildkraft, treten an die stelle der einfach-anmutigen, wenn auch traditionellen vergleiche der ersten periode. von der virtuos stilisierten empfindung bleibt schliefslich nur noch der stil übrig, er allerdings in unverminderter kraft. die sicherheit der hand bleibt die alte, ja sie nimmt noch zu, bis zum ende.

Dagegen schwindet immer mehr die kraft der erfindung, und dies ist das bezeichnendste für die zweite periode. Ulrichs lyrik lebt schliefslich ganz von alten motiven.

Sehr viele waren es von vornherein nicht gewesen. dafür entschädigte manchmal originalität. aber auch sie wird seltener, immer bewuster, gegen ende gar fühlbar angestrengt. was sind zb. alle formen, in denen Ulrich sein hausen im herzen der herrin, das ihre in dem seinen, ausdrücken will, anderes als überdeutlich-geschmacklose übertreibungen des alten einfachen: *dû bist beslozzen in mînem herzen* —?

In der erfindung neuer motive, überhaupt im stofflichen kann mithin Ulrichs bedeutung nicht liegen. eine andere frage ist es mit der behandlung des gewonnenen rohstoffes, mit seiner zusammenfassung und verteilung im einzelnen gedicht — hier beginnt eigentlich erst der künstler —: mit der composition.

ZWEITES CAPITEL.
COMPOSITION.

Der erste schritt der form zur bewältigung des rohen stoffes ist die composition, die bewuste oder unbewuste anordnung der gedanken und empfindungen nach bestimmten gesetzen.

Darauf hin angesehen lassen sich Ulrichs lieder in fünf gruppen teilen. vier davon sind rein lyrisch, ihre untersuchung im folgenden steigt von der gruppe der lieder mit einfachstem bis zu denen mit compliciertestem aufbau empor: eine reihenfolge, die mit der anordnung der gruppen nach wachsender anzahl der zugehörigen lieder bezeichnenderweise zusammenfällt.

die fünfte gruppe, episch-lyrische gedichte, ist isoliert und umfasst nur zwei lieder.

A. Lieder mit gleichmäfsiger structur.

Die einfachste art des liedes ist die, in der ein einziges motiv ausgeführt wird, ohne differenzierung in sich, ohne combination mit associierten motiven, sodass das gedicht ein gleichmäfsiges, ununterbrochenes, relativ unbewegtes ganzes darstellt.

Gleich das II lied drückt in allen strophen nur den einen gedanken aus: die nacht ist Ulrich lieber als der tag. nur die erste und die letzte strophe sind ein wenig herausgehoben, insofern die erste natürlich den gedanken mit lebhafterem einsatze ankündigt, die letzte in ihrem beginne sich auf den anfang der ersten zurückbezieht, und den schluss des ganzen durch sehnsüchtigen ausruf markiert; die drei strophen dazwischen haben nur die aufgabe, den in der ersten gegebenen, in der letzten ausklingenden gedanken dreimal kunstvoll zu variieren.

In gleicher weise führt das VI lied den einen gedanken, der dichter ist durch seine dame unglücklich, aus. nur noch einfacher: anfangs- und schlussstrophe fallen als solche fort, nur die beiden ersten und die letzte zeile des ganzen machen durch ausruf und aufforderung einigermafsen beginn und ende kenntlich. in jeder der drei strophen erscheint der grundgedanke in neuer form (110, 7. 8; 26. 27. 111, 10. 11). ein zu beginn jeder strophe widerkehrendes stichwort (*güete*) hält aufserdem die strophen zusammen.

Das genaue gegenstück hierzu bildet das XXXVII lied, in dem der entgegengesetzte gedanke, er ist froh durch seine dame, ebenfalls in den langen strophen dreimal wechselnd ausgedrückt wird. die strophen sind durch anaphorischen beginn (klimax: I *wol mich*, II *wol mich wol mich*, III *wol wol wol mich*) und durch widerkehrende stichworte (*freude*, *trûren*) verbunden.

In allen fünf strophen variiert das zweite scheltlied XXI nur den traurigen gegensatz: einst-jetzt.. jedoch zeigt sich eine leise modificierung darin, dass je ein strophenpaar den vorfall mehr vom jetzt, ein anderes mehr vom einst aus ansieht; beide paare sind ineinander verschränkt (str. II IV, str. III V; II *ist* 414, 16 IV *müet* 415, 5 : III *begie* 414, 23 V *was* 415, 15). die erste strophe ist im ausdruck allgemeiner, was nicht wunder nehmen kann, der schluss ist nur äufserlich durch ein ganz kurzes envoi

(415, 25. 26) markiert. gegen die gleichartigkeit des ganzen kommen diese leichten äufseren veränderungen nicht auf.

Das XLVIII lied endlich verherrlicht das aussehen und die haltung der geliebten, insbesondere ihr lachen, in fünf strophen, denen keinerlei gedankenanordnung zugrunde ligt, aufser dass das *lachen* ausdrücklich nur in den drei ersten erwähnt wird. das eigentümlich wirre durcheinandergehn der motive ist vielleicht aus seiner entstehung zu erklären : es ist das erste lied das Ulrich seiner herrin auf das widersehen nach der mehr als einjährigen kerkerhaft gemacht hat; in der freudigen erregung mag er seine offenbar sehr lebhaften eindrücke, die interessanterweise sämtlich reminiscenzen früherer eindrücke darstellen (s. o. s. 27 u. vgl. FD 548, 1—5), so ungeordnet ausgesprochen haben.

Diese fünf lieder fallen in die jahre 1223, 1228, 1231, 1233 ff, 1249. schon früh also, und noch spät, zeigt sich die freude des virtuosen am kunstmäfsigen variieren eines themas. am anfang der mhd. lyrischen kunstsprache wären sie nicht zu denken.

B. Sich steigernde oder zuspitzende lieder.

Element der gliederung eines gedichtes ist die gedanken- (oder gefühls-)entwicklung. die einfachste form, in der sich ein gedicht von gleichmäfsiger structur dem gegliederten aufbau annähern kann, ligt also vor, wenn das grundmotiv vom anfang bis zum schluss sich gleichmäfsig entwickelt, um auf der höhe abzubrechen. dazu kann drängendes gefühl treiben, dann hat man es mit einer steigerung; oder dialektischer verstand, so hat man es mit einer zuspitzung des gedankens zu tun; beides kann auch zusammentreffen.

Lieder dieser art hat Ulrich zu allen zeiten seiner lyrischen production gedichtet (sechs : 1222/23, 1226, 1232/33, 1233 ff, 1241 < > 45, 1252 < > 55), ein beweis, dass diese form einer grundrichtung seines talentes entsprach. gleich sein erstes, jugendlich reizvolles lied beginnt mit dem lobe der frauen in schüchterner allgemeinheit und steigert sich mit guter würkung in vier strophen, deren dritte unerwartet mit directer anrede einsetzt, zu liebeserklärung und dienstgelöbnis. in hastigen kurzversen steigert der *reie* XXIX, von der frühlingsschilderung ausgehend, die empfindung ungestümer lust, von strophe zu strophe deutlicher werdend, über zwei allgemeinere minnestrophen hinweg, zur verherrlichung des kusses (str. 4) und zur umarmung,

in der fünften strophe, die er mit schalkhafter frage und ganz kurz daraufgesetzter verhüllender antwort schliefst (strophenanfangsanapher str. 2 u. 3, responsion des artikellosen stichwortes am anfang str. 4 u. 5). ruhiger als dieses brillante bravourstück stellt das minniglich gespreizte lied LVI genau die gleiche gefühlsentwicklung dar. heftige sehnsucht erweckt die vorstellung des lachens der geliebten (str. 2—3), steigert sich zum wunsche des küssens (str. 4—6) und der diesmal in züchtigem ernst nur angedeuteten umarmung (str. 7). nicht soweit geht XLII, das sich über wortspiele und absurde einfälle hinweg (s. o. s. 24) zu der pointiert vorgetragenen, durch besonderes envoi noch verstärkten schlussbitte erhebt, ihn in ihr herz einzulassen.

Es leuchtet ein, wie vorteilhaft solche art des gedankenfortschrittes für ein gespräch sein muss, das darauf ausgeht, einen einzigen gegenstand durch rede und gegenrede zur höchsten würkung zu bringen. würklich sind alle drei dialoge Ulrichs gleichmäfsig nach dieser weise gebaut. der erste, x, in dem er sich über die hartherzigkeit seiner herrin bei frau Minne beschwert, steigt von der klage zum verlangen nach trost auf, und gipfelt im lebhaften ausdruck neuer vorsätze und frischer hoffnung. Ulrichs drei strophen drängen vor, die antwortstrophen der frau Minne halten zurück : beide unterredner vereinigen sich in der siebenten strophe : eine sehr anmutige form der steigerung durch retardationen hindurch bis zur schlusshöhe. mehr verstandesmäfsig zugespitzt ist Ulrichs dialog mit einer dame (XXX), der in eleganter dialektik der conversation das wesen der minne auseinandersetzt, um mit plötzlich hervortretender werbung und ebenso plötzlich erfolgendem korbe witzig pointiert zu schliefsen. ein gleiches ende nehmen die übertriebenen complimente Ulrichs in dem charakteristisch höfisch-gezierten dritten dialog XXXII. auch hier wie in x und XXX haben die strophen der dame retardierende geltung, auch hier ist die letzte strophe auf beide gesprächspartner verteilt.

Offenbar hat die kunstvolle steigerung zu Ulrichs vorstellung vom lyrischen dialog gehört. in den anders gearteten dialogpartien der tagelieder ist er durch tradition gebunden.

C. Lieder die allgemeines und specielles zusammenstellen.

Die bisherige entwicklung der composition lässt sich weiter verfolgen. die erste möglichkeit war, den gedanken eines ge-

dichtes ungegliedert, höchstens durch variierung nüanciert, hinzustellen, die zweite, ihn durch steigerung oder zuspitzung am ende schlagkräftiger zu machen. nun setzt die würkliche gliederung ein; die einfachste, die in zwei teile. da zeigt sich, dass alle zweigeteilten gedichte L.s nach demselben princip geteilt sind: ein allgemeiner zustand oder ein allgemein giltiger satz wird vorangestellt, an ihn als specialfall analog oder antithetisch des dichters persönlicher zustand angeschlossen; fast immer mit bewust markiertem übergang. der zusammenhang mit den (begrifflich) früheren compositionsarten verleugnet sich nicht: noch immer handelt es sich nur um éinen grundgedanken, noch immer spielt das variieren eine nicht selten wesentliche rolle für die proportionen des gedichts.

a. Minnelehre und Ulrichs persönliche minne.

Neigung zur minnedidaktik zeigt sich bei Ulrich schon früh. gleich das I lied beginnt mit einem allgemeinen minnesatze:

Wîbes güete niemen mac
volloben an ein ende gar [1].

was hier nur zwei zeilen füllt, wird später ausgeführt und bildet einen eignen teil des gedichtes, der mit zunehmendem lebensalter und zunehmender neigung zur didaktik so stark anschwellen kann, dass er gelegentlich den allergrösten teil des liedes ausmacht, hinter dem die darstellung des persönlichen ganz zurücktritt.

Das wechselnde verhältnis beider teile bildet die grundlage einer systematischen betrachtung.

10 liedern, in denen der zweite teil des gedichtes gröfser ist als der erste, stehn 7 gegenüber, in denen der erste, didaktische teil überwiegt.

Als grundform ergibt sich das schema:

2 str. + 3 str.:

XLV: Ein mann ist verloren, wenn er nicht durch frauen froh wird (str. 1 u. 2): *Ich bin vrô von einer rôsen* — (str. 3—5, mit preis der *rôse*).

XLVI: Frauen wollen fröhliche männer sehen (str. 1, str. 2 bis zum vorletzten vers): *ich* will immer noch mehr froh

[1] aufserhalb dieses compositionstypus findet sich der sentenziöse eingang in I. XVI. XXII. LI, minnedidaktik in X. XXX. XLII.

sein durch die meine (bis zum schluss; der übergang fällt hier schon in den schluss der zweiten strophe).

XLIX : Nur der höfische mann hat aussicht auf erfolg bei frauen (str. 1 u. 2); dessen getröstet sich auch Ulrich bei der seinen (str. 3—5; *ich* vers 554, 6; kenntliche anknüpfung mit *Und* —).

LII : Man soll frauenlob singen, denn sie verstehn es, gut zu lohnen (str. 1 u. 2); so sieht man auch Ulrich voller freuden, wegen einer frau, deren lob er nun singt (str. 3—5). — deutlicher übergang 563, 13 (— *mich* —).

Beide teile wachsen um je eine strophe:

3 str. + 4 str.:

XXVI : Der dichter rät allen männern, sich durch frauenliebe *hôhen muot* zu gewinnen (str. 1—3) : er selbst (*Ich* — 426, 24) will es darin nicht an sich fehlen lassen (str. 4—7).

Das XXVI lied ist ein auszug des XXV, des leiches, bei dem der zweite teil der ausführung desselben grundgedankens gar doppelt so lang geworden ist als der erste : 14 gesätze gegen 7 gesätze, die grenze befindet sich bei 424, 7 (*Mîn muot von wîben hôhe stât*); von da an ist alles darstellung persönlichen glücks und unglücks, bis dahin alles sachlicher minnerat (423, 1 f: *Ich rât iu, ėre gerende, man* — — *Ob ir welt werende freude hân, sô sît den wîben undertân*).

Der erste, sachliche teil überwiegt den zweiten, persönlichen. geringster umfang des ersten teils:

3 str. + 2 str.:

XVIII : Die bedeutung von *huote* und *merken* im allgemeinen, Ulrichs *vrouwe* kann (ihrer) *hüeten*, aber offenbar kann oder will sie (seine liebe) nicht merken. stark betonter übergang 408, 20 (*Mîn vrouwe* —).

XXIII : Minne kann nicht bestehn ohne *triwe* und *stæte*: seine dame hat keine *triwe* an ihm erzeigt. ausdrücklich nutzanwendender übergang 419, 22 (*dâ bî kius ich, daz diu hêre* —)[1].

[1] möglicherweise ist dies lied um zwei strophen zu vermehren. es finden sich nämlich, wie schon Lachmann (zu Walther 116, 33) bemerkte, zwei strophen seines tones zwischen str. 4 und str. 5 des folgenden liedes XXIV ungehörig eingeschoben, aber nur in L. Lachmann folgerte daraus: 'ohne zweifel waren sie auf dem rande nachgetragen, und fehlen daher der

Der zweite teil wird um eine strophe verkleinert:

3 str. + 1 str.:

VII : Freude soll man durch frauenliebe haben; dem dichter aber *ist wé*. hier erscheint der zweite teil bereits zur blofsen schlussstrophe zusammengeschrumpft.

Die andre möglichkeit ist die, den ersten teil zu vergröfsern:

4 str. + 2 str.:

XXVII : Nur frohgemute männer machen eindruck auf frauen: darum will auch Ulrich seinen zornmut lassen. betonter übergang 428, 25 (*Ich wil hôhes muotes sîn* — usw.).

Die anschwellung des ersten teiles ist hier durch gekreuzte parallelstrophen, also durch variation des ausdrucks, erreicht: str. 2 und 4 sagen negativ eingekleidet dasselbe, was str. 1 und 3 affirmativ ausgedrückt hatten.

hs. C gänzlich'. es fragt sich nun, ob dieser nachtrag unter U.s autorisation stattgefunden hat oder nicht; dass die strophen von ihm stammen, ist nach stil und metrum zweifellos. findet man grund genug, das erste anzunehmen (es könnten auch strophen sein, die aus einem frühern liederbuche unerlaubt nachgetragen worden sind, während Ulrich selbst sie bei der von der abfassung des liedes durch 24 jahre getrennten redaction des FD etwa aus poetischen gründen unterdrückt hätte), so ist man verpflichtet, die strophen wider einzustellen. Lachmann wollte sie aao. zwischen str. 3 u. 4 von XXIII einschieben; er hatte sich in seiner ausgabe begnügt, sie am alten orte eingeklammert stehn zu lassen. Bechstein s. 141 anm. hat die umsetzung bestritten; und in der tat geht es nicht an, den scharfen übergang vom allgemeinen minnesatz des ersten teiles zur persönlichen anwendung des zweiten 419, 22 (*dâ bî kius ich* usw.) durch einschub zu unterbrechen. dagegen passen die strophen vorzüglich an den schluss, hinter str. 5; in der responsion des strophenanfanges, die Ulrich zur kennzeichnung von zusammengehörigen gedichtteilen, auch schlüssen, liebt (s. u. cap. III), wie auch im gedankengang. wir hätten dann nämlich eines jener gedichte vor uns, die den compositionstypus C (allgem. + spec.) durch hinzufügung eines dritten, widerum allgemeinen teiles ganz oder nahezu symmetrisch abrunden; vgl. unten unter D zb. das XXII lied, das aus 2 allgemeinen + 3 speciellen + 2 allgemeinen strophen besteht. das schema von XXIII wäre dann: typus D (3 + 2 + 2). — der einwurf Bechsteins aao., durch die endanfügung würde 'der eindruck der schlusswendung beeinträchtigt', ist nicht ausschlaggebend. es wäre ja möglich, dass U. um des persönlich pointierten schlusses 420, 7 willen die fraglichen strophen später weggelassen hätte. im allgemeinen legt gerade er gar keinen wert auf würkungsvolle schlüsse. das moderne bedürfnis am schluss raketen steigen zu lassen ist ihm, verschwindende ansätze abgerechnet, noch ganz fremd.

Der erste teil wächst noch weiter:

5 str. + 2 str.:

xxxviii (2. *ûzreise*) : sachliche anweisung zur rittertugend im turnier; ruf nach den waffen, um die lehre gleich selbst zu betätigen. übergang 457, 27 (— *man sol mich hiute schouwen* —).

liv : Der dichter sieht allen frauen in die herzen; er hat auch seiner herrin ins herz gesehen. markierter übergang 572, 12 (*Ich* —).

In den letzten zwei fällen würkt der zweite teil vollends nur als abschliefsende nutzanwendung.

b. Zustand der natur oder menschenwelt und Ulrichs persönlicher zustand.

Die rolle des allgemeinen braucht nicht ein minnesatz, eine geltung beanspruchende reflexion zu spielen; an seine stelle tritt in einigen fällen ein anderes allgemeines, natur oder menschenwelt oder beides zusammen. mit ihm wird dann ebenso des dichters persönlicher zustand zusammengestellt.

Auch hier ist das grundverhältnis:

2 str. + 3 str.:

xxxi : Die vöglein singen im frühling; so singt auch er — nämlich von *guoten wîben.* ausdrücklicher übergang 437, 3 (— *ich* —).

Dieser fall, dass Ulrich sich allein mit der natur vergleicht, ist bei seiner überwiegenden richtung auf menschliches singulär. in den folgenden liedern vergleicht er sich mit beidem zusammengenommen.

v : Der sommer, die zeit des frauendienstes, ist vergangen, der verhasste winter kommt : was soll vollends er mit dem winter, da schon der sommer nicht gebracht hat, was er wünschte? — markierter übergang 104, 23 (betontes *mir*).

xvii : Der sommer ist gekommen; in dieser freudenzeit preist man die frauen : damit preist er die seine. ausdrücklicher übergang 406, 15 (*jâ mein ich die frowen mîn*).

xxxiv : Der winter weicht, mit ihm sorge und angst der menschen : so will auch er *hôhes muotes* sein (445, 11 — *ich* —).

Der erste teil wächst an, weil sein inhalt vom dichter als besonders traurig empfunden wird; dem gegenüber schrumpft der zweite teil zusammen:

3 str. + 2 str.:

L : Der sommer ist verschwunden, was ligt viel daran? viel trauriger ist der beklagenswerte zustand der zeitgenossen, die nicht mehr fröhlichen minnedienst treiben wollen : er selber allerdings ist frohgemut durch eine frau. — scharfe grenzscheide zwischen 556, 8 und 9 (betontes *mir* —).

Zu einer würklich ausgeführten naturschilderung kommt es in den drei letzten liedern nicht, das L lied zeigt den grund da für mit besonderer deutlichkeit : die natur war ihm wesentlich doch nur litterarisches motiv. —

Auch die soeben besprochene compositionsweise ist nicht an eine bestimmte periode in Ulrichs leben gebunden. die nach ihr gebauten lieder finden sich vielmehr von dem (vermutlich) dritten jahre seines dichtens 1224 an, bis 1252. nur dass die lieder mit ungewöhnlich angeschwollenem lehrhaften teil in spätere jahre fallen — XXXII, XXXVIII, LIV in die jahre 1233, nach 1233, und 1252 — ist wol nicht zufällig.

D. Symmetrisch gebaute lieder.

Die letztbehandelte compositionsart war geeignet, einen gedanken zweigliedrig auszudrücken; der gedanke tat damit gleichsam einen ersten schritt aus sich hinaus. aber es war nur eine öde vergleichung, die damit erreicht wurde. noch fehlte die möglichkeit, dass der gedanke wider zu sich, zu seinem ausgangspuncte, zurückkehrte; geschlossene gedankenreihen, gefühlscomplexe konnten nicht ausgedrückt werden. ebensowenig war es der zweiteilung möglich, den gedankengang eines gedichtes aufwärts zu einer pointe und wider herunter zu einem allgemeinen gedanken, die gefühlsentwicklung zu einem höhepunct intensivsten ausdruckes empor und wider zurück in die ruhe zu führen. all diese möglichkeiten erreicht erst die drei- — oder mehr- — teilung. sie vervollständigt die beiden vorhergehnden compositionsarten, die gewissermafsen nur ein halbes oder zweidrittel gedicht zustandebringen : der einteilung allgemeines + specielles fügt sie abrundend das allgemeine wider an; die gedichte, die nur eine steigerung zu einem höhepuncte darstellen, macht sie geschlossen, indem sie den abstieg dem anstiege zugesellt.

Das schon hierin sich aussprechende bedürfnis nach harmonie der teile ist die ursache, dass alle drei- und mehr-

geteilten gedichte Ulrichs sich als symmetrisch gebaut herausstellen [1].

Diese symmetrie kann so beschaffen sein, dass sich ein markierter höhepunct vorfindet, der consequenterweise häufig in der mathematischen mitte des gedichtes ligt; an ihm wird dessen hauptinhalt in der kürzesten form als quintessenz ausgesprochen (achse des gedichts). oder das lied entbehrt eines solchen höhepunctes und begnügt sich damit, in genau correspondierenden gleichen teileinheiten sich zu entfalten.

a. Dreiteilige lieder.

Die einfachste form des dreiteiligen liedes ist natürlich die nach dem schema:

1 str. + 1 str. + 1 str.

dh. jede strophe enthält einen nur ihr eignen teilgedanken. nach ihm ist nur ein lied, das

xv. gebaut. str. 1 sucht bei allen guten frauen freundesrat gegenüber seiner dame, um die der dichter so klagen muss, dass er in den ruf des kopfhängers kommt; str. 2 spricht den vorsatz aus, sich gegebenenfalls anderswo umzutun; str. 3 wendet sich wider an die guten frauen und kehrt zum anfangsgedanken zurück : erhöre ihn seine dame doch noch, so würde er ohne jenes gewaltmittel seinen alten frohsinn zurückgewinnen. die hauptsache im gedicht, zugleich der höhepunct der stimmung, befindet sich genau in der mitte, der auf einen die halbe zweite strophe füllenden conditionalsatz folgende, energisch prononcierte vers 403, 6:

sô muoz ich suochen durch nôt mir ein ander lôz.

bis dahin ist alles langsamer aufstieg, von dort an lässt die erregung nach und langt in derselben zeit wider beim anfänglichen zustande an. um diese achse gleichsam dreht sich das lied.

Diese grundform lässt sich weiter entwickeln. anfangsstrophe und schlussstrophe zwar erweitern sich nicht leicht, da sie respondieren, ihre vergröfserung also schon eine beträchtliche veränderung des gedichtes bewürkt. desto entwicklungsfähiger ist der mittlere hauptteil, der den grundgedanken trägt. es ergibt sich zunächst das schema

[1] mit ausnahme von drei liedern, bei denen es durch erkennbare ursache nicht zur mathematisch genauen symmetrie gekommen ist. s. u.

1 str. + 2 str. + 1 str.:

IX. schilderung des mais als einleitung: str. 1; Ulrich ist unglücklich trotz des mais, in zwei parallelstrophen ausgedrückt: str. 2 und 3; als schluss erwähnung des augenblicklichen zeitpunctes (Romfahrt) und fürbitte für die dame: str. 4.

Der mittelteil wird weiter vergröfsert:

1 str. + 3 str. + 1 str.:

IV. Erste strophe, einleitung: schilderung des maien; zweite, dritte, vierte strophe, hauptteil: schwankende hoffnungen auf erhörung durch seine dame; fünfte strophe, schluss: preis des maien. quintessenz und höhepunct des inhalts, das ziel seiner sehnsüchtigen hoffnungen, in der zweiten hälfte der mittelsten (dritten) strophe, durch dreimalige anaphora gekennzeichnet:

Daz diu vreude lange wer,
daz ich weinent iht erwache,
daz ich gegen dem trôste lache,
des ich von ir hulden ger.

XIX. str. 1: der dichter ist froh im gegensatz zur (herbstlichen) welt; strophe 2, 3, 4: grund seiner freude: seine dame 'hütet' ihn vor traurigkeit; strophe 5: verhüllte angabe, wodurch etwa seine freude aufhören könnte; und was daraus entstünde. — hauptsache und höhepunct in der mittelsten strophe, 410, 9—11:

Hüeten ist den senenden leit:
alsô wünneclichiu huote
wære mir ein sælikeit.

Der ganze mittelteil, dh. also eigentlich das lied, spielt nämlich mit dem als stichwort aus dem vorhergehnden liede übernommenen begriff der *huote* (in Lichtensteinischer umbildung, s. s. 8). hier zeigt sich zum ersten male die leitende bedeutung des stichworts für die composition: anfangs- und schlussstrophe haben es nicht, die drei hauptteilstrophen dagegen sind erfüllt von *hüeten* und *huote*, die mittelste hat es drei-, die zweite und vierte je einmal.

Die erweiterung des mittelteiles schreitet fort:

1 str. + 4 str. + 1 str.

XIV: auch hier leitet schon das stichwort auf die richtige erkenntnis der composition. eine einleitungsstrophe, unglück

durch seine dame, am ende mit vorbereitung auf das stichwort (399, 13—15), das aber — raffiniert — auch am anfang der zweiten strophe noch nicht erscheint. sondern diese holt noch einmal aus und kommt erst in ihrer mitte auf das *wünschen*, das nun die vier mittelstrophen, bis zur mitte der vierten strophe, erfüllt. intensivster ausdruck des liedinhaltes, also höhepunct, genau an der mittelachse, 400, 10. 11;

er [*der wunsch*] *wünschet dar* [*an ir munt*] *wol tûsent stunt, nâher unde nâher baz und aber baz.*

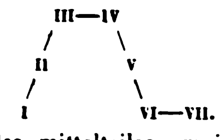
Eine schlussstrophe: sie verlassen? nein! —

Dasselbe schema der symmetrie ligt trotz anderem anschein vor in XLIII. strophe 1: einleitung, freude durch seine dame; strophe 2—5: der grund davon: ihr *lachen* — stichwort, nur in diesen strophen vorkommend. dieser mittelteil ist durch übergreifen eines strophenpaares über das andre weiter modificiert. strophe 2 kündigt der herrin *zweier hande lachen* (521, 1) an, strophe 3 preist *einez* (521, 7) davon, strophe 4 das andere, strophe 5 nimmt das motiv von strophe 2 ausleitend wider auf.

Der schluss sollte nun der symmetrie wegen nur éine strophe umfassen, es sind aber, da er gerade die schönheit der dame preist, unversehens zwei daraus geworden (str. 6 u. 7): ein fall, der noch öfter begegnet. schema:

1 str. + 4 str. + 2 str.

Die symmetrie ist also nicht fehlerlos zum ausdruck gekommen; die structur des gedichts ist deswegen doch symmetrisch. und zwar ohne höhepunct: strophe 3 und 4 bilden gleichmäfsig den gipfel, strophe 2 steht 5, strophe 1 steht 6 und 7 gleich. um es einmal als curve darzustellen:



Die vergröfserung des mittelteiles erreicht, da Ulrich über siebenstrophige lieder nicht hinausgeht, ihren gipfel in der form:

1 + 5 + 1:

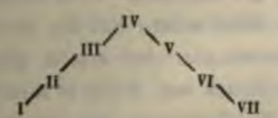
XX. strophe 1: klagender anruf aller edeln frauen; strophe 2 bis 6 klage über seine dame, mit höhepunct an der ge-

nauen mittelachse, in der ganzen, hochpathetischen vierten strophe : *Si rouberinne* etc. strophe 7 guter abschluss : drohung. — das ansteigen der erregung in strophe 2 und 3, ihr nachlassen in den nur nachträge gebenden, mühsam verschweigenden strophen 5 und 6 ist unverkennbar. besonders charakteristisches gedicht, um so hervorragender, als es, nach dem wahren ausdruck der empfindung zu schliefsen, offenbar im affect gemacht ist. die subjective wichtigkeit des hauptteiles erklärt natürlich hier seine grofse ausdehnung.

LVII. str. 1 : einleitung : wünschen macht dem dichter freude. str. 2—6 : sein wunsch führt ihm die vision vor, die in der mittelsten, vierten strophe, als hauptinhalt des gedichtes, geschildert wird :

Zuo uns kam diu werde Minne
unde slôz uns beide vaste in ein usw.

str. 2 und 3 führen zu dieser strophe hin, indem 2 ihren inhalt ankündigt, 3 ihn mit verhüllenden worten andeutet. das stichwort *wünschen* behalten beide noch bei. nachdem das ziel des wünschens aber offen beschrieben, leiten 5 und 6 wider zurück, indem 5 im allgemeinen die umarmung preist, 6 im besondern, auf Ulrich (*Ich* 583, 13) und seine hoffnung bezogen. als schluss (str. 7) dient hier einmal ein allgemeiner minnesatz (der sich aus dem vorhergehnden ergebende), wie er sonst gelegentlich den ausgangspunct bildet; das ganze gedicht bis dahin ist ja rein persönlich. wäre nicht der deutlich symmetrische aufbau mit seinen proportionen, so würde man das lied gewissermafsen als nach dem schema 6 strophen specielles + 1 strophe allgemeines (umkehrung der compositionsart C) gebaut auffassen können. curve:



Der erweiterung fähig sind natürlich auch anfang und schluss. in vier fällen findet die erweiterung statt, ohne dass der mittelteil ebenfalls vergröfsert wird. infolgedessen wird die vorwärtsbewegung eine ganz andere, der mittlere teil gerät als hauptteil in gefahr.

Die einfachste erweiterung bietet das schema:

2 + 1 + 2:

XIII. str. 1 und 2 enthalten als einleitung den preis des maien und den vergleich der dame mit ihm; wie er möge sie dem dichter trost gewähren. welcher trost dies sein soll, deutet die dritte, mittelste strophe an; sie, und mit ihr das ganze gedicht, gipfelt in den sehnsüchtig-pathetischen fragen (mittelachse):

Wenne kumt mir freuden schîn?
wenne wiltu, sælic frowe, gefreun daz sende herze mîn?

str. 4 und 5 gehören zusammen wie 1 und 2. sie schliefsen ab, indem sie die dame bitten, den dichter allen guten frauen zu lassen, oder besser, nach dem vorbilde guter frauen ihn zu erhören. an- und abstieg sind besonders deutlich abgesetzt. 1 und 2 sind parallelstrophen, in denen doch dadurch, dass die einzelnen wendungen deutlicher werden und widerholten fragen widerholte antwort folgt, sich eine unaufdringliche steigerung zur mittelhöhe vollzieht: ein hauptkunstmittel Ulrichs.

XXXV ist genau entsprechend gebaut. die beiden ersten strophen, parallelen inhalts, warnen vor dem winter, die mittelste (3) rät das hauptmittel gegen ihn, man solle

— *in die stuben wîchen,*
dâ mit wîben wesen vrô.

dies ist der kern des gedichts, genau in der mitte (achse). gleichzeitig stellt die strophe den übergang zu str. 4 und 5 dar, die mit dem nun allgemeiner gefassten gedanken, die frau sei des mannes trost, den naheliegenden abschluss bilden. eine leichte verengerung lässt sich in den beiden parallelstrophen 1 und 2 bemerken — das *hiuser spîsen* der zweiten strophe 446, 11 führt schon auf die *stuben* der hauptstrophe, während die warnungen der ersten ganz allgemein waren; eine deutlichere findet von 4 zu 5 statt: 4 gilt Ulrichs liebe aller frauen, 5 der liebe speciell seiner dame. —

Beginnen schon bei diesem schema anfang und schluss den charakter selbständiger gedichtteile anzunehmen, so wird bei noch gröfserer ausdehnung dieser partieen gar die aufteilung des gedichts auf zwei gedanken erreicht, die mittelste strophe verliert ihren charakter als rest des hauptteils und erhält einen neuen sinn.

3 + 1 + 3:

XLI. str. 1—3: der dichter sehnt sich in das herz der dame, mit ihm sein *hôher muot* (erstes motiv); str. 5—7: sein *hôher muot* ist bereits mit ihr in seinem herzen (zweites motiv): str. 4 verbindet nun beide motive:

ich hân in [nämlich den *hôhen muot*] *zuo dir geslozzen in mîn herze* —,

genau in der mitte des gedichts (516, 3. 4, mittelachse); der hauptteil ist zur übergangsstrophe herabgesunken, in der allerdings noch die quintessenz des gedichts, aus der verschmelzung beider motive hervorgegangen, enthalten ist. genau ebenso verbindet in

XLVII die mittelste strophe (4) die zwei motive des gedichts, den preis des ganzen weiblichen geschlechts (str. 1—3), mit dem speciellen lob seiner herrin (str. 5—7), in sehr geschickter weise:

durch si êre ich elliu wîp,

so verschmilzt der mittelste vers der strophe, der den gedanklichen höhepunct des gedichts darstellt (genaue mittelachse 545, 27), das *mîner vrowen güete* im ersten mit *allen vrouwen* im letzten verse derselben strophe. —

Eine normalere entwicklung findet statt, wenn mit dem anfangs- und schlussteil zugleich auch der mittlere erweitert wird. hierbei wird der hauptteil geschützt, und die alten proportionen geraten nicht ganz in vergessenheit.

Alle drei teile schwellen um je eine strophe an:

2 + 2 + 2:

XXIV. dem einleitungsgedanken, der die sehnsucht nach freude und ehre ausdrückt (str. 1—2), folgt als hauptteil die ankündigung des entschlusses, der sorge valet zu sagen und sich der freude zu ergeben (str. 3—4). den schluss bildet die schon am ende des hauptteils (421, 15) angedeutete angabe des mittels zu künftiger freude: ein *guot wîp* (str. 4—5). — die drei strophenpaare sind analog gebaut. 1—2 und 3—4 respondieren geradezu, indem 1 wie 3 einen allgemeinen satz ausführt, dem in 2 wie in 4 der eigene specialfall folgt (*ich* erst am ende von 1 und 3, 420, 22. 421, 8; dagegen in 2 und 4 vom ersten verse ab durchgehend): der alte compositionstypus, allgemeiner satz und

persönliche nutzanwendung, hier wird also einmal zur gliederung von gedichtteilen verwant. aber auch von 5 zu 6 findet, wenn auch weniger ausgeprägt, eine gewisse specialisierung in den bezeichnungen für die erhoffte freundin (von *guotiu wîp* bis *die*) statt. der schluss knüpft mit *êre* (422, 10), die *trûren* verhindert (422, 10), an den eingangsgedanken, die gleichsetzung von *freude* und *êre* (420, 23. 24), wider an. — Der hauptteil wird um eine strophe mehr erweitert als anfang und schluss. es entsteht der schön proportionierte aufbau 2 + 3 + 2:

XXII. einleitung: preis der guten frauen (str. 1—2); hauptteil: scheidung der guten von den falschen (übergang str. 3 v. 1—3), polemik gegen seine falsche herrin (str. 3—5); schluss: rückkehr zum preis der guten frauen, denen die trennung von den falschen nur zum segen gereichen kann (str. 6—7). — dies lied ist ein prototyp der gedichte, deren bau man als vervollständigung des typus C auffassen kann: str. 1—2 allgemein, 3—5 speciell, persönlich, 6—7 wider allgemein. str. 1—5 allein wäre als Lichtensteinsches lied nach schema C 2 + 3 durchaus möglich gewesen.

XXXII. begrüfsung des *hôhen muotes* im herzen des dichters (str. 1—2, einleitung). preis der frau, die ihm den *hôhen muot* gesendet hat (str. 3—5, hauptteil). sie mit ihm zusammen in des dichters herzen, ausdruck der freude wie zu anfang (str. 6—7, schluss).

XXXIX. der winter ist widergekommen; das schadet nichts: dem dichter hat ein weib *hôhen muot* gesendet (vgl. XXXII; str. 1—2, einleitung). preis ihrer vornehmen und huldvoll-anmutigen haltung (str. 3—5, hauptteil). schilderung ihres äufseren, ihrer farben braun, rot, weifs, ihrer art sich zu bewegen (str. 6—7, schluss).

XLIV. dem gewöhnlichen einleitungsgedanken: *hôher muot* des dichters durch ein *wîp* (str. 1—2), folgt als hauptteil die schilderung seiner freude über ein *wort* der dame zu ihm (str. 3—5, das stichwort *wort* wider nur in diesen drei strophen, deren letzte in ihrer verallgemeinerung bereits den übergang zum folgenden vorbereitet). den schluss macht die schon in den letzten zwei versen der dritten strophe angekündigte aufzählung alles guten, was er von ihr hat

(str. 6—7, durch anfangsanaphora der ersten zeile zusammengehalten).

Diese vier lieder haben sämtlich keinen markierten höhepunct. in den anmutigen verhältnissen der composition beruht ihre ganze würkung. wol nicht zufällig sind bei ihnen die teile besonders deutlich abgesetzt. man vergleiche die scharfen teilgrenzen des XXII liedes, anfang von str. 3 und 6; des XXXIX desgl., 507, 27 und 508, 22; und namentlich des XLIV, in dem die einsätze *Mit rôtsüezem munde* — 524, 26 und *Ich hân von ir êre* — 525, 15 besonders frisch würken. die lieder gehören in vieler hinsicht zu den gelungensten Ulrichs. —

Nach demselben schema gebaut, aber im einzelnen etwas anders behandelt ist das lied

VIII. thema ist hier ein metaphorisches bild: der dichter hat seine herrin in sein herz gelegt (vgl. soeben XXXII und s. oben s. 22). dieser gedanke wird in der ersten einleitungsstrophe (1) sogleich als bild angedeutet (*gevangen — in panden*). die zweite einleitungsstrophe führt nur den bildlosen nachsatzgedanken der ersten strophe aus. erst die dritte nimmt das bild wider auf, und beginnt so, indem sie zunächst nur die werkzeuge der fesselung namhaft macht, den hauptteil, dessen mitte in str. 4 erst den höhepunct des gedichtes darstellt. hier sagt der dichter endlich, in welches gefängnis er die herrin gelegt hat und wer dort ihr loos teilen muss (126, 12—15, mittelachse, hervorgehoben durch pathetische anfangsanapher zweier verse). den hauptteil schliefst die erörterung der freilassungsaussichten in str. 5. die strophen 6 und 7 verraten zum schluss in nüchterner rede, welcher gedanke hinter dem bilde steckte; nämlich, dass die dame den dichter nicht verhindern könne, so oft und so herzlich an sie zu denken, wie er wolle.

Die teilmotive sind also hier nicht verschiedene untergedanken wie bei den vorhergehnden liedern desselben aufbaues, sondern nur verschiedene arten den einen, sogleich vorgebrachten grundgedanken auszudrücken: angedeutet-bildlich, in voller ausführung des bildes, unbildlich. dabei lässt sich natürlich ein höhepunct in die mitte legen.

b. Vierteilige lieder.

Einige lieder sind vierteilig gebaut. der grund ligt darin,

dass sie sämtlich zwei, mehr oder weniger selbständige, motive behandeln; dadurch wird der hauptteil in zwei weitere teile zerlegt.

Das einfachste schema ist

$1+2+2+1$:

III. str. 1 : huldigung an die herrin (einleitung).
- 2—3 : seine bisherige pagenhafte verehrung, } (haupt-
- 4—5 : sein jetziger minnezustand und seine } teil)
zukünftige hoffnung. }
- 6 : ablehnung der niederen, preis der hohen minne (schluss).

Es handelt sich hier also noch nicht um nebeneinanderstellung zweier selbständiger motive; vielmehr kommt die zwiefältigkeit des hauptteils dadurch zustande, dass das éine grundmotiv des gedichts, die nunmehr offen bekannte minne des dichters, von zwei seiten angesehen wird, vom standpunct der vergangenheit und von dem der gegenwart aus (ebenso wie oben beim zweiten scheltliede XXI sein unglück). jedes der hierdurch entstandenen teilmotive wird in einem strophenpaar parallelen inhalts ausgeführt. str. 3 variiert nur im ausdruck den inhalt von 2, str. 5 den von 4 (vgl. zb. 58, 11. 12 mit 58, 5. 6; 58, 15 mit 58, 8; 58, 29 mit 58, 21). str. 2 wird mit 3 durch die nur ihnen gemeinsamen stichworte *rât* und *riet* (58, 5. 9. 13) und durch die charakteristischen präterita formal zusammengehalten, 4 und 5 durch das übergehn der rhetorischen fragen gleichen sinnes mit anfangsanapher von einer strophe in die andre. als übergang zum schlusse bringt schon der letzte vers der fünften strophe das neue stichwort, das die sechste sogleich stark betont aufnimmt, um so das einsetzen des finales zu markieren.

Genau entsprechend ist der bau des liedes XXVIII, nur dass hier würklich zwei selbständige motive nebeneinandergestellt sind.

strophe 1 : der mai, die paarzeit (einleitung).

(hauptteil)
parallel- 2 } zu zweien gibt es kein leid (1. motiv).
strophen 3 }
parallel- 4 } stete liebe heifst minne, sie gibt stete freude
strophen 5 } (2. motiv).

strophe 6 : verschmelzung der motive und wendung aufs persönliche : wunsch des dichters, stete liebe zu

finden und damit alle sorge zu überwinden (schluss).

str. 2 drückt ihren gedanken affirmativ und negativ, str. 3 denselben nur affirmativ aus. beide werden äufserlich durch strophenanapher (*Swd* —; dasselbe wort zur markierung des strophenübergangs aufserdem 429, 22) und durch widerkehr derselben stichworte *liep*, *liebe* zusammengehalten. ebenso str. 4 und 5 durch widerholte spielende anwendung des neuen stichworts *stæte*. —

Anfang und schluss schwellen, äufserlich unsymmetrisch, an, während der mittelteil auf die hälfte des umfangs reduciert wird: 2 + 1 + 1 + 3:

LIII. str. 1—2 : die einleitung ist auf zwei strophen angeschwollen, weil sie den (nur angedeuteten) natureingang (frühling) mit Ulrichs alter lieblingsvorstellung, dem *hôhen muot*, verschmilzt.

hauptteil. str. 3 : erstes motiv : *güete* und *stæte* sind die besten schminkfarben für eine frau, die *schœne* bleiben will. str. 4 : zweites motiv : *wîp* und *frowe* gehören zusammen.

str. 5—7 : der schluss bringt wider die wendung aufs persönliche, ohne den (allerdings wol aussichtslosen) versuch zu machen, die heterogenen motive des hauptteils zu verschmelzen. vielmehr betont der dichter nur seine eigene (*ich* 566, 24) frauenverehrung, und zwar zuerst die aller frauen (str. 5), dann die seiner herrin (str. 6—7). die letzte strophe vereinigt widerholt die stichworte des gedichts : *hôchgemüete, güete, schœne, êre*.

Dass Ulrich zuletzt auf das lob seiner herrin kommt, hat hier wie in XLIII (s. oben) den schlussteil um eine strophe zu grofs gemacht.

Das lied zeichnet sich durch einen bei Ulrich auffallenden mangel an übergängen zwischen den einzelnen teilen aus. der roh zusammengeflickte cento ist offenbar in einer schlechten stunde entstanden [1]. —

Die durch die doppelheit der motive hervorgerufene vierteiligkeit dieser lieder ist die ursache, dass sie alle keinen höhe-

[1] wenn die beiden mit ihren motiven hart nebeneinandergesetzten strophen 3 und 4 nicht auch dann störten, könnte man das lied auch nach dem schema : 4 str. allgem. + 3 str. persönl. (*ich* 566, 24) gebaut auffassen.

punct haben. die motive des mittelteils stehn unverbunden nebeneinander. werden sie durch eine strophe verbunden (wie oben, abschnitt b, beim schema 3 + 1 + 3, lied XLI und XLVII), so entsteht ein neuer, bei weitem besser rhythmisierter, fünfteiliger gedichttypus.

Die fünfteilung ist aber auch auf anderem wege möglich.

c. Fünfteilige lieder.

Derselbe gedanke, von strophe zu strophe anders gewendet, ergibt bei einfacherer ausführung das schema 1 + 1 + 1 (s. o.), bei kunstvollerer

1 + 1 + 1 + 1 + 1 :

XI. das grundmotiv ist des dichters wunsch, die frauen möchten ihm endliches gelingen seiner hoffnungen bei seiner herrin wünschen. seine behandlung von str. 2—4 würde an sich vollkommen hinreichen : str. 2 apostrophe an die frauen, mit zurückbeziehung auf die eben beendigte Venusfahrt (322, 9) und ankündigung des themas, str. 3 mit dem thema selbst, dessen breiter ausdruck in der mitte des gedichts, spec. 322, 17—21, den höhepunct darstellt (mittelachse), str. 4 als abschluss mit dem ausdruck der unerschütterlichen hoffnung, in eine volltönende metapher auslaufend. um dies corpus von drei strophen ist nun aber noch eine umrahmung von zweien herumgelegt : eine allererste einleitungsstrophe (1), die eine verbindung mit dem vorhergehnden liede (x), vor der Venusfahrt, herstellen soll, indem sie frau Minne apostrophiert wie lied x und auf ihren nun vollzogenen befehl hinweist (s. oben s. 5), und eine endgiltige schlussstrophe (5), die nur eine wortreiche widerholung der vorhergehnden ist. beide strophen, 1 und 5, sind vom dichter als zusammengehörig empfunden worden, denn der schluss von 5 (*ir güete ist sô guot* 323, 5) nimmt den von 1 mit seinem stichwort (*ir sît doch guot* 322, 7) wider auf. kommt durch den anfang von str. 1 mit seiner wendung an frau Minne schon eine doppelte apostrophe in den eingang des liedes, so durch ihren schlussvers, dem das letzte citat entnommen ist, gar eine dreifache : er fasst nämlich frau Minne und seine dame in neuer anrede zusammen; die würkung ist barock. vielleicht sind die erste und die fünfte strophe würklich erst später hinzugedichtet.

Das XII lied, eine technische glanzleistung, zeigt einen wundervoll ansteigenden und absinkenden symmetrischen aufbau. in str. 1 beglückwünscht sich Ulrich selbst zu seiner minne, in str. 2 denkt er an das ziel seines wunsches, in str. 3 bittet er flehentlich (*Mîn hende ich valde* 394, 26) um die erfüllung dieses wunsches (pathetischer ausdruck der quintessenz des gedichts, mit eindringlicher anfangsanaphora 395, 2. 3; höhepunct an der mittelachse), in str. 4 macht er sich sorgen, wie er ihr seinen langjährigen treuen dienst würdig kundtun soll, in der schlussstrophe 5 kehrt er zum ausdruck der hoffnung (395, 9) und seines schon jetzt vorhandenen liebesglückes (395, 11, vgl. den anfangsgedanken) zurück. —

Der mittlere teil schwillt, der wichtigkeit seines inhalts entsprechend, an, die zweite und fünfte strophe werden als übergangsstrophen zu und von dem massiver gewordenen hauptteil ausgebildet, aus einem schon früher würksamen secundären grunde (vgl. oben XLIII und LIII) gerät der schluss zu lang, zum schaden der genauen symmetrie:

1 + 1 + 2 + 1 + 2 (statt 1):

XVI (erste *ûzreise*).

- eingangsstrophe (1), allgemeiner minnesatz : empfehlung der minne um der *êre* willen.
- übergangsstrophe (2), übergang von der minne zum schildesamt (*schilde* 404, 4) : minne als lohn des schildamtes.
- hauptteil (3—4) : ethik des schildesamtes, in zwei parallelstrophen, objectiv-didaktisch vorgetragen.
- übergangsstrophe (5) : übergang vom schildesamte zur minne zurück : nur den ehrenhaften ritter sollen die frauen minnen.
- schluss (6—7) : wendung aufs persönliche : trotz seines langen schilddienstes erhört ihn die herrin nicht; er waffnet sich mit geduld und treue.

Die tendenz, seine persönlichste angelegenheit an den schluss zu legen, hängt sicher mit der eingewurzelten neigung seines denkens zur teilung in allgemeines und specielles zusammen. insofern schimmert sogar in den bestgebauten symmetrischen gedichten jener compositionstypus durch.

Da in diesem liede zwei gleichgeordnete strophen die mitte bilden, entbehrt es eines bestimmten höhepunctes.

Die beiden zwischenstrophen (2 und 5) hatten hier den zweck, den übergang zum hauptteil und von ihm zum schluss zu vermitteln. eine einzelne zwischenstrophe kann aber auch selbst in die mitte treten; wenn es sich nämlich darum handelt, zwei grundmotive eines gedichts zu verbinden. damit sind wir bei dem am ende des letzten abschnittes (b) entwickelten typus wider angelangt.

Das in seiner übergangslosigkeit harte schema 1 + 2 + 2 + 1 erweitert sich also zum schema

1 + 2 + 1 + 2 + 1,

nach dem drei, sämtlich der spätzeit angehörige lieder analog gebaut sind.

LI.

1 einleitungsstrophe : frauen sollen *vrô mit zühten* sein.

2 strophen mit dem ersten motiv : das weibliche ideal.

1 strophe (2) : hauptsache ist die *güete*.

1 strophe (3) : der womöglich die *schœne* sich gesellen soll; das beste ist die vereinigung *güete bî schœne*.

1 verbindungsstrophe (4) : welchen mann soll nun solch weib lieben? es gibt so viel falsche männer — (*Swâ ein guot wîp minnen wil, diu sol minnen* usw.)[1].

2 parallelstrophen mit dem zweiten motiv (5 u. 6): antwort : den, der seine mannesehre gehütet hat. die strophen sind zusammengehalten durch stichwortübergang, *guot wîp* 561, 8 u. 9, und durch chiastischen gedankenausdruck in den beiden strophen : derselbe gedanke geht in str. 5 von *Swelch man* — bis *guot wîp* —, in str. 6 von *Ein guot wîp* — bis *swelch man* — 561, 13.

1 schlussstrophe (7) : die übliche wendung aufs persönliche : Ulrich bemüht sich, diesem ideal nahe zu kommen. höchstes lob der herrin : *wîplich wîp*.

Die verbindung beider motive wird also hier durch einfache überleitung bewürkt. —

[1] ich schlage nach *neme* 560, 28 fortlassung des interpunctionszeichens vor. 561, 1. 2 gibt noch nicht die antwort, die vielmehr erst mit dem einsatz der nächsten strophe beginnt. *der* 561, 1 bezieht sich auf *wen* 560, 28 zurück; man beachte die attrahierten conjunctive *hüete*, *sî* 561, 1. 2.

Organischer ist die verbindung im

LV. liede. das erste grundmotiv tritt wider von vornherein als metapher auf (vgl. VIII).

1 einleitungsstrophe mit ankündigung des ersten motivs (1) : der dichter ist froh, ein himmelreich auf erden gefunden zu haben.

2 strophen mit ausführung des ersten motivs: damit meint er das *herze* seiner dame, in dem alle tugenden hausen.

1 strophe (2) : allgemeine angabe,

1 strophe (3) : specielle bezeichnung dieser tugenden.

1 verbindungsstrophe (4) : des dichters sehnsucht nach diesem himmelreiche von herzen ist um so berechtigter, als es von einem so liebreizenden leibe umfangen ist.

2 strophen mit dem zweiten motiv (5 und 6) : preis dieses leibes und seine würkung auf den dichter.

1 schlussstrophe (7) : vergleich : wie der hausen in der Donau von der süfse des wassers, so lebt Ulrich von dem hauche ihres mundes.

Die verbindung beider grundmotive in der vierten strophe ist so eng, dass man sie als verschmelzung betrachten kann. —

LVIII beginnt ebenfalls mit einer metapher als erstem grundmotiv.

1 einleitungsstrophe mit dem ersten motiv (1) : für seine minnewunden hat der dichter eine gute arzenei.

2 strophen mit ausführung des ersten motivs : die arzenei für seine herzenswunden besteht in zwei dingen, dem anblick der herrin mit ihrer *liehten varwe* (1 str., 2), der salbe manches *süezen wortes* (1 str., 3).

1 verbindungsstrophe (4) : wenn der dichter diese salbe brauchen will, sucht er sich den anblick der herrin zu verschaffen, der ihn denn sogleich vor freude wider jung macht.

2 strophen mit dem zweiten motiv : schilderung des anblicks der herrin,

ihres mundes (1 str., 5)

und ihrer augen (1 str., 6).

1 schlussstrophe (7) : gelöbnis des dienstes für alle zeit.

Die verbindung der grundmotive ist wider äufserlicher, ja gewaltsam. —

Unzweifelhaft ist durch die einführung der mittleren verbindungsstrophe der typus des gedichts mit doppelmotiv glücklich verbessert worden. hebung und senkung des gedankens wechseln viel angenehmer mit einander ab, als bei dem harten aufeinanderprallen der beiden hauptmotive in dem schema 1 + 2 + 2 + 1. ihrer function gemäfs wird man die verbindungsstrophe kaum als höhepunct ansehen dürfen, sondern die gedichte mit doppelmotiv als zweigipflig, aber mit communication zwischen den gipfeln, betrachten müssen.

Die vier letzten lieder sind das complicierteste, was Ulrichs formverstand und architektonische phantasie hervorgebracht haben. der anteil des gemüts an diesen schöpfungen wird nicht allzu grofs gewesen sein. als technische leistung aber bezeichnen sie einen hohen grad von gewantheit. —

Die symmetrisch aufgebauten lieder stellen sowol der zahl als der künstlerischen bedeutung nach die hauptgruppe von Ulrichs gedichten dar. es sind fast die hälfte aller 58 lieder, 27 symmetrische gegen 31 anders gebaute : 5 mit gleichmäfsiger structur, 7 mit steigerung, 17 aus allgemeinem und speciellem zusammengesetzte, 2 lyrisch-epische (s. unten). dass der differenzierteste gedichttypus die einzelnen andern typen so sehr überwiegt, ist für Lichtenstein bezeichnend. je einfacher die form, desto weniger sagt sie ihm; er ist in der dichtung wie im leben der mann des complicierten, eigensinnigen, hochentwickelten. der symmetrische aufbau liefs von allen ihm geläufigen typen die gröste mannigfaltigkeit der behandlung innerhalb einer festen stilform zu; eine aufgabe, die gerade den würklichen künstler immer gereizt hat; und man muss zugeben, dass Ulrich eine grofse fülle von variationsmöglichkeiten gefunden hat.

In wie verschiedenen formen sahen wir nicht das verhältnis der gedichtteile zueinander wechseln! auf wieviel verschiedene arten wurde der höhepunct erreicht und verlassen; motive in parallel- und correspondierenden strophen auseinandergezogen, in schlüssen, in verbindungsstrophen verschmolzen; doppelmotive eingeführt und nach bedarf so oder so behandelt. allein hierfür hat Ulrich vier möglichkeiten ausgebildet : er stellte die motivstrophen unverbunden nebeneinander, entweder breit als hauptargumente (1 + 2 + 2 + 1) oder zusammengeschoben als blofse pointen (2 + 1 + 1 + 3); oder er verband sie durch eine über-

gangsstrophe, indem er sie das eine mal als anfangs- und schlussteil verwertete (3 + 1 + 3), bei anderer gelegenheit als innere hauptteile angemessen herausarbeitete (1 + 2 + 1 + 2 + 1). solche aufgaben vorwiegend sind es, in deren bewältigung Ulrichs lyrische kunst sich kaum genugtun kann.

Um so verdienstlicher, als er sich, wol unbewust, den raum dazu sehr eng abgesteckt hat. mehr als sieben strophen hat er nie zu einem gedicht vereinigt [1], mit gutem tact, denn ein symmetrisches system von mehr als sieben gliedern zu übersehen, wird schon schwierig. fünfstrophigkeit und siebenstrophigkeit sind ihm so gut wie gleich lieb — jene kommt 23 mal, diese 22 mal vor —, begreiflicherweise, denn sein typus des siebenstrophigen gedichts ist ja in den weitaus meisten fällen nichts als ein erweitertes fünfstrophiges, die grundanlage ist genau die gleiche. dreistrophigkeit begegnet nur in drei liedern, die alle lange strophen haben. kurze ausdehnung der gedichte ligt eben seinem an einfällen reichen und dialektisch gliedernden geiste, seiner um worte nie verlegenen redegabe nicht. des einstrophigen gedichtes, des spruches hat er sich gänzlich enthalten.

Charakteristisch ist auch das entschiedene bevorzugen der ungeraden strophenzahl. 49 liedern mit ungerader strophenzahl stehn 9 mit gerader gegenüber, unter denen wider der längere typus, der sechsstrophige, zweidrittelmehrheit besitzt gegen den kürzeren, vierstrophigen. die vorliebe für ungerade strophenzahl ist sicherlich ebenfalls Ulrichs gutem formgefühl entsprungen, das gleichlange gedichtabschnitte, wie sie bei gerader strophenzahl leicht vorkommen, perhorrescierte [2]. gerade strophenzahl kommt denn auch nur bis zum jahre 1228 (XXVIII) vor, von da an gibt es noch einmal ein dreistrophiges, sonst nur fünf- und siebenstrophige lieder. an der siebenstrophigkeit hat Lichtenstein immer mehr geschmack gefunden: von den 26 liedern der ersten minne (1222—32) sind nur 5 siebenstrophig, von den 5 in éin jahr fallenden *wdnwîsen* nur eine, von den 27 liedern der zweiten minne (1233 <> 1255) aber 16. oder auf jahrzehnte bezogen, so leidlich sie sich bei der nur ungleichmäfsig construierbaren chronologie herstellen lassen: von 1222—32 sind von 29 ge-

[1] abgesehen natürlich vom leich.

[2] bis auf eine ausnahme, lied XXIV, in dem einleitung, hauptteil und schluss gleichermafsen je zweistrophig sind.

dichten nur 5 siebenstrophig, von 1232/33—1240/41 (lied XL) schon gut die hälfte, nämlich von 11 liedern 6; genau die hälfte, 7 von 14, in den jahren 1241—52 (lied LIV); und der rest von drei jahren, der noch übrig ist, lässt sich gut an, denn die vier währenddessen producierten lieder sind sämtlich siebenstrophig. das heifst: auch Ulrich ist mit zunehmendem alter redseliger geworden. die wachsende neigung zur didaktik, von den *wânwîsen* an, hat bei ihm nicht zur prägnanz geführt, wie bei manchen andern, sondern zur breite. die symmetrie ist ihrem wesen nach natürlich meist an die ungerade zahl gebunden: von 27 symmetrisch gebauten liedern haben nur 5 gerade strophenzahl (1 vier, 4 sechs strophen); 1 ist drei, 6 sind fünf, 15 sieben strophen lang.

Die zunehmende neigung zur siebenzahl der strophen hängt ersichtlich mit der entwicklung des verhältnisses Ulrichs zur symmetrie zusammen, geht aber nicht von vornherein parallel mit ihr, sondern ist mehr auf rechnung des erwähnten senilwerdens zu setzen.

Seine neigung zum symmetrischen aufbau war von anfang an grofs, von 1222—32 ist reichlich die hälfte aller producierten lieder, 15 von 29, symmetrisch gebaut (davon nur 4 siebenstrophig); von 1232/33—1240/41 wird sie erheblich schwächer, baut von 11 producierten liedern nur 3 symmetrisch (davon 2 siebenstrophig); bemächtigt sich aber in den jahren 1241—52 fast der hälfte aller lieder, 6 von 14 (alle 6 siebenstrophig), und steigt noch von da an, wie der noch übrige rest von vier jahren beweist, in dem von 4 producierten liedern 3 symmetrisch ausfallen (alle 3 siebenstrophig; das anders gebaute vierte auch).

Man ersieht daraus, dass die hauptsächliche vorstellung, die Ulrich von formaler harmonie, auch für den aufbau von gedanken, besafs, von anfang an die symmetrische war, und dass diese disposition der phantasie sich trotz schwankungen mehr und mehr befestigte. selbst die neigung seines denkens, nach den kategorieen allgemein und speciell zu scheiden, war weit entfernt dagegen aufzukommen, obwol auch sie schon vom vierten dichtungsjahre an vorhanden war.

E. Episch-lyrische lieder.

Neue compositionstypen sind also im laufe von Ulrichs leben nicht mehr aufgetaucht; die vorhandenen sind schon in den ersten 7 liedern (bis 1225) alle mindestens einmal vertreten.

Nur éine ausnahme ist festzustellen: der isolierte typus der beiden tagelieder, XXXVI und XL, die mitten in Ulrichs poetische periode fallen, in die zeit nach 1233 und in den winter 1240 auf 41. aber auch sie sind nicht durch äufsere oder spürbare innere lebensereignisse hervorgerufen, sondern durch litterarische tradition vermittelt; selbst die nüance, die Ulrich an ihrem stil angebracht hat (s. cap. I s. 20), ist trotz aller betonten tendenz zur lebenswahrheit nur dem bedürfnis des artisten entsprungen.

Da das tagelied sich aus lyrischen und epischen bestandteilen zusammensetzt, ist auf eine rein durchgeführte einheitliche composition, wie sie der gleichmäfsig lyrische stoff nahelegt, nicht zu rechnen. trotzdem ist eine gewisse gruppierung des epischen und lyrischen darin nicht zu verkennen.

Entgegen der üblichen art, das tagelied mit einer kurzen epischen situationsandeutung oder dem gleichwertigen wächterruf einzuleiten, lässt Ulrich das erste seiner tagelieder (XXXVI) mit der begrüfsung des ritters durch die frau beginnen (str. 1), der die antwort des ritters folgt (str. 2); die, übrigens neue (vgl. cap. I), situation ergibt sich erst hieraus. dieser dialog von zwei strophen länge entspricht, auch der inhaltsbedeutung nach, etwa dem einleitenden teile seiner gröfseren lieder. an ihn schliefsen sich zwei rein erzählende strophen, in denen die kernsituation zur darstellung kommt. hierauf widerum zwei aus erzählung und je einmaliger kurzer rede gemischte, in denen zweimal die warnende zofe auftritt. die (um zwei verse verlängerte) schlussstrophe lässt nach kurzer situationsschilderung erst die frau klagen, dann den ritter abschied nehmen, in der herkömmlichen weise. — der dichter hat gut für abwechslung gesorgt. den beiden einheitlichen strophenpaaren, deren erstes nur lyrischen dialog, deren zweites nur erzählung enthält, folgt ein strophenpaar, in dem erzählung die kürzeren reden überwigt, und eine strophe, die nach zwei versen erzählung wider acht verse dialog bringt. die frau beginnt, der ritter schliefst das lied.

Im zweiten tagelied (XL) umfasst die einleitung, rede der zofe (str. 1), rede des ritters (str. 2), mit kurzer situationsschilderung, zwei strophen. es folgt zwischen der frau und dem ritter das eigentliche gespräch, das das hauptmotiv des gedichts bringt, nämlich den vorschlag, den ritter den tag über in der

kemenate zu verstecken. dieser dialog ist zweistrophig, wie im ersten tagelied, und wie dort folgen ihm entsprechende zwei strophen, in denen rein episch der hergang beschrieben wird. die schlussstrophe (7) schildert in der gewöhnlichen weise erst die letzten zärtlichkeiten, dann die abschiedsworte des ritters (also kein dialog mehr wie in xxxvi). die zofe beginnt, der ritter schliefst.

Nur in der höfischen form des tageliedes gibt es bei Ulrich mischung epischer und lyrischer elemente. auch in diesem puncte folgt er der strengeren tradition, indem er sich richtungen seiner zeit, die ihm stillos scheinen mochten, fernhält.

Ergebnis.

Ich glaube erwiesen zu haben, dass Ulrichs besondere stärke im kunstvollen aufbau von gedichtmotiven bestand, bei weitem mehr, als in der erfindung solcher motive, in der er, wie sich im I capitel herausstellte, nicht übermäfsig viel geleistet hat. es fragt sich nun, wenn man auf die vielen typen und schemata seiner composition zurückblickt: in wie weit ist sie bewust, in wie weit unbewust gewesen? wieviel beruht davon auf künstlerischer absicht?

Die frage ist schwer; denn nirgends ist man so in gefahr, moderne anschauungen in alte verhältnisse zu tragen, als bei der abschätzung der grenzen, die bei dem dichter einer fernliegenden culturperiode kunstgefühl und kunstverstand trennten. ist schon das selbstbewustsein des mittelalterlichen menschen überhaupt für uns schwer nachzufühlen und unsere einfühlung ohne irgendwelche gewähr der richtigkeit, um wieviel mehr das eines dichters, bei dem bewustes und unbewustes immer mehr durcheinander spielen als bei anderen menschen.

Wenn man freilich die darlegungen dieses capitels durchgeht, so sieht alles sehr bewust aus. allein ich brauche wol nicht darauf hinzuweisen, dass es nötig ist, begrifflich zu systematisieren, wenn man formen verständlich machen will, deren werden uns nur immanent in einer mannigfaltigen fülle fertiger gebilde vorligt.

Die grofsen compositionstypen zb. sind in ihrer unterschiedlichkeit Ulrich selbstverständlich nicht völlig klar bewust gewesen. die lieder gleichmäfsiger structur etwa werden sich ihm nicht so herausgehoben haben wie uns. bei den liedern mit zugespitztem aufbau ligt es schon anders. hier ist die steigerung so augenfällig, gar in den dialogen so kühl und

technisch raffiniert mit der messerscharfen schlusspointe, dass man genötigt ist, dichterische absicht anzunehmen. nicht ganz so sicher ist die bewuste technik bei den aus allgemeinem und speciellem sich zusammensetzenden liedern. doch müste Ulrich ja blind gewesen sein, wenn er nicht gelegentlich wenigstens gemerkt haben sollte, dass er hin und wider ein lied dichtete, in dem nach einigen allgemeinen strophen ein ich, *sein* ich, kam, oder etwas gleichwertiges. an eine vorbedachte composition glaube ich bei der grofsen leichtigkeit der entwicklung, die namentlich in den ungezwungenen übergängen deutlich wird, hier nicht; wol aber an eine eingewurzelte denkgewohnheit, die jedesfalls mit der bestimmtheit einer klaren absicht *würkte*, sollte sie es auch nicht gewesen sein.

Solche gewohnheit erklärt wol auch die massenhafte production der symmetrischen lieder. wessen künstlerische anlage auf formale harmonie gleichgrofser teile gerichtet ist, der wird immer auf das princip der symmetrie geführt werden, sei es von anfang an bewust oder nicht. und es müste seltsam zugehn, wenn er nicht, bei immer ausschliefslicherer production in dieser form (s. o.), allmählich selbst etwas davon bemerken sollte. der höhepunct in der mitte, die mittelachse, auf- und abstieg werden sich dabei wol meist von selbst ergeben haben, aber gedichte so complicierten baues, wie wir deren viele, namentlich aus den späteren jahren kennen gelernt haben, mit sorglich abgesetzten anfängen und schlüssen, respondierenden motiven, fast unmerklich den gedanken weiterführenden, durch rhetorische figuren zusammengeschlossenen parallelstrophen, mit bildlichen und bildlosen teilen, übergangsstrophen, vollends solche mit doppelmotiven und ausgesuchter verbindungsstrophe — deren entstehung kann nur bewust gedacht werden. höchst bewust sogar, unter aufbietung alles kunstverstandes und aller kraft der phantasie.

Dass einige male in symmetrisch gebauten liedern ein früherer compositionstypus, allgemeines und specielles, durchschimmert — durch das ganze zb. in XVI und LVII, durch teile in XXII und XXIV —, kann nur den beschränkten systematiker stören. wer gewohnt ist, formen dynamisch, als functionen des kunsttriebes, aufzufassen, wird solche scheinbare unregelmäfsigkeit gerade als bestätigung und als beweis des lebens ansehen.

Ulrich gibt sich in eingängen, schlüssen, einzelnen wendungen häufig den anschein des aristokratisch sorglosen improvisators, der eigentlich nur aus gesellschaftlicher liebenswürdigkeit dichtet, ist aber ein bewuster künstler. als solchen zeigen ihn auch die stellen des Frauendienstes, in denen er vom hergang bei seinem dichten spricht, oder ästhetisch räsonniert. es ist allerdings auch vieles in seinen liedern, namentlich in ihrer flüssigen diction, was würklich auf freiheit und leichtigkeit der production schliefsen lässt: das schliefst aber eine bewuste kunstübung keineswegs aus. bedarf doch gerade der improvisator am meisten der einsicht in die mittel der dichtkunst und ihrer sicheren beherschung! —

Inwiefern nun die technik Lichtensteins in der composition, speciell der symmetrische typus, sein eigentum ist, oder auch nur, in wiefern sie etwa bei ihm besonders ausgebildet ist, liefse sich nur sagen, wenn untersuchungen über die composition anderer mittelhochdeutscher lyriker in genügender anzahl vorlägen. der vergleich würde dann über das mafs der persönlichen leistung Ulrichs wie über seine individuelle anlage in hinsicht auf dichterische architektonik entscheiden. vielleicht ist das allgemeine kunstgefühl der höfischen zeit auch auf diesem puncte feiner ausgebildet gewesen, als man gewöhnlich annimmt; vielleicht verlangte hier das aristokratische publicum in ähnlicher weise leistungen, wie es sie in hinsicht auf die klarheit der sprachlichen form verlangte und befriedigt in Hartmanns versen anerkannte, deren 'krystallklarheit' unsere gröberen ohren auch nicht mehr ganz so würdigen können.

Man müste die compositionsweise Ulrichs mit der Walthers, Reinmars und anderer eingehend vergleichen. es liefse sich eine arbeit denken, die aus der gesamten höfischen lyrik eine art durchschnittlicher vorstellung der dichtenden und vielleicht auch der geniefsenden zeitgenossen von den aufbaumöglichkeiten eines gedichts festzustellen suchte. durch vergleichung der compositionsarten liefse sich vielleicht ein neues kriterium für den zusammenhang von dichtern unter einander, einfluss und abhängigkeit, finden, das geeignet wäre, im eigentlich künstlerischen weiter zu führen als blofse parallelstellen, entlehnungen einzelner motive oder gelegentliche berührungen im wortschatz.

Vielleicht, ja wahrscheinlich teilt zb. Ulrich seinen symmetrischen typus mit manchem seiner dichtungsgenossen. es

handelt sich hier wol vielfach überhaupt um überpersönliche dinge, um unbewuste lyrische kunstgesetze.

Es sind im grunde *einfache* compositionstypen, die Ulrich hat. auch in den symmetrischen, seinen differenziertesten gedichten steigt er von den einfachsten verhältnissen zu complicierteren, aber immer noch übersichtlichen auf; daher die kleinen strophenzahlen. warum liebt er nun die ungeraden zahlen? weil sie den auf- und absteigenden gang begünstigen. warum gerade die untersten primzahlen? die teilung in gleiche teile — wenn dies nicht die einzelnen strophen selbst sein sollen — wird durch sie erschwert. bei neun strophen zb. wäre man versucht, die neunteiligkeit als dreiteiligkeit aus je drei zusammengehörigen strophen aufzufassen. die höheren ungeraden zahlen sind also als grundlage der gedichtproportionen ebenso ungeeignet wie die geraden zahlen, und aus demselben grunde. —

Warum hat das drama fünf acte? oder drei? warum haben die versuche, das vieractige drama einzubürgern, keinen erfolg gehabt? weil 3 und 5 die untersten zahlenverhältnisse geben, die anstieg, höhepunct, abstieg, oder stofs, gegenstofs, synthese in teileinheiten übersichtlich auszudrücken vermögen [1].

Es ligt hier wol ein ganz allgemeines und eingeborenes ästhetisches bedürfnis zu grunde.

DRITTES CAPITEL.

STIL DES POETISCHEN AUSDRUCKS.

Kunstreiche composition von gedichten bedarf, um angemessen zur erscheinung und zur würkung zu kommen, ebenso kunstreich ausgebildeter ausdrucksmittel im einzelnen. je complicierter die composition, um so höhere anfordungen stellt sie an die geschmeidigkeit des poetischen stils, als des werkzeuges mittels dessen die phantasie den rohen stoff in die sphäre des freien spiels erhebt. das bedürfnis, diese aufgabe zu bewältigen, hat auch bei Ulrich eine beträchtliche anzahl specieller redeformen (figuren und tropen) geschaffen.

Ich beginne mit einem in verschiedenen formen bei ihm

[1] von 'abmessung des raumes im drama' spricht EGeiger (Hans Sachs als dichter I A 1); auch im lyrischen gedicht gibt es derartiges.

wie bei anderen mhd. lyrikern namentlich der spätzeit besonders cultivierten stilmittel, der

Anapher.

Die von hause aus strengere form der **anfangsanapher** findet sich bei Ulrich weniger ausgebildet, als die innere.

Beispiele einfacher anfänge dieser figur sind:

Daz mir noch an ir gelinge,
daz ich sælde an ir bejage (97, 19).

dâ ligt ouch al mîn smerze,
dâ ligt ouch al mîn klagende leit (126, 14).

Tuot dir den tôt
sô süeziu nôt,
sô senftiu swære,
sô lieplîch twanc — (134, 23 f).

Ähnlich 419, 12. 13 (*ez sî* — *ez sî*), 420, 16. 20 (*Owê* — *owê*). erster und zweiter stollen durch anfangsanapher verbunden 572, 13. 15 : *Ich hân* — *Ich gesach* — (LIV); *Mich lât niht* — *Mich kan* — *niht* — 323, 1. 3 (XI). in demselben liede XI anfangsanapher des zweiten stollens und des abgesanges, 322, 10. 12 (*Daz* — *Daz* —). anfangsanapher des dritten und sechsten (letzten) verses: *dâ für hân ich helfe funden* — *dâ für hân ich arzenîe* (LVIII: 584, 3. 6). anfangsanapher in parallelsätzen, deren zweiter an bestimmtheit gewinnt (ein hauptkunstmittel Ulrichs):

Wenne kumt mir freuden schîn?
wenne wil du, sælic frowe, gefreun daz sende herze mîn?
(397, 17).

In **anaphorischen reihen** tritt die anfangsanapher paradigmatisch auf in lied XVII. str. 1: *Freut iuch* — vers 1 und 3 strophe 2 lässt alle verse mit *Wîp* beginnen. strophe 3, die mittelste und hauptstrophe, ist anaphernfrei (dafür bekräftigende erklärung: *jâ mein ich* — 406, 15, einziges beispiel). strophe 4 hat in den ersten fünf versen anfangs-, in den beiden folgenden innenanapher desselben *Wol*, strophe 5 am anfang der ersten vier verse *Got*, der zwei letzten *daz*.

Anfangsanapher durch alle strophen hindurch, zt. in genauer **responsion**, begegnet in XII.

strophe 1.
vers 2. *daz* —
- 3. *daz* —
strophe 2.
vers 5. *daz* —

strophe 3.
vers 2. *daz* —
- 4. *daz* —
- 5. *daz* —
strophe 4.
vers 4. *daz* —
strophe 5.
vers 4. *daz* —

Man bemerkt die steigerung bis zur mitte und das absteigen, genau entsprechend der composition des liedes, die symmetrisch ist (s. o.). die gehäufte anapher bezeichnet hier durchgehends parallelsätze, die in eiliger häufung alle nur éinen gedanken, das ziel seiner sehnsucht, gewaltig zum ausdruck bringen. gleichzeitig bilden sie das feste gerüst des mit blühender phantasie der reimkunst und synonymik verzierten liedes.

Genau respondierende anapher des abgesanges, auch dem sinne nach, zeigt das XI lied : *Daz diu vil süeze* — *Daz der vil guoten* — *Daz si vil liebe* (322, 5. 12. 19), in den ersten drei strophen, die aufstieg und mitte des symmetrischen gedichtes umfassen; die mittlere höhe ist durch rascheste widerholung des versbeginnenden *daz* in synonymen sätzen (322, 18. 19) bezeichnet.

Respondierende ungenaue strophenanfangsanapher, aber in metrisch nicht genau entsprechenden gesätzen, im leich (XXV): *Ich rât iu* — (423, 1); *Daz râte ich* — (423, 20).

Reicher ausgebildet und zum ausdrucksfähigsten kunstmittel erhoben hat Ulrich die sonst vielfach als kunstloser angesehene (vgl. Roethe aao. s. 296), gefährliche, weil bequemere innere anapher.

Einfachste beispiele:
rîch an freuden, rîch an aller sælikeit (397, 2).
wes ich mir von ir ze guote, wes ich mir von ir ze dienste — (400, 6).

Widerholung der anrede:
Vrowe, mîner freuden vrouwe,
vrowe mîn übr allez daz ich hân — (549, 17)

Widerholung desselben stammes in verschiedenen ablautstufen:
si muoz mir gepunden sîn.
bant, dâ mit ich si binde — (126, 6).

Nachdrückliche oder spielende anaphern nehmen den charakter der epizeuxis an:
dâ von ist daz herze mîn,
Swie ez witeret, vrô vrô vrô (507, 22).

Ûz ir kleinvelrôtem munde
süeze süeze süeze gât (584, 25).
dâ ein liep mit liebe umbegât (583, 12).
Wîbes schœne, wîbes êre,
wîbes güete, wîbes zuht — (437, 9).

In dem üblichen turnierruf:
nu tuo her
sperâ sper! (458, 4).

Zur hervorhebung eines hauptgedankens:
vinde ich die, sô vinde ich êre (422, 10).

In dringender aufforderung:
nu küsse tûsent stunden mich:
sô küsse ich zwir als ofte dich (447, 19).

In lieblingsworten wie *süeze, guot, wîp* und ihren ableitungen:
Du bist süeze, dâ von ich dich suoze grüeze (436, 22).
Süeziu wort, diu künnen süezlîch süezen
ir vil süezen rôten munt (508, 8).
— *mit süezen worten suoze süezen* — (534, 8).
— *güetlîch si mir güetet* (508, 16. 524, 22. 556, 12. 566, 22).
ir güete ist sô guot (323, 5).
ir guot wîplîch güete (525, 3).
wîbes güete, du bist guot (545, 7),
si ist schœne, reine, güetlîch guot (584, 29).
si ist sô reht güetlîchen guot,
daz ir güete mir gît hôhen muot (556, 14).
Wil diu minneclîche guote
minneclîchen hüeten mîn (410, 5).
liebe lieblîch (104, 29).
wîplîch wîp (zb. 445, 21. 447, 8. 561, 20).
rôte rôsen rœte (508, 30).

Auch verbindung eines verbums mit einem näheren object gleichen stammes (Roethe s. 299) findet sich mehrfach, zb. *rât ich einen rât* (422, 26. 560, 8), *ir spil minne wil spiln* (433, 8), *springen manegen sprunc* (584, 24).

Zur hervorhebung eines vergleichs:
mit ir kleinvelrôten munde
ziuhet si mir trûren gar ûz herzen grunde.
Schouwet wie diu pîe ir süeze
ûz den bluomen ziehen kan,
alsô ziehent mir ir grüeze
trûren von dem herzen dan (534, 1).
ähnlich 566, 5. 8 (*lêre* — *lêret*).

Anfangsanapher allein oder innen- und anfangsanapher gemischt werden zur strophenanknüpfung verwendet:

— *der meie si getrœstet hât.*
Der meie trœstet al daz lebt — (131, 5)
— *swâ man liep bî liebe siht.*
Swâ zwei liep ein ander meinent — (429, 22).
ähnlich 437, 7. 9.
— *erst dir holt mit triwen, daz geloube mir.*
Er hât sîn vil wol genozzen — (515, 29),
— *wanz ie die nidern minne flôch.*
Nideriu minne, an freuden tôt — (58, 32).

Bei weitem am meisten anlass zur anaphora gibt die ausgeprägte liebe zu stichworten. Ulrichs poesie ist erfüllt davon. einige beispiele müssen genügen.

Im leich (xxv) werden drei gesätze hintereinander fast ganz gebildet von den stichworten *schœne*, *guot*, *güete* (423, 23 f.), besonders 423, 25 f:

vil guot vor allem guote
Ist der wîbe güete, und ir schœne schœne ob aller schœne.
Ir schœne, ir güete, ir werdikeit ich immer gerne krœne etc.
Ir schœne, ir güete, ir werdikeit

wird gleich darauf 424, 5 nach art des leichs am ende des ersten teiles resümierend widerholt. ähnlich *stæte* 424, 21 bis 425, 4 viermal widerholt.

Das stichwort *rât*, dreimal widerholt, hilft den zweiten teil des III liedes (schema: 1 + 2 + 2 + 1) tragen, strophe 2 und 3. ähnliches gilt von XLVII, dessen einleitung und mittelteil (im schema 3 + 1 + 3) auf dem begriff der *güete* (sechsmal) aufgebaut ist.

Die beiden strophen des allgemeinen teiles von XLV (schema 2 + 3) werden als besonderer teil auch dadurch markiert, dass am anfang und gegen ende der ersten strophe *Wâffen* widerholt wird, im ersten und letzten verse der zweiten *niht vrô gemachen* — *gemachent nimmer vrô.*

Die gehäuften stichworte *wert*, *werdikeit*, *güete*, *wîp*, *wol*, constituieren, abgesehen noch von den in den anaphorischen reihen befindlichen, das ganze spielerige lied XVII; *huote*, *hüeten*, *merken* mit unglaublicher technik 22mal gehäuft in 33 versen, XVIII, von dem XIX auch in dieser beziehung ein schwacher abklatsch ist, jedoch dadurch merkwürdig, dass die stichworte nur im hauptteil des nach dem schema 1 + 3 + 1 gebauten liedes

vorkommen, in der mittelsten strophe am häufigsten, in strophe 3 und 4 nur je einmal. so wird die composition unterstützt. *hôher muot*, *hôchgemuot*, *wolgemuot*, *hôchgemüete* werden in allen sieben strophen des XLIV liedes, das jubelnde freude ausdrücken soll, vorgebracht. dasselbe wort, in derselben absicht, erscheint viermal (wenn man 445, 14 mitrechnet) in der mittelsten[1] strophe von XXXIV, einmal, stark betont, in der zweiten, die sonst ihr eignes stichwort, *trûren*, hat, neben *sorg* und *angest*, das sie mit der ersten teilt; die vierte spielt mit *wîp*, *wîpheit*, *wîplîch*, die fünfte mit *lîp*, *wîp*, *lieplîch*. XXIII hat für die drei ersten strophen das stichwort *stæte*, für die vierte *triwe*, die fünfte *bant* pl. (compositionsschema 3 + 2); aufserdem wird *minne* in strophe 2, 3, 5 widerholt.

Principiell und in klarerer durchführung durch das ganze dient die innere anapher von stichworten der composition in folgenden fällen:

Im XIV liede (1 + 4 + 1) füllt das hauptstichwort des gedichtes, *wunsch*, *wünschen*, die vier haupteil-strophen, die sich dadurch deutlich herausheben. in der anfangs- und der schlussstrophe kommt es nicht vor; jene ist aus antithesen (s. u.) gebildet, diese hat ihre eignen anaphorisch verwanten stichworte, *guot*, *güete*, *senede*, *trôst*.

XXVIII betrachtet seinen symmetrischen aufbau (1 + 2 + 2 + 1) in hinsicht auf innere anapher als zweiteilig, indem es die erste hälfte, strophe 1—3, mit dem stichwort *liep*, *liebe*, die zweite, strophe 4—6, analog mit *stæte* ausstattet. dabei entspricht symmetrisch strophe 2 der strophe 5, insofern in jener das erste, in dieser das zweite stichwort am stärksten gehäuft erscheint.

In XLVII tritt das eine stichwort *lîp* in der einleitenden und in der pointierenden schlussstrophe nur je einmal auf, während die drei mittleren strophen, in denen die steigerung des liedes vor sich geht, unablässig mit *lîp*, *liep* spielen.

XLIX markiert seinen aufbau 2 + 3 dadurch, dass es den allgemeinen strophen 1 und 2 das zweimal widerkehrende stichwort *ungefüege* (dazwischen *gefüege*) verleiht, den specialisierenden strophen 3—5 die stichworte *lîp*, *liep* (3 u. 5), *guot*, *güete* (3, 4, 5).

[1] hier wie in einigen andern fällen scheint in liedern des typus C (allgemeines und specielles) eine art symmetrie durch; die mitte wird immer gern betont.

LI (1 + 2 + 1 + 2 + 1) verwendet *guot*, *güete* zur einleitung (nur zweimal in str. 1), zum aufbau des ersten hauptteiles (1 motiv; 6mal), zur verbindungsstrophe (einmal), chiastisch mit einem andern stichwort (s. u.) zur formierung des zweiten hauptteils (2 motiv). die schlussstrophe mit ihrer wendung aufs persönliche meidet es ganz.

In LVI (typus B) werden stufen der steigerung bezeichnet. strophe 2 und 3, allgemeinerer ausdruck der sehnsucht, widerholen das *springen* des herzens zur dame; 4—6 das *küssen*; die höhe am schluss und die ruhe am anfang (str. 1 u. 7) verschmähen beide das stichwort.

LVII (1 + 2 + 1 + 2 + 1) füllt die einleitungsstrophe und den ersten hauptteil mit *wünschen*, *wunsch*; den zweiten hauptteil und die schlussstrophe mit *lîp*, *liep*, *lieplich*, *wîp*, die schon am ausgang der verbindungsstrophe anklingen.

Nicht ganz so rein geglückt ist das nach demselben schema gebaute lied LVIII, in dem zwar einleitungsstrophe und erster hauptteil das stichwort *wunt*, *wunden*, haben, der zweite hauptteil und die schlussstrophe aber nicht entsprechend einheitlich behandelt sind, indem strophe 5 *süeze*, *guot*, strophe 6 und 7 aber *lîp*, *liep* widerholen; strophe 7 dazu noch für sich allein *êre*.

Gelegentlich bequemt sich die äufsere oder innere anapher zur geregelten responsion. so in XXVIII, das strophe 2, 3 und 5 mit *Swd* beginnen lässt; in X, wo die vorletzte zeile der zweiten wie der dritten strophe mit der interjection *wê* anfangen, ein im dialog reizvoller parallelismus. versgruppen respondieren, allerdings nicht genau anaphorisch:

> *nu ist sô kranc*
> *ir lôn und ir habedanc* — (415, 1 mitte).
>
> *nu ist ir danc*
> *al ze kranc* — (415, 23, schluss von XXI).

Es ist nur folgerichtig, wenn auch stichworte in genauer responsion die gliederung des gedichts hervorheben helfen. im V liede, das nach dem typus C (2 + 3) gebaut ist, wird der erste, allgemeine teil durch doppelte responsion am anfang scharf von dem zweiten, speciellen abgegrenzt: strophe 1 vers 1 : *Sumer*, strophe 2 vers 1 : *Sumers*; strophe 1 vers 5: *Winder*, strophe 2 vers 5 : *Winder*. der zweite teil spielt mit

lîp, *liep* und *leit*. — im XXXII liede beginnen alle sieben strophen sehr eindrucksvoll mit *Hôher muot*[1].

Innere responsion des stichworts *naht* zeigt lied II: an metrisch gleicher stelle, auf der ersten silbe des zweiten fufses[2], in strophe 1, 2, 3, 5, in strophe 3 allerdings im vierten, statt im zweiten verse; in strophe 4 des jugendgedichtes steht unregelmäfsig *nahtes* als erstes wort des zweiten verses. —

Anapher tritt in chiastischer form auf:

— *mir von ir, ir von mir* — (400, 6).
Schœne von ir güete ist mîn vrouwe,
si ist von ir schœne guot (507, 27).
bistu vrô, sô bin ich hôhes muotes.
mirst ze hôhem muote niht sô guotes,
sô daz du sîst herzenlîchen vrô (518, 5 f.).

Chiasmus von verschiedenen worten desselben stammes und synonymen bezeichnet den eingang von LI:

— *daz si vrô mit zühten sîn.*
zuht bî freuden vrowen schône stât.
swelch wîp ist mit zühten hôchgemuot. —

in demselben liede ist chiasmus zur unterstützung der composition verwant in str. 5 und 6 (II hauptteil): *Swelch man* — *guot wîp*, *Ein guot wîp* — *swelch man* (vgl. o. s. 54).

Das gegenstück der anapher, die

Epipher

fehlt Ulrichs lyrik nicht, ist aber natürlich wegen des reims unvergleichlich schwächer entwickelt. der durchgeführte grammatische reim von LII streift zwar die epipher und erreicht gewis ihre würkung, ist aber nicht eigentlich epiphorisch, da sich nie dieselbe wortform widerholt.

Epipher von *guot* in XI, 322, 7. 18. 323, 5 (neben innerer anapher von *güete*), als unvollständige responsion in VI, 110, 5 *guote*, 110, 17 entsprechend *güete*, je am ende des ersten strophenverses; 111, 2 *güete*, aber im zweiten verse.

Epipher zum strophenübergang, gleichzeitig zur verknüpfung der mittleren verbindungsstrophe mit dem zweiten hauptteil in LVII, 583, 3. 5. 7. 9: *wîp* — *lîp* — *wîp* — *lîp*. dieselbe epipher am strophenübergang, zu analogem zweck, findet

[1] wie stolz Ulrich und seine dame auf diese responsion waren, zeigt FD 442, 8 f. [2] vgl. Roethe aao. s. 304 unten.

sich beim übergang des allgemeinen teils in den speciellen, LIV, 572, 11. 12. 13. 15 : *lîp — wîp — lîp — wîp.*

Weniger verbreitet als die anapher ist bei Ulrich, wie bei den meisten zeitgenossen, ihr gegenteil, die

Antithese.

Einfache beispiele:

In vreuden wâne
bin ich vreuden âne (134, 8).
freude ist süeze, sorge ist sûre (421, 7).
— sît ich bin ir leides
trûric unde ir êren vrô (545, 22).
Manlîch herze vindet man bî schilde:
Zeglîch muot muoz sîn dem schilde wilde (457, 21).

Mit allitteration:

lieben wân und leiden wanc (421, 28).

Mit anapher:

ez sî frum odr ungewin,
ez sî liep odr ez sî leit (419, 12).

Chiastisch:

daz er wær ir und si wær sîn (448, 8).
im und ir, ir unde mir,
hin und her, sus unde alsô (516, 22)

am end- und höhepunct des ansteigenden liedes XLI. in derselben absicht ist eine zierlich pointierte doppelantithese ans ende des pointenreichen dialoges XXX gesetzt:

'wis du mîn, sô bin ich dîn'.
— — — — —
'sît ir iwer, sô bin ich mîn' (436, 7 f.).

Antithesen zur einleitung benutzt:

XIV, 1 str.:

— wolgemuoten — — ungemuot,
— — grôzen — — kranc.
— — minnen — — hazzet — — lieben — — leide tuot.
— — vreude — — sorgen — —

(399, 9—13, ähnlich, nur einfacher 553, 25. 27. 31).

Beim abschluss:

— süezen gedingen, dâ bî jâmers vil (408, 32).

Als grundlage des ganzen gedichts:

XXII : ausdrücklich betont in der mitte, zugespitzt und spielend widerholt am schluss (str. 3. 6. 7):

Daz lop ist der guoten wîbe al eine:
da ist der valschen kleine mit gedâht

(417, 13, ferner 418, 1—14), doch auch sonst vorkommend. dieselbe antithese 425, 1. 2.

Spielende antithesen:

v, vierte strophe : *liep* und *leit* (105, 1—7), an ihrem schlusse noch *freuden* — *jâmer*, 426, 25 *wîp unwîplich.* ähnlich in LIII: *Wîp und frowen in einer wæte* — — — — *vrowe unwîplich* — — (566, 17 f.).

Anaphorisch:

dîn lieber man, mîn liebez wîp,
daz sî wir beidiu, und ein lîp (447, 27).

Die antithese steigert sich zum oxymoron (vgl. Burdach, s. 69 f).

Hüeten ist den senenden leit:
alsô wünneclîchiu huote
wære mir ein sælikeit (410, 9 f.).
— *dâ von ist ir valsch den guoten guot* (418, 14 in XXII, schlusspointe, s. o.).
si ist übel, si ist guot,
wol und wê si beidiu tuot (nämlich die minne, 435, 10).

Häufung, synonyme, asyndeton.

Die gegen ende der mhd. lyrischen entwicklung so stark hervortretende, schliefslich gefährliche neigung zu häufungen macht sich schon bei Lichtenstein in hohem mafse geltend. die häufung, fast durchgehends asyndetisch, ist ein wesentliches element seiner poesie. mit vorliebe verbindet sie synonyme, und bringt so, womöglich noch in verbindung mit andern redeformen, virtuosenhafte parallelismen hervor. für eigentliche aufzählungen gröfseren umfanges ist Ulrich zu geschmackvoll.

Einfache asyndetische häufungen: *tanzen, singen, lachen* (113, 21), *ougen wunne, herzen spil* (417, 10), *heide, velt, anger, walt* (431, 21), *heide, velt, walt, anger, ouwe* (436, 24), deren farben *wîz, rôt, blâ, gel, brûn, grüen* (431, 24, in XXIX, das als *reie* asyndetische häufung liebt). — körperteile der geliebten : *ir ougen kinne wengel munt* (448, 24), dasselbe in asyndetischer häufung von sechs gliedern 521, 25 und gleich darauf 521, 31; an diesen stellen sind je die beiden ersten glieder des asyndetons durch anapher des possessivums (*ir hals, ir ougen*) nüanciert. — ritterliche forderung:

Ir sült hochgemuot sîn under schilde,
Wolgezogen, küene, blîde, wilde — (457, 3).

segensreiche gaben der geliebten : *vreude, wunne, ritters leben* (525, 19), *lîp, guot, êregernden sin* (525, 22, XLIV beschwerung des dritten gliedes; ähnlich 425, 8 und 426, 20, je vier glieder. — liebkosung : *Güetlîch triuten, küssen suoze, drücken brust an brüstelîn* (516, 13). — ihre tugenden : *sist noch bezzer danne guot, schœne, dâ bî wol gemuot* (406, 17, sehr ähnlich 415, 15), drei-

gliedrig 427, 7; 449, 22 f; 508, 24; 509, 5; 537, 1; 577, 2 viergliedriges, 546, 8 fünfgliedriges asyndeton mit zwei vorhergehnden, gleichfalls asyndetischen, anaphorischen parallelsätzchen, 572, 25. 26 gar ein sechsgliedriges; 576, 17; 584, 29. 30. mit anapher 400, 4: *ir vil lieben, ir vil guoten, hôchgemuoten*, desgl. 423, 27; 554, 17 f. (4 glieder). — desgl. für leib und seele: *an dem lîbe, an dem muote* (554, 24), als gesamtausdruck der existenz. für kommen und gehn: *ir urloup, ir grüezen* (525, 11).

Den gipfel erreichen folgende fälle: dreigliedriges asyndeton mit innerer anapher, nebst synonymen im ersten glied:

Herze und aller mîn gedanc,
triwe ân allen kranc,
rehtiu stæt ân allen wanc (126, 9 f)

und fünfgliedriges asyndeton mit viermaliger anapher und adjectivischer beschwerung des ersten, vorletzten, und namentlich des letzten gliedes:

Mit stætem muote,
mit lîbe, mit guote,
mit reiner fuoge, ân alle arge site (136, 5 f.).

Das hauptgebiet der asyndetischen häufung aber bilden die synonyme, in denen Ulrichs phantasie und sprachkunst sich nicht genug tun kann. eine fülle von formen tritt uns hier entgegen — schon die bisher angeführten beispiele zeigten mehrfach tendenz zur synonymie —: sie alle anführen, hiefse Ulrich halb ausschreiben. er zeigt, durcheinander, alle stufen der entwicklung; die neigung zu dieser figur aber nimmt beständig zu.

liebe, minne, ist al ein (430, 2). *behalte, behüete* (404, 29). *mîn friunt, geselle, lieber man* (447, 14). *süeze, reine, vil guot* (404, 1), *sî vil guote, süeze, reine* (441, 30). *die zît wol vertrîben, ze sælden sich kêren, bî freuden belîben* (403, 25). *ûf êre sich pînen, in tugnden erschînen* (404, 16, beides in xvi).

Mannigfaltigster ausbildung fähig ist diese figur durch verschiedenartige verwendung der anapher.

Zweigliedrig: *der guoten, der reine gemuoten* (134, 20). *sô sunder, sô sêre* (394, 19). *stæte liebe, stæten muot* (430, 8). *wîplich zuht und wîplich güete* (576, 17). *mit liebe, mit güete* (404, 30). *er hazzet, er schiuhet* etc. (404, 12 analog 400, 6). *ir merken, ir hüeten* (408, 1). *ir aller güete, ir aller wünschen* (398, 6). *vor unfreuden, vor unmuote* (410, 7). *mit ir triuten, mit ir lachen* (533, 21). *der vil guoten, der vil werden* (322, 12). *rîch an freuden, rîch an aller sælikeit* (397, 2). *trôst für trûren, trôst und rât für senediu leit* (397, 4).

Dreigliedrig: *sî reine, sî sælic, sî hêre* — *sî guote, sî liebe, sî reine* mit *sî liebe, sî guote* — *sî liebe, sî süeze* — *sî schœne, sî clâre* respondierend als integrierender bestandteil von xii.

sô süeziu nôt, sô senftiu swære, sô lieplich twanc (134, 24). *Mîn trôst, mîn wünne, mîner sælden keiserîn* (322, 26). *Für sîn stürmen, für sîn slîchen, für sîn ungefüege drô* (446, 17).

Asyndetische anaphorische synonymenpaare: *den minnet, den meinet, mit herzen, mit muote* (404, 27).

Viergliedrige anaphorische asyndeta von synonymen:

vrowe schœne, frowe reine,
frowe sælic, frowe guot — (434, 19).
Wîbes schœne, wîbes êre,
wîbes güete, wîbes zuht — (437, 9).
— *mîner freuden wunne,*
mînes herzen spilndiu meyen sunne,
mîn freuden geb, mîn sælden wer (513, 24).

Folgerichtig überträgt Ulrich die stilform vom einzelausdruck auf den satz. es entstehen die rhetorisch oft sehr würksamen kurzen parallelsätze mit anapher und synonymen. *ich wünsche, ich dinge* (395, 9). *si ist schœne, si ist guot* (546, 7). *diust mîn wunne, diust mîn frouwe* (449, 14). *Wil si guote, wil si reine, wil si süeze* — (410, 12). *si gît freude, si gît êre, si tuot hôher tugende rîch* (435, 22). *Si hât schœne, si hât êre, sist ein reine süeze wîp* (441, 21). *Ich hân von ir êre, ich hân von ir hôhen muot. dannoch hân ich mêre von ir* (525, 15 f.). — *Ich hân von der guoten* — (525, 21). *Ich dâhte dort, ich dâhte hie, Ich dâht an dise, ich dâht an die* (439, 22).

Beliebt ist die art, asyndetisch gehäufte parallelsätze inhaltlich im letzten parallelsatz zusammenzufassen:

Herre, kan diu minne swenden
trûren und ouch senediu leit,
hôchgemüet in herze senden
füegen zuht und werdekeit,
hât si alles des gewalt — (435, 13 f.).

Aus solchem material zimmert Ulrich seine parallelstrophen, deren bedeutung für die composition im zweiten capitel besprochen worden ist. die vorstufe zu ihnen bilden die häufigen parallelsätze aus scheinbar ganz gleichwertigen synonymen zusammengesetzt, die aber doch allmählich bestimmter oder nachdrücklicher werden, und so den gedanken oder das gefühl weiterführen, womöglich noch anaphorisch:

Daz diu vreude lange wer,
daz ich weinent iht erwache,
daz ich gegen dem trôste lache,
des ich von ir hulden ger (98, 1—4).

Und alsô grüeze,
daz ir gebære mîn swære mir büeze,
daz si mich scheide von leide, si liebe, si süeze (395, 1—3).
Wenne kumt mir freuden schîn?
wenne wil du, sælic frowe, gefreun daz sende herze mîn?
(397, 17).

Asyndetische häufung liebt Ulrich endlich beim attributiven adjectiv, besonders bei epithetis für seine dame oder ihre eigenschaften. die hierfür traditionelle zweigliedrigkeit genügt ihm nicht.

ir reinen süezen lîp (445, 22). *mit linden wîzen armen* (449, 1). *mit sô reinem süezen wîbe* (449, 17, dass. 580, 21). *guot wîplîch wîp* (537, 3). *dise liebe süeze unmuoze* (516, 15). *iuwer minneclîchen süeziu wort* (550, 17). *dîn vil süezer minneclîcher lîp* (518, 23). *ir vil lieplîch, güetlîch lôsen* (533, 27). *ir liehten spilnden süezen ougen* (525, 2). *ir vil lieplîch güetlîch læslîch grüezen* (508, 6). *durch die reinen süezen guoten herzenlieben werden vrowen mîn* (556, 16).

Substantivierte adjective als träger dieser häufung sind ganz gewöhnlich, zb. *diu süeze minneclîche* (513, 10), *diu vil reine süeze* (520, 29). *diu reine süeze guote* (554, 25).

Die neigung nimmt gegen ende mit der wachsenden künstlichkeit der lieder zu.

Polysyndeta kommen bei Ulrich kaum vor. über drei glieder, deren drittes er auch hier beschwert, geht er nicht hinaus : *Erge und unfuoge und unfuore diu wilde* (404, 18) [1].

Mit den zuletzt besprochenen erscheinungen nahe verwant ist der syntaktische parallelismus; auch er ist bei Ulrich nicht selten. sehr häufig tritt er als congruenz auf. irgendwelche regel für die beschwerung der glieder (vgl. Joseph Klage der Kunst s. 43 und bes. 44) lässt sich nicht finden.

Congruenz : *Erdenken und erwünschen* (417, 11). *unfuoget und gewaldet* (419, 20). *wunne und freude* (581, 24). *ir minne — und ir gruoz* (457, 29). *ir sît unde ir muot* (572, 3). *mîn trôst für trûren und mîn freuden gebe* (585, 12). *für klagendiu leit und ouch für senede nôt* (403, 15). *mîn heil und ouch mîn wünne* (423, 28). *mit hôhem muote und ouch mit ritterlîchem leben* (429, 6). *ir urloup und ouch ir grüezen* (534, 7).

Incongruenz : *daz herze und aller mîn gedanc* (399, 12). *sælde und al der vreuden mîn* (399, 17, beides XIV). *eines werden*

[1] in der lehrdichtung kennt er dies stilmittel : 38 verse langes polysyndeton im relativsatz FB 637, 5 bis 638, 10. ein noch längeres 642, 2 bis 643, 28 (59 verse).

wîbes hulde — und ir minne (553, 22). *werdes wîbes minne und ouch ir friundes gruoz* (428, 20). *trûren und ouch senediu leit* (435, 14). *in hôhem muote und ouch bî freuden* (445, 12).

Breite.

Verschiedene der behandelten redeformen führten schon ein element der breite mit sich, das häufig zur äufseren zierlichkeit der lieder ungemein beitrug, ihren inhalt aber verdünnte; so die verschiedenen formen der anapher, die synonyme, die parallelismen. noch andere redeformen haben diese würkung, die, weniger zierlich, häufig nicht auf künstlerischer absicht, sondern auf lässiger gewohnheit beruhen.

Künstlerische geltung haben am ersten noch die spielenden variationen von vorhergehndem. so überflüssig sie meist für den inhalt im grofsen sind, ganz still steht der gedanke in ihnen doch nicht (s. o.)

Hier ist ein hauptgebiet des chiasmus, zb. 419, 17—21 (*swer — swer*), der auch manchmal zur schlusspointierung dient: 509, 2—5 (*Ir lîp — — ir rôt wîz prûner schîn*).

Die variation bringt ein notwendiges moment in den gedanken; statt vieler beispiele:

swer mit zühten treit der freuden kranz,
und dem sîn muot stât von wîben hô — (536, 11).

In das letzte glied der variation kommt das im folgenden weiterführende motiv:

hôhen lop erwirbet hôher muot.
guoten wîben hôchmuot wol behagt:
dâ von wil ich immer mêre sîn
hôchgemuot durch dich, guot vrowe mîn.
Vreude gibt mir dîn wol redender munt etc. (536, 17—20).

Ganz dasselbe am übergang der vierten zur fünften strophe desselben variationenreichen gedichts XLVI, aufserdem mit breiter widerholung (537, 3. 4). sehr instructiv für die technik ist schliefslich das beispiel der letzten strophe, in der die variation (537, 6. 7) des vorhergehnden (537, 4. 5) an ihrem ende das stichwort *himel* bringt, das dann den betonten gedichtschluss herbeiführt, und in XLV der übergang von strophe 2 zu 3 (zwei variationen, stichwort *rôsen*), von strophe 3 zu 4 (drei variationen, stichwort *ziuhet*).

Eine eigentümliche art der variation zeigen die verse 520, 29. 30, die 520, 25—28; 521, 5. 6, die 521, 1—4; 521, 11. 12, die

521, 7—10; 521, 17. 18, die 521, 13—16; 521, 29. 30, die 521, 25—28 in bewustem parallelismus variierend zusammenfassen; 521, 24 variiert 521, 21. zwei drittel der strophe werden im letzten drittel repetiert. das ganze lied (XLIII) ist daraufhin angelegt; nur der pointierende schluss macht eine, wolberechnete, ausnahme.

Für die composition wichtig sind die variationen im XLIV liede, wo sie den hauptteil des gedichtes, strophe 3—5, würkung des *wortes* der dame, formieren; in den anfangs- und schlussstrophen (schema : 2 + 3 + 2) fehlen sie.

Variationen ohne wert für den gedankengang bieten dagegen die strophen LIII 7 im verhältnis zu 6, LVI 3 zu 2, 5 zu 4; die verse 572, 3—5 in bezug auf 571, 28. 29. 21. 22. 11—13. 7—8 : im liede LIV, dessen variationen von strophe zu strophe sonst geradezu paradigmatisch sind für die unvermerkte weiterführung durch scheinbar absichtslosen stichwortwechsel. —

Die eigentliche tautologie dient selten der pracht der rede:

Sælden ich wære vil rîch und an vreuden der fruote — (394, 21),

oder ihrem nachdruck:

[*Erge und unfuoge und unfuore diu wilde*]
gezimt niht dem helme und touc niht dem schilde (404, 19),

ist vielmehr meist zwecklos:

daz tuot herzenlichen wol und machet vrô (516, 24).
Wol ir kleinvelrôtem munde!
immer sælic sî ir süezer munt (563, 19).

Der letzte fall ist wie 563, 7 und 13 durch die grammatischen reime des gedichtes (LII) hervorgerufen.

Besonders liebt es Ulrich, einen gedanken erst affirmativ, dann negativ auszudrücken, auch wol umgekehrt:

vreude bringen und unfreude scheiden dan (417, 4).
den muot durch iuch hôhe tragen
und an freuden niht verzagen (443, 18).
ich vertrîbe
trûren mit ir mînem lîbe.
hôhen muot ich dâ zir hol

(449, 18 f. variation davon an entsprechender stelle der nächsten strophe 449, 28 f.). — über eine ganze strophe ausgedehnt : LIII strophe 5. —

Zu pleonasmen, füllworten und flickversen kommt es leicht unter dem zwange des künstlichen metrums oder des reims.

si kan trœsten sêre (404, 10, *êre* : *lêre*). bequemsten reim bringen versschluss : — *daz weiz ich wol* (561, 7 : *sol*); *dêst alsô* (577, 1 *vrô*). fast traditionelle pleonasmen als notwendige verschen im lei 423, 13. 425, 17; und sonst, 567, 3. abrundende zusätze strophenschluss 435, 12. 26. 566, 30. 567, 12; als notwend überleitung zur folgenden strophe 567, 5 (*guote*, obwol eben vorl schon *beste l*). es ist bezeichnend für den charakter der zwei minne, dass gerade in dem persönlichen schlussteil dieser letzten lie solche füllsel gedeihen.

Zur breite der rede tragen schliefslich die anknüpfung mit *ouch* (30, 5), die bekräftigungen mit *Jâ* (111, 1. 126, 135, 4; zur einleitung des wunsches : *Jâ herre* — 401, 9; zu betonten gedichtschluss 401, 12; bei der zusammenfassung 553, 2 die erklärungen bei (*jâ mein ich* 406, 15; — — *ich me* 576, 11). ganz vereinzelte constructionen ἀπὸ κοινοῦ (404, 424, 11. 521, 22—24 *lachen*) kommen mit ihrer raumerspar dagegen nicht auf.

Allitteration und assonanz.

Es wird aufgefallen sein, dass manche der mitgeteilten s beispiele aufser durch die eigenheit der repräsentierten fig auch durch eine lautliche übereinstimmung gekennzeichnet war nämlich durch die allitteration; schon durch die anapl kommt ein starkes allitterierendes element in Ulrichs ver aber auch die würkliche allitteration verschiedener wörter ihm ein vertrautes hilfsmittel der eleganten rede. dabei ze er eine eigentümliche vorliebe für die weichen, schmeichelnd anlaute *w* und *l*.

wünschen unde wol gedenken (98, 5).
— *sô daz si mit willen günne*
mir von ir sô werder wünne — (98, 10).
wolgemuotes werdes wîbes sinne (576, 19, ähnlich 576, 17. 2

XIV strophe 5 (400, 20 f.) : 14 mal *w*-anlaut in acht vers derselbe in kleinerem mafsstabe 403, 22—24. ferner 406, 428, 20. 513, 17 f.

— *lieben wân und leiden wanc* (421, 28).
sô si mit der liebe lôse
ist nach ir vil süezen sit (581, 19).
freude ist süeze, sorge ist sûre (421, 7).
ir hôchgemuotes herzen rât (428, 17). —

LVIII str. 6 : *liehten* — *liebe* — *liep* — *lieber* — *lîp*
str. 7 : *lieber* — *lîp* — *lêre* — *lebe* (585, 1 f.)

beide strophen werden so durch *l* für die stimmung gleichmäl gefärbt, die letzte aufserdem durch widerkehrenden *w*-anlaut *weiz*

wenken — *wile;* der schlussvers erhält seinen charakter durch eine härtere lautgruppe: *trôst für trûren.* die stimmungmalende allitterationskunst des XVII jahrhunderts war nichts neues.

Von üblichen allitterierenden formeln trifft man aufser der eben erwähnten *trôst für trûren* (zb. 401, 9. 585, 12), *leit nâch liebe, liep nâch leide* (105, 1), *minn unde meine* (394, 20. 404, 27), *wol und wê* (435, 11), *sus unde sô* (zb. 513, 15. 582, 21).

Die assonanz spielt eine weit geringere rolle. gelegentlich unterstützt sie die allitteration: *der nâhen bî bî liebe lieplîch lît* (104, 29), *liep liebe lît* (433, 10). ein beispiel wie *Diu huot an den wîben, diu tuot mich sô frô* (408, 13) leitet über zu den eigentlichen binnenreimen, die aus Ulrichs verskunst nicht wegzudenken sind und zb. das zierliche lied XII wesentlich gestaltet haben (vgl. auch 423, 27; ungenau 567, 7). nicht selten treten sie in der form der schlagreime auf; zb. *zeglîch muot muoz sîn dem schilde wilde* (457, 22). als ungenaue schlagreime sind fälle wie *in ir munde wunder lît* (581, 16), *êren lêre* (zb. 585, 9) aufzufassen.

Lebhaftigkeit der rede.

Ist Lichtensteins lyrik vielfach breit und manchmal leer, so ist sie doch fast nie schleppend monoton, einschläfernd gleichmäfsig, wie die manches zeitgenossen, der auch nur éin thema, die minne, kennt. dies ligt an der lebhaftigkeit seiner rede, die vorwiegend durch den reichlichen gebrauch einiger stilmittel bewürkt wird: voranstellung, ausruf, frage und anrede. durch ihre betrachtung muss der eindruck blofsen wortreichtums corrigiert werden.

Voranstellung und parenthese.

Ulrichs naturell ist so lebhaft, dass es mit der hauptsache nicht warten kann, sondern sie so rasch als es irgend geht, vorbringt. diesen eindruck empfängt man von den zahlreichen voranstellungen, die seine gedichte von allen andern unterscheiden. dies mittel der heraushebung erscheint in den verschiedensten formen.

Unterstreichende voranstellung des subjects im absoluten nominativ, wider aufgenommen durch ein pronomen in irgendwelchem casus. an beispielen herscht überfluss:

Si reine guot
swie si mir tuot — (136, 11).

Si rouberinne, si hât — (412, 14).
diu huot an den wîben, diu tuot mich sô frô (408, 13).
freude und mîne besten tage
die sint hin mit senender klage (414, 6).

Das vorweggenommene subject wird als subject eines folgenden relativsatzes oder verallgemeinernden relativsatzes recapituliert:

Nideriu minne, an freuden tôt
ist er dem si an gesigt (59, 1).
Guotiu wîp süez unde reine,
derst noch wunder, swâ si sîn (421, 31).

Es wird mit dem possessivpronomen eines folgenden fragesatzes aufgenommen:

Si vil minneclîchiu guote — — — — —,
wâ hât mir ir güete vor verborgen sich?
(401, 5; ähnlich 399, 17, in demselben liede XIV).

Es besteht aus parallelen infinitiven:

ir merken, ir hüeten, daz trœstet noch baz (408, 1 ähnl. 6).

Ellipse des subjectinfinitivs:

mit zühten vrô [scil. *sîn*], *daz ist ein leben* — (428, 5).

Auffallend nachdrückliche recapitulation des mit verallgemeinerndem relativsatz eingeführten subjects zu überdeutlicher strophenanknüpfung 560, 19 f. : *Swelch wîp güetlîch lachen kan, — hât diu rôten munt* —.

Zwecklos gewordene manier der recapitulation:

Mîn lîp der lac niulîch eine — (582, 11).

Betonende voranstellung des objects:

Im absoluten nominativ (?):

schâch unde roup, diu beidiu klage ich — (412, 9).

In dem vom folgenden verbum regierten casus:

lieben wân und leiden wanc,
swaz si des ein ander tœten — (421, 28).

Voranstellung des logischen objects:

Mit relativsatz umschrieben:

Daz si heizent klagende nôt,
solde ich dâ mit immer ringen — (409, 23).

In dem vom folgenden verbum regierten casus:

Rehter freuden, swer der waldet — (421, 3).

In zweieinhalb langen versen : 400, 12 f.

Voranstellung des entfernteren objects im absoluten nominativ:

Alle die in hôhem muote wellen sîn,
den wil ich daz râten — (426, 12).

Dasselbe mit umschreibung des entfernteren objects durch verallgemeinernden relativsatz, zu dispositionsmäfsiger strophenanknüpfung, wie oben: *Swelch man sich — hât behuot — —. swâ ein wîp sich an den lât — der lîp darf* etc., eine recapitulation in die andere geschachtelt (561, 3 f., LI; vgl. 560, 19 f.).

Voranstellung des prädicatsnomens im absoluten nominativ, am anfang der strophe:

Ein hôhe minne gernder man
mit stætem muote, daz pin ich (131, 13).

Sehr eindrucksvoll am liedschluss:

Trôst mîner jâre,
daz ist ir schouwe, si vrouwe, zewâre — (395, 11).

Voranstellung der apposition (absol. nomin.) am gedichtanfang:

Der werlde trôst und al ir werdikeit,
ir guoten reiniu wîp — (402, 17).

Vorziehen des abhängigen satzes, sehr beliebt:

Daz ieman die tugende scheide,
des wil rehtiu minne niht — (419, 8).
Wie si sî gevar, diu wol gemuote,
daz wil ich iuch wizzen lân (508, 22). —

Zur eigentlichen prolepsis mit ihrem constructionsprengenden ungestüm kommt es also nicht.

Der gleichen momentanen unfähigkeit des abwartens wie die voranstellung entspringt die parenthese, von der ich jedoch bei dem correcten Ulrich nur éin beispiel finde: 546, 13.

Ausruf.

Schon die voranstellung des subjects nähert sich manchmal dem ausruf (zb. 136, 4; 412, 14): zum ausruf drängt Ulrichs ganze persönlichkeit. trotzdem sind epitheta, im ausruf appositionell an personalpronomina angeschlossen, oder ausrufe in ganzen sätzen ohne interjection nicht so häufig, als man erwarten sollte.

Er tôre vil tumber — (407, 27).
Neiz waz ich singe
von der naht: — (30, 1).

Zur bezeichnung des wunsches:

Wer wær ich dan,
ich sælic man! (31, 5).
Jâ herre, fünde ich iender trôst für trûren anderswâ,
ê daz ich verdürbe mîner freuden, mîner besten zît! (401, 9).
mîn lîp sî vrô: — (403, 7).
Immer müeze sælic sîn

ir vil êren rîcher werder lîp (406, 13).
Die ganze strophe XVII 5 (406, 25f.).
het ich doch noch wân als ê — (414, 20).

Desto häufiger ist die anknüpfung eines satzes, satzteils oder wortes an eine interjection.

Wie kanstu, Minne,
mit sorgen die sinne,
den muot betouben mit sender clage! (anf. X).
wol dir tac, vil sælic sî dîn nam (30, 21).
Wol dir, sumer, dîner süezen — — *zît* (anf. XXXI).
wol dem manne, wol dem wîbe! (583, 8).
Wol her, danket — (anf. XXII). — *Wol her alle* — (anf. LII).
Wol ir kleinvelrôtem munde! (563, 19).
wol ir — (508, 16; 534, 13; 560, 24 u. ö.).
wol im — (113, 17). — *doch wol im, der* — (59, 3)
wol uns des — (445, 5),
Wol ûf! ez taget (512, 9).

Nicht selten ist die selbstbeglückwünschung:

Wol mich der sinne — (anf. XII).
Wol mich, ez ist ergangen — (anf. VIII).
wol mich, wol mich — (441, 3)
Wol mich, wol mich, wol mich des — (anf. LV).
wol mich, wol — (515, 23).

Als respondierende strophenanfangsanapher:

Wol mich immer! —
Wol mich, wol mich iemer mêre — } XXXVII, alle str.
Wol wol wol mich —

Fast ebenso häufig *wê*:

wê daz mirs diu guote niht engan! (schluss II, 31, 7)
Wê daz mir diu guote
verret sô ir minne! (anf. VI, 110, 5).
Wê warumbe sul wir sorgen? (anf. VII, 113, 13).
Owê owê frowe Minne — (114, 9).
Owê daz ich — — *muoz* — (anf. XIV, 399, 9).
Owê sold ich — (400, 4, XIV).
Owê des — (412, 21).
Owê des — 414, 3, anf. XXI, widerholt *ach owê* 414, 8,
wê der klage und owê 414, 18. 19 : klimax.
Owê der sô sælic wære — (420, 16).

Anderes:

hey fünd ich der guoten eine! (422, 1)[1].
hey waz lieber dinge bringent mir — — *die wünsche mîn!* (400, 1).

[1] vgl. Roethe s. 326 mit anm. 361. Borchling Der jTiturel s. 122.

hey waz im sîn dienest sælden bringet!
wie frœlîchen endet sich sîn wân! (417, 8).
Wâffen über die gar unguoten — (anf. XLV, 533, 13, widerholt: *wâffen über si immer mêre* 533, 17).

Frage.

Ziemlich selten ist die echte frage:

Vrowe, liebiu vrowe mîn,
war umbe bistû mir gehaz? (105, 8).
wê durch welch wunder
nimpt si des niht war? (135, 11, x, dialog).
Mac si vil reine
besunder daz eine
mir ûz bescheiden, waz ir wille sî? (135, 25, x).
— *sage, wie wil du trœsten mich?* (397, 6, XIII).
Wenne kumt mir freuden schîn?
wenne wil du, sælic frowe, gefreun daz sende herze mîn? (397, 17, XIII).

Ferner im II dialog, strophe 2 und 6, zb. 434, 26:

Herre, saget mir, waz ist minne?
ist ez wip odr ist ez man? —
waz hât si dar zuo betwungen,
daz in wîp noch jugent freude gît? (556, 6).

Schüchterne frage als vorsichtiger ausdruck des wunsches:

Waz obe si daz wünschen lieze lîhte sunder haz? (400, 8).

Frage mit sogleich erfolgender antwort:

Sol ich dâ bî trûric sîn?
neind, frowe, vreu mich — (397, 9).
Ob ich des iht innerclîchen wünsche? jâ — (400, 14).

Formelhafte frage des volksepischen stils, mit antwort:

Wie pflac sîn den tac diu süeze minneclîche?
sô daz er wart hôhes muotes rîche.
sô kurzen tac gewan er nie (513, 10 f, II tagelied). —

Sehr gewöhnlich sind auch bei Ulrich rhetorische fragen.

Wie möht ir mir vreude geben
âne die vil lieben guoten? (98, 17).
wâ hât freude sich verborgen? (420, 21).
waz danne ob mir ir einiu hât
Erzeiget hôhe missetât? (424, 8).
swâ ein vrowe unwîplîch tæte,
wer möht der getrouwen? (566, 19).

Als gedichtanfang:

Wê war umbe sul wir sorgen? (VII).
Waz darumbe, ist verswunden
uns der sumer? — (L).

Zum anfang des leichschlusses:

Nu waz bedarf mîn seneder lîp — tuot? (425, 11—15).

Als übergang zum hauptteil eines liedes (typus C):

Zwiu sol mir des winders zît
und ouch dar zuo sîn langiu naht? (104, 23).

Als gedichtschluss:

Wâ von solt ich wesen vrô,
swenne von ir mîne sinne
noch mîn muot niht stüende hô? (410, 23).

Beim strophenanfang:

Si vil ungenædic wîp —
waz mac ir gewalt mir liebes mêr benemen? (399, 17, ebenso 401, 5 in dem fragenreichen liede XIV).

Als strophenschluss:

waz bedarf der tugende mêre,
swer die tugende beide hât? (419, 6).

Sehr beliebt sind gehäufte parallelfragen, deren nachdrücklich- oder zudringlichkeit zu Ulrichs ungestümem werben sehr gut passt.

Vier derartige fragen, von denen die drei letzten, anaphorisch mit *wâ* beginnend, unmittelbar auf einander folgen, als klimax: 58, 22—27; zugleich als strophenübergang.

Ebenfalls ununterbrochen, als würkungsvoller strophenschluss:

waz bedarf ich sælden mêre?
wie kan mir gelingen baz? (421, 1).

Durch kurzen zwischenvers gegliedert, um ihn herum symmetrisch zu einer strophe ausgedehnt:

VIII strophe 6: 126, 26—28. 30—32.

An entsprechenden stellen zweier aufeinanderfolgender, eine klimax darstellender strophen (nicht in genauer responsion):

— ob dâ iht
ougen liht
lieplîch sehen ein ander an? (433, 12f).
— ob dâ niht
mêr geschiht? (433, 30),

beide male mit unerwarteter, schalkhaft verhüllender antwort.

Dasselbe stilmittel, nur sehr verstärkt, bei aufeinander folgenden parallelfragen:

Sol ab ich si minnen diu mich hazzet? [illegible]
diu mir alsô leide tuot?

Jedermann hält dies für rhetorische fragen mit der selbstverständlichen stillschweigenden antwort : nein — es folgt aber:

jâ, sô wil daz herze und aller mîn gedanc (399, 11, XIV).

Ulrich nimmt also plötzlich die rhetorische frage als echte, und beantwortet sie mit überraschender paradoxie.

Apostrophe.

Die haupterscheinung in Ulrichs stil, sowol ihrer ausdehnung als ihrer charakteristischen bedeutung nach, ist die anrede (apostrophe).

Sie ist so sehr ein integrierender bestandteil seiner lyrik, dass es nicht genügen würde, nur einzelne beispiele mitzuteilen. die entwicklung — denn eine solche ist vorhanden — muss vollständig überschaut werden.

Menschen und dinge redet Ulrich an, auch personificierte abstracta : den tag (II), den mai (IV), den sommer (XXXI), den winter (V); die männer (XVII, XXV, XXVII), die frauen (XI, XIV, XV, XVI, XX, XXV), die ritter (XXXVIII), den knappen (XXXVIII), jung und alt (XXXV); frau Minne (VII, IX), den 'hohen mut' (III, XXXII), sorge und angst (XXXIV), weibesgüte (XLVII), *trûren* (LIII); am häufigsten aber seine dame (I, III, V, VI, IX, XIII, XLI, XLII, XLVI, XLVIII) und das zuhörende publicum (VII, IX, XVIII, XXII, XXXIX, XLV, LII, LIV, LV, LVI). als entwickelte apostrophensysteme können die dialoge gelten; in X reden der dichter und frau Minne, in XXX und XXXIII herr und dame, in XXXVI und XL ritter und dame, zofe und herrin, zofe und liebespaar einander an. unter diesen adressen ist kaum eine durch irgendwelche besonderheit auffallend. nur ihre menge erscheint bemerkenswert, sie zeugt von lebhaftigkeit des geistes und von technischer gewantheit. sich selbst redet er niemals an, so oft er auch von sich spricht.

Hinsichtlich ihrer verteilung auf die entstehungszeiten der lieder ist es wol nicht zufällig, dass die anreden an die erscheinungen der natur und an die frau Minne dem anfang und rund der ersten hälfte des gesamtwerkes, die an die männer und frauen der kritischen zeit seiner ersten minne und den *wânwîsen*, die an die personificierten höfischen abstracta wesentlich der zweiten hälfte der lyrischen production angehören, während die anreden an die geliebte und an das publicum durchgehends an- sind.

Da sich Ulrich stets als menschen unter menschen fühlt, so ist der trieb zur apostrophe immer bei ihm vorhanden. unter umständen bleibt er latent, aber doch spürbar. dies ist überall da der fall, wo er sich mit bericht, erlaubnis, vorschrift, rat an eine bestimmte adresse wendet, ohne dass die innere spannung stark genug wäre, um sich geradezu in der rhetorischen form der apostrophe zu entladen. zb. im beginn des zweiten leichteiles (424, 12f., parallel mit der ausgesprochenen apostrophe an die männer im ersten teil, 423, 1):

daz wil ich gerne wizzen lân
mit zühten, als ich beste kan,
ûf genâde guotiu wîp.

in der ersten strophe von XLVI, die bestimmt, wer im publicum das lied 'Frauentanz' singen dürfe (536, 9 f, bes. 12. 13):

— *dem sîn muot stât von wîben hô,*
dem erloube ich si ze singen wol —.

das ganze XVI lied (I *ûzreise*), mit ausnahme höchstens der fünften strophe, ist von einem ritter an ritter gerichtet; dass sie nicht ausdrücklich angeredet werden — wie im beginn der II *ûzreise*, XXXVIII — ist zufall; vgl. FD 405, 15. 16.

Zu anfang des den frauen geltenden liedes LI heifst es (str. 1, 560, 7 f):

Ich wil durch die vrowen mîn
guoten wîben râten einen rât — usw.

entsprechend XXVI strophe 1 (426, 12 f.), an die männer:

Alle die in hôhem muote wellen sîn,
den wil ich daz râten bî den triuwen mîn — usw.

fälle wie diese beiden könnte man geradezu als verdeckte apostrophe bezeichnen.

Unvergleichlich häufiger kommt es zur ausgesprochenen apostrophe. diese hat verschiedenen ursprung und dient den verschiedensten zwecken.

In manchen fällen dient sie würklich einer echten gemütsbewegung, die sich mit der objectiven rede in der dritten person nicht mehr begnügen zu können meint. dahin gehört der übergang aus der dritten person in die zweite in der zweiten hälfte des I liedes, das ganz seiner dame gilt (*Dîner reine trœst ich mich* — 18, 19 ff.). oder lied XX, das erste scheltlied, in dem echte erregung über die untreue der dame in erbitterte klagen an das ganze geschlecht ausbricht (411, 27); die eindringliche

lehre an dieselbe adresse, mitten in der rede aus der 3 pers. heraus: *guotiu wîp, geloubet daz* — (418, 5. XXII); der sehr begreifliche, wenn auch über die natur hinaus künstlich gesteigerte freudenausbruch im ersten liede der zweiten minne (XXXII):

Hôher muot, nu wis empfangen
in mîn herze tûsent stunt.

weit überwiegen jedoch die fälle, in denen apostrophe nur als litterarisch überkommene stilverzierung angewant wird. nicht mehr als dies bedeuten zb. die anreden am strophenanfang *Guotiu wîp* XIV, strophe 5 (mutmaſslicher grund siehe oben s. 7), *Hôchgemuote frowen* XVI, strophe 5, oder am strophenschluss: *wol dir tac, vil sælic si dîn nam* (30, 21).

Am meisten liebt Ulrich apostrophe als gedichtanfang (meist durch die erste strophe durchgeführt). dies ist eine seiner charakteristischsten eigentümlichkeiten. 26 lieder von 58, also fast die hälfte, beginnt er mit apostrophe, desgl. seine drei büchlein.

Apostrophe nur am anfang: *Freut iuch, minnegernde man* (XVII). *Wol her, danket allen guoten wîben — — des freut iuch, ir freuden gernden man* (XXII, str. 1 v. 1 u. 5). *Nu freut iuch, minnegernde man* (XXVII, vgl. XVII; nebenbei wideraufgenommen in str. 4, vers 428, 23). *Wol dir, sumer* — (XXXI). *Wîchet umbe balde, sorge und angest* — (XXXIV). *Warnet iuch gar, junge und alde* (XXXV, apostr. durch zwei str.). dreifache anfangsapostrophe an die Minne, die geliebte, die frauen in strophe 1 und 2 von XI. *Nû hilf, wîbes güete* (XLVII); das stichwort *wîbes güete* wird im siebenten vers, gegen ende der ersten strophe, widerholt; so grenzt Ulrich die eingangsstrophe mit apostrophe ab (ähnlich z. b. in V, 104, 20). *vliuch, vliuch, trûren, von uns verre* (LIII).

Apostrophe ausdrücklich nur am anfang, aber für das ganze lied geltend: *Wol her alle, helfet singen* (LII). *Wîchet umbe, lât der guoten nîgen mich* — (LVI). wideraufnahme der apostrophe in der mittelsten strophe (572, 1. 2 nach 571, 7 f): *Wizzet alle, daz ich kan guoten wîben in diu herzen sehen* (LIV).

Apostrophe nur am schluss ist selten. sie erfüllt die ganze schlussstrophe des berühmten IV liedes: *Sælic meie, du alleine træstest al die welde gar* —. analog, zu ähnlicher würkung, die schlussstrophe von lied VI: *Jâ man ich vil sêre, vrowe, dîne güete* — —; der letzte vers bringt noch einmal die kurze apostrophische pointe: *guot wîp, wende daz* (111, 12). zur einführung eines bildes am anfang der schlussstrophe: *Schouwet wie der hûsen an der Tuonouw grunde lebt des trôres süeze gar* (LV).

Apostrophe am anfang und am schluss, die entwickeltere form, zeigen mehrere lieder. sie kann an beiden stellen

derselben, sie kann verschiedenen personen gelten. das III. lied : *Vrowe, liebiu vrowe mîn* (57, 25) — — *Frowe* (58, 2) — geht in der zweiten strophe recht unnatürlich in die 3 pers. der herrin über, kehrt aber in den zwei letzten versen zur anrede : *frowe* — zurück. gegen ende eine zwischenapostrophe : *Hôher muot* — (58, 30); die handhabung der figur ist noch unsicher.

Am schluss des zweistrophigen einleitungsteiles von v (siehe unter 'responsion') abgrenzende apostrophe an den *Winder* nebst lob der *sumerwunne* (104, 20f); *sumer* und *winder* waren die stichworte des ersten teiles. am beginn des liedschlusses zweimalige eindringliche anrede an die geliebte (105, 5f. 8f).

Am liedanfang apostrophe an das publicum, am schluss ebenfalls zweimalige anrede an die *vrowe*, und zwar widerum bereits in der mitte der vorletzten strophe, zeigt das zwei jahre nach v entstandene IX lied (vgl. den parallelen einzelausdruck 131, 17 und 105, 5. 131, 22 und 105, 8).

XXXVIII richtet sich am anfang an die ritter : *Erengernde ritter, lât iuch schouwen* — (456, 25), zu beginn und ende des schlusses zweimal an den knappen : *Tuo her schilt* — (457, 27), *nu tuo her sperd sper!* (458, 4. 5).

Mehr oder minder durchgehnde apostrophe, womöglich an dieselbe person gerichtet, ist natürlich das ziel der entwicklung, entsprechend einem tief in Ulrichs natur gegründeten wesenszuge. diese verwendung der figur ist daher die häufigste bei ihm, und die am bewustesten und kunstreichsten ausgebildete.

So wenden sich alle fünf strophen des XIII liedes mit ausgesprochener, zt. respondierender (str. 2, 3) apostrophe an seine *vrowe*. häufig widerholte dringende anrede der dame lag nahe in dem erregten XLI liede, dem ausdruck seiner sehnsucht, in ihr herz zu kommen : *Guot wîp, mîner freuden lêre* (anfang, desgleichen apostrophe in jeder strophe; besonders lebhaft in der dritten, vierten und sechsten ; gehäufte imperative am strophen- und versanfang 515, 24—26). ähnlich XLVIII : anrede an die herrin durch das ganze lied, stark betont zu anfang mit dreifacher apostrophe : *Vrowe, mîner freuden vrowe, vrowe mîn* usw., der am anfang der zweiten strophe noch einmal *Wîplîch wîp* folgt.

Allen guten frauen gilt das XV (402, 18, anfang, 403, 7. 13) und das lange XX lied (411, 27f, anfang, 412, 4. 25. 413, 1). den *hôhen muot* begrüfst das XXXII im beginn aller strophen (responsion), zu des dichters eigner befriedigung (FD 442, 8).

Hierher gehören auch die anreden an das publicum, obwol sie niemals ein ganzes gedicht durchziehen, vielmehr stets nur vereinzelt, manchmal sogar nur wie gelegentlich, vorkommen. aber gerade die nebensächlichkeit, in der sie nicht selten er-

scheinen, lässt erkennen, wie sehr das ganze lied apostrophisch gedacht ist; das ist so selbstverständlich, dass es nur beiher angedeutet wird. so das *beidiu wâr sint diu mære, ir hœret mère* etc. (114, 4—8), unmittelbar vor der grofsen schlussstrophenapostrophe an *vrowe minne* (VII). ebenso verräterisch ist das unscheinbare *seht*, das ihm mitten in dem liebesdialektischen prachtgedicht XVIII entschlüpft (408, 6): wir sehen jetzt, es ist eine vorführung vor geladenem publicum. charakteristisch in dieser hinsicht ist ferner das ein wenig mehr rhetorische: *daz wil ich iuch wizzen lân* 508, 23 (XXXIX), das man kaum als gegensatz zu dem vielen *wir* und *uns* des liedes empfindet, weil Ulrich sich selbst mit dem publicum ins *wir* so gänzlich einbezieht, dass man die bei ihm so häufigen *wir* und *uns* beinahe auch als apostrophen auffassen könnte. ja, er ist so dramatischlebendig, dass dem leser die vielen *Wol mich* und dergl. fast wie selbstanreden vorkommen. — ähnlich zeigt das ganz gelegentliche *Schouwet, wie diu pie ir süeze* etc. (534, 3), dass XLV durchgehends auf zuhörer berechnet war. auch im LII liede hat man es mit beständiger anrede ans publicum zu tun, obwol die feierliche allocutio nur die erste strophe formiert; ebenso im LVI, in dem aufser dem anfang nur das *Gerne ich von dem selben spræche* (581, 23) verrät, dass es sich um einen vortrag handelt.

Zwei lieder endlich lassen erkennen, wie auch die apostrophe, gleich der anapher und andern figuren, von Ulrich herangezogen wird, um die gliederung der gedichte zu unterstützen.

Das lied XLII (typus B) beginnt mit der apostrophe *Vrowe mîn, got gebe dir guoten morgen.* die anrede geht durch das ganze lied. die specielle apostrophe aber erscheint wider im vorletzten verse der zweiten strophe (anfangsanapher):

vrowe, mînes herzen küneginne,

dh. am schluss der einleitung und der eng zu ihr gehörigen zweiten strophe, in der der gedanke des liedes zuerst, und in einfachster form, angekündigt wird. die folgende zweite stufe der gedichtklimax, strophe 3 und 4, die mit dem bisherigen gedanken spielen, wird widerum durch grofse apostrophe eingeleitet:

Liebiu vrowe, liebest aller wîbe,

der in der gleichstehenden vierten strophe nur ein kurzes *vrowe* am ende des ersten verses zu entsprechen braucht. die schlussstrophe aber beginnt wider mit *Guot wîp* und schliefst im vor-

letzten verse (abgesehen vom envoi) mit *vrouwe*. — so markiert apostrophe die gedichteinschnitte.

Ähnlich steht es mit XLVI (typus C 2 + 3). der sentenziöse allgemeine teil (str. 1—2) ist apostrophenlos bis auf die letzten worte:

hôchgemuot durch dich, guot vrowe mîn.

von hier an herscht anrede an die *vrowe* durch den ganzen speciellen teil (str. 3—5). innerhalb seiner ist die seelen- und körperschilderung (str. 3—4) nochmals nach dem schlusse hin abgegrenzt, und zwar widerum durch apostrophe am ende des letzten strophenverses:

tugende hâstu vil, guot wîplîch wîp.

dann erst folgt die ausdrücklich hieran anknüpfende schlussstrophe. die composition wird durch apostrophen gewant verdeutlicht, und mit vortrefflicher würkung. —

Von den 58 liedern Ulrichs sind nur 17, also weniger als ein drittel, ganz ohne apostrophe; und bei allen kann man sagen, warum es in ihnen nicht zur apostrophe gekommen ist. es sind nämlich, mit nur drei ausnahmen, sämtlich auffallend ruhige lieder gröfserer ausdehnung, die einen gedanken ohne leidenschaft ausführen, oder minnedidaktische überlegungen anstellen; mit einem worte: persönlich gefärbte reflexionspoesie. der unterschied ist so handgreiflich, dass man Ulrichs gesamte lyrik danach einteilen könnte. diese lieder führen mit kokettem ausmalen einen einfall durch (VIII, LVIII), erwägen eine paradoxe (XIX), predigen erfahrungssatte minnelehre (XXIII, XXVI, XXVIII, XLIX, LI), preisen in ausführlichem panegyrikus das lachen oder einen ausspruch der geliebten (XLIII, XLIV), drücken sicheres glücksgefühl (L) oder gehaltene trauer und hoffnung aus (XXIV); sie geben ein freudenreiches selbstgespräch wider (XXXVII), und sie erzählen redselig einen glückstraum (LVII). von den drei lebhaften liedern aber schliefst sich XII eng an das III büchlein an, das mit absichtlicher bescheidenheit von der geliebten nur in der 3 pers. zu sprechen wagt; XXI, das zweite scheltlied, verschmäht es, wie alle scheltlieder, sich an die treulose dame selbst zu richten; XXIX, der *reie*, stellt ganz objectiv, ohne jede persönliche beziehung auf den dichter, jauchzende liebeslust dar: zur anrede bieten sie alle keine gelegenheit.

Personification.

Die apostrophe setzt eine person oder ein für den augenblicklichen zweck personificiertes abstractum voraus. als momentan personificiert erschienen durch sie: der tag (II), der *hôhe muot* (II, XXXII), der *meie* (IV), der *winder* (V), *frowe minne* (VII, X, XI; vgl. Roethe s. 265), der *sumer* (XXXI), *sorge und angest* (XXXIV), *wîbes güete* (XLVII), das *trûren* (LIII).

Aber auch aufserhalb der anrede kommt es bei Ulrich zur personificierung. solche echten personificationen sind:

Minne het mich ir gebunden — (420, 1).
Zuo uns kam diu werde Minne
unde slôz uns beide vaste in ein — (582, 25).
swaz diu Minne mir mit twingen tuot — (584, 5).
— *der Minnen rôse* (581, 17 f).

lied XLI str. 3—7: zwei männer klopfen ans herzenstór:

bî mir hie ist hôher muot,
der ouch gerne dienet dir:
erst dir holt mit triwen, daz geloube mir (515, 27 ff).
ähnlich 565, 27 *Hôher muot, dîn rehter herre, der kumt mit gewalde* (LIII, str. 1—2).

zweifeln kann man aus formalen gründen bei XXXVI, str. 4 (448, 13 ff):

Ir vil lûter liebe slôz diu minne
mit der triwe vaste ze einem sinne,
innerhalp ir herzen tür:
dâ rigelt sich diu stæte für.
In minnen paradîse
ir beider lîp mit vreuden lac —.

noch mehr im XVI liede (I ûzreise):

Erge und unfuoge und unfuore diu wilde
gezimt niht dem helme — (404, 18 f).

und kurz vorher:

— *diu vil werde minne,*
diu gît freud und êre (404, 7).

im letzten falle könnte die analogie *diu werde Minne* (582, 25, s. o.) zur annahme der personification (die Bartsch setzt) führen; dies ist jedoch durchaus nicht notwendig; und die kurz darauf folgenden *Erge und unfuoge und unfuore diu wilde* halt ich mit Bechstein und Lachmann bestimmt für keine personificationen. sonst müste man auch 404, 12 *schanden* (statt *schand*) erwarten (vgl. Benecke zum Iwein v. 1579, und Bechstein z. st.).

Das gebiet, aus dem die wenigen personificationen genommen sind, ist das ganz obligate, ritterlich-minnigliche; auch die personificierende apostrophe von XXXIV:

Wîchet umbe balde, sorge und angest, von der strâze —
strîchet von dem lande, sam der winder, von uns hin:
ist wol nicht auf die vorstellung fahrenden volkes (*dringet an der tür* 445, 1), sondern auf ungebetenen ritterlichen besuch auf der burg zu beziehen.

Personification ist Ulrichs starke seite nicht. an Walthers anschaulichkeit[1], an die fülle und kraft Reinmars von Zweter[2], die originalität und den reichtum Wolframs[3] darf man nicht denken.

Bilder.

Auf der vermenschlichung der natur beruht, wie die personification, die bildliche redeweise, das element der poesie[4].

Den übergang von der personification zum bilde zeigt noch ein ausdruck wie *des herzen ougen* (582, 17), den Bock (aao. s. 35 nebst anm.) in der geistlichen bildersprache, bei Otfrid, dann im minnesange, bei Wolfram und Walther nachweist. diese personification des herzens, die bei Lichtenstein eine grofse rolle spielt, führt dann zu so entsprechenden metaphern wie der schon von Uhland (Schriften v 236) gerühmten:

daz herze siht mich weinent an,
und giht ez sî vil ungesunt — (131, 10).

aus der geistlichen sphäre stammt wol auch die *Triwe — slôz ob aller werdikeit* (419, 4), und die *stæte* als *kamflîch gewæte* (405, 12), von der vorstellung des miles christianus.

Die bilder Ulrichs hat Knorr (Zu UvL. cap. III) gesammelt und besprochen, und zwar nicht nur die der lieder, sondern auch die des märes; darauf sei hier verwiesen. Knorr stellt, in übereinstimmung mit meinen ergebnissen bei der personification, fest, dass rittertum und minne die einzigen gebiete sind, die Ulrichs bildsinn anregen; dass seine bilder einfach und ungelehrt sind (das einzige bild, bei dem er s. 76 zweifelt: *Schouwet wie der hûsen an der Tuonouw grunde lebt des trôres süeze gar, alsô*

[1] vgl. zb. Wilmanns Leben s. 197.
[2] Roethe s. 271.
[3] Bock Bilder und wörter Wolframs, abschn. I, §§ 1—2.
[4] auch Knorr (aao. s. 72ff) hat noch die alte mechanische auffassung von der bildlichen rede, als ob es etwas sei, das der würkliche dichter tun oder lassen könnte; er spricht von den gründen, weshalb jener 'einen vergleich nimmt', vom 'bildlichen schmucke', mit dem er 'die dinge umkleide' udglm. gegenüber solchen schulmeistereien beherzige man den protest Hugo vHofmannsthals in den Blättern f. d. kunst (auswahl, Berlin 1899, s. 91).

lebt ich wol des luftes von ir munde (577, 15) enthält gewis kein gelehrtes element, sondern nur allgemeine anschauung); dass seine metaphern 'selbstschöpferischer willkür' entbehren.

Erstaunlich ist in der tat die 'verritterung' der welt, die auch aus Ulrichs bildern spricht; allein fast ebenso grofs dabei sein mangel an ursprünglichkeit. gegenüber der beliebten art, einzelne originelle bilder Ulrichs (zb. bei Uhland aao.) wie andrer mhd. dichter auszuheben, muss betont werden, dass er originalität gewöhnlich nur auf dem wege der geschmacklosigkeit erreicht. bezeichnenderweise aber mehr im märe, wo er manchmal an den rücksichtslosen Wolfram (Scherer, Litteraturgesch.[3] s. 172) erinnert, als in den liedern; hier band eine festere stiltradition seine in geschmacksdingen nicht immer sichere phantasie. bilder, die ihm ausgiebige motive liefern, liebt er freilich auch in den liedern zu tode zu hetzen (zb. VIII, XLI, LIV).

Neben so überzeugenden vergleichen, wie dem viel angeführten vom anfang des IV liedes:

In dem walde süeze dœne
singent cleiniu vogelîn,

neben so starken bildern, wie am schluss von VII:

Nû grîf her, wie sêre ich brinne.
kalter snê
Müeste von der hitze brinnen,
diu mir an dem herzen lît —

stehn so trockene wie das bild vom spiel 408, 33; so unanschauliche wie *Küssen ist der minnen rôse* usw. (581, 17 f.); so schiefe wie das bild von der biene 534, 3 f., bei dem im tertium comparationis zwei contradictorische gegensätze, *trûren* und *süeze*, stecken; so geschmacklos deutliche wie alle die bilder vom herzen, das aus dem leibe zur geliebten springen will (XLII, LV, LVII; s. cap. II schluss). hier sehen wir wider eine grenze, die den alternden Lichtenstein vom jungen scheidet: die vorstufe zu diesen letzten bildern: das herz stöfst mit ungestümem klopfen an die brust, vor der liebe, die in ihm pocht (XXXII; 1233), ist für die anschauung noch nicht verletzend. die bilder seiner jugend sind durchweg besser, wenn auch weniger originell, als die seiner spätzeit. Uhlands gesamturteil: 'niemals ist er gezwungen oder geschmacklos' ist jedesfalls viel zu günstig.

Weitaus die meisten seiner bilder sind litterarisch überlieferte, im minnesang übliche. neu sind wol nur der wegen seiner zarten schönheit so berühmt gewordene vergleich:

— — *ir güete,*
diu mir richet mîn gemüete,
sam der troum den armen tuot (97, 14 f),

der erwähnte *hûsen* auf der *Tuonouw grunde*, und allenfalls der vielleicht heimatlicher anschauung entsprungene vergleich:

Nu vert enwer ir habedanc
— *als ein marder, den man hât*
in eine lin gebunden (424, 25).

der einzige vergleich, der unzweifelhaft den gebirgsmenschen, den Steirer verrät, steht nicht in den liedern, sondern im märe:

— *daz sô ûf stîget mir der muot,*
reht als diu liehte sunne tuot,
sô si ûf den bergen gât (519, 26).

Den epigonen merkt man an den vielen bildern, die, ursprünglich schlagkräftig oder gar 'sonderbar', jetzt gar nicht mehr als bilder empfunden werden. hierhin gehören viele, die Knorr (s. 90. 91. 96. 98) noch als bewuste metaphern rechnet. so wird *küneginne* zwar noch als ein vergleichsweise starkes wort empfunden (doch nicht mehr so stark, dass es nicht noch ein synonymes epitheton brauchte), sonst würde es nicht den pointierten schluss von XLIV bilden:

sist gewaltic küneginne immer über mich;

ebenso wie *keiserîn*, das gegen schluss von XI (322, 26) an höchster stelle einer anaphorischen, asyndetischen synonymenklimax steht:

mîn trôst, mîn wünne, mîner sælden keiserîn —,

aber gewis nicht mehr als bild. 518, 13 heifst es ganz phrasenhaft:

vrowe, mînes herzen küneginne —.

noch abgegriffener sind *krône* und *krœnen* (zb. 521, 21; vgl. die stellen bei Knorr s. 90). dass *tou* eigentlich eine metapher für 'tränen' war, ist vergessen; Ulrich braucht das wort ständig als poetischeres synonym : *als ir ougen touwes vol werdent ûz ir reines herzen grunt* (521, 22); noch deutlicher:

vreuden tou mir ûz des herzen grunt
kumt von dir in elliu mîniu lit (536, 23).

hier ist das gesamtbild deshalb für unser gefühl so verunglückt, weil das vom dichter nicht mehr empfundene bild vom *tou* in

ein neues bild, das vom herzen in die glieder steigende kraftbehagen, einbezogen werden sollte. Lichtenstein freilich wird *vreuden tou* einfach als *vreude* gefühlt und darum die bildvermengung garnicht bemerkt haben.

Dies sind die wesentlichen formen des poetischen ausdrucks in Ulrichs liedern. erwägt man die nicht übergrofse zahl seiner gedichte, so wird man finden, dass die anzahl der redefiguren in ihnen, der arten ihres gebrauches, ferner die geschmeidigkeit, mit der sie sich dem wechselnden gedanken der jeweilig verschiedenen composition anschmiegen, respectabel genug ist. dank ihnen ist die nüance nicht der letzte vorzug seiner lyrik.

Das wird erreicht, obwol Ulrich die bemerkenswerte neigung zeigt, ein kunstmittel, wenn er es einmal verwant hat, in demselben gedicht gleich noch ein oder mehrere male anzubringen. daher zb. im XVI liede die vielen synonyma. der grund ligt hier im strophen- und reimschema, wie man überhaupt bei Ulrich noch auffallend gut sehen kann, wie der reim zunächst den verwanten begriff hervorlockt[1].

Nicht minder charakteristisch als die vorhandenen redeformen sind für einen dichter die fehlenden. bei Ulrich sucht man vergebens alle stilmittel gewollter oder ungewollter incorrectheit: anakoluth, aposiopese, formlose polysyndeta. für indirecte rede ist er zu lebhaft, für die revocatio zu unbekümmert[2]. hyperbeln (eine ganz obligate 447, 19) würden sicher mehr hervortreten, wäre der höfisch-lyrische stil ihnen überhaupt günstiger; sie gehören mehr in die spruchdichtung und ins volksepos. am markantesten bezeichnet den sentimentalen pathetiker der gänzliche mangel an ironie und humor.

Weitere ergebnisse verspar ich bis zur endgiltigen charakteristik.

[1] andere fälle auffälliger widerholung des stilmittels: in XVIII die recapitulation mit dem demonstrativpronomen, mit dem die vielen relativpronomina und die conjunction *daz* effectvoll zusammenklingen. in XXXVII die affirmation und negation und die anrufung Gottes in jeder der beiden ersten strophen. das spielen mit verschiedenen ableitungen gleichen stammes in XXXIX.

[2] einziges beispiel 401, 9f. beliebte form der revocatio (*neinâ, frowe*) ohne ihren sinn 397, 10.

VIERTES CAPITEL.

ULRICHS LITTERARGESCHICHTLICHE STELLUNG UND SEIN DICHTERISCHER CHARAKTER.

Bevor die gewonnenen ergebnisse zu einer charakteristik des dichters zusammengefasst werden, erscheint es vorteilhaft, ihn zur vorläufigen orientierung mit den hauptsächlichen seiner dichtenden zeitgenossen kurz zu vergleichen.

Einzelne stellen in Ulrichs liedern und im FD überhaupt sind oft mit stellen anderer dichter parallelisiert worden. Erich Schmidt hat Ulrich mit Reinmar dem Alten und Walther verglichen, daneben einige parallelen mit Morungen, Hausen, Rugge angemerkt (Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge s. 116 ff.), Knorr seine bekanntschaft mit lyrikern und besonders mit epikern und didaktikern, wie den verfassern des König Tirol und des Winsbeken, mit Walther, Spervogel, Thomasin, Eilhart[1], Wolfram, Hartmann, Ulrich von Zatzikhoven festzustellen gesucht (s. 21—48). Wilmanns hat Ulrichs lieder häufig zur erklärung Walthers herangezogen, sowol in seinem 'Leben Walthers' als in seiner ausgabe, Roethe gegenseitige anspielungen bei Ulrich und Reinmar von Zweter (s. 112. 168. 217. 231. 579. 583), Burdach nachahmung Reinmars des Alten durch Ulrich (Reinmar d. A. und Walther v. d. Vogelweide s. 74) constatiert.

Blofse parallelstellen — und manches angeführte namentlich bei Knorr ist nicht mehr — liefsen sich beliebig häufen. aber wenn es nicht besonders viele und ähnliche sind, die den dichter einem andern nähern, was würden sie, bei der bekannten natur des minnesingerlichen motivschatzes, besagen?[2]

[1] mit recht stellt Knorr (s. 28—32) fest, dass die art, wie U. *Tristramen* und *Ysalde* 394, 27 nennt, auf bekanntschaft mit der Eilhartschen fassung der sage schliefsen lässt. — 394, 27 hat M *Tristramen* (so Lachmann), AC[a] *tristranden*, C *tristanden*, 465, 24 haben alle hss. *Tristram*; an beiden stellen im innern des verses. 488, 2. 20; 489, 27 bieten alle hss. *Tristram* in unreinen reimen (: *Gâwân*, : *lân*, : *gewan*), 503, 1 aber *Tristran* : *man*. da unreine reime jedoch im FD ganz gewöhnlich sind, glaub ich 503, 1 an reimbesserung nur durch den schreiber, und halte 488, 2. 20 und 489, 27 an *Tristram* fest. da endlich die Gottfriedische namensform *Tristan* nur in jener vereinzelten la. von C vorkommt, halt ich eine bekanntschaft U.s mit dem gedichte Gottfrieds nur aus den namensformen nicht für erweislich.

[2] vgl. Burdach s. 54.

Man vergleiche zb:

Heinrich von Morungen MFr. 130, 9ff	Ulrich von Lichtenstein FD 412, 11ff
Sin hiez mir nie widersagen,	— *daz si mich hôhes muotes âne widersagen behert*
— — — — — — — —	— — — — — — — —
wan si wil ie noch	— — — — — — — —
elliu lant beheren als ein roubærin.	*Si rouberinne* usw.

ich glaube nicht, dass aus diesem zusammentreffen topisch gewordener wendungen irgend welcher einfluss Morungens auf Ulrich zu erschliefsen ist. am ende einer lyrischen blüteperiode ligt dergleichen in der luft.

Ich unterlasse daher die mitteilung weiterer parallelstellen und suche nur das verhältnis L.s zu seinen unbezweifelten hauptmeistern, Reinmar dem Alten und Walther, klarer zu machen.

An folgenden stellen hat ESchmidt einfluss **Reinmars** auf Ulrich festgestellt:

Reinmar		Lichtenstein	
198, 35 f	=	113, 13 f, 428, 2 f	
158, 31	=	54, 22	
170, 15 f	=	56, 15 f	
170, 21	=	56, 23	
199, 20ff	=	61, 20; 121, 30; 657, 4	
176, 5	=	383, 15	
176, 11	=	105, 10	
159, 37	=	387, 15	
179, 16	=	55, 10	
179, 18ff	=	55, 15	
178, 28	=	387, 12	
162, 34	=	105, 1 f	
178, 1	=	47, 17	1 büchlein, directe übernahme
178, 14	=	50, 2	1 büchlein, directe übernahme
Wechselreden zwischen d. mann oder der frau und dem boten	=	136, 20; 136, 27; 324, 7; 350, 8; 357, 18. 20 u. a.	
169, 11	=	555, 21	
155, 5	=	30, 8	

Knorr (s. 44) hat hinzugefügt:

Reinmar		Lichtenstein	
194, 22	=	281, 21	
199, 8	=	432, 2 ff	
199, 11	=	429, 21	
164, 1 (vgl. 177, 21)	=	227, 21	(nicht 227, 1 Knorr).

Meiner nachprüfung haben sich folgende ähnlichkeiten im einzelnen ergeben.

Das schwanken Reinmars, ob er seine dame verlassen solle, nebst der folgenden selbstbeglückwünschung zu seinem ausharren 159, 19 ff erinnert im gedankengang an die gleichen reflexionen Ulrichs 401, 9; 403, 6 und das dreifache *wol mich* 406, 19 f (zb. *wol mich daz ich nie gebrach mîne stæte an ir! daz tuot mir wol*). die versicherung des dienstes, zu dem er geboren sei, 159, 25 f, findet sich ähnlich oft bei L., zb. 58, 8. 15; 105, 10 ff.

Reinmar : 159, 37 *und ist daz mirs mîn sælde gan* vgl. Lichtenstein 387, 15 (ııı Büchlein) : — *des ich, ob mirs mîn ælde gan.* —

Reinmars hastig unterdrückter wunsch sich eine andere dame zu suchen 160, 35 f erinnert lebhaft an den gleichen vorgang bei L. 401, 9 f. beide male ein optativischer ausruf in zwei versen, dessen inhalt durch den folgenden vers schroff abgelehnt wird. R.s — *jô ist si sô guot* hat aufserdem bei anderer, ähnlicher gelegenheit L. im ohr gelegen : — *ir sît doch guot* 322, 7.

R. 161, 38 f : *innerhalb der tür hât* [fehlt synonym für *gendde* 161, 32] *leider sich verborgen* — vgl. L. bei ähnlicher gelegenheit der minneallegorie 448, 13 f : *ir vil lûter liebe slôz diu minne* etc. — *innerhalp ir herzen tür : dâ rigelt sich diu stæte für.*

R. 162, 16 f : *War umbe vüeget diu mir leit, von der ich hôhe solde tragen den muot?* vgl. L. 399, 13 (u. ö.) : *Si nimt mir vreude, diu mich sorgen solde machen vrî.*

R. 163, 23 : *Mich hœhet* —, *daz ich nie wîp mit rede verlôs. sprach in anders ieman danne wol, daz was ein schult diech nie verkôs* — vgl. L. 571, 25 *Hân ich iender missetân gegen den guoten* [scil. *vrowen*], *dêst mir leit* etc.

Reinmars selbstvorwürfe, dass ihm in der langersehnten gegenwart seiner dame der mund verschlossen geblieben sei (im liede 164, 3 ff, bes. 164, 21 f), erinnern an das würkliche benehmen Ulrichs bei gleichem anlass, und seine klagen über sich selbst FD 36, 17—39, 17.

Güete und *gebærde* der dame (R. 167, 3) spielen überall auch bei Ulrich eine grofse rolle. ein beispiel statt vieler : *guot gebærde vrowen schône stât. wol ir diu bî schœne güete hât* 560, 23.

R. 168, 35 : — *hôher muot, der mich niht trûren lât* — diese gegenüberstellung des *hôhen muotes* mit dem *trûren* ist vollends in allen möglichen formen des ausdrucks so gewöhnlich bei L., dass citate wol unnötig sind. vgl. auch *ir güet mich zürnen niht enlât* 429, 10.

Der schlagenden parallele im natureingang R. 169, 9 ff = L. 555, 21 (beiden ist der herbst gleichgiltig : *Waz dar umbe?*) schliefs ich noch L. 507, 11 ff an : auch hier, im eingang von xxxix, tröstet er sich über den schwindenden sommer — der nächste mai bringt ihn wider (507, 16 f vgl. 555, 23).

R. 169, 27 : *Wol den ougen diu sô welen kunden und dem herzen daz mir riet* — vgl. L. 406, 19 f : *Wol mich daz ichs ie gesach* etc., ferner besonders:

Wol mich der sinne, die mir ie gerieten die lêre,
daz ich si minne — (394, 16 f)

und *Mîn herze gibt mir wîsen rât* — 58, 5, *dô riet mir daz herze mîn* 58, 13 u. ö.

R. 172, 15 : *ir gewaltes wird ich grâ* — vgl. L. 395, 9 : *Ich wünsche, ich dinge, des einen daz vor grâwem hâre mir dâ gelinge baz dann ir gendde gebâre* —.

R. 172, 30 ff : *Swer dienet dâ mans niht verstât, der verliuset al sîn arebeit* — ein gedanke, der oft bei L. widerkehrt : 412, 17, xxi 427, 1. *arebeit* bei L. im gleichen specialsinne zb. 58, 27.

Der verbissene vorsatz, der herrin trotz aller abweisung unbeirrt treu zu bleiben, R. zb. 173, 9 f, findet sich bei L. überall in den liedern der ersten minne.

R. 175, 16 *wan des einen dâ man lônen sol* — vgl. L. 581, 22 *wan daz eine des man nennen niht ensol.*

R. 175, 24 *wé war umbe* — vgl. L. 113, 13 *Wé war umbe sul wir sorgen?*

R. 175, 33 *si was endelîchen guot* — vgl. L. 415, 15 *Si was endelîchen guot* —.

R. 182, 14: *Hôhe alsam diu sunne stêt daz herze mîn* — vgl. L. 437, 18 : *des muot muoz gelîche stân Hôch der sunne.*

R. 184, 38: *Ich wil bî den wolgemuoten sîn* — vgl. L. 399, 9: *Owê daz ich bî den wol gemuoten alsô lange muoz belîben ungemuot* —.

Reinmar werden vorwürfe gemacht wegen seines beständigen trauerns : *si sagent mir alle, trûren stê mir jæmerlîchen an*

185, 32; ebenso geht es L. : *Ich hân geklaget sô sêre mîniu leit, daz manic tumber lîp die langen klage mir ze guot niht gar verwât* etc. (402, 20, xv). R. will sich *selben guoten trôst geben* 185, 29. L. vermisst mehrfach den *trôst* seiner dame und spricht mit den frauen von dem *rât, den ich mir selben hân gegeben* 403, 13 (xv).

si hât tugent und êre R. 190, 18 : das gleiche rühmt L. von seiner zweiten dame : *Wol mich, wol mich iemer mêre des daz si hât tugent und êre* — 449,21; *êrenbernde spil mit den tugenden* 515,21.

Das hausen im herzen des anderen, als Reinmarsches bild 194, 18 ff von Burdach s. 113 ff ausführlich besprochen, hat sich bei L., wie oben mehrfach gezeigt worden, reich und zuletzt ins absurde entwickelt; vgl. die vielen von Knorr s. 95 aufgezählten stellen (auch Burdach s. 116). besonders in den zwei aufeinanderfolgenden liedern xli und xlii hat L. das motiv verwertet. der von Burdach citierten parallelstelle Parz. 433, 1 *tuot ûf* etc. vergleicht sich L. 515, 24 ff (xli) *Tuo ûf* : *ich klopf an* etc. das motiv R.s 194, 31 f *mîn herze — ez solde sîn bî mir; nust ez bî dir* wird von L. 518, 29 ff (xlii, vgl. lvi) nur als hoffnung ausgesprochen. xlii zeigt die ergänzende situation zu R.s gedicht: R. wehrt sich vers 26 f nur noch schwach gegen den einfall der herrin in sein herz; von dieser besitzergreifung geht Ulrich bereits aus. die behandlung des motivs ist bei ihm noch spintisierender als bei R. zeigt dies schon den epigonenhaften zug L.s, so noch mehr die tatsache, dass das bild bei ihm schon so zur phrase geworden ist, dass die ursprünglich sehr notwendig hinein gehörenden *ougen*, durch die die geliebte in sein herz dringt, ganz in vergessenheit geraten sind. die *enge* des herzens (R. u. Wolfram, vgl. Burdach aao.) fehlt übrigens auch bei ihm. — *ein minneclîchez wunder dô geschach* R. 194, 21 : ein solches *wunder* hat auch L., 582, 15; *ein minnewunder mir geschach* FD 119, 22.

Reinmars strophe 195, 3 ff mag Ulrich im ohr geklungen haben, als er die erste strophe seines vii liedes dichtete:

R. 195, 3 ff	L. 113, 13 ff
Swem von wîben liep geschiht,	*Wê war umbe sul wir sorgen?* *vreud ist guot.*
der hât aller sælde wol den besten teil.	*Von den wîben sol man borgen hôhen muot.*

R. 195, 3 ff	L. 113, 13 ff
wâ sach ie man sô guotes iht?	*Wol im der in kan ge-*
an in lît der werlde wunne und	*winnen*
ouch ir heil.	*von in! derst ein sælic*
wol im, erst ein sælic man	*man.*
der wol an in erwirbet pfliht	*freude sol man durch si*
der fröiden	*minnen:*
der ir güete wunder geben kan.	*wan dâ lît vil êren an.*

Einen ähnlichen anfang wie dies R.sche lied: *Der mir gæbe sinen rât!* hat Ulrichs XXIV:

O wê der sô sælic wære, der uns kunde geben rât — —!

R. (doch vgl. die anm. MFr.[4] 313) 201, 16: *dâ ich . . . . . herzeswære trage, mêre denne ich ieman sage* — vgl. L. 412, 19 *Noch lîde ich von ir leides mêre dan ich iemen sage* —.

R. 202, 6: *ich hœre sagen daz si* [scil. *diu wîp*] *niht alle haben einen muot* hat vielleicht neben Walther 58, 35 f L.s lied XXII, das die *guoten wîp* von den *bœsen* scheidet (der ausdruck 418, 1), beeinflusst. directe übernahme im Frauenbuch (FB) 615, 26: *jâ hab wir all niht einen muot*, sagt die dame.

Desgleichen mag der bei L. so häufige gedanke: der dichter will alle guten frauen der seinen wegen ehren, zb. 545, 27 *durch si êre ich elliu wîp* etc., durch ähnliche äufserungen R.s, wie zb. 202, 35 *und êre gerne guotiu wîp, durch die einen* etc. mit bestimmt worden sein. —

Ich glaube nun nicht, dass Ulrich irgend eine der angeführten stellen bewust kopiert hat. vielmehr hat er offenbar gerade Reinmars, des im südosten bekannten dichters, lieder so im gedächtnis gehabt, dass er unwillkürlich auf wendungen in ihnen verfiel, oder sie doch streifte. auch ausdrücke, die im minnesang allgemein üblich waren, — absichtlich hab ich solche mit notiert — mögen ihm vorzugsweise aus dieser hauptquelle höfischer kunstsprache, vielleicht schon in früher jugend (vgl. FD 3, 5 ff; Schönbach Biogr. blätter II 17), zugeflossen sein. leider erzählt Ulrich nicht, nach welchen mustern ihn markgraf Heinrich von Istrien in der dichtkunst unterrichtete (FD 9, 13 ff); auch von dem lehrer selbst ist nichts erhalten.

Reinmars einwürkung auf Ulrich kann mit äufseren einzelparallelen nicht eingeholt werden, auch wenn man die untersuchung, was sehr nötig wäre, auf composition, syntax, vers-

kunst ausdehnte. von Reinmar stammt Ulrichs ganze minneauffassung, sie beherscht die lieder und namentlich die büchlein seines ersten minneverhältnisses : aber nicht ohne beträchtlich umgeformt zu werden.

Die elemente in Ulrichs natur, die hierzu beitrugen, liegen nach derselben seite, die der kunst **Walthers** einfluss auf ihn gestattete. auch hier reicht es nicht aus, einzelne stellen zu vergleichen.

Parallelen Ulrichs und Walthers hat widerum Schmidt gesammelt; er betont mit recht, wieviel geringer hier der nachweisbare einfluss ist.

FD 240, 17 ff : *Ir sült sprechen willekomen* (citat von 6 versen).
Walther 42, 6 : ohne negation FD 51, 29 (Wilmanns)
„ 8, 12 vgl. FD 587, 27 ff
„ 8, 15 vgl. FD 587, 31

Knorr fügte folgendes hinzu:
Walther 20, 25 ff vgl. FD 589, 3 ff
„ 46, 10—12 }
„ 46, 15—17(27,17ff) } vgl. L. 18, 8—11. 16. 17
„ 26, 10 vgl. L. 399, 11 [aber mit entgegengesetzter antwort]
„ 42, 31 ff vgl. L. 556, 4 ff
„ 58, 35 ff }
„ 48, 35 ff } vgl. L. 418, 1 ff (vgl. FB 615, 24; 616, 5 f. 8 f)
„ 47, 1 ff [bes. 5] vgl. L. 59, 1 ff
„ 48, 38 ff vgl. L. 566, 10—23 (FD 564, 17—565, 20)

Knorr bemerkt selbst, nicht überall sei entlehnung sicher. ich möchte auch hier am liebsten unbewuste erinnerung annehmen, die 'entlehnung' wird überhaupt bei einem dichter, der nicht lesen kann (FD 60, 1 f), meist auf dem wege des gedächtnisses vor sich gehn, besonders bei einem lyriker, der unter umständen auch im sattel dichtete.

Von solchen anklängen an Walther hat eine sorgfältige nachlese folgende ergeben:

Walther 63, 20:

Friundîn unde frowen in einer wæte
wolte ich an dir einer gerne sehen —

vgl. 566, 17:

Wîp und frowen in einer wæte
sol man gerne schouwen —

Schon Wilmanns (Walther[1] 159) hat die parallele gezogen: W. 69, 1 : *Saget mir ieman, waz ist minne?* mit L. 434, 26: *Herre, saget mir, waz ist minne?* ohne bei der 'beliebtheit des themas' directen einfluss anzunehmen.

Anaphorische spielereien gerade mit *stæte*, wie sie Walther 97, 1—11 enthält, liebt auch L., zb. 430, 7—18.

Die *ougen des herzen* 582, 17 (s. o.) hat Ulrich vielleicht von W. 99, 22 *mînes herzen ougen* und 99, 27. — die stelle Wolframs 5, 18 (Bock s. 35 anm. 1) bietet nicht die charakteristische kürzeste form der metapher.

Walther 102, 12 *iuwer minneclîchez jâ* = L. 401, 2 *ir vil minneclîchez jâ*.

Walthers, nach Wilmanns[1] 125 vielleicht von Hartmann MFr. 215, 14 beeinflusster, liedanfang: *Wol mich der stunde, daz ich si erkande* 110, 13 mag L.s liedanfang *Wol mich der sinne, die mir ie gerieten die lêre, daz ich si minne* 394, 16 mit hervorgerufen haben.

Das gleiche gilt von einem andern liedanfang Walthers:

Got gebe ir iemer guoten tac (119, 17),

der mit L.s liedanfang 518, 1 zu vergleichen ist:

Vrowe mîn, got gebe dir guoten morgen,
guoten tac, vil freude rîche naht.

zeigt die hybride ausgestaltung mit ihren auf éinmal eigentlich sinnlosen drei wünschen den nachahmer?

Nachahmung, absichtliche oder unabsichtliche, ligt jedesfalls vor gegenüber einem der bekanntesten motive Walthers: W. 53, 35ff:

got hât ir wengel hôhen flîz,
er streich sô tiure varwe dar (rot und weifs) —

vgl. L. 536, 25:

got hât sînen vlîz an dich geleit —

u. a. die farben weifs, braun, rot (536, 27f).

Eine ähnliche vorstellung zeigt 576, 20 : *an daz herze hât geleit got sô minneclîchen lîp* (Wilmanns[1] s. 141, anm. z. st. vergleicht die früher Heinzelin zugeschriebene Minnelehre 639ff).

Dagegen ist wol nur zufällige berührung bei ähnlichem anlass die gedankenparallele:

W. 53, 17 ff:
Mîner frowen darf niht wesen leit,
daz ich rîte und vrâge in frömediu lant
von den wîben die mit werdekeit
lebent. der ist vil mengiu mir erkant —

Vgl. auch W. 49, 16 ff:
Swâ ich niht verdienen kan
einen gruoz mit mîme sange etc.

Allerdings ist die vergleichung insofern nicht genau, als er hier nicht von seiner dame spricht, sondern von allen spröden frauen.

L. 397, 19 ff (vgl. oben s. 7):
Ob ich niht geniezen kan
dîner güete und der langen stæte mîn,
Sô lâ mich vil senenden man
der geniezen, den ich durch den willen dîn
Sol und muoz gedienen vil.
daz sint elliu guotiu wîp —.

Einen vollbewusten anschluss Ulrichs an Walther erblicke ich nur in seinen dialogen. es handelt sich um Walthers dialoge 100, 24 ff und 85, 34 ff, mit denen Ulrichs x, xxx, xxxiii lied zu vergleichen ist.

Alle drei dialoge Ulrichs schneiden die letzte strophe in zwei teile für die gesprächspartner, während sie ihnen vorher strophe um strophe abwechselnd zuteilen : ganz ebenso macht es W. in den angeführten liedern (vgl. auch Wilmanns[1] 144 anm. zu v. 37).

Walthers lied 100, 24 ff ist ein gespräch des dichters mit *Frô Welt*, Ulrichs 134, 5 ff (x) eines mit der frau *Minne*. in beiden beklagt sich der dichter, die angeredete sucht ihn mit gründen zu beschwichtigen. der ausgang freilich ist verschieden: Walther sagt mistrauisch der frau gutenacht und *vert ze herberge*, Ulrich lässt sich zu neuer begeisterung entflammen.

Viel weiter geht die übereinstimmung zwischen W. 85, 34 ff und L. 434, 19 ff (xxx). beide male ein gespräch zwischen dem dichter und einer dame. beide male verhält sich die dame spröde, und der dichter gibt minnigliche lehre, in beiden liedern von der dritten strophe an, auf ersuchen der dame (W. 86, 13 *lêrt mich* — *Frowe, daz wil ich iuch lêren* 86, 15, L. 435, 2 *saget an* — *Vrowe, ich wil iu von ir mêre Sagen* — 435, 20). bei Ulrich ist von vornherein von minne die rede, bei Walther gibt erst der herr dem thema die verfängliche spitze. dafür geht W. sogleich

in der minnelehre der dritten strophe, der Ulrichs dritte strophe im inhalt entspricht, stärker aufs persönliche los und bringt schon hier den effect, den Ulrichs raffinierterer spätlingsverstand bis zum schluss aufspart : der herr bezeichnet sich selbst als geeignetes object für die soeben vorgetragenen minnevorschriften:

frowe, woltet ir den mînen,
den gæb ich um ein so schœne wîp,

worauf die dame ihn nur als *redegesellen* gelten lassen will. der herr wagt noch einen vorstofs und wird erst dann von der dame zierlich und schnippisch abgefertigt. während W. so mit widerholungsmotiv und klimax würkt, sucht Ulrich seine stärke in der ausdehnung des immer verfänglicher werdenden gesprächs, das bei ihm noch doppelt so viele (kürzere) strophen zählt als bei W. bei ihm kommt der herr erst zu beginn der letzten strophe, von der dame fast provociert, mit seinem antrage heraus, dann allerdings kurz und bestimmt: *Vrowe, dâ soltu mich meinen* etc. noch kürzer, dabei schnippischer als bei W. und schärfer, ist die antwort. — bei Ulrich ist alles logischer, pointierter, eleganter, weniger gutmütig : in dieser überschärfung des tones glaub ich, wie in der der motive, wider den copisten zu erkennen. pedanterie des nachahmers ist wol auch die ergänzung der bei W. fehlenden *Herre* zu beginn der frauenstrophen. bei W. geht die dame im scherz auf die befürchtung ein, ihre minne werde den ritter töten (86, 29); bei Ulrich fürchtet sie sich selbst vor dem minnekummer (435, 27f), ebenso schalkhaft, aber mit erkünstelterer naivetät. die gesellschaftliche haltung, der leicht frivole salonton, ansteigen und abbrechen des gesprächs ist in beiden liedern ganz gleich.

Die ähnlichkeit des Waltherschen liedes mit dem xxx des Lichtensteiners besteht in der gleichen anlage, die hier auch dieselbe strophenzahl hervorgebracht hat, und in der parallelität der eingänge. strophe 1 bei W. entspricht durchaus der ersten strophe bei L. 443, 1 ff, ankündigung der neigung des ritters (*Frowe'n lât iuch niht verdriezen Mîner rede — — — Wizzet daz ir schœne sît* — vgl. *Wizzet, frowe wolgetân,* etc.). was W.s dame schon in ihrer ersten rede ausspricht (86, 7 f):

Ich wil iu ze redenne gunnen,
(*sprechent swaz ir welt*), *obe ich niht tobe.*

daz hât ir mir an gewunnen
mit dem iuwern minneclîchen lobe,

dies motiv hat L. wider zum pointierten abschluss aufgehoben, verschärft und negiert. seine dame verbittet sich gerade die übertriebenen complimente (443, 26), und als der ritter noch nicht aufhört, wird sie empfindlich und bricht das gespräch ab (444, 5—7).

Affinitäten im ton begegnen häufig. so klingen das XXVIII und das XXXI lied Ulrichs sehr waltherisch in ihrer einfachen natürlichkeit und frische, mit ihrer klaren naturanschauung, ihrer leicht sentenziösen sprache, ihrem sich dem metrum anschmiegenden satzbau (vgl. zb. W. 51, 13 ff). XXXI schliefst mit einem bildchen, wie Walther es liebt:

Swâ ein werdez wîp anlachet
einen minnegernden man
Und ir munt ze küssen machet —.

kurz vorher (437, 14) steht: *alles guotes übergulde*, vgl. W. 8, 17: *der zweier übergulde*; lieblingsworte W.s, wie *gedinge, gern*, sind auch bei Ulrich nicht selten. unter Walthers liedern erinnern 109, 1 ff; 110, 13 ff; 110, 26 ff am meisten an Lichtenstein. —

G e s c h i c h t l i c h f o l g t U l r i c h a u f W a l t h e r, d e n s c h ü l e r R e i n m a r s, i n s e i n e r k u n s t s t e h t e r z w i s c h e n b e i d e n. auch er ist nicht bei R.s ton geblieben, aber er war weit entfernt von Walthers bewuster und radicaler abkehr. die wendung zur natur, zur 'niederen minne', war bei ihm undenkbar. der Reinmarische ausschnitt W.s bleibt seine sphäre.

Die dialektische disposition, den gespreizten ernst, die humorlosigkeit teilt Ulrich mit Reinmar, aber nicht seine schwere und seine oft zaghafte haltung. er könne *von wîben niht übel reden*, erklärt Reinmar (171, 3); so weit versteigt sich Ulrich nicht: er verstand sich auch auf scheltlieder.

Ulrich hat mehr natur, mehr sinne als Reinmar, er schaut nicht nur in sich, auch in die ritterliche welt, er zeigt sich als unverbesserlichen sanguiniker, als ein kind das nur im augenblicke lebt: in all dem erinnert er lebhaft an Walther. nur dass die natur bei ihm eine viel geringere rolle spielt; Reinmar ignoriert sie, Ulrich sieht mehr den ritter, Walther sind natur und mensch gleich vertraut.

Ulrichs naturell mag Walther ähnlicher gewesen sein; vielleicht gerade darum hat Reinmar spürbarer, wenn auch nicht tiefer, auf ihn gewürkt. wie reinmarisch sind die *wânwîsen* als conception, aber wie ganz unreinmarisch, in ihrer vorwiegenden munterkeit, ist die ausführung! bei ihnen wird es am klarsten: der einfluss Reinmars auf Ulrich war kein menschlicher, vielmehr nur ein litterarischer, gerade wie er es bei Walther gewesen war.

Irgendwie beträchtliche einwürkungen anderer erscheinen ausgeschlossen. geringfügige reminiscenzen aus Wolframs dichtungen — deren tiefe Ulrich sicher nicht verstand — hat Knorr s. 43 notiert. ich halte nur die erste von ihnen für erwiesen: *und möht ich dich bergen in den ougen mîn* 512, 21 (II tagelied) vgl. Wolfram 8, 4. die stark sinnlichen tagelieder (XXXVI, XL) stehen natürlich auf der von Wolfram ausgehnden linie. im einzelnen hat Roethe (Anz. XVI 96) 448, 30: *mit armen und mit beinen lac geflohten* usw. als 'würkliche nachahmung' W.s (4, 1 f) angesprochen; vielleicht ist auch *nâher unde nâher, baz und aber baz* 400, 11 (XIV), vgl. Wolfr. 5, 14 *urloup nâh und nâher baz* —, hierher zu rechnen. endlich der anfang des XLVII liedes:

Nu hilf, wîbes güete.
mir ist nôt der helfe dîn.

lässt an Wolfr. 7, 24 denken: — *güetlich wîp: nu hilf, sît helfe ist worden nôt.* aber der ausdruck ligt allgemein nahe. —

Überall folgt Ulrich der strengen höfischen tradition. natur und leben legten ihm dies nahe. sein meister Reinmar ist höfisch par excellence; und die andersartigen elemente Walthers verschmäht er. nur an zwei stellen scheint mir ein unhöfischer ton leise anzuklingen: in zwei tanzweisen, dem frühlingsliede XXXIV und namentlich in dem winterliede XXXV (beide nach 1233).

Der eingang des ersten liedes weist *sorge und angest von der strâze: strîchet von dem lande, sam der winder, von uns hin* — er spricht im namen aller, auch noch in der nächsten strophe: es klingt wie Neidharts natureingänge vor seinen sommerliedern. sie haben dieselbe tendenz, häufig auch zwei strophen länge. *strîchen* ist ein, nicht übermäfsig höfisches, lieblingswort Neidharts (vgl. 12, 18; 13, 21; 18, 15; 19, 1; 22, 20).

Sehr viel gröfser ist die ähnlichkeit im zweiten liede. *Warnet iuch gar, junge und alde, gegen dem winder* — (446, 1 f). *junge*

und alte (bei Ulrich aufserdem 555, 28; 565, 29): der typische gegensatz bei Neidhart; in derselben zusammenfassung 8, 12; 41, 34, beide male ebenfalls im liedanfang. — am ende der ersten und in der zweiten strophe gibt Ulrich vorsichtsmafsregeln gegen den winter: *Sît iu selben kleider milde — welt ir vor im sîn behuot, sô sult ir diu hiuser spîsen —.* ratschläge gegen die winterkälte gibt auch Neidhart in einem winterliede: *beidiu vinger unde zêhen sol ein ieslîch man vor disen winden wol bewarn* etc. (76, 21 f). — in der dritten strophe kommt Ulrich auf seine panacee: *Für sîn stürmen — — sul wir in die stuben wîchen, dâ mit wîben wesen vrô* — vgl. Neidhart zb. *wir müezen in die stuben* 60, 9; *Winder, uns wil dîn gewalt in die stuben dringen* 35, 1, vgl. auch 35, 20. es ist die den winterliedern zu grunde liegende situation; und das *vrô wesen* mit *wîben* ist auch hier die hauptsache, wenn auch in anderer form.

Auch ein singulärer liedanfang, wie Ulrichs

Alle die in hôhem muote wellen sîn,
den wil ich daz râten bî den triwen mîn — (426, 12)

stammt wol aus neidhartscher sphäre. Neidharts lied 16, 38 beginnt:

Alle die den sumer lobelîche welnt enphâhen,
die lâzen in ze guote mîne lêre niht versmâhen.
ich râte daz —.

Natürlich mein ich nicht, dass Ulrich sich gerade an die angeführten stellen angeschlossen habe. aber dass er Neidhartsche lieder gekannt hat, ist sicher. hielt sich doch Neidhart selbst einige zeit in der Steiermark auf; war er doch der bevorzugte dichter am Wiener hofe unter herzog Friedrich dem Streitbaren, Ulrichs lehnsherrn. bei Ulrichs aufenthalte in Wien, im winter 1227 auf 28 — damals regierte noch Leopold VII — war Neidhart zwar schwerlich schon dort (HMS IV 437 f); aber dass er ihn später nicht kennen gelernt haben sollte, ist kaum denkbar (vgl. Roethe s. 35 und 36). wie dem auch sei, ein leichter anflug Neidhartscher drastik kann den verehrer des hohen stils damals sehr wol betroffen haben. die tendenz zum realismus lag in der luft, im märe zeigt Ulrich sie selbst deutlich genug. niemand kann sich seiner zeit ganz entziehen [1]. —

[1] die gleichheit eines tones bei Ulrich (XXVI) und Rubin (XIII), bei Ulrich (XXX) und Walther (im kreuzlied 14, 38 ff), halt ich mit Bechstein

Von einer nachwürkung Lichtensteins kann man nur in seiner engeren heimat reden. Kummer (Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleinen innerösterreichischen minnesinger) hat zahlreich elemente Ulrichscher lyrik bei dem ihm eng befreundeten Wildonie (vgl. s. 23f. 47—52. 99f) in hinsicht auf metrik und wortschatz festgestellt, bei dem von Suneck (s. 105f) in einzelnen ausdrucksparallelen, bei dem von Stadeck auch im metrischen bau eines liedes (Stadeck III = Ulrich V; s. 110f). die meiste ähnlichkeit mit Lichtenstein, auch syntaktisch, zeigen die drei lieder Sunecks.

Eines der schönsten bilder Ulrichs, vom herzen, das wie ein kleines kind weint nach der huld der geliebten (149, 7, II büchlein), hat Hadamar von Laber nachgeahmt (str. 23, 3; Burdach s. 26).

Eine gewisse ähnlichkeit mancher sittenschilderungen des sogen. Seifried Helbling mit Ulrichs frauenbuch und den schlusspartieen des FD, die Knorr auffiel (s. 21 anm.), beruht wol nur auf der verwantschaft des stoffes und der örtlichen und zeitlichen nähe. Seemüller (Studien zum kleinen Lucidarius, Wiener sitzungsberichte CII 661f, Seifr. Helbl. XXXIII) hat 'keine deutliche spur' gefunden.

Die lieder Hugos von Montfort und Oswalds von Wolkenstein hab ich auf Lichtensteinische einflüsse hin untersucht, jedoch vergeblich.

In den ersten drei capiteln hatte die untersuchung folgendes ergeben. die motive der lyrik Ulrichs waren an zahl gering, nur sehr wenige von ihnen entnahm er dem leben, die meisten der höfischen tradition, die er zt. durch übersteigern, combinieren, rationalistische neuerungen[1] epigonenhaft weiterbildete. sein productiver kunstverstand entfaltete sich vorzüglich in der composition, in der vielfach eine dialektische veranlagung des geistes zu tage trat. sein formsinn im einzelnen bewies seine kraft hauptsächlich in kunstvollen widerholungen, parallelismen, synonymen, variationen; vorwaltende orientierung seiner phantasie nach aufsen verriet die ausgeprägte neigung zur anrede.

s. XVf für zufall. zum *dœnediep* war Ulrich zu reich an erfindung. vgl. Lachmann zu Walther 16, 35, Liliencron Zs. 6, 86, Kummer s. 74 anm., Bechstein s. 147 anm. und s. 156 anm.

[1] vgl. auch Burdach s. 116.

Als was lassen diese eigenschaften den dichter erkennen? der geringe gedankengehalt; das vorwiegen der form; die sicherheit in allem technischen des aufbaus und der ausführung; die liebe zu stilmitteln, die mehr als alle andern geläufige kenntnis des wortreichtums, beherschung aller ausdrucksmöglichkeiten einer gebildeten dichtersprache voraussetzen : alles erweist den virtuosen am ende einer lyrischen blüteperiode.

Einen virtuosen, dessen lebhaftigkeit zuhörer nicht entbehren kann. apostrophe ist die seele seiner dichtung. er ist nie mit sich allein. das unterscheidet ihn am meisten von Reinmar. er steht immer vor leuten, denen er vorsingt. seine lyrik ist laut. es ist immer gestus dahinter.

Der vortragende hört sich reden. man merkt Ulrichs worten an, dass sie alle auf würkung hin ausgewählt sind, namentlich am anfang der lieder[1]. ostentative mitteilung, die imponieren soll, ist seine ganze poesie. er ist eitel auf sein seelenleben.

Er weifs, dass es adelich ist. nicht umsonst reizt ihn immer wider die vorstellung des hohen[2], erfüllen ihn hochgespannte ideale von *ère, werdekeit, tugent* und dergleichen. darum ist es ein kleiner kreis, an den er sich wendet; der aristokrat weifs, dass er nur von seinesgleichen verstanden wird[3].

Als mitglied der ritterlichen gesellschaft fühlt sich Lichtenstein vor allem, in der dichtung nicht anders als auf dem turnier-

[1] die anfänge sind ausnahmslos gut, voller elan; die schlüsse, auf die der moderne virtuose besondern wert legen würde, fast durchgängig matt.

[2] *hôher muot, hôchgemüete* überall. *hôhgedinge* zb. 30, 3. *diu hôhe minne* 59, 3. *minnet hô* 457, 7. *mîn gemüete stât hô* 400, 3; 556, 21, desgl. 410, 25; 566, 13 (*muot*). *diu herze stîgent hô* 423, 12. *stêt mîn herze unhô* 110, 16. *junge und alde hebt unhôhe* 566, 1. *mir muoz hô an ir gelingen* 425, 25. *des muoz mîn muot hôhe sweben* 534, 12. *des muot muoz gelîche stân Hôch der sunne* 437, 18, und vieles andre dgl.

[3] dass ritterlich höfische art die einzige ist, die in betracht kommt, ist L. überall selbstverständlich. bei seinem aufenthalte als frau Venus in Wien 1227 sind die bürger gut genug, um die ritter in quartier zu nehmen (charakteristischer ausdruck 250, 28); die Wienerinnen werden als decoratives strafsenpublicum angenehm empfunden (251, 26). — unterschied zwischen *edeler art* und *gebûren art* 509, 26 ff, bes. 510, 5 f. — andere charakteristische lieblingsworte : *herze, minne, dienen, dienest, freude, trûren, wunsch, wân, wîp, vrowe, rât, wunder, engel, rôse, vrô, guot, süeze, fruote, lachen* und *munt* der geliebten, das absonderliche *kleinvelhitzerôt* (vgl. Knorr s. 82). an der geliebten sieht er, wie wol die meisten mhd. lyriker, ausschliefslich die farbe, nicht die form.

platz. vornehmer sport ist das eine wie das andere. dass ihm der sport des minnedienstes zum notwendigen phantasiebedürfnis wird, ist das verhängnis seines charakters.

Den forderungen der höfischen gesellschaft ist sein stil völlig angemessen. als gesellschaftlichen dichter zeigt ihn schon die grofse neigung zur apostrophe. wesentlich von ihr stammt der eindruck der lebhaftigkeit, den seine poesie von jeher gemacht hat (zb. Uhland s. 236). seine natur ist nicht übermäfsig ursprünglich; hergebrachte minnedialektik hat er genug — trotzdem würkt er lebendig und frisch. die apostrophe macht alles mindestens erträglich. neben der pointierten diction, dem reichtum an redefiguren, dem überlegten satzbau trägt sie das meiste bei zu dem declamatorischen charakter seiner lyrik.

Wer sich immer an die gesellschaft wendet, bei dem ist ungewöhnliche tiefe der empfindung und des gedankens von vornherein ausgeschlossen. aber reichtum an abwechselung und eine gewisse urbanität, eleganz und geistreiche einfälle werden geradezu verlangt. mit alledem konnte Ulrich dienen.

Die gesellschaft verlangt mafsvolle munterkeit : er dichtet muntere lieder[1]. die gesellschaft kokettiert im stillen mit der leidenschaft : er dichtet leidenschaftliche lieder. ein wenig sinnlichkeit erlaubt sie : er macht sinnliche, die er gerade an der grenze dessen halten lässt, was erlaubt ist — und gefällt[2]. sie hat verständnis für schwierige kunstgedichte : er verfertigt prunkstücke[3]. schmachtende sentimentalität ist ihr interessant : davon hat er überfluss. und die minnigliche verstiegenheit wird, solange sie nicht lästig fällt, von dem mafsgebenden, weiblichen teile der gesellschaft nur als schmeichelhafte consequenz empfunden.

Gelegentlich verrät Ulrich den hergang bei seinem dichten oder äufsert sich in einer art von räsonnement über poetische fragen. psychologisch lässt sich manches aus diesen bemerkungen gewinnen, die naiv bleiben, auch wo sie rationalistisch werden.

Die antriebe zum dichten sind bei ihm sehr verschieden. manchmal folgt er sichtlich dem augenblicklichen bedürfnis, er dichtet im sattel (109, 29 ff), auf dem wege (131, 29), in der not

[1] zb. IV. VIII. XII. XIX. XXVIII. XXXI. XXXV. XLVIII. L.
[2] zb. XXIX. XXXVI. XL. XLI. LVI. LVII.
[3] zb. XIV. XVIII. XXV. XXX. XXXII. XXXIII. XXXIV. XLII. XLIII. LI.

des kerkers (545, 1). viel häufiger setzt er sich in positur. aber bereit ist er immer : der virtuose versagt nie. er kann auch würklich sehr viel. das zeigt sich glänzend, als er krank in Bozen ligt, und eine dame ihm eine welsche melodie schickt, mit der bitte, ihr einen deutschen text unterzulegen (1225, FD 112, 22 ff). er willfahrt sofort; und gerade dieses lied ist vortrefflich : sehr lebendig, feurig, im ausdruck das schwierige metrum der dreiteiligen strophe aufs gewanteste verwertend.

Ein innerlich wahrer ausdruck für den unmittelbaren drang zu dichten, äufserungen wie *Zehant ich tihten dô began, als mir mîn senedez herze riet* (104, 6) — *mîn zornic herze mir dô riet, ze singen disiu swinden liet* (416, 26) — *in dirre nôt mîn herze riet mir ze singen disiu liet* (545, 1) sind dem entsprechend selten. der virtuos ist gewöhnt, die poesie zu commandieren. die situation lässt es ihm einmal vorteilhaft erscheinen, seiner ersten herrin möglichst bald wider ein lied zu senden. er sagt dies seinem boten. *Alzehant dô huob ich an, von herzen tihten ich began liet sâ von der vrowen mîn* (318, 5 f). unterdessen wartet der bote. kaum ist das lied aufgeschrieben, reitet er mit ihm ab. und dies lied (XI) ist nicht schlecht. es hat keinen leichten strophenbau, doppelte eingangsapostrophe, anaphern, parallelismen.

Ähnlich ad hoc dichtet er bald darauf das XII, überaus kunstvolle lied und das III büchlein.

Dâ mit ich von dem boten schiet
und tiht zehant guot niuwiu liet
und ouch ein kleinez büechelîn — —
diu liet und büechel wart bereit.
al zehant mîn bote reit —. (381, 5)

Leistet Ulrich in der tat viel, so ist er auch stolz auf seine geschicklichkeit:

nie buoch sô minneclîchen wart
getihtet sô daz büechelîn,
daz ich dô tiht — (381, 10).

schon der junge dichter betont die originalität der melodie, die schönheit und gefühlswahrheit des textes:

diu wîse ist niuwe und hôchgemuot,
diu wort sint süeze und dar zuo wâr (98, 24),

und das letzte empfinden wir bei diesem liede (IV) heute noch. '*diu wort sint guot, diu wîse niu*', lässt er seinen boten von

seinem VIII liede sagen (125, 13)[1]. dies sind nur einige proben seines selbstbewustseins. virtuosen pflegen ruhmredig zu sein.

Nicht selten misversteht der auf die technik eingeschworene routinier den classischen stil, und wähnt ihn durch kleinliche schnörkel zu verbessern. so negiert Lichtenstein in seiner einzigen gröfseren ästhetischen argumentation 509, 6ff den bisherigen stil des tageliedes mit naturalistischen gründen, wie sie dem epigonen naheliegen. nur um diese theoretische erwägung zu illustrieren, dichtet er, nach seiner angabe, seine beiden tagelieder. der blofse vorsatz, wider einmal etwas effectvoll-originelles zu machen, ist das primäre.

— *mîn herze mir dô riet*
singen aber niuwen sin.
ich dâhte her, ich dâhte hin:
ich dâht an der minnære klage —

damit leitet er seine rationalistischen erwägungen ein.

Wäre die gesellschaft, für die Lichtenstein sang, noch so gewesen, wie er sie sich vorstellte, noch dieselbe, deren letzte blüte er in seiner ersten jugend noch miterlebt hatte, so hätte er viel mehr beifall finden müssen, als es geschehen zu sein scheint[2]. denn er erfüllte in seiner dichtung eigentlich alle ansprüche, die man an das ideal des rein höfischen minnesanges stellen konnte, ohne dass er irgend welche ansprüche stellte, die über das geistige vermögen des guten durchschnitts hinausgingen. was Gottfried als epiker, bedeutete er als lyriker: das getreue spiegelbild der anschauungen seiner kreise.

Das ritterliche element im höfischen ideal tritt so mächtig bei ihm hervor, dass man nur darauf hinzuweisen braucht. die ethik des schildesamtes ist die einzige, die er kennt. das turnier ist fast eine heilige angelegenheit (vgl. die beiden *ûzreisen*). im übrigen ist er der mann der convention, der verehrer der *zuht* (XX), der es fertig bringt, sogar die *huote* und die *merker* zu

[1] die musikalische composition scheint seine starke seite gewesen zu sein. auch ohne bemerkungen wie die erwähnten könnten wir dies aus dem kunstvollen bau seiner sehr verschiedenen strophen udgl. schliefsen. vgl. Scherer Deutsche studien I 48 anm. 1.

[2] und doch war gerade die Steiermark schon sehr früh der nährboden einer ausgebildeten ritterlichen gesellschaft gewesen. vgl. Schönbach Die anfänge des deutschen minnesanges s. 80ff.

preisen[1]. verlieren diese begriffe bei seiner spielenden umformung auch ihren alten sinn, so ist der neue, den er ihnen unterlegt, erst recht ein zugeständnis an die *zuht*, und, wie man zugeben muss, eine art vertiefung der theorie von der *huote* (xviii). praktisch verhält er sich gelegentlich ganz anders, ohne sich aber irgendwie eines widerspruchs bewust zu werden, prachtvoll naiv wie er ist. äufserlich von mehr als standesgemäfser frömmigkeit, macht es ihm doch gar nichts aus, in seiner frauenverkleidung mit dem friedenskuss bei der messe schnödes spiel zu treiben (179, 1 f). er preist allen segen der kreuzfahrt — und bleibt zu hause.

Das element des frauendienstes war im höfischen ideal dem ritterlichen so eng verbunden, dass es praktisch kaum zu scheiden war. nach dieser seite hin ist erst recht nichts zu denken, was über Ulrichs leistung hätte hinausgehn können. die frauenverehrung als sittliche tat war so oft von den dichtern empfohlen, die idealgestalten der heldenromane so nachdrücklich als muster aufgestellt worden[2], dass man sich gar nicht wundern kann, wenn endlich einem phantastischen kopfe die grenzen zwischen poesie und würklichkeit verschwammen; zumal wenn er wie Ulrich von klein auf die luft der chevalerie geatmet hatte[3].

Wie weit hatte doch die deutsche lyrik weggeführt von jener naiv-gesunden auffassung der geschlechter, wie sie beim Kürenberger begegnet! jener hatte lieber 'das land räumen' wollen, als sich von der *vrouwe* minnen lassen. jetzt erklärt der Lichtensteiner:

Der diene ich alsô mîniu jâr —
swaz sô ir an mir missehaget,
dem ist von mir gar widersaget.
geviel ir niht mîn zeswiu hant,
ich slüeg si ab bî got zehant.
ich wil dâvon niht sprechen vil — (27, 13 f).

Was er in würklichkeit ihretwegen abschneidet, ist der kleine finger der linken hand, der doch unbrauchbar geworden war.

[1] vgl. Scherer Littgesch. s. 211.

[2] zb. Thomasin Welscher gast 1041. 773. 1029. 6325. vgl. Scherer aao. s. 223.

[3] vgl. Schönbach in den Biograph. Blättern II 33 ff.

auch dies ist schon verstiegen genug. im selben stil sind seine übrigen taten für seine dame.

Man kann deutlich erkennen, wie die kokett abweisende haltung der dame, der widerstand der anders gewordenen welt ihn auf der betretenen bahn nur um so energischer vorwärtstreibt. ein normaler mensch wäre er nur im reiche des königs Artus gewesen; in einer noch ganz höfischen gesellschaft wäre er immerhin nicht so unterscheidend aufgefallen; der umstand, dass er zwei, drei jahrzehnte zu spät auf die welt gekommen, macht ihn zum romantiker. zwar hat er, wie sich aus seiner aufserdichterischen tätigkeit ergibt, das handelnde leben nie aus den augen verloren; im privatleben aber wird der naive versuch gemacht, poesie und würklichkeit zu verschmelzen.

Hierbei kommt es in der tat zu einer argen verbiegung der psyche. die germanische mafslosigkeit macht den minneapostel zum pedantischen doctrinär. der rein egoistische kern seiner minne indessen und sein doch nicht zu ertötender gesunder menschenverstand bewahren ihn vor dem blindesten fanatismus: von der versprochenen kreuzfahrt, durch die ihn seine dame nur los werden will, weifs er sich in der artigsten weise zu drücken. winkt aber nur die leiseste hoffnung auf erfolg, so fasst er die abenteuerlichsten entschlüsse ohne weitere überlegung, ohne jeden seelischen kampf (zb. 138, 25 f. 328, 1 f). das beständige bedürfnis pathetischer steigerung des lebens ermöglicht alles. schickt ihm die dame einen brief mit der unzweideutigsten absage, so bringt ihn das nur zu noch trotzigerer selbstqual: *nu dar! nu dar! nu dar! swie mir diu reine süeze tuot, daz muoz von reht mich dünken guot* (61, 4 ff). über das geringste, zweifelhafteste zeichen von huld gerät er in unnatürliche freude (zb. 156, 6 ff). die einzige ideale lebensmacht, die er kennt, ersetzt alles andere. er bringt sie mit dem höchsten in verbindung: *Got hât mich in ir dienest brâht*, so begründet er seine Venusfahrt (156, 29); Gott will den minnedienst (379, 21—30)[1].

[1] die anrufung Gottes spielt bei L. die gröste rolle, von der nichtssagenden redensart angefangen bis zum poetischen wunsch und zur naiven überzeugung. *nû helf mir got, daz ich ir tuo den dienest schîn* 58, 17. *daz weiz got wol* 105, 11; *Got weiz wol* 585, 7. *got vor sorgen mich behüete* 421, 14; *vor ir zürnen mich behüete got* 446, 27. *Got füege mirz ze guote* 422, 21. 449, 25. *got den grôzen kumber wende* 555, 29.

Wahres und falsches gefühl gehen schliefslich ununterscheidbar durcheinander. selten ist die empfindung so unzweifelhaft echt wie bei der erzählung, wie er im kerker zum letzten male den leib des herrn nimmt (543, 27 f).

Reminiscenzen an situationen höfischer romane spielen so häufig auch an nebensächlichen stellen in die erzählung des FD hinein, dass ich es für verfehlt halte, überall absichtliche fälschung zu wittern. der versuch des hyperkritischen Becker, hier 'wahrheit und dichtung' scheiden zu wollen, war einer so phantasievollen natur gegenüber von vornherein aussichtslos. auch waren die romane in vieler beziehung ja nur verklärte spiegelbilder des würklichen ritterlebens, das für uns genug sonderbares enthält: wer will da genaue grenzen ziehen?[1]

Am rätselhaftesten bleibt für uns das verhältnis L.s zu seiner gattin. man hat oft anstofs daran genommen, wie nebensächlich er von ihrer existenz kunde gibt, indem er bei erzählung der Venusfahrt auch den zweitägigen besuch bei ihr erwähnt

got in [den hôhen muot] uns behüete 566, 6; *got behüete mir ir lîp* usw. 567, 10. *Dîn êr hab got in sîner pflege* 131, 25. *Got geb daz ich si noch vinde* 422, 6 f. *got gebe dir guoten morgen* 518, 1. *got der hât mich wol bedâht mit sô reinem süezen wîbe* 449, 16. *got hât sînen vlîz an dich geleit* 536, 25, ähnlich 576, 20. das stärkste: *Got sî mir als ich ir sî (!)* 406, 25 f.

[1] hat zb. Ulrich bei erzählung der lehren, die ihm markgraf Heinrich von Istrien gibt (9, 13 ff), an den edeln Gurnemanz gedacht oder nicht? —

Das zuverlässigste sind immer die lieder. es lässt sich bemerken, dass er auch die charaktere der erzählung im sinne der lieder färbt. 374, 23 ff, nach dem burgabenteuer, legt er seiner ersten dame seine eigenste anschauung in den mund:

> *Ich weiz daz wol, swie tump ich bin,*
> *daz trûriges ritters lîp*
> *erwirbet nimmer werdez wîp.*
> *swelch wîp ir læt ertrûren an*
> *ir minn, dêst vaste misselân.*

vgl. zb. 428, 13 ff (XXVII):

> *Wie sol ein ungemuoter man*
> *erwerben hôchgemuotes wîbes habedanc?*
> *wil er ir daz ertrûren an,*
> *daz si in minne, so ist sîn tumber wân vil kranc.*
> *ir hôchgemuotes herzen rât*
> *sîn trûren hât für misselât* usw.

(222, 1ff). nicht lange danach kommt er auf zehn tage wider zu ihr:

> *Zuo der vil lieben konen mîn.*
> *diu künd mir lieber niht gesîn,*
> *swie ich doch het übr mînen lîp*
> *ze vrowen dô ein ander wîp* (318, 25f).

wie sah es eigentlich in ihm aus? es müssen zwei ganz verschiedene gefühle gewesen sein, die er in sich trug. denn wir haben gar keinen grund, der widerholten versicherung seiner gattenliebe zu mistrauen (die zwei ersten verse schon bei dem ersten besuch). noch einmal kommt er bei der erzählung seiner gefangennehmung auf seiner eignen burg kurz auf *diu guote* zu sprechen. Freytag (Bilder a. d. deutschen vergangenheit[5] II 36) hat ihm sehr verdacht, dass er in der todesangst des kerkers an seine dame ein lied dichtet, während seine frau das flüchtlingsbrot verzehren muss. in der tat spricht er von ihr mit keinem worte; dass er ihrer nicht gedacht habe, wird dadurch in keiner weise erwiesen. hier ist eine der vielen stellen des FD, wo die macht des höfischen stiles in anschlag gebracht werden muss. die gedanken an die gattin sind unhöfisch; darum hat er keinerlei veranlassung, sie hier mitzuteilen, ebenso wie er überhaupt von seinem eheleben schweigt, wie er im ganzen FD nur die höfische seite seines reichen lebens darstellt. zu leicht ist moderne vorstellung geneigt, seine von strengem stilgefühl dictierte auswahl als vollständige memoiren aufzufassen.

Aber gesetzt auch, es wäre kein herzliches verhältnis gewesen was er verschweigt: so ist es doch wider nur modern, daran anstofs zu nehmen. auch Freytag ist hier einer unhistorischen auffassung erlegen, er, der uns gerade das wesen der mittelalterlichen ehe und ihre vertiefung durch die reformation so schön auseinandergesetzt hat. neben einer minniglichen schwärmerei kann bei Ulrich sehr wol eine ehrliche neigung zu seiner hausfrau hergegangen sein. übrigens ist seine theorie consequent genug, der frau, die sich schlecht behandelt (nicht etwa 'ungeliebt') fühlt, den ehebruch zu erlauben, falls sie es nicht lieber um Gottes willen lässt (FB 623, 5ff).

Unter dem einflusse seines ideals und seiner eignen dichterischen tätigkeit entwickelt sich Lichtenstein immer mehr zum

artisten, der erlebt um zu dichten. er leistet alles was der stil des liebesromans von ihm verlangt, in der lyrik wie im leben. während des ersten verhältnisses singt er muntere und ernste, hoffende, schmachtende, ängstliche lieder, alle mehr oder minder von gesellschaftlicher haltung. nachdem die dame ihn endgiltig abgewiesen, benutzt er das unglück gleich zu einer reihe obligater schelt- und klagelieder; während seiner erotischen vacanz nimmt er die gelegenheit zu *wânwîsen* wahr. beim einzug der neuen herzenskönigin darf das begrüfsungsgedicht (XXXII) nicht fehlen. gespräche mit ihr werden sofort lyrisch verwertet (s. o.). kleine huldbeweise der dame, ein wort von ihr, ihr lachen dürfen nicht unbedichtet bleiben. das kerkerlied, bei einfallender gelegenheit, versteht sich fast von selbst. als im laufe der jahre das neue verhältnis mit seiner frische auch seine anregende kraft allmählich einbüfst, muss es zu minnedidaktischen betrachtungen und litterarischen experimenten (tagelieder) herhalten. ihm verdanken wir schliefslich — wenn Ulrich anders keine fiction vorbringt — die abfassung seiner beiden bücher.

Auf was es bei alledem schliefslich ankam, sagt er selbst deutlich genug:

Mîn minne gernder hôher muot —
er machet mir die wîle unlanc (515, 4 f).

die grundlage dieser auffassung ist schon früh vorhanden. bereits i. j. 1225 betont er, wie gleichgiltig es ihm sei, ob ihn die herrin gut oder schlecht behandle (129, 1 f). er gibt sich damit den anschein uneigennütziger treue : in würklichkeit ist — man denke an die scheltlieder — seine 'minne' durchaus egoistisch.

Denn von vornherein war, aller pathetischen beteuerungen ungeachtet, seine minne ein spiel gewesen, ein sport der ritterlichen phantasie. er macht sich frei, als er die unmöglichkeit einsieht, das recht sinnlich gedachte ziel zu erreichen. unterdessen aber war ihm die ausfüllung des innern durch ein minneverhältnis — ob eingebildet oder nicht — zum bedürfnis, die von der minnetheorie fast geforderte verstiegenheit zur natur geworden. er ist so glücklich eine zweite dame zu finden. im laufe des jahrzehntelangen, offenbar ganz platonischen verhältnisses entwickelt sich sein verstiegener idealismus allmählich zur harmlosen schrulle, die von den unhöfisch gewordenen zeit-

genossen gewis viel belacht worden ist, wie schon seine jugendstreiche[1].

Es ist leicht, Ulrich einen narren zu schelten; seine kraft das leben zu stilisieren ist bewundernswürdig. sein minneleben ist recht ein beweis für den ungeheuren culturwert der mhd. poesie. auch in der absurden übertreibung verleugnet sich die beneidenswerte geschlossenheit der höfischen weltanschauung nicht. wie unbeschränkt muste ihre macht sein, wenn sie einen formbegabten menschen am ende ihrer blütezeit so beherrschen konnte, dass er wie selbstverständlich sein lebensgefühl nach ihr einstellte; wie grofs der wert, den ihre vorstellung vom vornehmen menschen, die sich in der litteratur ihren ausdruck und ihr werkzeug geschaffen, für eine einheitliche lebensauffassung besafs[2].

Es ist sitte geworden, Lichtenstein den mittelhochdeutschen Don Quichote zu nennen; aber der naheliegende vergleich bezeichnet nur éine seite seines wesens. seine hohe cultur und sein strenger stil kommen darin nicht genügend zum ausdruck.

Noch viel weniger aber seine politische persönlichkeit. sein uns wolbekanntes würken zeigt ihn als das gegenteil eines Don Quichote, als einen realpolitiker von gefährlicher verschlagenheit[3]. Wie ist das möglich? der führer des frondierenden steirischen adels, der landeshauptmann und oberste landrichter dieselbe persönlichkeit wie der fast pathologisch zu nennende phantastische minnesinger? verschiedene antworten auf diese frage sind versucht worden. Falke meinte (aao. s. 58): 'das phantastische rittertum bildet die erste hälfte seines lebens, das praktische die zweite, und der dichter ligt allenfalls dazwischen'. wie wenig diese erklärung zutrifft, hat Becker gezeigt, indem er (Wahrheit und dichtung etc. s. 102) darauf hinwies, dass die anfänge von Ulrichs politischer tätigkeit schon in seine jugend fallen. ferner lässt sich Ulrichs dichtung keineswegs nur auf eine zwischenperiode seines lebens beschränken; die lieder der zweiten minne fallen grofsenteils gerade in politisch sehr bewegte jahre, ebenso die abfassung seiner beiden gröfseren werke. Beckers eigene erklärung freilich bietet noch weniger einen aus-

[1] vgl. Roethe s. 36 nebst anm. 72. [2] wieviele dichter sind im 19 jh. bei uns am mangel solcher einheitlichen cultur zu grunde gegangen!
[3] vgl. vFalke Geschichte des fürstl. hauses Liechtenstein I, abschn. II; Schönbach Biograph. Blätter II; Walther vdVogelweide s. 44.

weg; das 'bild des überspannten minnetoren' einfach für ein 'reines phantasiegebilde, ersonnen zu scherzhafter(!) unterhaltung' zu erklären, heifst einen starken psychologischen irrtum begehn. wo bleibt dabei allein das von Becker (s. 95, 96) selbst für unverdächtig erklärte zeugnis der lieder?

Ich glaube, die lösung oder richtiger die aufhebung des problems ligt in zwei von mir bereits hervorgehobenen momenten.

Das eine ist die intensität der litterarischen cultur, die Ulrich als ein erbe der zu ende gehnden blüteperiode vorfand. ihre gewaltige würkung im einzelnen haben wir gesehen. culturwerte um die der grofsvater gerungen, erleichtern dem enkel das leben ohne dass er es merkt. als Ulrich zu dichten begann, lag die formenwelt der höfischen lyrik um ihn herum zum gebrauch fertig da; war die dichtersprache durch vielfältige übung so ausgebildet, dass sie, ähnlich wie am ende des goethischen zeitalters, fast selber für den poeten dichtete. war der poet gar ein formtalent von der stärke Lichtensteins, so ist es klar, dass zur hervorbringung einer lyrik wie der seinigen keine aufwühlung des gesamten innenlebens nötig war, die alle seelenkräfte absorbierte. dergleichen konnte nebenher gemacht werden.

Hier greift als zweites der begriff des vornehmen sportes ein. dies ist nicht so zu verstehn, als ob nicht ein teil von Ulrichs seele an diesem sport gehangen hätte; aber sport ist nicht die haupttätigkeit im leben eines ernsthaften mannes. Lichtenstein dichtete seine verse — die ihm, wie wir gesehen haben, so leicht wurden —, weil es vom höfischen standpunct aus für einen ritter neben dem turnieren die standesgemäfs vornehmste beschäftigung war. wer es irgend vermochte, für den war es nur anständig.

Dem philologen, der von allen taten Lichtensteins nur noch den Frauendienst greifbar vor sich sieht, ligt die versuchung nahe, seinen verfasser ausschliefslich oder doch in erster linie als dichter aufzufassen. dies entspricht aber keinesfalls der würklichkeit. unsere vorstellung vom künstler der nur künstler ist, ist dem mittelalter fremd; sie stammt aus der renaissance, in ihrer modernen panegyrischen ausprägung gar erst aus der geniezeit[1]. Ulrich war ein grand seigneur, der feudale standespolitik trieb und sich in ernsten und nichtigen fehden herumschlug

[1] vgl. auch Burdach s. 27 f.

ie jeder seiner standesgenossen, von denen er sich kaum unterhieden gefühlt haben wird; neben den geschäften dichtete er ine zierlichen lieder, aus privater liebhaberei, auch hier als rnehmer herr, der weit entfernt ist, dergleichen für seine wichste tätigkeit zu halten. dass er in seiner jugend mehr mufse id lust dazu hatte als später, ist nur natürlich. immerhin kann, er so verschiedene tätigkeiten so lebensvoll zu vereinigen verind, kein unbedeutender mensch gewesen sein.

Ohne das gefühl eines inneren zwiespaltes, freilich in ganz derer richtung, ist auch diese unbekümmerte natur nicht geeben. schon den 55 jährigen mann packt, wie die schlussrtien des FD (589, 19—591, 2, ähnlich auch im FB) zeigen, reue des mittelalterlichen menschen über sein verfehltes eltliches leben, eine folge des schroffen dualistischen supraturalismus der kirche [1]. die merkwürdigen bekenntnisse klingen überzeugend in ihrer naivetät, als dass sie nur für litterarische scheidenheitsphrasen gelten könnten. er spricht von den mafsen, die alle vier güter zusammen haben wollen, *gotes hulde, e, gemach* und *guot*, und damit nur das fünfte erwerben — *s versûmte leben* : *derselben bin ich einer gar.* und er klagt er sein schrankenlos wünschendes herz. er hatte wol recht ch so zu beurteilen.

Aber er setzt auch das geständnis hinzu:

der selbe wân mich triuget noch,
und bin dâ mit geeffet doch,

fühlt, dass er vom höfischen ideal nicht mehr loskommen ird. und in der tat ist das zwei jahre später gedichtete Frauenich wider voll davon.

Hier fällt uns würklich Don Quichote ein, aber als widerspiel, cht als analogon. den kastilischen minneritter lässt Cervantes r dem tode, nach einer schweren, läuternden krankheit, die chtigkeit aller ideale einsehen, denen er sein leben geweiht hat.

[1] Freytag hat (aao.) bei seiner entgegengesetzten behauptung diese nfessionen übersehen. seine lebendige charakteristik (in bd I u. II) wird chtenstein überhaupt nicht ganz gerecht, wenn sie auch längst nicht so seitig ist wie die ganz verunglückte von Gervinus (Gesch. d. poet. tionallitt.[3] I 342 ff). — zu obigem vgl. i. allg. vEicken Gesch. u. system r mittelalterlichen weltanschauung. jene typischen reuezustände als folgen s von ihm so consequent dargestellten dualismus hat vEicken übersehen. — chtensteins weltliche auffassung der kreuzfahrt weist er s. 710 ff treffend nach.

Der vollkommenste gegensatz dazu ist Casanova, der berühmte frauenverehrer des ancien régime, in rein erotischer sphäre vielleicht der vollkommenste ausdruck des achtzehnten jahrhunderts (1725—1798). er stirbt als der der er gewesen, völlig versteint, verhöhnt von den kindern einer von grund aus veränderten welt.

Zwischen beiden steht Ulrich von Lichtenstein.

INHALTSVERZEICHNIS.

Göttingen, im sommer 1900. WALTHER BRECHT.

TÜBINGER PARZIVALBRUCHSTÜCK.

I EINLEITUNG.

Unser bruchstück füllt ein pergamentdoppelblatt. die höhe des blattes ist 23½ cm, die breite 15½ cm. die seite ist zweispaltig geschrieben mit regelmäſsig 40 abgesetzten versen in der spalte. die verse stehn zwischen linien. je in der linken spalte sind die initialen durch senkrechte linien von den folgenden buchstaben getrennt und hiezu etwas abgerückt. die initialen sind rot bei 57, 29; 58, 27; 59, 27; 60, 27; 61, 29; 62, 29; 63, 27; 64, 27; 65, 29; 67, 5. das fragment stammt aus dem anfang des 14 jh.s, ist gut erhalten und deutlich geschrieben. es war eingeklebt auf die innenseite des hinteren deckels einer folioausgabe der Sermones de tempore des Jacobus de Voragine, s. l. e. a., vermutlich aus dem anfang des 16 jh.s. dort wurde es von stud. Benz aufgefunden und sorgfältig losgelöst. der deckel zeigt noch reichlichen abklatsch. der foliant gehört heute der bibliothek des k. (kath. theol.) Wilhelmsstifts in Tübingen (signatur: Gb 676) und war laut vermerk auf dem titelblatt früher im besitz des Carmeliterklosters in Heilbronn. dessen bibliothek muss einmal recht beträchtlich gewesen sein (s. Phil. Wilh. Gerckens reisen durch Schwaben, 1783, I 31). ihre bände sind an mächtigen schwarz umrandeten initialen auf dem rücken kenntlich. teile der bibliothek sind heute der k. landesbibliothek in Stuttgart, der universitätsbibliothek und der bibliothek des Wilhelmsstifts in Tübingen einverleibt. in keinem der dort befindlichen bände war aber ein weiteres stück unserer handschrift aufzufinden. die blätter gehören auch mit keinem der in Martins ausgabe beschriebenen bruchstücke zusammen.

Da der text von einer hälfte des doppelblatts zur anderen fortläuft, so war dieses das innerste einer lage. waren die vorausgehnden blätter in gleicher weise beschrieben, so verteilten sich die vorausgehnden 1684 verse auf 10 blatt (1600 v.) + 1 volle seite (80 v.) + 1 seite mit 4 versen, also 11 blatt. zusammen mit dem ersten blatt des bruchstücks ergeben sich 12 blatt, die lage enthielt somit 8 blatt = 4 doppelblatt.

Zur orthographie und lautlehre.

1) *Zum vocalismus.* ă *ist als* a *geschrieben:* harmin 64, 29, massenie 65, 13 *gegen* e *in* hermen 59, 8, mernere 58, 24. — æ *erscheint durchweg als* e : were 58, 19, queme 61, 21, swere 62, 13, mere 60, 18. 62, 14 *usw.* — *statt* ie *mehrfach* i :

iglich 59, 7; 61, 25; 64, 30, banir : fir 59, 7, wi 59, 21, idoch 63, 7, floytiren 63, 8, schire 63, 30, lichten 64, 4, tyr: soldir 64, 19, licht 64, 29, lichte 65, 14. *umgekehrt* ie *vereinzelt für* i, î : geziembret 65, 1, Hardiez : fliez 65, 5. — *statt* ŏu *regelmäfsig* oi : toifen 57, 7, froide 57, 10, soymer 60, 4; 61, 14. *hierzu auch* hoibz 63, 22, zoiber 66, 4. — ou *erscheint als* ou, ŏ, o — uo *ist in der regel als* ů *oder mit weglassung des übergeschriebenen zeichens als* u *geschrieben, letztere schreibung überwigt beträchtlich* (58, 6. 11. 12. 15. 16. 21; 59, 30; 61, 2. 9. 14. 26 *usw.*). *umgekehrt mehrmals* ů *für* u : wůnders 57, 17, kůmt 62, 26, Gamůret 64, 15, *je* 1 *mal* ůe *und* o *für* uo : mŏemen 64, 22, armote 62, 24. *ob beeinflussung der aussprache durch den benachbarten nasal oder nur nachlässige schreibung vorligt, ist nicht zu entscheiden*[1]. üe *als* ue (64, 27. 28; 66, 14) *häufiger als* u (63, 23; 64, 15. 25; 65, 28; 66, 22), *dafür* ů : snůre 61, 17. — iu, *alter diphthong, meist als* iu (liuten 59, 17 *usw.*); u (du 57, 19, uch 59, 26). *auch der umlaut von* û *einmal als* u : truden 59, 18. — ei *aus* egi 4 *mal* : geiu 66, 12. 13, seite 58, 20; 62, 17 (*aber* sagete 62, 15; 64, 1; 60, 21, legete 63, 13. *vgl. dazu Zwierzina Zs.* 44, 355).

Vocale der nebensilben, synkope und apokope. die ursprünglichen verhältnisse sind vielfach durch umbildungen aus analogie gestört. darüber nachher bei der declination. vortoniges e *ist unterdrückt in* glich 60, 13, bleip 64, 17. *im verbum ist die apokope bewahrt in* verkur : verlur 58, 9, *synkope in* geuarn 61, 28, *gegen* gerent : werent 67, 3. *fälschlich steht* e *in* truge 58, 21. *neben* ec *erscheint vielfach* ic, *vorherschend in* manic (manegen 60, 12; 65, 29), *dagegen öfter* kunec *als* kunic *und durchweg* kunegin. *adjectivisches* en < în : siden 58, 5, hermen 59, 8 *gegen* harmin 64, 29. *im substantiv nur* 1 *mal* kunegen 61, 29 *gegen* 4 *mal* kunegin 57, 19; 60, 9; 62, 25; 64, 12 *und dazu* kuneginne 61, 3; 67, 10, kuneginnen 64, 5. — *vortoniges* i *in* inein 57, 17 *und* irkande 58, 28, *sonst* : ubir 63, 6, zobil 63, 24. *an sonstigen vocalen* a *in* strival 63, 15 *und mit neuer anlehnung an* man nieman 62, 2. *statt* agelster *wie auch anderwärts* ageleister 57, 27. — *mit* ze *wechselt* zu.

2) *Zum consonantismus.* t *und* d *sind in der mehrheit der fälle richtig geschieden, aber auch mehrfach verwechselt* : turtel-

[[1] *der grund ist die graphische nachbarschaft eines nasals! Sch.*]

dube 57, 11, daten 58, 4; 60, 23; 61, 7; truden 59, 18, beiden 65, 20, dochter 66, 9, tach 60, 6, toz 63, 3, ton 63, 7, tegen 63, 13; 64, 7; tach 63, 22. — b, pf, g, k *sind im anlaut und inlaut nach ostfränkischer weise behandelt. im auslaut ist fortis regel, doch erscheinen einige* b *statt* p : lib 57, 5; 63, 19; 65, 3, gab 63, 24, wib 66, 8. *unter den consonantengruppen wird ahd.* lt *als* lt *geschrieben,* nt *meist als* nd, *nur* mantel 63, 23 *und bei ursprünglich doppeltem* t sante 59, 29, santer 65, 11. — mbr *aus* mr : geziembret 65, 1. — h *zwischen vocalen* : fruhe 66, 22.

Zu den namen und fremdwörtern.

Gahmuret *regelmäſsig ohne* h : Gamuret. Belacane *mit* ch : Belachane 58, 8; 61, 12. Brabant *mit* p *und* u : Prauant 67, 23. th *in* Pathelamunt 64, 17, Cithegast 67, 15. — au *in* paulun *regelmäſsig* (59, 25; 62, 18; 65, 16). — oi, oy *in* Logroys : Ponturtoys 67, 15, tournoy 60, 11, kurtoys : franzoys 62, 3, aroy 62, 18; 65, 2, floytiren 63, 8. — *weiter notier ich* Ferefiez 57, 22, Kauoleis 59, 24, Kazaliges 64, 16, Britun 65, 29, Norman 65, 12, Gawen 66, 15. *in* zost *für* tjost (57, 24; 65, 9) *könnte* z *für* ti *lesefehler sein, es ist aber wahrscheinlicher, dass* zost *den anderwärts belegten formen* schust, tschuscht *entspricht.*

Zur flexionslehre.

Substantiv. im nominativ des singulars ist e *hinter nachtonigem* er *stets entfernt* (ritter 63, 28; 64, 18. 21; 67, 5) *außer in der correctur* rittere 65, 24. *neben* herre 59, 29; 63, 11 *einmal* her 60, 1. — *dative ohne* e *zu ebensolchen nominativen auch nach haupttoniger silbe verschiedener quantität beliebigen auslauts* : got 57, 17, plan (*acc.*) : wan (*dat.*) 59, 26, Gamûret 64, 15, iar : uorwar 66, 7, tor 60, 29, *auch bei* ô-*stamm* bet (: Gamûret) 64, 16 *gegen* mernere 58, 24. — *genetiv mit* e : speres 59, 12, *aber hinter nachtonigem* er *ohne* e : ritters 60, 23; 66, 21, wûnders 57, 17, wazzers 60, 28, *sonst* hoibz 63, 22. — *im plural für nominativ und accusativ hinter nachtonigem* er *formen ohne* e *die regel* : anker 59, 8 (*acc.*), soymer 60, 4 (*acc.*), 61, 14 (*nom.*), ritter 65, 27 (*nom.*), *entsprechend* striual 63, 15 (*acc.*), *aber mit* e videlere 63, 12 (*nom.*). *genetiv* ritter 65, 28, *dativ* venstern 61, 4 *und unmittelbar hinter dem ton* spern 60, 8 *gegen* speren 59, 5; 64, 24. 66, 24. — *bei den femininen* i-*st. die genetiv-, dativ- und accusativformen zt. vermengt. genetiv mit* e : botscheſte 58, 19; *dativ mit* e: ritterscheſte 57, 13; 66, 10, hende 57, 24, sigenunſte 58, 2 *usw.*,

aber auch ritterschaft 59, 1, flust 60, 21, hant 60, 14, craft 67, 4 *wie* bat : stat (*dat.*) 60, 2; 67, 9. *accusativ mit* e : ritterschefte 66, 17. *bei den femininen auf* in : inne *erscheint als nominativ des singulars aufserhalb des reims einmal* kuneginne 67, 10 *wie* kuneginne : inne 61, 3, *dreimal* in : kunegin 57, 19; 60, 9, kunegin : wirtin 64, 12 *wie* kunegin : drin 62, 25. *ebenso wechselnd dativ* kuneginnen 64, 5 *und* kunegen 61, 29. *zu* frouwe *vor dem eigennamen als accusativ* virn 58, 8.

Pronomen. diu *ist in der mehrheit der fälle bewahrt, mehrfach dafür auch* die (58, 16; 64, 9 *als nom. s. fem.*, 67, 5 *als neutr. pl.*). sie *stets in dieser form, nie* siu *oder* si. — ir *ist als possessivum flectiert in* irn, *acc. s.* 62, 27. eȥ *und* es *sind mehrfach verwechselt* (59, 7. 26; 60, 14. 19; 64, 1; 65, 4; 67, 3).

Adjectiv. die endung -iu *ist überall durch* -e *ersetzt.* — *zahlwörter :* zwo 58, 13, zwene 63, 5, zwei *als masc.* 63, 15, drie 59, 8 *gegen* dri 64, 29.

Verbum. 1 *plur. vor pronomen* -e : ensule wir 63, 10, heize wir 66, 27. — 3 *pl. ind. praes. vorherschend* -ent, *vereinzelt* -en : jehen 62, 11. *zu* komen *praeteritalformen ausschliefslich mit* qu : quam 61, 28, queme (*conj. praet.*) 61, 21. *im ablaut* u *statt* o unvergulten 61, 10. — *regelmäfsig* -ond *statt* -und *in* konde (59, 19), begonde (61, 6; 62, 29; 64, 2). *zu* hân *ind. praet.* haten 61, 8 *gegen* hete 57, 12; 58, 8; 59, 7 *usw.*, *zu* wellen, 3 *pl. ind. praes.* wollent 66, 28.

Wortformen.

selih 60, 20; 63, 29 — nit *durchweg* — *oft* do *für* dâ, *auch* swo 60, 13.

Die heimat des bruchstücks.

Dem bruchstück fehlen alle oberdeutschen merkmale. es enthält auch keine ausgesprochen rheinfränkische form. die verwechslung von t *und* d *geht nicht über das im ostfränkischen des* 14 *jh.s übliche mafs hinaus. zum ostfränkischen und südlichen thüringischen stimmt auch der übrige lautbestand und die behandlung der flexion. bemerkenswert ist nur* oi < öu. *ich kann dies aus dem Hennebergischen urkundenbuch und den Thüringischen geschichtsquellen fürs* 14 *jh. nachweisen. so* koyfen 1357 (*Abt vBreitungen Henn. UB.* III 10), vorkoyfen, widerkoyfen 1357 (*Herr vBreitungen Henn. UB.* III 8), verkoiffen, vorkoiffen (*mehrmals*), gekoyft 1352. 1362 (*Arnstadt Thür. geschichtsquellen* IV 156. 163).

Abstammung und textgestalt.

Der text gehört zur reich vertretenen sippe G. bei dem stand unserer ausgaben ist aber weder die stellung des bruchstücks innerhalb der sippe zu erweisen noch über die herkunft und die verwendung der einzelnen lesarten befriedigendes zu sagen. ich verzichte darauf die variantenliste, die ich schon hergestellt hatte, neben dem text des bruchstücks selbst auch noch ausdrücklich zum abdruck zu bringen.

Tübingen. K. BOHNENBERGER.

II TEXT.

1 *seite*, 1 *spalte*.

57, 5 Immer twingen minen lib.
Sinem gote ze eren sprach daz wip
Gerne ich mich toifen solte
Vñ leben swie er wolte.
Der iamer gap ir herzen wic
10 Ir froide uant den durren zwic
Alse noch die turteldube tût
Sie hete hie den selben mût
Swenne ir an ritterschefte gebrast
Ir triwe kos den durren ast.
15 Div frowe an rechter zit genas
Eines sunes der zweier uarwe' was.
An dem got wûnders wart in ein
Wiz vñ swarz an uarwe er schein.
Du kunegin kuste in sunder twal
20 Vil dicke an sine blanke mal.
Div mûter hiez ir kindelin
Ferefiez Anscheuin.
Der wart ein walt swende
Die zost zu siner hende
25 Vil manic sper zebrachen
Die schilte durkel stachen.
Als ein Ageleister wart geuar
Sin har vn ouch sin uel vil gar.
Nv was ez ouch uber des iares cil
Daz Gamuret gepriset uil
58, 1 Was uon den uon zazamanc

Sin hant ze sigenunfte ranc.
Dannoch swebeter uf dem se
Die snellen winde im daten we
5 Einen siden segel sach er roten
Den truc ein kocke. vn̄ boten
Die uon schotten ffridebrant
Viru Belachanen hete gesant.
Er bat sie daz sie uf in verkur
10 Swie er den mac durch sie verlur
Daz sie uon im gesuchet was.
Do furten sie den Adamas
Ein swert. einen halsperc. zwo hosen.
Hie muget ir groz wunder losen
1 *s.*, 2 *sp.* 15 Daz im der kocke widerfur.
Als mir die Auentivre swur
Sie gabens im do lop vn̄ er.
Sin munt der botschefte wer
Were er so wider komen zu ir.
20 Sie schieden sich : man seite mir
Daz mer truge in in eine habe
Zu Sibilien kerte er abe.
Mit golde galt der kuene man
Sinem mernere san
25 Vil harte wol sin arbeit
Sie schieden sich daz was dem leit.
Zv Spanie in dem lande [n *bucl*
Den kunec er irkande
Daz was sin neue kaylet
Nach dem kerter zu Dolet.
59, 1 Der was nach ritterschaft geuarn
Do man nit schilte dorfte sparn.
Do hiez ouch er bereiten sich
Sus weret dir auentivre mich
5 Mit speren wol gemalen.
Von gruenen zindalen
Iglichez hete ein banir
Drie hermen anker so ůr
Daz man ir iach vor riche[it]
10 Sie waren lanc vn̄ breit

Vñ reichten uaste uf die hant
So mans zu speres isen baut
Do nidertalb eine spanne.
Der wart dem kuenen manne
15 Hundert do bereitet
Vñ wol hin nach geleitet
Von sines neuen livten.
Eren vñ truden
Konden sie in mit werdekeit
20 Daz was ir herren nit zeleit.
Er streich in ich enweiz wi lange nach
Vnz er geste herberge sach
In dem lande zu waleis.
Do was geslagen uor Kauoleis
2 *s.*, 1 *sp.* 25 Manic paulun uf den plan
Ich sages uch nit uo[n] wan.
Gebietet ir so ist ez war
Sin volc hiez uf halten gar.
Der herre sante uor[h]in in
Den clugen meister knappen sin.
60, 1 Er wolte als in sin her bat
Herberge nemen inder stat
Do was im snelliche gach
Man zoch im soymer nach
5 Sin ouge nirgen hus da sach
Schilte waren sin ander tach
Vñ wende alsam behangen.
Mit spern gar vmbe uangen
Div kunegin uon Waleys
10 Gesprochen hete zu Kanuoleys
Einen turnoy also gezilt
Des manegen zagen noch beuilt
Swo er dem glich werben sicht
Von siner hant ez nit geschicht.
15 Sie was ein maget nit ein wip
Div bot zwei lant vñ ir lip
Swer den pris bezalte.
. . . mere manigen valte
. . . ders ors uf den samen.

20 Die selich gevelle namen
Der schanz ze flust wart gesaget
Des pflagen helde vnuerzaget
Si daten ritters ellen schin.
Mit hurteclicher rabin
25 Wart do manic ors ersprenget
Vñ swerte vil erclenget.
Ein schifbrucke an einen plan
Gienc uber eines wazzers tran
Mit einem tor beslozzen
Ein knappe vnuerdrozzen
61, 1 Tet ez uf als im ze mûte was
Do uber stunt der palas
Da saz div kuneginne
Zu den venstern dar inne
2 s., 2 sp. 5 Mit maniger werden frowen.
Die begonden schowen
Waz dise knappen daten.
Sie haten sich beraten
Vñ slugen uf ein gezelt
10 Vmbe vnuergulten minnen gelt
Wart ez ein kunec ane
Des twanc in Belachane.
Mit arbeite was uf geslagen
Daz drizec soymer musten tragen
15 Ein gezelt das erzeigete richeit
Do was der plan wol so breit
Daz sich die snûre wol stracten dran.
Gamuret der werde man
Die selbe zit dort vze enbeiz
20 Dar nach uil sere er sich fleiz
Wie er houeliche queme geriten
Des enwart do langer nit gebiten.
Sine knappen anden stunden
Ir sper zesamene bunden
25 Iglicher fivnue an ein bant
Daz sechste furter ander hant
Mit einer baniere
Sus quam geuarn der fiere.

Von der kunegen wart vernomen
Wie ein gast do solte komen
62, 1 Vz gar uerrem lande
Den nieman erkande.
Sin uolc daz ist kurtoys
Beide heidensch vñ franzoys.
5 Etlicher mac ein Anscheuin
Mit siner sprache vil wol sin.
Ir mût ist stolz ir wat ist clar
Wol gesniten al uor war.
Ich was sinen knappen bi
10 Die sint uon missewende fri.
Vñ iehen swer habe geruche
Ob der ir herren suche
Den scheide er uon swere
Von in fragete ich der mere
3 s. 1 sp. Do sageten sie mir sunder wanc
16 Ez were der kunic uon Zazamanc
Dise mere seite ein garzun.
Auoy welch ein paulun
Iwer crone vñ iwer lant
20 Weren d[er]fur nit halbez pfant
Du solt mir ez so loben nicht
Min munt hin wider dir des gicht.
Ez mac wol sin eines werden man
Der nit mit armote kan.
25 Also sprach div kunegin
Owe wanne kûmt er drin
Irn garzun sie des fragen bat.
Houeliche durch die stat
Der helt begonde treken
Die slafenden wecken.
63, 1 Vil schilte sach er schinen
Die hellen businen
Vor im mit crache gaben toz.
Von wurfen vñ uon slegen groz
5 Zwene tamburre gaben schal
Der galm ubir al die stat erhal.
Der ton idoch gemischet wart

Mit floytiren uf der vart.
Eine reisen sie bliesen.
10 Nv ensule wir nit verliesen
Wie ir herre komen si
Dem riten videlere bi.
Do legete der tegen wert
Ein bein fur sich uf daz pfert
15 Zwei striual uber bloze bein.
Sin munt als ein rubin schein
Vor roete als ob er brunne
Er enwas ze dicke noch zedunne.
Sin lib was allentalben clar
20 Sleht reitelechte was sin har.
Swaz man uor dem hute sach
Daz was ein tivr hoibz tach.
Grune samit was der mantel sin
Ein zobil da uor gab swarzen schin
3 s. 2 sp. 25 Ober einem hemde daz was blanc
Von schowen wart da groz gedranc.
Al dicke do gefraget wart
Wer were der ritter ane bart.
Er furte al selich richeit
Vil schire wart daz mere breit.
64, 1 Si sageteus im uor vngelogen.
Do begonden sie uber die bruke zogen
Ander uolc vn̄ daz sine.
Von dem lichten schine
5 Der uon der kuneginnen schein
Er zucte neben sich daz bein
Vfrichte sich der tegen wert.
Rechte alse ein uederspil daz gert.
Die herberge duchte in gut
10 Also stuut des heldes mut.
Sie dolte ouch wol div wirtin
Von waleis div kunegin.
Nv friesch der kunec uon Spanie
Daz uf der Lewe plaue
15 Stunt ein gezelt daz Gamuret
Durch des kuneges karaiges bet

Bleip uor Pathelamunt
Daz tet im ein ritter kunt.
Do fur er springende als ein tyr
20 Vn̄ was der frowen soldir.
Der selbe ritter aber sprach
Iwer müemen sun ich sach
Komen als er was fier.
Ez sint hundert banier
25 Zv einem schilte uf grune uelt
Gestochen fur sin hoch gezelt
Die sint ouch alle gruene
Ouch hat der helt kuene
Dri harmin anker licht gemal
Vf iglichen zindal
65, 1 Ist geziembret hie.
Auoy nu sol man schowen wie
Sin lib den poynder irret
Wie ers mit hurte wirret
2a, 1 sp. 5 Der stolze kunic Hardiez
Der hat mit zorne sinen fliez
Nv lange uaste an mich gewant.
Den sol hie Gamuretes hant
Mit siner zoste neigen.
10 Min selde ist nit der ueigen.
Sine boten santer san
Do Gatschier der Norman
Mit grozer massenie lac
Vn̄ der lichte Killiriakac
15 Die waren da durch sine bet.
Zem paulune sie mit Kaylet
Furen mit geselleschaft
Do enpfiengen sie durh liebe craft
Den werden kunic uon Zazamanc
20 Sie duchte ein beiden gar zelanc
Daz sie in e nit sahen
Des sie mit triwen iahen.
Do fragete er sie der mere
Wer der ritter(e)[1] were.

[1] -e *später angefügt.*

25 Do sprach siner můmen kint
Vz uerren landen hie sint
Ritter die div minne iaget.
Vil kuner ritter vnuerzaget.
Sie[1] hat manegen britun
Roys Vterpandragun.
66, 1 Ein mere in stichet als ein dorn
Daz er sin wip hat uerlorn
Div Artuses můter was.
Ein pfaffe der zoiber las
5 Mit dem div frowe ist hin gewant
Dem ist Artus nach gerant.
Ez ist in dem dritten iar
Daz er sun vñ wib verlos uorwar.
Hie ist ouch siner dochter man
10 Der wol mit ritterschefte kan.
Lot uor Norwege
Gein valscheit der trege
Vñ der snelle gein dem prise.
Der kuene helt wise
4 s., 2 sp. 15 Hie ist ouch Gawen des sun
So cranc. daz er nit mac getun
Ritterschefte deheine.
Er was bi mir der cleine
Vñ gicht mochter einen schaft
20 Zebrechen. troste in des sin craft
Er wurchte gerne ritters tat.
Vil frube sin ger begunnen hat.
Hie hat der kunic Patrigalt
Von speren einen grozen walt
25 Des fure ist wider den ein wint.
Die uon Portigal hie sint
Die heize wir die frechen
Sie wollent durch schilte stechen
Sie[2] hant die Prouenzale
Schilte wol gemale.
67, 1 Hie sint die waleise

[1] *jüngere hand setzt auf dem rande neben der linie bei:* H [2] *wie bei* 65, 29.

Daz sie behabent ir reise
Durch den poynder swa siz gerent
Von der craft irlandes sie des werent.
5 Hie ist manic ritter durch die wip
Des nit erkennen mac min lip
Wan die ich dir benennet han.
Wir ligen mit warheit sunder wan
Mit grozen furen in der stat
10 Als vns div kuneginne bat.
Ich sage dir swer zu uelde liget
Die unser wer vil cleine wiget.
Der werde kunec uon Ascalun
Vn̄ der freche uon Arragun.
15 Do ist Cithegast uon Logroys
Vn̄ der kunic uon Ponturtoys
Der heizet Brandlidelin.
Do ist der kune Lebelin
Da ist Morolt uon Irlant
20 Der brichet vns abe gebe pfant.
Da ligent uf dem plane
Die stolzen Alimane
Der herzoge uon Prauant
Der ist gestrichen in diz lant.

Tübingen. JOS. BENZ.

EIN WINSBEKE-FRAGMENT DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK MÜNSTER.

Als wir im herbst d. j. mit der münsterischen universitätsbibliothek in ein neues heim übersiedelten, kam beim transport ausgeschiedener dubletten ganz durch zufall ein alter quartband aus dem kloster Wedinghausen bei Arnsberg in meine hände, gegen dessen vorderdeckel ein pergamentblatt mit mittelhochdeutschen versen geklebt war, in denen ich an dem beginne sämtlicher vorliegenden strophen mit dem worte Sun *auf den ersten blick ein fragment des Winsbeken erkannte. der band selbst enthält eine beliebte klosterlectüre, Jakob Others lateinische ausgabe von Geiler von Kaisersbergs predigten über Sebastian Brants Narrenschiff (Navicula sive speculum fatuorum Johannis Geyler Keysersbergii. Argentorati*

1511). *auf dem oberen rande des titelblatts steht von alter, gleichzeitiger hand geschrieben*: Liber Monasterii Wedinchusen. *das* 21 *cm lange und* 14 $^1/_2$ *cm breite pergamentstück ist ein auseinander gefaltetes octavdoppelblatt, von dessen zweitem teile fast die hälfte in senkrechter richtung abgeschnitten ist. ich habe das fragment sorgfältig vom deckel abgelöst, gründlich gereinigt und mit gallustinctur behandelt, so dass die abgeblasste schrift wider durchgängig lesbar geworden ist. die ränder der blätter sind stark beschnitten, doch ist der text hier unversehrt geblieben. die gröfse des ersten vollständigen octavblatts, wie es vorligt, beträgt* 14 $^3/_4$: 13 *cm, die des schriftfeldes* 13 $^3/_4$: 10 *cm; die gröfse des zweiten, defecten* 14 $^3/_4$: 7 $^1/_2$ *cm, die des schriftfeldes* 13 $^3/_4$: 6 $^1/_2$ *cm. jede seite weist* 28 *zeilen auf. die nicht besonders sorgfältige, kleine aber kräftige cursivschrift gehört der* 1 *hälfte des* 14 *jahrhunderts an. die verse sind nicht abgesetzt, aber in üblicher weise durch puncte getrennt. die anfänge der strophen sind durch ein rotes paragraphenzeichen kenntlich gemacht, ihr erster buchstabe zeigt strichelung. von abkürzungen hat der schreiber spärlichen gebrauch gemacht; sie beschränken sich auf den strich über einzelnen buchstaben, ein häkchen für* er *und hohes* ı *für* et. *das* i *hat in gewissen verbindungen, die es nötig erscheinen liefsen, einen strich erhalten. blatt* I *beginnt mit dem* 9 *verse der* 2 *strophe und endet im* 3 *verse der* 14 *strophe des Hauptschen textes. die vorderseite hat* 2 *verse* + 4 *ganze strophen (von* 10 *versen)* + 6 *verse, die rückseite* 4 *vv.* + 4 *strr.* + 2 $^1/_2$ *vv. bl.* II *hebt an mit dem* 4 *verse der* 33 *strophe und schliefst mit dem* 6 *verse der* 49 *strophe. auf der vorderen seite stehn hier* 7 *vv.* + 3 *strr.* + 8 $^1/_2$ *vv., auf der hinteren* 1 $^1/_2$ *vv.* + 4 *strr.* + 6 *vv. zu der textbestimmung des fragments muss bemerkt werden, dass die strophenfolge der münsterischen handschrift, die ich fortan mit M bezeichne, von der aller anderen hss. wesentlich abweicht, und die stücke, welche zwischen den angegebenen anfängen und schlüssen der beiden textpartieen stehen, sich keineswegs mit denen der gewöhnlichen überlieferung decken. es darf angenommen werden, dass die lücke zwischen den beiden teilen des fragments* 19—20 *strophen betragen hat. für diese zahl spricht auch der umstand, dass rund* 20 *strophen gerade ein doppelblatt gefüllt hätten. da das fragment mit dem* 9 *verse der* 2 *strophe beginnt, also vorne nur* 1 *strophe und* 8 *verse fehlen, muss das gedicht auf der rückseite des vorhergehenden*

blattes ziemlich unten angefangen haben. M ist demnach wol, wie die übrigen handschriften in denen der Winsbeke überliefert ist, eine sammelhandschrift gewesen.

Die oberdeutsche sprache des originals ist in M ins mitteldeutsche übertragen. das md. charakterisiert sich durch die vorliebe für o *gegen* u (do *statt* du, no, holden togent), *durch die abneigung gegen* uo *für* u, her *statt* er, iz *statt* ez, *das mehrfach fehlende auslaut* - t, *vor allen aber durch das* i *statt* e *in den endsilben* (andir, gutin, vorchtin, lebist, gotis, rechtir, beydir, scheydin *usw.*). *die hochdeutsche lautverschiebung ist durchgeführt. wenn Arnsberg auch schon dem niederdeutschen sprachgebiet angehörte, so lag es doch immerhin in dessen südlichstem teile, nahe der hochdeutschen grenze. der schreiber von M konnte das md. seiner vorlage entnommen haben; es konnte ihm von einem frühern aufenthaltsorte her geläufig sein; er mochte geflissentlich die gebildetere hochdeutsche sprachform wählen. die sprache der handchrift würde also eine anfertigung im kloster Wedinghausen wol nicht direct ausschliefsen; aber wahrscheinlich ist sie nicht grade.*

Das beste kriterium für die bestimmung des verhältnisses zweier hss. zu einander bildet bei dem Winsbeken die zahl und anordnung der strophen. schon nach dieser richtung hin steht M völlig selbständig da. ich beschränke mich darauf, zum vergleich ihre strophenfolge und die des Hauptschen textes nebeneinander zu stellen, wobei ich annehme, dass die strophe, in welcher unser fragment beginnt, auch würklich die zweite der hs. gewesen ist. für die erste strophe des 2 *blattes von M setz ich die zahl* 33 *an, da die strophe bei Haupt diese nummer trägt. die wievielte sie tatsächlich gewesen ist, lässt sich mit sicherheit nicht bestimmen, doch dürfte die zahl* 33 *ziemlich zutreffen.*

Blatt I.

M:	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Haupt:	2	4	3	5	6	7	8	11	12	13	14

Blatt II.

M:	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42
Haupt:	33	42	43	27	45	46	47	48	51	49

wir sehen, die abweichungen sind sehr beträchtlich. aufser der spätern Gothaer hs. (*g*) *entfernt sich keine der andern hss.*[1] *so weit*

[1] *in betracht kommen die bekannten liederhss. B und C, die Berliner Nibelungenhs. I und die Kolmarer liedersammlung K.*

von der gewöhnlichen überlieferung, oder sagen wir genauer von B und I, die in diesem puncte bis zur 58 strophe völlig übereinstimmen. es erhebt sich nun die frage, worauf sich die abweichungen von M gründen. versehen des schreibers scheinen mir ausgeschlossen, es müssen also bewuste änderungen vorliegen.

Besonders bemerkenswert scheint mir die auslassung der strophen 9 und 10 in M. sie fehlen in keiner anderen hs. in BCIK stehn sie an derselben stelle, nur in g sind sie, getrennt von einander, viel weiter unten eingereiht. mit der 8 strophe beginnen die auf den frauendienst bezüglichen mahnungen: wem Gott ein weib gegeben, der soll ihr allzeit in treuen anhängen. strophe 11 verallgemeinert den frauendienst: nicht nur sein ehliches weib, sondern alle guten frauen soll man ehren und lieben, sie sind die engel der erde, die Gott zugleich mit denen des himmels geschaffen. dazwischen stehn in strophe 9 und 10 mahnungen, keinen verständnislosen in das liebesgeheimnis einzuweihen, sich vom weine nicht übermannen zu lassen, nichts auf die schwätzer zu geben, keinem beim erzählen in die rede zu fallen, sich der bekümmerten zu erbarmen und endlich sich allen frauen gegenüber schöner reden zu befleissigen: denn möge auch einmal eine weniger wolgeartete darunter sein, so stünden ihr tausend tugendsame gegenüber. welche bedenken können die auslassung veranlasst haben? wider drängt sich die frage auf, ob die hs. im kloster Weddinghausen, wo sich das fragment gefunden hat, geschrieben und hinterher, als das interesse an dem stücke geschwunden, zerschnitten und zum einbinden neuer bücher verwendet sei.[1] *vor einiger zeit hab ich bereits in einem [illegible] Weddinghausen stammenden bande das bruchstück einer [illegible] übersetzung des Boethius aus dem anfang des [illegible] würklich neben der [illegible] in ehren gehalten. vielleicht [illegible] jugend in sie eingeführt [illegible]*[2] *[illegible] nicht schwer. aber [illegible] des frauen- und ritter- [illegible]*[3] *[illegible] hälfte des 12 jh.s ge-*

[illegible] stück eines latei- [illegible] super Arianum'. [illegible] hälfte des 15 jh.s [illegible] in den alten deut- [illegible] evangelien, und

gründete kloster Wedinghausen war eine niederlassung des Prämonstratenserordens. die Norbertinermönche haben auch der jugendbildung ihr interesse zugewant, und man nimmt an, dass in Wedinghausen bereits zu anfang des 14 jh.s eine art von höherer schule bestanden hat (Feaux de Lacroix Geschichte Arnsbergs [1895] *s.*111). *es ist eine notiz erhalten*: 'Karl von Alinckhofen auf Laer bei Menden geboren 1314, gestorben 1326 zu Arnsberg auf der Schule.' *dieser junge adliche wird für einen zögling des klosters Wedinghausen gehalten. wenn die mönche aber nicht nur geistliche herangebildet haben, sondern überhaupt als jugenderzieher tätig gewesen sind, könnte vielleicht bei ihnen ebensogut wie auf anderen schulen neben lateinischen sitten- und anstandslehren, neben dem Cato und schriften dieser art, auch ein didaktisches hochdeutsches gedicht wie der Winsbeke in revidierter gestalt beim unterricht verwendet sein. es wäre dann nicht unmöglich, dass die strophen* 9 *und* 10 *pädagogischen bedenken zum opfer fielen, etwa wegen der mahnung zum geheimhalten der liebe. wer freilich so engherzig die ihm anvertraute jugend gehütet hätte, würde wol auch noch manche andere stelle ausgemerzt haben die in M zu lesen ist, ja er hätte vielleicht den ganzen frauendienst gestrichen. da obendrein die herkunft aus Wedinghausen sehr zweifelhaft und eine blofse umstellung der beiden strr.* (*wie in g*) *möglich ist, so lässt sich eine entscheidung nicht treffen.*

In der fassung des textes steht M deutlich der gruppe Clg nahe, besonders oft der hs. g (*zb. gleich* 2, 9), *und häufiger stellt es sich zu C als zu I, das doch* 9 (11), 8 *allein zu M stimmt. daneben hat M aber auch ganz ihm eigne varianten* : *in kleinigkeiten weicht es auf schritt und tritt von den anderen hss. ab,* 34 (42), 8—10 *sogar* 3 *ganze verse hindurch, wo es freilich nicht im rechte sein wird, wie M denn besondere sorgfalt nicht verrät: schreibfehler und metrische härten sind häufig.*

Bei der grofsen zahl von abweichenden lesarten in M hielt ich es für ratsam, einen vollständigen abdruck des fragments zu geben. fehlerhafte stellen sind nicht berichtigt, sondern durch ein ausrufungszeichen gekennzeichnet, doch sind lücken des textes auf

dass sie s o l c h e d i n g e a u f d e r s c h u l e l e r n t e n (*vgl. Mitteilungen d. ges. f. deutsche erz. u. schulgesch.* 16, 376 *f*). *wo aber die deutsche heldensage ein gegenstand des unterrichts war, da konnte sehr wol auch ein höfisches gedicht mit den schülern vorgenommen werden.*

dem 1 blatte (wo sie auf einem versehen beruhen), ebenso nach der Hauptschen ausgabe ausgefüllt, wie auf dem 2 defecten blatte. eckige klammern und cursiver druck heben die zufügungen gegen den text von M ab. beim einsetzen des Hauptschen textes wurde von dem versuche, den originaltext dem dialekte von M anzupassen, abgesehen. 35, 9. 10 *ist nach I ergänzt,* 41, 7 *nach C, da dieses hier mit M übereingestimmt zu haben scheint. wo M ganz eigene wege geht, muste ich bei den fehlenden stücken von bl.* II *puncte machen.*

Text nach M.

[*bl.* 1ʳ]

2 (2).

9 der ir noch willen volgen wil,
daz ist libes unde der sele tot.

3 (4).

Sun, gip im der dir hat gegeben
und an der gabe hat gewalt:
her gipt noch eyn immerleben
und andir gabe manicvalt,
5 [*me danne loubes hat der walt.*]
wiltu no koufen synen hurt,
in sinen hulden dich behalt
unde sende gute boten vor,
di dir durt vahen gutin rum,
er daz der wirt vorsla di dor.

4 (3).

Sun, merke wi daz kertzenliech,
di wile is brinnet, is swindet gar:
no gloube, daz dir sam geschit
von tage tzu tage; ich sage dir war.
5 dez nym in dinen sinnen war
unde richte hi din leben also,
daz durt di sele wol gevar.
swi hoch an gute wirt din nam,
so wirt dir nicht wan also vil,
eyn linin thuch vor dine scham.

5 (5).

Sun, alle wiseyt ist eyn wicht,
di hertzen sin irtrachte kan,

hat er tzu gote mynne nicht
und sihet in nicht mit vorchtin an.
5 is sprach hir vor eyn wiser man,
daz dirre werlde wysheit si
vor gote eyn torheyt sunder wan:
do tzu so richte dinen sin,
daz do in sinen holden lebist,
und la dich aller dinge an in.

6 (6).

Sun, geyslich leben in ere habe:
daz wirt dir gut unde ist ein sin.
dez willen kume durch niman abe,
brengen tzu diner gruben hin:
5 is wirt an salden din gewin.
enruche, wi di phaffen leben:
do salt dinen gote an in.
sint gut ir wort, ir werc tzu crump,
so volge do den worte nach,
irn werken nicht, oder do bist tump.

7 (7).

Sun, is waz ie der leyen sete,
daz si den phaffen trugen haz:
do sunde si sit sere mitte,
ich kan nicht wiszen umme waz.
5 ich wil dir raten verre baz:
do salt im *[!]* holt mit truhen sin
[*bl.* 1v] und sprich sun schone, tustu daz,
so mac din ende werde gut
unde wirt tzu lone dir beschert
gotis licham unde sin reynez blut.

8 (8).

Sun, so dir got gefuget eyn wip
noch syme lobe tzu rechtir e,
di saltu haben als dinen lip,
unde fuges, daz is also ste,
5 daz uer beydir wille irge
itz eyme hertzen unde drin.

waz wiltu denne wunne me,
ob tas geschit in truer phlege?
sehet abir di werre iren samen dar,
so muzen scheydin sich di wege.

9 (11).

Sun, wiltu tziren dinen lip,
so daz her si unvugen gram,
so mynne unde ere gute wip:
ir togent unz ie von sorgen nam.
5 si sint eyn wunnenbernder stam,
do von wir alle sint geborn.
her hat nicht tzucht noch rechten scham,
der daz nicht irkennet an in,
her muz der thoren eynir sin,
unde hette her Salomonis sin.

10 (12).

Sun, si sint der wunne eyn berndez licht
an eren unde an wirdekeit,
der werlde vrouden tzuvorsich:
ni wiser man daz widerstreit.
5 ir nam der eren cronen treit:
die ist gemezzin unde gewurcht
mit togenden ho wit unde breit.
genada got an unz begie,
do her im engele durt geschuf,
daz her si gap vor engil hi.

11 (13).

Sun, du *[maht]* noch nicht wizzen wol,
waz eren anden wiben lit.
ob iz dir salde vugen sol,
daz du gelebiz di liebe tzit,
5 daz dir ir gute vroude gip,
[so] mac dir immer baz geschen
zu dirre werlde sunder strit.
do salt in holt mit truen sin
sprich in wol: tustu dez nicht,
so muz ich mich getrosten din.

12 (14).

Sun wiltu artzedye nemyn,
ich wil dich leren eynin tranc;
lezet ‖

[bl. II^r]

33 (33).

der mochte deste wers gesigen.
5 d*[ir ist der wisen lop]* vortzigen,
wiltu tzu gahes mutis *[sin]*
[an allen rat und] unvortzigen *[!]*;
so kumit dir gar d*[az sprichwort wol,]*
[daz] mutis altzu gaher man
vel t*[raegen esel riten sol.]*

34 (42).

Sun, wiltu liebin gut gemach,
[so muost du eren dich] bewegin :
an iungem mann*[e ich nie gesach]*
[diu] tzwey in glichir wagen wegen.
5 wa*[z touc ein junger]* liep vorlegen
der ungemach nic*[ht liden kan]*
[noch] sinneclich noch eren stegen ?
der is . . . .
waz her unvrouden vor im sicht
. . . . vrouden hat irkorn.

35 (43).

Sun, wisz*[est daz verlegenheit]*
ist gar eym iungen man eyn slac.
*[ez si dir offenlich ge]*sait,
daz nimant eren haben mac
5 *[noch herzeliebe]* sundir slac *[!]*
gar ane kummir unde *[an not.]*
[der louch gat] so nicht in dez *[!]* sac.
der sich vor sch*[anden wil bevriden,]*
der mac geborgen nicht dem li*[be]*
[noch dem gut] noch den liden

36 (27).

Sun, merke re*[hte, wie daz rot]*
daz isen vulet unde den stal :

also *[tuot unbescheiden]* spot
dez mannes hertzen sundir qua*[l]*.
5 *[ez ist ein sæl]*denvluchtik mal
und slichet umme *[und umbe entwer]*
von deme tzu deme alz eyn swal.
s*[un, da solt du dich]* huten vor:
do macht nicht samft*[e von im komen,]*
ab her dich brengit in sinen spor.

37 (45).

[Sun, beidiu luoder] unde spil
sint libes unde der sele *[ein val,]*
[der ane] mase in volgin wil,
si machin im *[breite huoben]* smal.
5 swer lebit an ere an vrie*[r wal,]*
[der wirt] der werlde schir unwert
unde *[huset in dem]* affental.
der also vorlusit sine h*[abe]*
[mit disen swachen vuoren zwei][*bl.* 11ᵛ]n
der lege baz in eyme grabe.

38 (46).

*Sun, swen sin sin ve]*rleytet so,
[daz er unrehte im selben tuot,]
ist her bi wysen luten *[vro,]*
*[da sol man kiese]*n toren *[muo]*t.
5 di ruwe ist noch der *[schulde guot,]*
*[ob si vo]*n hertzen rechte verth.
eyn vole uz *[einer wilden stuot]*
ende uzgevangen *[!]* wirt e tzam,
e *[daz ein ungeraten]* lip
gewinne eyn hertze daz sich scham

39 (47).

*[Sun, twinc des dine]*n vrien mut *[!]*,
daz do tzu huze richtist *[dich.]*
*[ein teil ich un]*gereysic bin;
man tut und lazet un*[vil durch mich.]*
5 *[dem]* armen snide unde brich
mit willen *[diner reinen hab]*e:

ob allen raten rate daz ich.
iz *[ist dir guot und w]*irt ouch mir:
ich habe in eren her *[gelebet;]*
[ze hus] werfe ich den slegil dir.

40 (48).

*[Sun, ob ich ungerüe]*met wol
und an ungufuge sprechin *[mac,]*
[mit liebe ich] dich bescheynde *[!]* sol:
sint ich von *[erste huses phla]*c,
5 da von ich nacht unde tac *[!]*.
*[min umbesæzen wizz]*en wol
wi min wert in eren lac.
*[ich hete no]*ch vil guten mut
und willic hertze, *[wan daz mîr]*
daz aldir grozen schaden tut.

41 (51).

[Sun, husere ist] eyn wirdekeyt,
di bi den hoesten *[tugenden vert;]*
[swer si] mit schonen siten treit,
wi wol *[sich der in eren]* nert.
5 daz gut wirt reineclich vor*[zert,]*
*[daz niht ei]*n schade geheyszen mac.
und tzwe*[n from sint da]*von beschert,
gotis lon, der werl*[te habedanc:]*
*[der d]*y twey wol halden kan,
den richet *[wol sin ackerganc.]*

42 (49).

Sun, swer daz huz wol habin *[wil,]*
*[der muoz driu di]*nc tzu sture han,
milde demut true . . . .
*[i]*st her da by eyn vrolich man,
5 der*[z wol den liuten biete]*n kan,
so tut sin brot den nemyndin *[wol]*

Münster i. W. A. BÖMER.

EIN ULFILAS-STEMPEL.

Der broncestempel, den unsere figur 1 und 2 in natürlicher gröſse widergibt, befindet sich im besitze des herrn ESchlumberger, membre de l'Institut in Paris, wurde von ihm in der sitzung vom 17 juli 1878 der Société nationale des antiquaires de France vorgelegt und im Bulletin desselben jahres s. 182 f mit einigen bemerkungen veröffentlicht. er nennt ihn 'un grand sceau ou cachet . . en bronce, de l'époque byzantine' . . und bemerkt über die inschrift 'La légende circulaire, précédée d'une croix initiale, nous donne le nom du propriétaire : ΟΥΡΦΙΛΑ, évidemment pour ΟΥΛΦΙΛΑ, Ulfila, Ulfilas, nom goth'. im übrigen ist das denkmal völlig unbeachtet geblieben. da es für



Fig. 1.

die germanisten noch ein besonderes interesse hat, wird ein erneuter hinweis darauf in einer fachzeitschrift am platze sein, nachdem ich durch die güte des herrn Schlumberger es hier in Straſsburg selber habe untersuchen können.

Nach einer brieflichen mitteilung des besitzers hat er den stempel im jahre 1875 von einem händler in Korfu erworben. woher dieser ihn hatte, ist unbekannt. über die echtheit des stückes kann kein zweifel sein. mit ausnahme einer ausgesprungenen randstelle und einiger kleiner verletzungen ist es wolerhalten. die runde platte hat einen horizontaldurchmesser von fast 84 mm. und ohne den nach unten übergreifenden rand eine dicke von 3,5 mm. um den rand herum sind oben als verzierung fünf gröſsere knöpfe angebracht, ein sechster wird an der ausgesprungenen stelle verloren gegangen sein. zwischen dem tiere und dem rande sind etwa in der höhe der beine vier kleine concentrische kreise eingraviert. als handgriff diente ein

vierfüfsiges tier mit gestrecktem leib, bis auf den boden herabhängendem schwanz und einem kopf mit kurzen emporstehnden ohren und langer spitzer schnauze. durch eine verletzung, deren riss im nacken klafft, kann die kopfstellung nur unbedeutend verändert sein. der schwanz und die pfoten hängen mit der platte zusammen, während die schnauze sie knapp berührt. obwol in der ganzen haltung eine gewisse realistische auffassung



Fig. 2.

nicht zu verkennen ist, lässt sich das tier doch schwer identificieren. die auffallend lange spitze schnauze ist in jedem falle übertrieben, da sie bei keinem tiere, das zur vergleichung herangezogen werden kann, so vorkommt. die stilisierungen ägyptischer tiere (etwa des ichneumons oder des schakals) lassen ähnliche übertreibungen zu. bei unserem stempel erklärt sie sich besonders leicht, da der griff dabei auch vorne nach dem boden hin eine stütze erhielt. Schlumberger nennt das tier einen kleinen hund, und wie mir von zoologischer seite bemerkt wird, soll es wol auch ein canide sein, aber kein haushund, sondern

ein wildes tier, und zwar der dicken beine etc. halber am ehesten ein junges. diese ansicht wurde mir von dem herrn collegen geäufsert, bevor ich ihm den auf der rückseite stehnden namen sagte. so könnte wol ein wildhund oder ein schakal (canis, lupus aureus) gemeint sein, bei dem die schnauze 'spitzer als die des wolfes, aber stumpfer als die des fuchses' ist und dessen schwanz bis zum fersengelenk herabhängt (Brehm 2, s. 41),



Fig. 3.

vielleicht auch ein fuchs. da der besitzer unseres stempels aber 'Wölfle' hiefs, wird man eher noch an einen ebensogut möglichen jungen wolf zu denken geneigt sein.

Auf der rückseite des stempels, die unsere fig. 2 in ihrer würklichen form, fig. 3 im spiegelbild widergibt, stehn die erhabenen zeichen, die ebenso wie der sie umschliefsende rand eine höhe von etwa 4 mm erreichen. die oberste stelle über dem monogramm nimmt das christliche kreuz ein. rechts neben demselben beginnt, nach links sich fortsetzend, die zusammenhängende schrift, die im abdruck (fig. 3) also rechtsläufig heraus-

kam. alle buchstaben sind griechisch und haben die normale stellung, auch das letzte A steht wol nur etwas schief. wir erhalten die zweifellose lesung

ΟΥΡΦΙΛΑ

Οὐρφιλα, *Urfila*. 'die buchstabenformen gewähren', wie herr college Keil, der mir seine freundliche unterstützung gewährte, bemerkt, 'mit ihrem vulgärjungen charakter keine zeitlichen anhaltspuncte. die buchstaben stehen bis auf das letzte zeichen richtig'. zu den jüngeren, der cursive näher stehnden formen gehören das abgerundete P und das Λ.

Die lautgebung *Οὐρφιλα* für *Οὐλφιλα* ist gleichfalls vulgär, aber gerade für den namen des Gotenbischofs bezeugt. der Arianer Philostorgius aus Kleinasien, der wichtigste unter den griechischen berichterstattern, schrieb um 440 nach dem auszuge des Photios *Οὐρφίλας*, ebenso die Acta S. Nicetae *Οὔρφιλος*. Luft nennt das *ρ* rätselhaft[1], aber der vulgärgriechische übergang von *λ* zu *ρ* kommt nicht nur als dissimilation, sondern auch in schreibungen wie *ἀδερφοί* für *ἀδελφοί* schon in spätgriechischen inschriften vor[2]. dem namen des Gotenbischofs scheint die entstellung also angehaftet zu haben, und es ist sehr merkwürdig, dass sie auf unserem stempel gerade so widerkehrt. germanisch ist sie nicht. wenn der besitzer des stempels dem vulgärgriechischen aber einen solchen einfluss gewährte, so ist kaum anzunehmen, dass er mit *Οὐρφιλα* trotzdem die germanische form Wulfila widergeben wollte. nachdem man sich neuerdings fast übereinstimmend dahin geeint hat, den Gotenbischof Wulfila zu nennen, tritt unser stempel der ältesten überlieferung *Ulfila* wider bestätigend zur seite. ja, es fragt sich, ob er nicht überhaupt der stempel des Gotenbischofs gewesen ist.

Unser stempelname ist sprachlich gotisch oder wenigstens ostgermanisch. *Οὐρφιλα*-*Ulfila* hätte die reguläre endung des gotischen nom. singul. da aber die antiken stempelnamen gewöhnlich im genetiv stehn, bemerkt Keil '*Οὐρφιλᾶ* ist der regelmäfsige genetiv zu *Οὐρφιλᾶς*; ergänzt wird *σφραγίς* oder *σημεῖον*'. aber auch *Οὐρφιλᾶς* weist auf einen gotischen nominativ *Ulfila*, nicht auf einen deutschen *Wulfilo* zurück. bezeugt ist der name aufser für den Gotenbischof nur noch für den feld-

[1] Zeitschrift für vergleichende sprachforschung 36, 357.
[2] Schulze ebendort 33, 224 ff, vgl. s. 122 f.

herrn des Honorius, der i. j. 411 Arles belagerte, in der form *Οὐλφιλᾶς* (bei Olympiodor, Socrates, Sozom.) oder Ulphula, Ulfila (Prosper Tir. Chr. min. I 466, Frigeridus bei Gregor etc.). dieser wird niemals *Οὐρφιλᾶς*, aber auch ebensowenig wie der des bischofs in den voritalischen quellen *Wulfila* geschrieben. natürlich können andere ebenso geheifsen haben. aber ein mann von stellung und ansehen hat einen solchen stempel wie den unsern sicher geführt. und das kreuz weist überdies in die christliche sphäre, aus der es seit dem zweiten jahrhundert im orient und etwas später auch in Europa bezeugt ist.

Der stempel als solcher gehört nicht zu der bekannten abendländischen, sondern zu der mehr orientalischen gattung. Schlumberger nennt ihn, worauf ja auch die griechische schrift deutet, byzantinisch. seinem ganzen habitus nach wird man ihn kaum für älter als das vierte jahrhundert halten. aber die byzantinischen stempel sind noch wenig beachtet und nicht untersucht. die mir bekannt gewordenen bieten für den unseren hinreichende analogien. sie sind im allgemeinen ziemlich grofs, rund oder länglich, gewöhnlich mit einfachem länglichen griff und erhabenen oder vertieften buchstaben. das Kaiser-Friedrich-museum besitzt, wie ich höre, einen solchen mit der durch zwei kreuze getrennten, am rande herumlaufenden erhabenen inschrift ΚΥΡΙΟΥ + ΚΑΡΠΟΙ + und einem mittleren monogramm. einen anderen broncestempel in sohlenform mit den erhöhten namensbuchstaben ΦΟΙΒΟΥ aus Membidsch (Hierapolis Bombyce) hat herr prof. Euting, einen runden broncestempel mit der erhabenen lateinischen umschrift BARB.\ER. und einem mittleren C herr dr Forrer, vgl. auch Forrers Achmim-Panopolis, taf. IX, fig. 3—6, Kraus Realencyclopädie II, fig. 236. 416 u. a. ein tier als griff haben diese stempel nicht, nur ein lamm habe ich gelegentlich bemerkt. doch werden auch andere tiere schwerlich gefehlt haben, da sie noch im fernsten osten sich finden. die aus China übernommenen, bis in die sassanidische zeit zurückreichenden japanischen stempel — die einzigen über die mir eine zugängliche untersuchung bekannt ist[1] — verwenden vielfach tierfiguren aus dem Zodiacus, aber auch andere als griffe. sie sind auch sonst zu vergleichen mit ihren am rande herumlaufenden inschriften, den monogrammartigen zeichen in der mitte

[1] Hans Spörry Das stempelwesen in Japan. Zürich 1901.

und ihren gleichfalls erhabenen schriftzeichen, die mit roter oder schwarzer farbe auf den zu stempelnden gegenstand abgedrückt wurden. die vertieften 'byzantinischen' oder frühchristlichen stempel wurden in eine weiche masse (eucharistische brote etc.) gedrückt. für einen speciellen cultzweck scheint unser kleiner canide allerdings nicht gerade zu sprechen.

So haben wir als anhaltspunkte: das stück selbst, das etwa dem vierten oder einem etwas späteren jahrhundert entstammt, die griechische schrift mit dem 'vulgärjungen' charakter, den gotischen namen des Ulfila, die vulgäre lautgebung desselben, die gerade so für den namen des bischofs bezeugt ist, und das christliche kreuz. alles dies passt für die lebenszeit des Gotenbischofs und auf ihn selbst. unerörtert ist noch das monogramm in der mitte des stempels, dass vielleicht die entscheidung bringen kann, leider aber, wie so viele andere, gröfsere schwierigkeit macht.

Die zeichen selbst sind deutlich. in der mitte steht ein grofses H, an welches die anderen buchstaben angehängt sind, oben links im abdruck (fig. 3) ein O, daneben an der anderen seite wahrscheinlich eine ligatur von T und Y. gegen ein blofses Y spricht die gröfse des querstriches und ein liegendes horizontales K scheint gleichfalls ausgeschlossen. dagegen wird der buchstabe in der mitte der zweiten hasta ein aufrechtes K sein. von den beiden untern ist das zunächst folgende O erst nachträglich an der einen seite ausgesprungen, im übrigen aber gesichert. das letzte zeichen unten links endlich kann ein umgekehrtes P sein von der form des unmittelbar daneben stehnden der randschrift, doch wären über die verwertung solcher umgekehrter zeichen noch untersuchungen nötig. die reguläre bleibt die aufrechte stellung, sodass auch an ein aufrechtes C gedacht werden kann, das seit den ersten jahrhunderten in inschriften und auf münzen in der geltung von Σ häufig ist. so erhalten wir oben links beginnend in der angeführten reihenfolge um das H herum die lesung OYTKOP oder OYTKOC. es läge nah, das letztere aus dem sonstigen monogramm heraus zu ΓOYTIKOC zu ergänzen. aber wenn es ein genetiv sein muss, passt die endung nicht, und das H, das sicherlich kein blofses gerüst, sondern der buchstabe ist, bliebe noch unerklärt. die singuläre geltung von C = Γ [1] möcht ich nicht herbeirufen.

[1] so auf einem Menasfläschchen von Achmim mit guter schrift ACIOY für AΓIOY (Forrer taf. VIII 3).

Doch ist natürlich auch eine andere ordnung der buchstaben möglich. von dem genetiv *Οὐρφιλᾶ* ausgehend meint herr college Keil, dass man dazu jedesfalls eine genetivform zu suchen habe. 'tatsächlich erscheint eine genetivendung *-ου* am schlusse des monogramms, natürlich im spiegel gelesen : oben das Y, unten das jetzt etwas ausgebrochene O. jetzt ist das O im anfange des monogramms frei und man list : O, dann umgekehrtes P, das grofse H, nun von oben nach unten TK, woran sich die schon ausgeschiedene endung OY schliefst. man list so OPHTKOY. jetzt erkennt man, dass in der rechten längshasta des H noch ein I zu suchen ist. also steht da *ορητικου* d. i. *ὀρειτικοῦ* mit der gewöhnlichen späten schreibung *η* statt *ει*. *ὀρειτικός* ist einer, der zu den *ὀρεῖται*, den bergbewohnern gehört. also lese ich '(stempel des) Urfilas, des der bergbewohner'. ich bin zu dieser lesung gekommen, ohne daran zu denken (worüber mich allerdings vorher prof. Henning belehrt hatte), dass Ulfilas würkungskreis als 'in montibus' durch die älteste überlieferung bezeichnet wird [1]. aber mir scheint', fährt Keil fort, 'dass nun überlieferung und lesung so einander stützen, dass an der beziehung auf den grofsen Gotenbischof nicht gut gezweifelt werden kann. das kreuz auf dem stempel tritt bestätigend hinzu. dass das adjectiv in den wörterbüchern fehlt, kann natürlich nicht befremden. die adjectivische bezeichnung für den würkungskreis eines bischofs ist solenn'.

Vielleicht könnte noch jemand, des umstandes eingedenk, dass der stempel auf Korfu erworben ist, KOPKYPHOY für *κορκυραίου* herauslesen wollen. aber dass das monogramm hinten in der mitte der zweiten hasta begann, ist unwahrscheinlich. die ligatur TY müste überdies ein blofses Y mit einem übergrofsen zierstrich sein, den das Y des namens nicht hat. aufserdem wäre das erst später folgende O doppelt, die vorhergehenden P und K nur einfach gesetzt und die zeichen sprängen nach den ersten buchstaben unnötig hin und her.

Keils erklärung *ὀρητικοῦ* findet, wie mir scheint, noch eine weitere stütze und die allgemeine angabe des Auxentius 'in montibus' einen bestimmteren hintergrund durch eine lat. inschrift vom jahre 256 n. Chr.: *[burgum constitui iussit] un[de latrunculos*

[1] nach Auxentius. dass Ulfilas bischof von Dorostorum gewesen (Pauls Grundriss[2] II s. 7 anm. 2), ist unbezeugt, vgl. auch Vogt Anz. XXVIII 213.

o]bservarent [pro]pter tutelam [c]astre(n)sium et [c]ivium Montanensium aus Kutlovica (Ferdinandovo) am nordabhange des Balkan zwischen Sofia und Lom am obern laufe des Ogost[1]. Kutlovica war also das castrum der noch 30 km. weiter nordöstlich nachweisbaren regio Montanensium, und dieser technischen bezeichnung halber wird man hier, wo wol schon seit dem Gotensiege des Claudius a. 269 gotische colonisten angesiedelt waren (vDomaszewski s. 197), auch eher als in dem 'kleingotischen' Nikopolis (Jord. 51) die heimat des Ulfilas zu suchen haben. *δρητικοῦ* aber wäre nichts als die griechische übersetzung des officiellen römischen *Montanensis.*

Es fragt sich noch, wie der stempel nach Korfu gekommen sein kann. zufälle sind unberechenbar und Korfu war ein stapelplatz mittelalterlichen handels. aber andrerseits möchte man bei einem für den nichtkenner wertlosen stück die zufällige herkunft aus der ferne nicht ohne not in anspruch nehmen. in dem gegenüberliegenden Italien ist er schwerlich angefertigt, denn die dortigen Goten würden sich wol der lateinischen schrift und überdies nicht der vulgärgriechischen lautgebung bedient haben. der Balkanhalbinsel oder dem orient wird er also entstammen und dann kann zeitlich auch nur das 4 oder 5 jahrhundert in frage kommen. dass der stempel später zufällig aus Mösien nach Korfu verschleppt wurde, ist nicht gerade wahrscheinlich. ihn haben wol wirkliche Gotenverbindungen dahin gebracht. aber an die heerzüge des Alarich ist schwerlich zu denken. scheinen die Westgoten doch ganz unbeteiligt an der fortführung der ulfilanischen überlieferungen geblieben zu sein. diese sind vielmehr den Ostgoten, vor allem des Theodorich zugefallen, und das hat seine geographischen und historischen gründe. als der junge königssohn aus Konstantinopel zu seinen Goten zurückkehrte, hatten diese gleichfalls in Mösien, der heimat des Ulfilas, ihre sitze. mit Theodorich setzte sich dann die gotische volksmasse in bewegung, an verschiedenen stellen wohnsitze suchend, in Macedonien und auch in Epirus. seine expedition nach Epirus und die ansiedlungsversuche daselbst, wahrscheinlich i. j. 479/80 beschreibt eingehend Malchus[2]. in Epirus hatte er einen in

[1] die ergänzungen und die inschrift selbst nach vDomaszewski Neue Heidelberger jahrbücher III (1893) s. 195 f.

[2] Historici Graeci minores I s. 411 ff., vgl. Wietersheim-Dahn II 331 ff.

byzantinischen diensten sehr begütert gewordenen verwanten, wol aus dem geschlechte der Amaler, den Sidimundus, mit dem er gemeinsame sache zu machen und Epirus an sich zu bringen wünscht. Sidimund nimmt die Goten auf, wobei er die küstenstadt Epidamnus (Dyrrhachium) für sie möglichst räumen lässt. auch der bruder und die mutter des Theodorich mit einem grofsen gotischen tross stofsen hier zu ihm, werden aber von dem byzantinischen heere besiegt und eine grofse anzahl gefangen genommen. Epirus muss er aufgeben und erhält, nachdem er 483 wider zur macht gelangt, vom kaiser das alte Niedermösien angewiesen. hier wird Novae an der Donau nördlich Nikopolis (Zeuss s. 426 f) sein hauptsitz, bis er offenbar mit seiner ganzen disponibeln macht nach Italien aufbricht. so ist er der erbe der alten ulfilanischen traditionen geworden, von denen auf der Balkanhalbinsel keine handschriftlichen reste erhalten sind[1]. hierzu wird auch die für den gottesdienst in lectionen eingeteilte gotische bibel gehört haben, deren Codex Argenteus, wie man annimmt, in Unteritalien unter seiner herrschaft geschrieben ist. er hat diese traditionen gewis schon von anfang an für seine Goten beansprucht. zu dem litterarischen besitz mag aufser den handschriften auch der stempel des bischofs gehört haben, der sehr gut während des aufenthaltes und der wechselfälle in Epirus daselbst zurückgeblieben, aber auch von Konstantinopel auf der alten via Egnatia oder aus Unteritalien nach Korfu gelangt sein kann.

[1] über die auf Tomi bezüglichen nachrichten des Walafrid Strabo, welche Tomaschek anzweifelte, handelt zuletzt RLoewe Die reste der Germanen am Schwarzen meer s. 253 f.

Strafsburg. R. HENNING.

WALTHERIANA.

1) *Her Wicman.* Lachm. 18, 1.

Der grobe spruch gegen einen concurrenten in Walthers kunst ist schon von mehreren seiten Walthern abgesprochen worden. zuletzt von Saran Beitr. 27, 203 f. seine metrischen gründe will ich nicht diskutieren; er hat sie mehr als nebensache vorgebracht, und man könnte ihnen gegenüberstellen, dass doch die bildliche manier und vor allem der schluss des spruchs Walthern recht ähnlich sieht. mehr besagt der grund, dass von

W. in dritter person geredet wird. die von Wilmanns dafür gegebene motivierung will mir allerdings auch nicht einleuchten, und ein zweiter fall, wo W. so von sich geredet hätte, lässt sich nicht anführen. aber es ist doch gar kein zweifel, dass die strophe direct auf eine gegnerische antwortet, und am allerwahrscheinlichsten ist da widerum — ich glaube, man hat damit noch öfters zu rechnen —, dass die replik dem angriff direct gefolgt ist; diese annahme würde nebenbei auch leichte metrische mängel erklären. da ist es denn sehr wol möglich, dass der angriff gegen W. in einer form gehalten war, die die rede in dritter person herausforderte: es dürfte ja nur ein- oder mehrmals von *hêr Walther* ironisch-höflich die rede gewesen sein. die strophe steht in AC, ist also nicht schlecht bezeugt[1]; auch die abweichungen der texte sind nicht erheblicher als anderswo.

Aber gegen die weitere bemerkung Sarans muss ich mich wenden: 'auch darf man billig bezweifeln, ob sich W. den derben vergleich von v. 10 gestattet hätte'[2]. ich weiß nicht, ob jener cynismus in der feder eines andern sängers wahrscheinlicher ist als in der W.s; ein cultus der ἀπόρρητα ist doch überhaupt nur in gewissen gattungen unserer mhd. lyrik zu finden, außerhalb deren aber ist ein derartiges wort bei einem berühmten dichter kein jota unwahrscheinlicher als bei einem obscuren, der ja leicht denken konnte: quod licet Jovi usw. der cynismus ist doch auch sehr harmlos, in männergesellschaft noch heute geduldet. es kommt aber dazu, dass wir hier offenbar eine anspielung auf etwas allgemein bekanntes vor uns haben. noch heute heißt es schwäbisch[3]: *das reimt sich (passt) wie arsch und Friderich.* diese wendung ist aber schon älter. die Zimmerische Chronik[1] II 408 erzählt: *Bei unsern zeiten war ain procurator am hofgericht . . . der wolt ainsmals seins gegentails . . . procurator die argumenta . . . ablainen und verklainern, darumb spruchl er unverdechtlichen uf sein guet schwarzweldisch: 'Es reimpt sich meins gegenthails furbringen gleich als salzmessen und ich waiss nit was', damit wolt er ain grobs wort*[4] *haben laufen lassen, aber*

[1] ed. Wilmanns[2] 19: die sammlungen AC[1] und AC[2] enthielten noch keine nachweislich unechten strophen.

[2] vgl. Pfeiffer Freie forschung 357 f.

[3] s. mein Schwäbisches wörterbuch I 328.

[4] offenbar *arschlecken*.

er beschnit es dannost mit ainer offengabel. Es wardt sein wol gelacht, denn es wolt sich gar nit reimen sein spruchwort . . . so wenig, als ainest graf Heinrich von Hardeck . . . der wolt vor kaiser Friderrichen dem dritten ein schöne redt thon, under anderm aber liess er sich sein gegenthail also ufbringen, das er unverholen sagt : 'Es reimpt sich das gar nit, so wenig als ars und Friderrich'. unser dichter hat den witz der vergleichung mit dem (voll-)mond hinzugetan, aber vorgefunden hat er eine solche redensart gewis, und war damit doppelt entschuldigt, wenn er sie verwante[1]. sie passte auch besonders gut in ein gedicht, wo vom versemachen die rede ist. denn sie geht ganz deutlich von der wahrnehmung aus, dass es auf *ars* keinen reim gibt, wenigstens keinen natürlichen, bequem liegenden; das volk achtet auf solche dinge, ich habe das für das wort *bundschuh* nachgewiesen[2].

Ich bin aber damit noch nicht zu ende. wer ist *hêr Wîcman*, wie er in A heifst, *hêr Volcnant* nach C? man kennt keinen minnesänger oder überhaupt dichter solchen namens. das würde nicht hindern, dass es einen gegeben haben könnte. denn beide namen sind um Walthers zeit bezeugt. das auseinandergehn der handschriften könnte mit Wilmanns so erklärt werden, dass der spruch einmal gegen einen *Volcnant* (oder, wenn C recht hat, *Wîcman*) benutzt wurde, oder was er auch zulässt, so, dass eine form aus der andern verlesen wäre, zumal wenn man etwa ein *Wîcnant* zu grunde legte, was es auch gibt[3]. aber es ist noch eins möglich : beide namen oder der ursprüngliche davon kann ein deckname für einen sein, den der dichter nicht direct nennen oder dessen namen er humoristisch entstellen wollte. wie, wenn der mann *Wolfram* geheifsen hätte? ich gesteh gerne, es ist ein einfall. aber dass man nichts positives dagegen sagen kann, muss ich doch behaupten. was Walther über seinen gegner sagt, ist sehr allgemein und passt auf jeden; der ton, in dem die polemik zwischen Wolfram und Gottfried geführt ist, ist nicht viel höflicher; den *ars* konnte gerade Wolfram kaum perhorrescieren; dass Walther und er ihre kleinen wortgefechte

[1] Schröder citiert mir zwei verse eines couplets oder gassenhauers, ohne ihre herkunft bestimmen zu können : '*Potz himmel, arsch und wolken — wie reimt sich das zusammen!*' [2] Schwäb. wörterbuch I 1525.

[[3] Klage 778 *Wîcnant* hat D die variante *Volchnant*. E. S.]

gehabt haben, wird auch der zugeben, dem Burdachs vermutungen[1] in manchem zu weit gehn; und diese plänkeleien sind doch, zumal wenn wir annehmen, dass die gegner einander in person gegenüberstanden, gewis nicht tragisch zu nehmen, die zwischen Wolfram und Walther jedesfalls viel weniger als die gegen Gottfried. von positiven momenten aber möcht ich doch ein paar anführen. die namen *Wicman* und *Volcnant* bezeichnen beide einen kriegsmann; das passt sowol zu Wolfram als zu den *stolzen helden* auf der Wartburg, *der iegeslicher wol ein kempfe wære* (20, 11 f)[2]. dass das *waz obe hèr Walther krûche* usw. (18, 6 f) an das bekannte, von Wolfram und Gottfried herüber und hinüber gegebene bild vom hasen (als gegenteil) gemahnt, ist wol zufällig, denn das *kriechen* wird aus dem gegnerischen gedichte genommen sein. aber der *leitehunt* (18, 14), der *nâch wâne jaget*, gemahnt doch sehr an jenen hasen bei Gottfried (Maſsm. 117, 38 ff); vgl. 18, 13 *sûs mêret er der welte spil* mit G. 118, 39 ff *dane gât niht guotes muotes van, dane lît niht herzelustes an, ir rede ist niht alsô gevar, daz edele herze iht lache dar.* doch genug; für einen zwingenden beweis soll das nicht gelten; ex ingenio suo quisque demat vel addat fidem.

2) *Ouch hiez der fürste durch der gernden hulde*
Die malhen von den stellen læren. Lachm. 25, 35 f.

so bietet C, welches diesen spruch allein hat. man hat daran anstoſs genommen und ändern wollen. Haupt zu Erec 7122 las *die stelle von den malhen læren*, Pfeiffer-Bartsch *die malhen sam den stellen læren*, Wilmanns[1] *die malhen und die stelle læren.* aber das alles ist nicht nur nicht überliefert, sondern Wilm.[2] sagt richtig : 'seltsam bleibt die erwähnung der reisetaschen neben den ställen', und er sowie Paul haben sich begnügt mit einem 'was überliefert ist, gibt keinen sinn', 'unverständlich'. andere haben anderes vermutet. Schönbach Zs. 39, 346 list *von den setelen* : der inhalt der satteltaschen sei zuletzt noch angegriffen worden; ob man aber wol in ihnen, wenn man nicht unterwegs war, viel geld und geldeswert aufbewahrt hat? Bech Germ. 32, 117 ff und AWallner Zs. 39, 429 f nehmen den plural

[1] Deutsche rundschau 113, 244 ff.
[2] natürlich kann man sich auch an die graphische und lautliche ähnlichkeit mit *Wolfram* halten.

von *stelle*, nicht von *stal* an; jener denkt an das gestell, auf dem der dem pferd abgenommene sattel ruht, wogegen dasselbe wie gegen Schönbach zu sagen wäre; dieser an ein repositorium, auf dem die *malhen* aufbewahrt worden seien.

Das alles stimmt schlecht zum zusammenhang. es ist 29—34 erzählt, man habe im grösten überfluss gegeben, *silber* und *rîche wât*. darauf folgen unsere zwei verse und fernerhin : *ors, als ob ez lember wæren, vil maneger dan gefüeret hât*. das *ouch* in z. 35 hat keinen guten sinn, wenn mit Schönbach und Wallner von weiteren geldgaben oder ähnlichem die rede sein soll, denn das ist schon vorher gesagt; vortrefflich aber passt es, wenn damit auf das hergeben von pferden übergegangen werden soll : z. 36 muss ihrem ganzen inhalt nach sich darauf beziehen.

Schon Lachmann mag das gefühlt haben, als er schrieb: 'die meinung wird sein *die stelle von den mærhen læren*'. Wilmanns hat dagegen erinnert, das sei eine änderung des überlieferten; aber ich kann auch *mærhen* oder *marhen* nicht zugeben: letzteres nicht, weil *marc* ausschliefslich ein streitross ist, ersteres nicht, weil die erwähnung von stuten im sinne des mittelalters etwas verächtliches gehabt hätte und Walther nicht gehindert war, *rossen* oder *pferden* zu schreiben. vielmehr lasse ich die lesart zu recht bestehn und versteh unter den *malhen* die einzelnen 'stände' des stalles. das passt genau her und würkt mit dem *læren* zusammen höchst concret, wie wirs bei Walther gewohnt sind. dass die mittelalterlichen ställe abgeteilte stände gehabt haben müssen, ist auch dann klar, wenn sie, was ja wahrscheinlich ist, nirgends erwähnt sein sollten[1]; denn die pferde waren damals gewis nicht minder geneigt als jetzt, sich zu beifsen und zu schlagen.

Kann *malhe* diese bedeutung haben? am meisten über das wort gibt Zarnckes Narrenschiff s. 364. die dort angeführten lateinischen synonyma bezeichnen alle einen gröfsern sack[2] oder dgl. für irgend welchen inhalt, das darunter erscheinende *zaberna* meint eine kiste oder dgl. eine etymologie des wortes ist, so viel ich sehe, nie versucht worden; aber sie sei welche sie wolle: wenn aus *pyxis* 'buchsbaumholz, büchschen' ein engl. *box* wurde, das neben allem möglichen andern auch einen reisekoffer und

[1] bei Pfeiffer und bei Jähns findet sich nichts.
[2] vgl. 'sackgasse'.

einen pferdestand im stall bedeutet, so ist dasselbe bei *malhe* auch möglich. auch engl. *crib* vereinigt ganz ähnliche bedeutungen. dass aber *malhe* in dieser bedeutung nirgends sonst nachzuweisen ist, wird jeder verstehn; es würde niemand wundern, wenn ein wort für diesen begriff aus alter zeit überhaupt nicht auf uns gekommen wäre. die construction *von den stellen* braucht ja, um niemand zu hindern, blofs prägnant genommen zu werden 'aus den ställen heraus'.

Tübingen, 20 februar 1907. HERMANN FISCHER.

AROLSER BRUCHSTÜCK VOM ERSTEN BUCHE DES PASSIONALS.

Beim ordnen waldeckischer archivalien fand mein verehrter freund GKönnecke ua. ein stattliches blatt von einer hs. des Passionals, das im kloster Berich ao. 1566 *zum umschlag einer rechnung verwant worden ist. das blatt ist* 340 *mm. hoch,* 220 *mm. breit, der zweispaltig beschriebene raum entsprechend* 270 × 174 *mm.; die einzelspalte* 79 *mm. breit. die* 38 *zeilenanfänge stehn genau untereinander und beginnen mit rot durchstrichener minuskel; am beginne jeder columne steht eine majuskel mit roter arabeske. es kommt ein capitelanfang (Hahn* 180, 42) *mit rotblauer initiale vor, die durch fünf zeilen geht, ein kleinerer blauer initialbuchstabe eröffnet einen abschnitt* (181, 32). *die hs. gehört der ersten hälfte des* 14 *jh.s an. um die zugehörigkeit weiterer fragmente zu bestimmen, heb ich noch hervor, dass die vocale* u, ü, uo, üe, iu *gleichmäfsig als* ů *geschrieben sind, wobei das kleine* o *mit feinerem federzug nachträglich angebracht scheint.*

Das angebot von neuen fragmenten des Passionals (und der Weltchronik!) gehört zu den schrecken des redacteurs: zumeist freilich handelt es sich dabei um bruchstücke des von Köpke herausgegebenen dritten teils, während die überlieferung des ersten und zweiten sehr viel spärlicher ist. hier haben wir den schluss des Petrus und den anfang des Paulus aus dem ersten teile: Hahn 179, 80—181, 47; *immerhin genügt die mitteilung der lesarten, wobei ich vom orthographischen soviel gebe als mir zur charakteristik der hs. wünschenswert scheint. textkritisch wichtige varianten druck ich gesperrt.*

179, 80 Da hin *v.* 81 vnd moge in follem friedewesen 82 vil *fehlt* 83 volg *immer* 84 was *immer* 85 irhangen 86 widirwart 87 waren 88 hoûbit 90 gûder lûde 91 waren aller froûden 92 yre weinende 93 vnsir irbot (*so meist*) 94 zû eime

180, 1 myde he 2 hatte *immer* 3 offenlich 5 vnde *fehlt* henden schapele 6 vnd *immer* 8 lieplich en ir leit wart 11 bûchstaben 12 dûrchschrieben 13 froûden 14 dise worte der 15 lieber herre 16 allez *immer* 17 an nicht 18 ane genûgen wolle 19 danken liebir 20 mime 22 daz 23 myde *immer* 24 vnd leben 25 eme *stets* froûden 30 godis gloûben haden 31 raden 32 weg 34 in godis n. 36 wûrtzten en 38 he (*so und* her *abwechselnd*) werdikeit 39 grap 40 midewist *vor* 42 *keine überschrift* 42 faz 43 vsz dem gnaden 44 eme *stets* 45 er were *fehlt* 46 he an tzuifel 47 want en selber 48 he 49 vfz scheiden 50 vngloûben 51 an en 52 aptgode 53 bode 54 eme hatte 55 konneschafft 58 mit meisterlichir 60 blozlich 61 vol *fehlt* 62 vff den 64 an 65 miteiehen] meinde iehende 66 gap da sine 67 beging scharpen 68 dem gûden 69 dem 70 da xpus gemartelet 74 zû eime boden godis 75 gebodes 76 daz w. kunde] hat daz wol 77 sichz 78 he wart vmme 80 ee dan he 82 dem 83 eine 85 zû samene 86 gnûg 87 vorthe sie zûslûg 88 ygelicher virbarg 89 want en was noch zû starg

181, 1 hatten 2 dem 3 dar an v. 5 dûrch got 6 edel hûder 7 wûder 8 eme sin blintheit 9 gloûbigen 10 her vmb fpûrte 11 wol *fehlt* 12 wise *fehlt* 13 nûwin 14 gloûben *v.* 15 virbrechin vnd beroûben 16 sin betrûbete 17 he daz oûch ŷbete 18 he 20 swo eme 21 do hin hûb her 22 her ûff 24 iz odir 25 he 27 gefenkenûsse 28 biz 30 si] yn 31 gelouben *fehlt* 32 Paûlus godis 33 harte spotis 34 mit] an treip 35 stede bleip *v.* 36 als he wol irtzoûgete 37 her die gûden 38 gloûben 39 zû eimale vil her 40 he 42 verheren 43 widir weren 44 began en 45 he ging zû 46 sagete

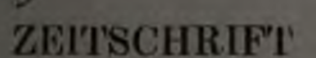
Göttingen. EDWARD SCHRÖDER.

Vom ende märz bis zum 20. juli sind bei der redaction folgende werke zur besprechung eingelaufen, abgesehen von denen, welche bereits zurückgesandt wurden: Abeling, Das Nibelungenlied u. seine litteratur. — Badstüber, Christ. Kuffner. — Behaghel, Bewustes u. unbewustes im dichterischen schaffen. — Bihlmeyer, H. Seuses schriften. — Bonus, Isländerbuch I, Sammlung I. — Brockstedt, Floovent-studien. — Danske studier 1907, h. 2. 3. — Fehse, Der ursprung der Totentänze. — Goebel, Goethes Faust I. — Goethes Sämtl. werke, jubiläumsausgabe bd. 4. 26. 27. 40. — Golther, Tristan und Isolde in den dichtungen des mittelalters und der neuen zeit. — Hartmann, Historische volkslieder u. zeitgedichte I. — Haussmann, Untersuchungen über sprache u. stil d. j. Herder. — Imelmann, Die altenglische Odoaker-dichtung. — Ders., Zeugnisse zur altenglischen Odoaker-dichtung. — Journal of english and germanic philology V 3. — Keller, Die Schwaben in der geschichte des volkshumors. — Kircher, Philosophie der romantik. — vKlenze, The interpretation of Italy during the last two centuries. — AKock, Svensk ljudhistoria I 1. 2. — Koelen, Statwechs gereimte weltchronik. — Kosch, Aus d. nachlass d. frhrn. JvEichendorff. — Kraus, Der heil. Georg Reinbots vDurne. — Kühn, Rhythmik u. melodik MBeheims. — Leitzmann, Luthers geistliche lieder. — Lessings Sämtl. schriften ed. Lachmann-Muncker bd. 18. — Martin, Der versbau des Heliand u. der as. Genesis. — Minor, Novalis schriften, 4 bde. — Nickel, Sirventes und spruchdichtung. — Novak, Menzel, Börne, Heine. — Öberg, Über die hd. passivumschreibung mit *sein* und *werden*. — Poetzsch, Studien zur frühromantischen politik u. geschichtsauffassung. — Ridderhoff, Sophie von La Roche und Wieland. — Ders., Geschichte des fräulein von Sternheim. — Schofield, English literature from the norman conquest to Chaucer. — Strecker, Waltharius. — Witkowski, Das deutsche drama d. 19. jahrhunderts.

Mit 1 Beilage von **Martinus Nijhoff** in Haag.

Für die Redaction verantwortlich: Prof. E. Schröder in Göttingen.

Umschlagdruck von W. Formetter in Berlin.



ZEITSCHRIFT

FÜR

EUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

UNUNDVIERZIGSTER BAND. ZWEITES UND DRITTES HEFT

(Ausgegeben am 1. december 1907)

BERLIN 1907

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94

Die erhaltung der handschrift lässt viel zu wünschen übrig. das papier hat unter dem augenscheinlich sehr fleifsigen gebrauche und dazu noch unter feuchtigkeit stark gelitten. die heftung ist so schadhaft geworden, dass die meisten lagen lose in dem bande liegen. von mehreren leeren blättern sind grofse teile abgerissen, aber auch ein beschriebenes (124) *ist von einer solchen beschädigung betroffen.* 4 *blätter sind ganz ausgerissen, doch war* LXLVI *sicher,* CXLV—CXLVII *wahrscheinlich leer.*

Im bande finden sich zwei alte foliierungen:

1) *auf der vorderseite der blätter mit arabischen zahlen, bis* 133 *reichend (das vorderste blatt nicht mitgezählt)*;

2) *auf der rückseite der bll. mit römischen zahlen, mit dem vierten von* 4 *leeren bll. zwischen* 80 *und* 82 (*von denen nur das erste* [81] *foliiert ist) beginnend, bis* 133 (= LII) *neben der ersten herlaufend und bis* CLV *reichend. dazu kommen am schluss noch* 2 *nicht gezählte bll.*

Ich gebe bis bl. 133 *die erste foliierung mit arabischen, von da ab die zweite mit römischen zahlen wider.*

Die handschrift besteht aus 23 *lagen, die sich auf* 9 *verschiedene cursivhände folgendermafsen verteilen:*

1) *lage* 1—7 (*bl.* 1—80, [81, 81^{1-3} *leer*]); 2) *lage* 8—10 (*bl.* 82—103); 3) *lage* 11—12 (*bl.* 104—124 [125 *leer*]); 4) *lage* 13. 14 (*bl.* 126 [= XLV]—LXVI); 5) *lage* 15 (*bl.* LXVII—LXXVIII); 6) *lage* 16 (*bl.* LXXIX—LXXXV); 7) *lage* 17 (*bl.* LXXXVI—LXLV^r, [LXLV^v *leer*, LXLVI *ausgerissen*, LXLVII *leer*]); 8) *lage* 18—22 (*bl.* LXLVIII —CLIII); 9) *lage* 23 (*bl.* CLIV, CLV *und* 2 *ungez. bll., von denen jedoch* CLIV^r, *die rückseite des* 1 *ungez. und das ganze* 2 *ungez. blatt bis auf eine kleine notiz leer*).

Während die 8 *ersten hände in die* 2 *hälfte des* 14 *jahrhunderts zu setzen sind, gehört die* 9, *die sich auch durch aufserordentliche flüchtigkeit und sorglosigkeit von den übrigen abhebt, erst der mitte des* 15 *jahrh. an. das von ihr niedergeschriebene niederländische stück ist das einzige nicht lateinische in dem bande, abgesehen von einer ganz kurzen, gleichfalls nl. und gleichfalls von dem letzten schreiber aufgezeichneten notiz auf der vorderseite des* 1 *nicht gez. blattes. die vagantenlieder verdanken wir der* 8 *hand. sie ist steil, kräftig, in der gröfse etwas wechselnd, im allgemeinen aber ziemlich sorgfältig und gut lesbar.*

Die höhe des bandes beträgt 22, die breite 15 cm; die gröfse des schriftfeldes wechselt bei den einzelnen stücken beträchtlich. bei den vagantenliedern bewegt sich seine höhe zwischen 17 und 20, seine breite zwischen 12 und 15 cm. die zeilenzahl der seiten variiert hier von 28 bis 42. die einzelnen verse sind nur zu anfang des umfangreichsten gedichts über einige seiten hin abgesetzt, gewöhnlich fafst die zeile 2, bei geringerer ausdehnung auch 3, ja selbst 4, meist durch einen schrägen strich von einander abgetrennte verse. am schlusse der zeilen pflegt ein punct zu stehn. bei einigen nummern ist der erste buchstabe jedes verses rot gestrichelt, öfter aber nur der jeder zeile, der dann in der regel als majuskel erscheint. strophenanfänge sind bei den meisten liedern durch ein rot gestricheltes paragraphenzeichen markiert. die überschriften sind entweder rot unterstrichen oder rot eingefasst.

Den inhalt des bandes bildet ein buntes gemisch von grofsen und kleinen stücken der verschiedensten art. auf der vorderseite des 1 nicht gez. blatts stehn aufser der erwähnten nl. notiz 3 lateinische hexameter über die knechtschaft (servitium) *und eine schreibübung mit dem ersten der hexameter. die eigentliche handschrift setzt sich aus folgenden stücken zusammen:*

1) *Thomas Anglicus*[1], *Expositio psalterii.*

Unter den oben mitgeteilten besitzvermerk von SJacob hat dieselbe hand (4) *geschrieben:* Thomas anglicus [*folg. wort verwischt*] psalterii, sed non est nisi usque ad xxxvii psalmum.

Auf dem oberen rande von bl. 1ʳ hat sie vermerkt:

Quere post 2. folium expositionem psalterii.

Beginn des textes (einleitung) von hand 1 bl. 1ʳ:

Nota quoniam homo non videt viam per quam debet redire qua vix superveniens viam aperit . . .

2) *Sermones varii.* (*zweispaltig.*)

Anf. bl. 82ʳ: Sermo de purificatione beate marie virginis. [*zugefügt von hand 4:*] Et plures alii sermones. tenet xxii folia. Luce ii Cum inducerent puerum ihesum parentes eius et facerent secundum consuetudinem legis . . .

3) *Expositio quaedam supra totam bibliam.*

Anf. bl. 104ʳ: [*überschrift von hand 4 wie angeführt.*]

DE prologo in genesi ꝗ Prologus est proloqutio . . .

[1] = *Thomas Jorsius (de Jorz) oder ThWallensis (Waleys); vgl. Dictionary of nat. biography s. v. Jorz u. Wallensis.*

4) *Versus Egidii de urinis. mit kurzen randbemerkungen und angehängter glosse zu den ersten* 100 *vv.*[1]. *(verse abgesetzt.)*

Anf. bl. 126r: [*überschrift von hand* 4 *wie angeführt.*]

[ ] Icitur urina quoniam sit renibus una . . .

Anf. der glosse bl. 130v [= XLIX]. [*überschrift von hand* 4]: glossa super versibus egidii de urinis usque ad C. versum.

[ ]On intellecti nulla est curatio morbi propositio est anticlaudiani . . .

5) *De grammatica.*

Anf. bl. LIXr : De gramatica tenet sex folia.

Orthographia est una pars principalis gramatiche . . .

6) *Diversa medicamina.* (*zweispaltig.*)

Anf. bl. LXvra : Diversa medicamina

Si humores fervidi habundant . . .

7) *Expositio passionis Ihesu Christi. Item sermo in adventu domini. Item expositio epistolae dominica in passione. Item epistolae in ramis palmarum. Item expositio epistolae in die sanctae pascae.* (*zweispaltig.*)

Anf. LXVIIra : [*überschrift von hand* 4, *wie angeführt.*]

principes titus et vespasianus . . .

8) *Quaedam de regimine nominativi et genitivi.*

Anf. LXXIXr : [*überschrift von hand* 4, *wie angeführt.*]

Videamus quomodo una dictio regitur ab alia . . .

9) *Godefridus de Tenis*[2]. (*unvollständig.*)

V. 1—14 *mit interlinearglossen. zu anfang und ende des stücks am rande commentar in kleinerer schrift, von derselben hand. (verse abgesetzt.)*

Anf. LXXXr [*überschrift von hand* 4]: Godefridus de tenis sed non est completus.

Christe regis qui nos in me sensus rege quinos.

10) *Lebensregeln in versen.* (*zweispaltig, verse abgesetzt.*)

Anf. LXXXIra:

Dogmata legitima vir mente sagax legit yma.

48 *verse.*

[1] *vgl. zb. Schum Beschreib. verz. der Amplonianischen hss.-sammlung zu Erfurt* (1887), *fol. nr* 238 (10) *u. oct. nr* 62b (9); *zu den glossen: Verz. der lat. hss. d. kgl. bibl. zu Berlin* II *nr* 907 (2).

[2] = *Godefridus de Athenis. Carmen cui Omne punctum inscribitur. vgl. Schum. qu. nr* 49 (2).

11) *Cisiojanus, mit interlinearglossen.*

Anf. LXXXI^{rb}:

circum ianuarius phania ava li pape
cisio ianus epi. s. vendicat oct. feli marcel

24 *verse.*

12) *Schülerregeln.* (*dreispaltig; verse abgesetzt.*)

Anf. LXXXI^{va} [*überschrift von hand* 4]: Rigmata.
Armes fili pectora doctrinarum scutis

111 *vierzeilige strophen.*

13) *Catonis Disticha in rythmische verse umgesetzt.* (*dreispaltig; verse abgesetzt.*)

Anf. LXXXII^{vc}: Hic incipit chato rigmate datus
Cum animadverterem quam plurimos errare.

130 *vierzeilige strophen.*

14) *Hymnus auf SNicolaus.*

Vgl. Chevalier Repertorium hymnologicum I 254.
(*bl.* LXXXV^{v} *vierspaltig; verse abgesetzt.*)
Anf. LXXXV^{va}: de sancto nicholao
De piis miraculis . . .

11 *strophen.*

15) *Hymnus auf SKatharina.*

Vgl. Chevalier Rep. hymn. II 156.
(*verse abgesetzt.*)
Anf. LXXXV^{vb} [*überschrift von hand* 4]: Item de sancta Katherina
Nove laudis studio . . .

8 *strophen.*

16) *Rigmata de figuris grammaticae.* (*verse abgesetzt.*)

Anf. LXXXV^{vc} : [*überschrift von hand* 4, *wie angeführt.*]
Methaplasmus dicitur hec prima figura

108 *verse.*

17) *De fleubothomia*[1]. (*verse abgesetzt.*)

Anf. LXXXVI^{r}: De fleubothomia
Lumina clarificat sincerat fleubothomia.

44 *verse.*

18) *De septem horis canonicis.*

Anf. LXXXVII^{r} : De septem horis Canonicis
[ ] Epties in die laudem dixi tibi . . .

[1] = *flebotomia i.e. venae sectione.*

19) *De quibusdam dictionibus utrum supra paenultimam aut supra antepaenultimam principalem accentum debeant habere.*

Anf. LXLVIII^r : [*überschrift von hand* 4, *wie angeführt.*]
Sapientis est desidie non succumbere marcessenti . . .

20) *De monacho infortunato.*

Anf. CI^r : De Monacho infortunato
De cuiusdam claustralis vita et moribus fratres Karissimi parumper disserere cupiens . . .

(21—24. 27—38) Vagantenlieder, 1 teil. (nr 1—4. 5—15.)
Von 2 *prosastücken* (25. 26) *unterbrochen.*

21 (1). *De vestium transformatione.*

(*In den ersten* 10 *zeilen keine bestimmte versverteilung*; *von* z. 11 *an* 3 *verse in der zeile*; *zeilenanf. in rot gestr. majuskeln.*)
Anf. CII^r : De vestium transformatione.
q In nova fer[t] animus mutatas dicere formas Corpora.
dij ceptis | nam vos mutastis et illas
aspirate meis. Ego dixi dij estis | que dicenda sunt in festis,
quare pretermitterem?
78 *zeilen.*

22 (2). *Comoedia goliardorum.*

(*verse nicht abges.*; *strophenanf. rot gestr.*)
Anf. CIII^r : Comedia goliardorum.
Talis versus facio quale vinum bibo | nichil possum facere
nisi sumpto cibo | nichil valet penitus.
7 *zeilen.*

23 (3). *Invectio contra sacerdotes.*

(4 *verse in d. z.*; *zeilenanf. rot gestr.*)
Anf. CIIII^r : Invectio contra sacerdotes.
q Sacerdotes mementote | nichil maius sacerdote | qui dotatus
sacra dote | dei servit et devote.
14 *zeilen.*

24 (4). *Invectio contra praelatos.*

(2 *verse in d. z.*; *zeilenanf. rot gestr.*; *vor jed. str. paragraphenzeichen.*)

Anf. CIIII[r] : q Invectio contra prelatos.
q Estuans intriusecus ira vehementi | in amaritudine loquar mee menti.
Hier zunächst 6 *zeilen.*
Darunter : Require tale signum in folio sequente :⊗: [*s. stück* 27.]

25) *Oratio Mamelii*[1] *archiepiscopi Rothomagensis ad beatam virginem.*
Anf. CIIII[v] : Oratio mamelij [!] archiepiscopi rothomagensis ad beatam virginem mariam.
Singularis meriti sola sine exemplo | mater et virgo sancta maria . . .

26) *Virtutes speculi ardentis facti ex pura materia Lunae et Mercurii.*
Anf. CV[r] : Incipiunt virtutes speculi ardentis . . .

27 (*Forts. von* 24 (4)).
Anf. CV[v] : q Ad terrorem omnium verum locuturus | nichil est quod timeam valde sum securus.
Noch 19 *zeilen.*

28 (5). *Tractatus de partu beatae virginis.*
(3 *verse in d. z.; zeilenanf. rot gestr.*)
Anf. CV[v] : q Tractatus de partu beate virginis
q Gratuletur omnis mundus | et festinet esse mundus | ab immundo crimine.
28 *zeilen.*

29 (6). *Principium magistrale.*
(3 *verse in d. z.; zeilenanf. rot gestr.*)
Anf. CVI[r] : q Principium magistrale
q Doctor ave flos doctorum | preces audi puerorum | tibi supplicantium.
20 *zeilen.*

30 (7). *Rhythmus goliardorum.*
(2 *verse in d. z.; zeilenanf. rot gestr.; vor jed. str. par.-z.*)
Anf. CVI[v] : q Ritmus goliardorum
q Tempus acceptabile tempus est salutis | tempus est excutere jugum servitutis.
26 *zeilen.*

[1] *wol statt Maurilii*, 1055—67.

31 (8). ***Evangelium de illo qui incidit in latrones.***
(2 *verse in d. z.; zeilenanf. rot gestr.; vor jed. str. par.-z.*)
Anf. cvii^r^ : q Ewangelium de illo, qui incidit in latrones
q Lectio sancti ewangelii secundum lucam | ut vice presbiteri nescientes ducam.
40 *zeilen.*

32 (9). ***Altercatio vini et cerevisiae.***
(2 *verse in d. z.; zeilenanf. rot. gestr.; vor jed. str. par.-z.*)
Anf. cvii^v^ : q Altercatio vini et cervisie
q Ludens ludis miscebo seria | ne fatiscant mentes per tedia.
31 *zeilen.*

33 (10). ***Principium magistrale.***
(2 *verse in d. z.; anf. jed. v. rot gestr.; vor jed. str. par.-z.*)
Anf. cviii^r^ : q Principium magistrale.
q Summe dator munerum dominans in celo | ad te salus pauperum tumidus anhelo.
46 *zeilen.*

34 (11). ***Castigatio presbyterorum.***
(2 *verse in d. z.; anf. jed. v. rot gestr.; vor. jed. str. par.-z.*)
Anf. cix^r^ : Castigatio presbiterorum.
q Viri beatissimi sacerdotes dej | precones altissimi lucerne diej.
34 *zeilen.*

35 (12). ***Versus Primatis contra praelatos et clericos.***
(2 *verse in d. z.; anf. jed. v. rot gestr.*)
Anf. cix^v^ : q Versus primatis contra prelatos et clericos.
q Cur ultra studeam probus esse probusque videri. Aut inter socios famam cum laude mereri.
56 *zeilen.*

36 (13). ***De victoria Parmensi.***
(2 *verse in d. z.; anf. jed. v. rot gestr.; vor jed. str. par.-z.*)
Anf. cx^v^ : De victoria parmensi.
q Cum ad verum ventum est veros per rumores | papa pater dominum laudes et honores
70 *zeilen.*

37 (14). ***Conquestio Primatis expulsi de domo leprosorum.***
(*meistens* 3 *verse in d. z.; zeilenanf. rot gestr.; vor jed. str. par.-z.*)

Anf. cxi^{v} : Conquestio primatis expulsi de domo leprosorum.
q Dives eram et dilectus | Inter pares preelectus | modo curvat me senectus |
45 *zeilen.*

38 (15). *Petitio Primatis porrecta papae pro beneficio obtinendo.*
(4 *oder* 3 *verse in d. z.; zeilenanf. rot gestr.; vor jeder str. par.-z.*)
Anf. cxii^{r} : Petitio primatis porrecta pape pro beneficio obtinendo.
q Tanto viro locuturi | studeamus esse puri | sed et loqui sobrie. Carum decet venerari.
56 *zeilen.*

39) *Hymnus : Dulcis Jesu memoria* [*gew.: Jesu dulcis memoria*].
Vgl. Chevalier Repertorium hymnologicum i 294.
Anf. cxiii^{r} : q De bonitate dei [*zugeschr. von hand* 4 :] est melodia sancti Bernardi sed non est hic completa
q Dulcis ihesu memoria . . .
6 *zeilen.*

40) *Allerlei kurze medicinische ratschläge, recepte etc.*
Anf. cxiii^{r} : q De regimine sanitatis.
q Ad regendum sanitatem corporis sciendum quod digestio per desiderium multum iuvatur . . .
62 *zeilen.* (*forts.* : *nr* 49.)

41—45) Vagantenlieder. 2 teil (nr 16—20).

41 (16). *Apocalypsis Goliardorum.*

a) *Die* 30 *ersten strophen des gedichtes.*
(*dreispaltig; jeder vers abgesetzt; keine rote strichelung. die* 6 *ersten und* 10 *letzten der* 30 *strophen in einer der bücherschrift sich nähernden cursive.*)
Anf. cxiii^{v} : Apocalipsis Galiardorum [!]
A Tauro torrida lampade cinthii
120 *verse.*
cxiiii^{v} *leer.*

b) *das ganze gedicht.*
(*bl.* cxv^{r} : *dreispaltig;* cxv^{v}, cxvi^{rv} : *zweispaltig, hier die einzelnen verse abgesetzt.* — cxvii^{rv} : *einspaltig,* 2 *verse in der zeile.*

die 33 ersten strophen wie anfang und ende von a) in einer aer bücherschrift nahe kommenden cursive. — zeilenanf. rot gestr., vor jeder str. par.-z.)

Anf. cxv[ra] : In nomine domiui nostri ihesu christi amen.

A Tauro torrida lampade ciuthii

108 *strophen.*

42 (17). *Principium magistrale.*

(2 *verse in d. z.;* cxviii[r] *die anf. der zeilen,* cxviii[v] *f. die anf. der verse rot gestr.; vor jed. str. par.-z.)*

Anf. cxviii[r] : q Principium magistrale

q Cunctipotens genitor princeps maiestatis | occultorum cognitor ime deitatis.

70 *zeilen.*

43 (18). *De transfretantibus.*

(2 *verse in d. z.; zeilenanf. rot gestr.; vor jed. str. par.-z.)*

Anf. cxix[v] : q De transfretantibus.

q Amore summj judicis crucem debemus tollere | atque rerum opificis nomine derelinquere.

16 *zeilen.*

44 (19). *Comoedia de adventu Antichristi.*

(2 *verse in d. z.; zeilenanf. rot gestr.; vor jed. str. par.-z.)*

Anf. cxix[v] : q Comedia de adventu anticristi.

q Dum contemplor animo seculi tenorem | reproborum gaudia proborum merorem.

54 *zeilen.*

45 (20). *Comoedia magistralis redarguens vitia.*

(2 *verse in d. z.; anf. der verse rot gestr.; vor jed. str. par.-z.)*

Anf. cxx[v] : q Comedia magistralis redarguens vitia.

q Eliconis rivulo modice respersus | vereor ne pondere sim verborum pressus.

60 *zeilen.*

46) *Die unter Alkuins namen gehnden rechenrätsel (Propositiones ad acuendos juvenes).*

(*Weichen von dem druck in Alcuini Opera ed. Frobenius* II. 440*ff sowol in der reihenfolge der stücke als auch in einzelheiten ab.)*

Anf. cxxii[r] [*überschr. von hand* 4] : aduiuationes [*!*] per modum ludi.
q Questio de limace.
q Limax fuit ab hirundine invitatus ad prandium . . .

47/8) *Propositiones.*

47.

Anf. cxxvii[v]:
q Propositio ad inveniendum quantum quis proposuerit in animo suo se velle habere.
q Assumatur numerus quilibet at triplicetur . . .
39 *zeilen.*

48.

Anf. cxxviii[r] *:* Item aliter.
Quomodo diviuandum sit qua feria septimane quilibet homo rem quamlibet fecisset.
12 *zeilen.*

cxxviii[v] *oben ist noch eine Quaestio von* 3 *zeilen nachgeholt.*

49) *Forts. der medicinischen ratschläge, stück* 40.
Anf. cxxviii[v]:
q Albertus. Qui habuerit dolorem dentium et posuerit dentem leporis in loco doloris auferet dolorem . . .

50) *Belehrung über heilkräuter, heilsame getränke etc.*
Anf. cxxx[r] *:* De Menta.
Menta est calida et sicca . . .

51) *Oratio St. Augustini.*
Anf. cxxxii[r] : Oratio beati augustini. quam scripsit dictante angelo.
q Domine deus omnipotens qui trinus et unus . . .
18 *zeilen.*
cxxxiii *leer.*

52) *Gesundheitsregeln in versen.*
Anf. cxxxiv[r] : Si vinum rubrum nimium quandoque bibatur
48 *zeilen.*

53) *Regimen sanitatis. Das bekannte, häufig gedruckte lehrgedicht der schule von Salerno.*
Anf. cxxxv[r] [*überschr. von hand* 4]:
De regimine et conservatione sanitatis plures versus

Beginn des textes:
Si vis incolumem si vis te reddere sanum . . .
CXLV—VII *ausgeschnitten.*

54) ***Disputatio inter daemones et genus humanum.***
Anf. CXLVIII[r] [*unten auf dem rand des blattes von hand* 4]: Disputatio inter demones et genus humanum.
Beginn des textes:
NOstis karissimi qualiter sathanas subiectus viscera Iude procuravit . . .

55) ***Erzählung von einem verehrer der jungfrau Maria.***
Anf. CLI[v] : Relatum fuit aurelianis a quodam fratre in die purificationis beatissime virginis marie quod quidam fuit sedulus in servicio beate virginis peccator tamen . . .
28 *zeilen.*

56) ***Brief des evangelisten Lukas an Galenus mit einleitung.***
Anf. CLI[v] : Galienus summus medicus petiit a sancto luca ewangelista. quatenus intuitu pietatis et amore summe divinitatis totius corporis et anime sanitatem in epistola brevissima ei scribere non dedignaretur . . .
13 *zeilen.*

57) ***Bemerkenswerte aussprüche von Augustinus, Sokrates, Heraklit, Pythagoras uaa.***
Anf. CLII[r] : Augustinus. Ebrietas aufert memoriam . . .
54 *zeilen.*

58) ***De natura apium.***
Anf. CLII[v] : Apes unitissima quedam volatilia sunt . . .
22 *zeilen.*

59) ***De atomis.***
Anf. CLIII[r] [*überschr. von hand* 4] : De athomis
Athomorum genera sunt quinque . . .
7 *zeilen.*

60) ***Aussprüche von Augustinus.***
Anf. CLIII[r] : Augustinus ad avarum. Dicit tibi cristus. Da mihi ex eo quod dedi tibi . . .
8 *zeilen.*

61/2). *Vado mori.* 2 *gedichte in verschiedenen metren.*

61.

Anf. CLIII[ra] : Vado mori dives | aurum vel copia rerum

67 *zeilen.*

62.

Anf. CLIII[va] : Sequitur de eodem alia species metri.

Vado mori | mori nature cedo recedo

44 *zeilen.*

63) *De avaro.*

Anf. CLIII[vb] : De avaro. fortuna avaro.

Pone modum | ponam | pete quid vis . . .

4 *zeilen.*

CLIIII[r] *leer.*

64) *Brief des papstes Pius* II *medicin. inhalts. in nd. übersetzung.*

Anf. CLIIII[v] : Dit een epistel des paus pius gheuoemt die twede pius medecyn theghen der . . . . [*unleserliches wort*].

Unterzeichnet : Int iaer ons heren dusent vierhondert enn xlvj Amen [1].

CLV[1v] u. CLV[2r] *leer.*

CLV[2v] *von späterer hand kurze lateinische notizen.*

Misse sancti Gregorii

De sancta trinitate iij

9 *zeilen.*

Die Vagantenliedersammlung.

Von den 20 *in der beschriebenen hs. vereinigten vagantenliedern sind* 9 *meines wissens bislang noch nicht gedruckt : nr* 1. 4. 6. 8—10. 13. 17. 18. *der ausdruck vagantenlieder ist hier im weitesten sinne zu verstehen, insofern als einige der stücke zwar sicher nicht aus dem kreise der fahrenden hervorgegangen sein werden, aber ganz im tone der vagantenpoesie gedichtet sind und deshalb auch in der vorliegenden sammlung mitten zwischen echten vertretern dieses litteraturzweiges platz gefunden haben. zwei der ungedruckten gedichte, nr* 13 *und* 18, *beziehen sich auf historische ereignisse und*

[1] *Aeneas Silvius bestieg* 1458 *den päpstlichen stuhl. da er hier schon papst Pius* II *genannt wird, fällt die kaum lesbare, flüchtige niederschrift des stückes nach* 1458.

lassen sich zeitlich ziemlich genau fixieren. nr 13 besingt den sieg der stadt Parma über das belagerungsheer kaiser Friedrichs II *im jahre* 1248 *und ist offenbar kurz nach der glänzenden waffentat gedichtet. nr* 18 *ist ein werbelied für den unglücklichen kreuzzug des französischen königs Ludwig des Heiligen, der gleichfalls* 1248 *unternommen wurde. die beiden gedichte gehören also schon der zeit des niederganges der vagantenpoesie an. als ein späteres erzeugnis verrät sich durch die außergewöhnlich große menge eingemischter nationalsprachlicher sätze und satzteile vielleicht auch nr* 1, *eine klage über den geiz der reichen, der sich in mannigfaltigen veränderungen alter kleidungsstücke offenbare. die heimatliche sprache des dichters ist die französische. wie bei ihm die form, so weist bei dem verfasser des kreuzzugsliedes der inhalt seines sanges nach Frankreich. drei stücke, nr* 6, 10 *u.* 17, *sind Principia magistralia.* Principium *hieß ein feierlicher act, der auf der universität Paris zur erlangung der doctorwürde im gebrauch war. unsere principia haben wir uns als vorträge von magister-candidaten zu denken. bei nr* 10 *u.* 17 *tritt dieser charakter ganz deutlich hervor. in* 10 *entwickelt der dichter die grundsätze, nach denen er das magisteramt zu verwalten gedenkt, während er in* 17 *erzählt, wie er dazu gekommen ist, sich um die würde zu bewerben. beide neulinge berufen sich auf weisungen, die ihnen in visionen zuteil geworden sind. in nr* 6 *ist von dem ursprünglichen charakter des principium nichts mehr zu bemerken. das wort führt hier gar nicht der magister selbst, sondern schüler eines lehrers, die urlaub für das bevorstehnde weihnachtsfest begehren. nr* 8 *ist theologischer natur : die versificierung eines beliebten evangelientextes. nr* 9 *gehört in die während des mittelalters besonders beliebte und auch von den vaganten eifrig gepflegte gattung der wettstreite. hier sind es bier und wein, die mit einander concurrieren. nr* 4 *endlich ist dem gegenstande gewidmet, mit dem sich fast sämtliche bereits gedruckten lieder der Herdringer sammlung befassen : der verderbnis der welt, die sich, wie in einem stücke ausgeführt wird, in dem tiefstande der sitten als reif für den Antichrist erweise. die vaganten fassten natürlich zunächst bei den verhältnissen an, die sie aus eigener erfahrung am genausten kannten : den kirchlichen. die demoralisation des clerus mit all ihren großen und kleinen charakteristischen merkzeichen ist der mittelpunct ihrer invectiven. sie haben das thema in den mannigfaltigsten variationen behandelt, ohne aber*

jemals irgend einer lehre oder einrichtung ihrer kirche zu nahe zu treten. die kritik, zu der sie sich als sachkundige vertreter der öffentlichen meinung berufen fühlten, galt immer nur unwürdigen personen bezw. classen von personen, dem papst und der römischen curie, prälaten, mönchen und priestern, niemals aber der sache, die ihnen heilig war. in die gattung dieser satirischen gedichte gehören nicht weniger als 10 *der Herdringer handschrift, aufser der erwähnten nr* 4 : 3. 7. 11. 12. 14—16. 19. 20. *weil die klagen, welche im* 12 *und* 13 *jh. erhoben waren, auch im* 14 *und* 15 *jh. noch ihre berechtigung hatten, wurden die würkungsvollen stücke, als die vaganten selbst längst nicht mehr durch die lande ziehend ihre warnende stimme erhoben, noch immer wider abgeschrieben und verbreitet, jetzt aber meistens fern dem getriebe der welt in einsamer klosterzelle. so hat sie denn auch der Lütticher benedictinermönch seiner bunten anthologie einverleibt. solche satiren wurden besonders gern an den namen des schutzheiligen der vaganten, des seiner bedeutung nach vielumstrittenen 'Golias' geknüpft, als dessen jünger die fahrenden selbst sich 'Goliarden' nannten. zwei der Herdringer gedichte führen letztere collectivbezeichnung, während sie in anderen handschriften unter dem namen des 'Golias' gehn, meistens mit dem zusatz* pontifex *oder* episcopus : *nr* 7 (Tempus acceptabile) *überschrieben* : Rittmus goliardorum *und nr* 16 (A tauro torrida) *betitelt* : Apocalipsis goliardorum. *ein gedicht trägt im Herdringer codex diesen namen, das keineswegs satirischer natur ist, vielmehr die wunderbare kraft des weins besingt, ein ausschnitt aus der berühmten 'Generalbeichte', nr* 2 : Comedia goliardorum (Tales versus facio). *trinklieder finden sich aufser diesem und dem rangstreite zwischen bier und wein sonst nicht in der handschrift. minnelieder fehlen ganz. der mönch, dem wir die stücke verdanken, hat eben nur solche aufgezeichnet, die für ihn und seine mitbrüder in ihrem geistlichen stande passend erschienen. das trifft auch auf das an* 5 *stelle stehende weihnachtslied zu. woher der schreiber seine vorlage hatte, darüber sind natürlich nur vermutungen möglich. da die Lütticher gegend viel von den fahrenden aufgesucht worden ist, so viel, dass die geistlichen* 1287 *durch ein synodalstatut davor gewarnt werden musten, das leben der Goliarden mitzumachen (vgl. Giesebrecht in der Allg. monatschrift.* 1853, 33*), ist es sehr wahrscheinlich, dass dort damals auch die lieder der vaganten auf-*

gezeichnet sind. aus einer Lütticher hs. hat ja auch Mone (Anzeiger v [1836] 447) *zwei lateinische minnelieder mitgeteilt.*

Die meisten der bereits bekannten stücke haben schon widerholte drucklegung erfahren. acht von ihnen sind von Wright nach englischen hss. veröffentlicht, sechs von Hauréau, vier von Müldener und eines von Fierville nach Pariser vorlagen, eines endlich von JGrimm nach einer Brüsseler, von Schmeller nach der Münchener und von Werner nach einer Züricher hs. unter vergleichung von zwei vaticanischen. in der Züricher ist außerdem auch noch der anfang einer anderen nummer überliefert. Hauréau stand in einem falle neben den Parisern gleichfalls ein vaticanischer codex von hohem alter zur verfügung. mehrere der gedichte sind auch in den sammlungen von Flacius Illyricus, Wolf und Eccard, eines bei Leyser und ein anderes in einer der Du Merilschen publicationen gedruckt.

Das Herdringer manuscript bestätigt die alte erfahrung, die noch jedesmal nach dem funde einer vagantenliederhandschrift gemacht worden ist : dass bei diesem beweglichen kleingute der litteratur jede neu entdeckte aufzeichnung eines stückes gewissermaßen eine neue recension desselben repräsentiert. sicher nur bei wenigen schriftstellerischen erzeugnissen hat die mit- und nachwelt so wenig fremdes eigentum respectiert, wie bei diesen gedichten, die gröstenteils ohne den namen ihres urhebers als herrenloses gut im kreise der fahrenden umliefen, gleichwie die volkslieder unter der großen menge des volkes. weil bald keiner mehr wuste, wem ein stück angehörte und in welcher fassung es von ihm ausgegangen war, fühlten vortragende, schreiber und wer sonst die lieder verbreitete, sich berechtigt, mit den texten nach belieben zu schalten, dh. nicht nur wenn eine stelle aus irgend einem grunde einer änderung bedurfte, bessernde hand anzulegen, sondern auch ganz einwandfreie worte, ausdrücke und sätze mit anderen zu vertauschen, die mehr nach ihrem geschmacke waren. bei besonders beliebten stücken ligt eine fülle von varianten vor, und wer vor die aufgabe gestellt ist, zu entscheiden, welches die ursprüngliche lesart gewesen, wird öfter vergebens zu ermitteln versuchen als zu einem sicheren resultate kommen.

H — so soll die Herdringer niederschrift fortan bezeichnet werden — zeigt mit keiner der bislang ausgenutzten hss., soweit die drucke und ihr apparat eine controlle gestatten, eine besonders

nahe verwantschaft. wol scheint sie sich das eine oder andere mal ein paar strophen hindurch einer bestimmten von unseren vorlagen anzuschliefsen, aber gleich darauf weicht sie von dieser wider ab und stimmt mit einer anderen gegen die erste überein oder geht ganz eigene wege. das gilt sowol im grofsen von der auslassung und zufügung ganzer strophen und ihrer anordnung, wie im kleinen von der stellung der verse und der gestaltung des textes im einzelnen.

Der wert der überlieferung von H ist bei den einzelnen gedichten ein ganz verschiedener. ihr schreiber dürfte dafür kaum verantwortlich zu machen sein, denn es ist nicht einzusehen, weshalb er hier völlig oder nahezu correct abgeschrieben und dort auf schritt und tritt gefehlt haben sollte. offenbar ist die qualität der vorlage entscheidend gewesen. bei dem einen stücke war sie gut und die Herdringer abschrift ermöglicht, irrtümer unserer bisherigen überlieferung zu corrigieren, bei dem andern wider sind fehlerhafte oder minderwertige lesarten von H nach unseren alten texten zu berichtigen.

Zu einer durchgehends sicheren feststellung des urspünglichen textes der gedichte, soweit sie nach dem oben ausgeführten überhaupt möglich, ist natürlich auch nach dem funde von H die zeit noch nicht gekommen, dazu müste das handschriftenmaterial noch weit mehr vervollständigt werden. höchst bedauerlich ist aufserdem, dass Hauréau nicht die lesarten jeder einzelnen von ihm eingesehenen handschrift verzeichnet, sondern nur auf grund einer anzahl von aufzeichnungen einen nicht controllierbaren text reconstruiert hat. bei weiteren systematischen nachforschungen nach handschriftlichem material, vor allen in den übrigen bibliotheken Frankreichs, stünde zu hoffen, dass auch noch ä l t e r e niederschriften zu tage kommen würden, als uns jetzt zu gebote stehn. die älteste der Wrightschen englischen handschriften ist erst in der zweiten hälfte des 13 jahrh. hergestellt und die Pariser gehören fast sämtlich dem 14 und 15 jahrh. an, sie sind zum grofsen teil noch jünger als H. jedesfalls ligt zwischen der entstehung der gedichte und der ältesten uns bis jetzt bekannten copie eine ganz beträchtliche spanne zeit, welche an den liedern nicht spurlos vorübergegangen ist. der von Werner benutzte Züricher codex reicht zwar bis in das ende des 12 jahrhunderts zurück, aber bei dem gedichte, dessen anfang in ihm überliefert ist, entspricht die güte des textes keineswegs dem alter, und bei dem anderen handelt

es sich nur um ein paar strophen. der Züricher handschrift kommt die von Hauréau für eines der stücke benutzte vaticanische an alter am nächsten; sie ist gleichfalls am ende des 12 oder doch sicher am anfang des 13 jahrh. geschrieben, deshalb ist bei ihr ganz besonders zu bedauern, dass der herausgeber den text nicht in einem kritischen apparate festgelegt hat.

Ich habe mich bei der aufstellung der lesarten-verzeichnisse nicht damit begnügt, die abweichungen H.s von irgend einer unserer ausgaben anzumerken, sondern um in jedem einzelnen falle ihr verhältnis zu der anderweitigen überlieferung aufzuweisen, sind die lesarten sämtlicher collationierten codices und vorliegenden ausgaben, oder, wo deren zahl außergewöhnlich groß war, wenigstens die der maßgebenden unter ihnen zusammengestellt. beim citieren wend ich der gleichmäßigkeit wegen bei strophischen gedichten stets die praktischere zählung nach strophen an, auch wenn unsere gedruckten texte nur die verse numerieren. die noch gar nicht oder nur teilweise bekannten stücke von H bring ich vollständig zum abdruck, und zwar unter auflösung der abkürzungen und mit modernisierter interpunction, aber unter beibehaltung der orthographie der vorlage mit der einzigen ausnahme, dass u *und* v, i *und* j *in der jetzt üblichen weise verwendet werden sollen.*

1) *De vestium transformatione.*

Von den eingangsversen der Metamorphosen Ovids ausgehend besingt der dichter die mannigfaltigen wunderbaren verwandlungen alter kleidungsstücke in neue: wenn die cappa *schäbig geworden ist, wird aus ihr ein* mantellus *zurechtgeschnitten, aus dem femininum wird ein masculinum. das zur winterzeit über dem mantel getragene* caputium *geht über in ein sackartiges* almutium. *das ist bei allen nationen so, bei Engländern, Deutschen, Franken und Normannen. auch der* mantellus *erfahrt wunderbare veränderungen. wenn er hubsch neu ist, wird er sorgfaltig im schranke aufgehoben. beginnen die haare aber spärlicher zu werden und die fäden zu reißen, dann wird der pelz abgetrennt und zu einem* sorcotium *verwendet. der mantel selbst, der beschnittene jude* (capella), *wird durch eine gründliche wassertaufe von allem makel gereinigt und geht mit einem neuen pelz eine neue ehe ein. dadurch macht er sich, weil der alte pelz noch am leben, des verbrechens der bigamie schuldig. erst ist aus dem haarigen Esau ein Jakob geworden, nun aus dem*

Jakob wider ein Esau. ist der mantel 5 *jahre alt und nicht mehr mit anstand zu tragen, dann nehmen die klugen leute, gelehrige schüler des Bryson, eine* quadratura circuli *vor. aus dem runden mantel machen sie ein viereck, und es ersteht eine* cotta. *diese geht wider in ein* sorcotium *über, und so werden die verwandlungskunststücke noch in mannigfacher weise fortgesetzt. dabei kommen die wunderbarsten verwantschaftsverhältnisse heraus. als im höchsten grade bedauerlich bezeichnet es der dichter, dass ohne alle bedenken ehen gebrochen würden, und er fordert deshalb zum schluss die mäntel auf, zu ihren ersten frauen zurückzukehren, widrigenfalls ihnen der kirchenbesuch verboten würde. verantwortlich sind natürlich die träger. der ist fluchwürdig — führt er aus —, der seine kleider einen ehebruch begehen lässt. abgebrauchte stücke sollen den armen gegeben werden nach den worten Christi* Dispersit et dedit pauperibus. *dem reichen, der sich keine neuen kleider anschafft, soll es gehen wie Dathan, den die erde verschlungen. das ist die quintessenz des gedichts. es wird die arbeit eines armen vaganten sein, der kleidernot am eigenen leibe erfahren hat und, als frucht seiner gelehrten studien, mit kirchenrechtlichen gründen gegen das verändern und weitertragen alter kleidungsstücke seitens der reichen vorzugehn vermag.*

Das gedicht steht in naher beziehung zu Carmina Burana CXCIV *(ed. Schmeller* 74 *ff). macht schon die beiden stücken gemeinsame tendenz der verspottung des in den kleiderverwandlungen sich bekundenden geizes der reichen eine abhängigkeit wahrscheinlich, so wird diese durch mehrere auffallende übereinstimmungen in der ausführung zur gewisheit. der kürze halber bezeichne ich im folgenden das gedicht der Carm. Bur. mit A, das unsrige mit B. gleich der eingang von B, das Metamorphosen-citat, ist auch in A str.* 9 *angewant; während jedoch in B die verse wörtlich citiert werden, hat der dichter von A Ovids worte umgesetzt und mit den seinigen verschmolzen:*

Forma, cum in varias
formas sint mutata
vestimenta divitum
vice variata —
In nova fert animus
dicere mutata
vetera, vel potius
sint inveterata:

Wo es B str. 4 heifst, dass die kleidungsstücke mit der umwandlung ihr geschlecht änderten, wird auf das geschick des Tiresias hingewiesen, dessen kenntnis der dichter gleichfalls der lectüre Ovids (cfr. Metam. III 322 *ff) verdankt haben wird. derselbe hinweis findet sich auch A str. 12. endlich ist die androhung der excommunication für alle reichen geizhälse, die veränderungen an den kleidern vornehmen liefsen. anstatt sich neue anzuschaffen, beiden gedichten gemeinsam. diese drei übereinstimmungen setzen meines erachtens eine gewisse abhängigkeit der stücke von einander aufser allen zweifel. im übrigen aber gehn die beiden dichter selbständig ihre eigenen wege. der von A beruft sich nur auf drei kleidungsstücke :* cappa, pallium *und* iuppa. *indem er die von den beiden ersten abgeleiteten verben* cappare *und* palliare *recht glücklich und würkungsvoll in der bedeutung von 'zur* cappa *bezw. zum* pallium *machen' gebraucht und von diesen zeitwörtern wider neue substantive bildet zur bezeichnung der personen, welche jene tätigkeit vornehmen, deutet er die verwandlungen nur in aller kürze an. B exemplificiert auf eine gröfsere anzahl von kleidern und veranschaulicht auch die art und weise, wie die mannigfaltigen veränderungen vor sich gehn. ein nicht unbedeutender vorzug B.s vor A ligt in der motivierung der excommunication. in A wird ein neues decret des subpriors Walter verkündet. dass keiner sich unterstehn solle, alte mäntel aufzubügeln oder mit kreide zu färben, und dann ohne weitere begründung acht und bann ausgesprochen über alle, welche sich dagegen vergehn sollten, und gegen di* recappatores, capparum veterum repalliatores et omnes huiusmo[illegible] reciprocatores. *ganz anders würkt das anathema in B. hier wir[illegible] str.* 33 *unter glücklicher fortführung der früher begonnenen pe[illegible]sonification der kleider diesen selbst die kirche verboten, und zwa[illegible] weil sie sich durch den ehebruch eines verbrechens schuldig gemach[illegible] für welches nach canonischem recht die schwerste der kirchenstraf[illegible] zu gewärtigen war. natürlich wird hernach auch über die verant[illegible]wortlichen träger der kleider, deren geiz an ihrem ganzen sünden[illegible] leben die schuld trage, der bannstrahl herabgerufen. wir dürfe[illegible] annehmen, dass die einfachere fassung von A die ältere ist, die den grundgedanken angegeben hat, welcher dann in B eine geschicktere, freilich auch etwas künstlichere ausführung gefunden hat. —*

Von dem vergleiche des pelzgefütterten und pelzberaubten mantels mit Esau und Jakob (str. 17, 2) ist auch in einem von

Wright (*The latin poems commonly attributed to Walter Mapes. London* 1841, 85) *mitgeteilten* Epigramma de mantello a pontifice dato *gebrauch gemacht. ein knauseriger pontifex hat dem dichter bei bitterer kälte einen* mantellus sine pluma *gegeben. der neue besitzer redet den mantel an und bittet ihn, regen und stürme fernzuhalten. der mantel erwidert, das würde er gerne tun, aber leider hätte er weder* pilus *noch* vellus, *er sei ein Jakob, kein Esau. — zur bedeutung des namens Herodes* (*str.* 26) *ist Rabanus Maurus, De universo* (*Migne Patrologia ser. Lat.* 111, *sp.* 83) *zu vergleichen* (Herodes interpretatur pellicius etc.). *die in den lateinischen text eingemischten französischen wörter und sätze, welche in einigen strophen so reichlich verwendet sind, dass das lateinische vor ihnen zurücktritt oder gar verschwindet, lassen in dem verfasser einen Franzosen erkennen. das gedicht besteht aus* 38 *sechszeiligen strophen, von denen jede durch eine zweimalige verbindung von* 2 *trochäischen achtsilblern mit* 1 *trochäischen siebensilbler in der reimfolge aabccb gebildet wird. es ist die flotte form, welche zb. auch Carm. Bur.* XVIII (Propter Sion non tacebo) *und* 173 (Denudata veritate) *aufweisen. sog. 'tactwechsel'* (*WMeyer*) *hat der dichter* 26 *mal angewendet, doppelsilbige senkung* 1 *mal* (35, 5). *hiatus im innern des verses ist bis auf* 2 *fälle* (1, 1 *u.* 27, 4 *beim französ.* forture *mit folgendem* appellatur) *gemieden. der reim ist einmal unrein* (12, 3 *u.* 6), *doch hat es mit dieser stelle eine besondere bewantnis, indem französisches* fornication *auf lateinisches* coniugium *reimt. — bei feststellung des franz. textes hat mich herr prof. dr Mettlich in liebenswürdigster weise unterstützt.*

De vestium transformatione[1].

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora; di ceptis, nam vos mutastis et illas,
Aspirate meis!

z. 1 (1 *vers des Ovid-citats*) *hs. fehlerhaft :* fer.

[1] *während ich die correctur obiger zeilen lese, geht mir von herrn prof. Wilhelm Meyer in Göttingen die dankenswerte mitteilung zu, dass* 15 *strophen unsres gedichts* (1—4. 6—14. 17. 18) *gedruckt sind bei Wright The political songs of England* 1879, 51*ff. indem ich die laa. dieser fassung hier kurz nachtrage, bemerk ich, dass WMeyer in einer arbeit über die anonymen lieder des Primas das nach seinen ermittelungen unter diese gehörende stück ausführlich behandeln wird, sobald er die eben begonnene ausgabe der von ihm aufgefundenen 'Oxforder lieder des*

1 Ego dixi : dii estis;
que dicenda sunt in festis,
quare pretermitterem?
Dii revera, qui potestis
in figuram nove vestis
transformare veterem!

2 Pannus recens vel novellus
fit vel cappa vel mantellus,
sed secundum tempora.
Primum cappa, post pusillum
transformatur hec in illum:
sic mutantur corpora.

3 Antiquata decollatur,
decollata mantellatur,
sic in modum protheos
Transformantur vestimenta,
nec recentis est inventa
lex methamorphoseos.

4 Cum figura sexum mutant,
rupta prius clam re*cl*utant
primates ecclesie.
Nec donantur, res est certa,
nisi prius sint experta
fortunam tyresie.

5 Cappam quidem feminini,
sed mantellum masculini
constat esse generis.
Cappa fit mantelli deus,
ergo potest esse reus
utriusque veneris.

6 Bruma tandem revertente
tost ont sor le mantial ente
plerique caputium.
Alioquin disquadratur,
de quadrato rotondatur,
transit in almutium.

7 Si qui restant de morsellis
cesi panni sive pellis,
non vacant officio:
Ex hiis fiunt manuthece,
manutheca quidem grece
manuum positio.

8 Sic ex veste vestem formant
anglois, thiois, franchois, nor-
omnes generaliter; [mant.
Ut vix unus excludatur;
ita cappa declinatur,
sed mantellus aliter.

9 At hic primo recens anno
nova pelle, novo panno,
in archa reconditur.
Rarescente tandem pilo
iuncturarum rupto filo
pelle circumciditur.

4, 2 *hs. fehlerhaft* refutant.

Primas (des magister Hugo von Orleans)' beendigt haben wird. ich bedaure lebhaft, dass ich auch diese mit manchen hergebrachten urteilen aufräumende lehrreiche publication, deren erster teil kürzlich erschienen ist (Göttinger nachrichten 1907, 75 *ff*), *für meine arbeit nicht mehr habe benutzen können. an letzter* (23) *stelle steht unter den Oxforder Primasliedern unsre nr* 14. *eine commentierte ausgabe dieses der erklärung manche schwierigkeiten bietenden gedichts wird die fortsetzung von Meyers veröffentlichung bringen. — abweichungen des Wrightschen textes :* 1, 6. Transmutare. 2, 1. et *st.* vel. 5. Transmutatur. 6. mutatis *[!]*. 3, 4. Demutantur. 5. recenter. 4, 2. Prius ruptam . . . reclutant. 4. donatur. 5. sit. 6, 2. unt sur la chape enté. 4. dequadratur. 5. retundatur. 7, 1. quid restat. 3. vacat. 9, 1. Adhuc. 4. Recedente. 6. pellis.

10 Sic mantellus fit apella,
chi gist li dras et la pel la
post primum divortium;
A priore separata
cum secundo reparata
transit in sorcotium.

11 Quod delictum dices maius?
illud palam est contra ius,
nam si nupsit alteri,
Coniugium violavit,
dum se novo copulavit
reclamante veteri.

12 N'est de concille ne de senne
d'espouser deus dras une
qu'ilh i at fornication. [penne,
Permittunt hec decreta? non;
sed testatur omnis canon
non esse coniugium.

13 Pannus primus circumcisus,
viduatus et divisus
a sua pellicula
Iam expertus Judaismum
emundatur per baptismum
a quacumque macula.

14 Circumcisus mundatusque
est adeptus utriusque
legis testimonium.
Quem baptismus emundavit,
cum secunda federavit
pelle matrimonium.

15 Bigamus est, quod amavit,
more suo bigamavit,
si se revestent nostre amis.
Prudentis est et astuti
decollatis cappis uti
et mantellis bigamis.

16 S'ilh est de saie dunt l'endrois
s'emble,
l'envers pur ce fait, ce moi
semble,
converti simpliciter.
Kar asseis est simple converse,
ki ce dedens defors enverse
por user dupliciter.

17 Pilis expers, usu fractus,
ex esau iacob factus,
quant tuit li poilh en sunt
Inversatur vice versa [chaü,
rursus idem ex conversa,
ex iacob fit esau.

18 Pars pilosa foris paret,
sed introrsus pilis caret
vetustas abscondita. [aperte,
Datur tandem, c'est chose
servienti por sa desserte
mantellus ypocrita.

19 De laneis hec dixisse,
sed utinam et fecisse
ad presens sufficiat.
De sericis nunc dicendum,
non est or mais reticendum,
quas ex hiis efficiunt.

20 Ut mantellus fit quinquennis
nec videtur iam sollempnis,
diem peremptorium
Huic assignant, ut mactetur
et mactatus transformetur
in coopertorium.

21 Quidam ita sunt antiqui;
bel afeubler ont relenqui
in conspectu populi, [pointe,
K'ilh translatent en coute

10, 2. Ci git li drap. 6. consortium. 11, 2. Istud. 4. est violatum. 5. Dum fit novo copulatum. 12, 2. Deus dras espuser à une pene. 3. E si nus le juggium. 4. hoc. 5. reclamat. 13, 1. primum. 14, 5. secundavit. 17, 3. Quant li peil en est chaü. 18, 4. tamen. k'il n'i eit perte. 5. pur deserte.

car de laine le coute funt
*b*risonis disci*puli*. [pointe
22 Scibilis est, scita nundum
quadratura hec secundum
verba Aristotelis.
Modo tamen non est ita,
est a multis enim scita,
que tunc erat scibilis. [rem,
23 Formant, quadrant mantella-
transformantes circularem
in modum quadranguli.
Gratulentur hec persone
invenisse cum brisone
quadraturam circuli.
24 Item quod est per se notum,
cottam vertunt in sorcotum
mutilatum primitus;
Cum mantell*us* ex frequenti
et impulsu vehementi
perforavit cubitus,
25 Arte mira translatoris
transportatur in sororis
locum soror altera.
Locus enim altercatur,
dum sinistra dexteratur,
sinistratur dextera.
26 Nunc dicendum de herode,
que dicenda sunt de code (?):
herodes pellicium
Sonat, idem fit pylatus
circa pannos, circa latus
sortitus calvitium.
27 Fit pilatus, sed pylato
ab herode mox sublato
generatur filia,
que forture appellatur,
que sorcoto copulatur,
kar aguilh' et filh i a.
28 Intercedit parentela,
n'est pas loiaus hom ki tel a,
nam in gradu proximo
Sunt affines contra iura,
celebratur hec iunctura
ritu nefandissimo.
29 Est sorcoti cotta mater,
forrature numquam pater
negatur pellicius.
Hec est uxor, hic maritus;
ergo iuris imperitus
et vir legum nescius,
30 Qui sorcotum forature
maritavit geniture:
contra clamat regula.
Inter tales numquam talis,
quia non est maritalis,
intercedat copula.
31 Hiis sorcotis clericorum
interdico prorsus chorum
propter hoc incommodum.
Non nascantur nisi patre
ceso sive cesa matre,
quod est contra synodum.
32 Pater primum detruncatur,
ut ex patre mox nascatur
filia maniciis.
Mater pannis decurtata
natam parit mutilata
utrobique brachiis.

21, 6. *der erste buchstabe des verses ist in der hs. verwischt. übergeschrieben über* ... risonis : bris. in elench. [*sc.* Aristotelis]; *hs.* disci (*verstümmelt*). 22, 2. *übergeschrieben über* quadratura : s. circuli. 22, 3. *übergeschrieben über* Aristotelis : in libro predicamentorum. 22, 5. *übergeschrieben über* scita : s. quadratura circuli. 24, 4. *hs. fehlerhaft* mantellas. 28, 2. *hs. fehlerhaft* ne *statt* nē = nest.]

33 De mantellis mandatum do,
ad incestas qui secundo
transierunt nuptias:
Revertantur ad uxores
aut mandata transgressores
non intrent ecclesias.

34 Je iuge par droit et par voir,
k'eglise ne doit recivoir,
qui vivis uxoribus
Criminale comiserunt,
dum secundis adheserunt
relictis prioribus.

35 Vestes in se iam mechantur,
iam ad illas derivantur
nostre carnis vitia.
Homo mechus, vestis mecha,
quia hominis mens est ceca,
facit avaritia.

36 Vir dampnate quidem mentis,
qui de suis indumentis
format adulterium!
Si nec crimen perhorrescit,
saltem frequens erubescat
plebis improperium.

37 Semper nova constat esse,
ergo numquam est necesse
renovari vetera.
Cum hoc fiat per incestum,
nichil magis inhonestum
quam vestis adultera.

38 Hoc mandatum do personis:
vestimentis uti bonis
relictis veteribus.
Ei dentur, qui pauper sit,
quia scriptum est: 'dispersit
et dedit pauperibus'.

39 Do decretum ad extrema,
quod sit dives anathema,
qui has vestes induit.
Quasi satus sit per sathan,
sit illius pars cum dathan,
quem tellus absorbuit.

2) *Comoedia goliardorum.*

Anfang: Tales versus facio, quale vinum bibo.

Die aufserordentliche beliebtheit, deren sich das glanzstück der vagantenlitteratur, die Generalbeichte des Erzpoeten, zu erfreuen gehabt hat, kommt zum ausdruck in den zahlreichen aufzeichnungen, die ihr zuteil geworden sind. damit ist das gedicht aber auch in einem maſse wie nur wenig andere willkürlichen veränderungen nach dem geschmacke des einzelnen ausgesetzt gewesen. der neudruck des oft veröffentlichten stückes bei JWerner (Beitr. z. kunde der lat. litt. des ma.s, 2 *aufl.,* 1905, 200*ff) mit dem variantenapparat von* 11 *verschiedenen abschriften veranschaulicht, wie die sangeslustigen gelehrten leute des mittelalters mit dem liede umgegangen sind. am meisten gefielen die verse, welche die freuden des kneipenlebens und die wunderbaren würkungen des weins besingen. sie wurden deshalb aus dem rahmen des ganzen ausgelöst und cursierten als besondere stücke. in dem codex Venetus SMarci lat. class.* XIV, *nr* CXXVIII, *aus dem JGrimm (Kl. schr.* III 78*ff) ver-*

sus primatis presbiteri *mitteilt, erscheinen im anschluss an diese verse die strophen* 11—14 *des Schmellerschen textes* (67*ff*), *in der französischen handschrift, aus der Du Méril* (*Poésies popul. lat.* 205) *geschöpft hat, strophe* 12—17 *als selbständige stücke. in H sind die strophen* 16, 17, 12 *und* 11 *als* '*Comedia goliardorum*' *zu einem gedicht vereinigt. die beiden ersten strophen singen das lob der eigenartigen kraft, welche der wein und ein gutes mahl den dichtern und — so heifst es hier — propheten zu verleihen pflegen. in dem* 'Meum est propositum' (*str.* 12) *wird alsdann das kneipenleben überhaupt gepriesen. nach dieser strophe fällt die sonst voranstehende elfte nicht nur bedeutend ab, sondern es verrät gradezu eine gedankenlosigkeit des redactors, nachdem die kneipe bereits gepriesen ist, noch singen zu lassen* 'Ultimo [*statt* Tertio] capitulo memoro tabernam'.

Lesarten von H.

Für die lesarten-verzeichnisse von H bedien ich mich hier wie auch bei den folgenden gedichten im anschluss an Werner folgender chiffern für die hss.:

Z = *hs. C* 58/275 *der stadtbibliothek Zürich; sie bietet nur die beiden ersten strophen von H als* 12 *u.* 13; *Werner* 200*ff.*

B = *cod. lat. Monac.* 4660 (*Benedictbeuern* 170); *Schmeller* 67*ff.*

P hier = *bibl. nat. paris. ms.* 11867; *Hauréau in Notices et Extraits* XIX 2, 266*ff. Hauréau hat die* 3 *ersten strophen von H auch hintereinander als str.* 17—19, *die vierte aber an* 11 *stelle wie Schmeller.*

S = *hs. aus Stablo in Brüssel* 2071; *JGrimm Gedichte des mittelalters auf könig Friedrich* I *den Staufer* (1844), 67*ff* = *Kl. schr.* III 70*ff. die* 4 *strophen von H stehn hier als* 16. 17. 12 *u.* 11.

V = *cod. Vat Christ. reg.* 344; *nach einer für Werner ausgeführten collation. vgl. über die hs. Hauréau aao.* 231*ff.*

H[1] = *Harleian.* 978
H[2] = *Harleian.* 2851
H[3] = *Harleian.* 3724
C[1] = *Cotton. Vesp. A.* XIX
C[2] = *Cotton. Vesp. B* XIII
} *von Wright* (*The Latin poems commonly attributed to Walter Mapes* 71*ff*) *zur herstellung seines textes benutzt. hier die beiden ersten strophen von H als* 18 *u.* 19, *die beiden letzten als* 12 *u.* 11.

F = *cod. Vatic.* 7260; *nach einer für Werner ausgeführten collation.*

str. 1 (= *Schmeller* 16), *v.* 5. valet. 6. quod *mit* $C^1H^2H^3PV$ *statt* valent—quae. 7. calices *m. PSV st.* calicem. 2 (17), 1. Nunquam mihi spiritus *st.* Mihi nunquam spiritus. 2. prophetie *st.* poetrie

(poesiae C^1). *nach H verleiht ein gutes mahl auch die gabe der prophetie. nachdem str.* 1 *von der poetischen anregung die rede gewesen ist, wird hier dem essen und trinken eine neue kraft beigelegt, auf die das* miranda fatur *im letzten verse der strophe bezogen werden könnte.* 5. dum *m.* H^1S *st.* cum.—aula *st.* arce. 3 (12), 1. est *fehlt hinter* Meum. 3. vinaque sint proxima *H*, ut sint vina proxima FH^1, ut sit vinum perennum *S*, ubi vina proxima *B*, vinum sit appositum *Grimm, Wright* (*nach* $C^{1.2}H^{2.3}$), vinum sit oppositum *Z*. 5. et descendant celitus *H*, tunc cantabunt letius *BS*, tunc occurrent cicius *F*, ut dicant cum venerint *übr.* 7/8. decantantes canticum Mihi potatori *st.* Deus sit (sit deus *FS*) propitius isti (tanto *P*, huic $C^1C^2H^1$ H^2H^3SV, michi *F*) potatori. 4 (11). 1. Ultimo *st.* tertio. 3. quam nec ullo *H*, hanc in nullo C^2, illam nullo *übr.* 7. pro bibulis *H*, pro mortuis BC^2FS, pro mortuo *übr.*

3) *Invectio contra sacerdotes.*

Anf.: Sacerdotes mementote.

Das gedicht ist von Wright Mapes 48 *ff nach* C^1 *unter dem titel 'Goliae versus de sacerdotibus' veröffentlicht. es hat in dieser durch zahlreiche versehen entstellten fassung* 30 *strophen, von denen jedoch die fünfte* 7 *zeilige, nach H um einen fehlenden vers vervollständigt, ebenso in zwei zu zerlegen ist wie die sechste* 8 *zeilige. auch in der bei Wright nur* 3 *verse zählenden* 8 *strophe kann die fehlende zeile auf grund von H eingesetzt werden. im übrigen ist das gedicht in H um nicht weniger als* 18 *strophen gekürzt. es ist ein kühner mahnruf an die unwürdigen vertreter des geistlichen standes. sie werden an die hohe würde und heiligkeit ihres amtes erinnert und doppelt strafwürdig für jedes abweichen von ihrer pflicht befunden. ihr verachten der armen (bezw. der keuschheit), ihr erkaufen des amtes, ihr weiblicher verkehr, der sie wagen lässt, die hl. messe zu lesen und den leib Christi zu segnen, nachdem sie sich eben aus den armen der buhlerinnen losgerissen, und andere schandtaten mehr werden in aller schärfe gegeißelt. die* 10 *strophe des Wrightschen textes, die letzte, welche C und H gemeinsam ist, führt den gedanken aus, dass solche unreinen priester, wenn sie es wagten vor den altar zu treten, mit ruten geschlagen zu werden verdienten. in den* 20 *weiteren strophen malt* C^1 *zunächst jene sträfliche handlungsweise des näheren aus, um dann noch weitere versündigungen des priesterlichen standes zu brandmarken und zum schluss den geistlichen selig zu preisen, der seinen von kälte und hunger gequälten mit-*

menschen mit nahrung und kleidung zu hilfe komme. H hat statt dieser 20 *strophen nur folgende zwei mit einer erinnerung an das wort der hl. schrift vom unwürdigen genusse des leibes Christi und der mahnung alsbald umzukehren und durch die beichte vergebung der schuld zu erlangen:*

Nonne legis, qui indigne
edit vel tractat maligne
corpus cristi tam insigne,
quod eterno perit igne?

Ad cor ergo revertere,
confitearis propere,
deus enim remittere
cupit, si velis petere!

Die abweichende form der letzten strophe hat offenbar dem ganzen einen marcanten abschluss geben sollen: statt reiner trochäischer achtsilbler in allen 4 *versen trochäisch-daktylischer rhythmus.* 2 *mal* (1. 3) *mit dem daktylus an zweiter und* 2 *mal* (2. 4) *an erster stelle.*

Lesarten von H zu den 10 *ersten strophen des Wrightschen textes* (*v.* 1—46).

1, 4. deo servit et devote. 2, 4. este *st.* Estis. 3, 2. conformari, *besser zu* mihi *und zum sinn der stelle passend als* confortari *bei Wright.* 4, 1. Obedite summo vati; *hiernach Wr.s sinnloses* O beati summonati *zu verbessern.* 5, 4. corde ore; *Wr.s* ore corde *vermeidet den hiatus.* 5, 5. [*vielmehr* 5[a], 1] habitatis *st.* et beatis. *nach* 5, 7 [5[a], 3] *fehlt bei Wr. der schlussvers der str.* 5[a]:

si bene hoc faciatis.

6, 5. [*vielmehr* 6[a], 1] vobis, *würkungsvoller als Wr.s* nobis, *da den priestern selbst der ausspruch der schrift bekannt sein soll.* est *st.* haec. 6, 7 [6[a], 3]. est *st.* sit. 7, 1. Castitatis *st.* Miserorum.
8, 1. hic *st.* haec. 2 (*bei Wr. fehlend*): cuius manus sunt immunde 9, 3 amplexum.

10, 1—3. Scire velim, missam quare
sacrosanctum ad altare
stanti vadis immolare

Wr.: Scire vellem tamen quare
sacrosanctum ad altare
stanti velut immolare, (?)

Wr. selbst setzt hinter den 3 *vers ein fragezeichen. seine lesart gibt in der tat keinen sinn, vor allem fehlt das verbum zu* quare. *H bringt dieses in* vadis. *unklar bleibt nur das* stanti, *es sei denn, dass dieses im obscönen sinne gemeint ist. man vergleiche die vorwürfe der schamlosigkeit in der folgenden strophe bei Wr.*

4) *Invectio contra praelatos.*

Die beiden eingangsstrophen der Generalbeichte sind hier zur einleitung eines neuen mahnrufes an die geistlichkeit verwendet.

die zwei ersten verse mochten die stimmung des erbitterten dichters so vortrefflich schildern, dass er einen besseren ausdruck für sie zu finden nicht im stande gewesen wäre, und ihn deshalb zur übernahme der strophen veranlasst haben. die folgenden zeilen jedoch, in denen er sich einem vom winde getriebenen blatte oder einem ruhelos durch die lande fliefsenden bache vergleicht, um dann in der dritten strophe zu verkünden, dass er zum feste gekommen sei, um zu richten über brave und sünder und die böcke von den schafen zu sondern, würken in diesem zusammenhange geradezu störend. der hinweis auf die eigene unstätigkeit konnte den eindruck der rede des strafpredigers doch nur herabsetzen. die situation des gedichtes haben wir uns so zu denken, dass der dichter eine festversammlung von geistlichen dazu benutzt, ihnen ins gewissen zu reden, ähnlich wie im ersten gedichte des Archipoeta in der Göttinger hs., an das auch die betrachtungen über die vergänglichkeit der welt erinnern (JGrimm Kl. schr. III 49 ff). diesmal sind es ihr geiz, ihr törichtes hängen an irdischen schätzen und abermals ihre herzlosigkeit gegenüber den armen, über welche die geifsel geschwungen wird. die dritte strophe leitet auch ein mehrfach mit altfranzösischen elementen durchsetztes gedicht ein, das Wright (Anecdota literaria [1844] 43 f) nach einer Oxforder hs. in sehr verderbtem zustand mitgeteilt hat. wenn sich auch die tendenz dieses stückes mit der des unsrigen deckt, so sind doch nennenswerte übereinstimmungen aufserhalb der bezeichneten strophe nicht zu entdecken, und selbst diese weicht in der englischen hs. darin ab, dass die eingangsworte in französischer fassung gegeben sind: A la feste sui venue, et ostendam quare etc. str. 4—11 stecken auch, jedoch mit mannigfachen variationen, in einem von Blume (Blume-Dreves Analecta hymn. XXXIII 289 ff) veröffentlichten gedicht als str. 1—6, 11 und 9; str. 4—9 aufserdem auch noch in dem stücke 'Sur le jugement dernier' bei Du Méril Poés. pop. 122 ff als str. 8—12, jedoch ist hier 12 eine irrtümliche zusammensetzung je einer hälfte von 7 und 8 in H. die letzte strophe (12) ist wörtlich übernommen aus dem gedicht Tempus acceptabile, wo sie an dritter stelle steht (Wright Mapes 52 ff; auch in H als nr 7). mit ihrem offendimus (v. 1), durch das sich der dichter auf einmal mit einschliefst in die sünderschar, ist sie hier ebensowenig passend wie der gröste teil der zu anfang entlehnten verse. wie im eingang des ersten stückes dieser sammlung

aufserhalb des strophengefüges Ovid-verse hergesetzt waren, so hängt der dichter hier der neunten strophe ein kurzes citat aus einem cyrographum, *wie er sich ausdrückt, an : es ist psalm* 61, 11 divitie si affluant, nolite cor apponere. *vgl. unten nr* 9 *dieser sammlung str.* 11. *der regelmäfsige fluss der vagantenstrophe ist an mehreren stellen unterbrochen.* 2, 1 *fehlt die senkung des* 2 *fufses, doch ligt hier sicher ein versehen in H vor (s. unten).* 4, 4 *hat der* 2 *fufs, falls nicht mit der sonstigen überlieferung* clerus *zu lesen ist, eine zusatzsilbe.* 10, 3 *stört im zweiten teile der hiatus, doch ist die lesung* si *ziemlich unsicher, da die hs. hier undeutlich geschrieben ist. vielleicht ist ein anderes einsilbiges wort dafür einzusetzen oder statt* si et : etsi *zu schreiben. vom tactwechsel ist in* 8 *fällen gebrauch gemacht.*

Invectio contra prelatos.

1 Estuans intrinsecus ira vehementi
in amaritudine loquar mee menti:
factus de materia vilis elementi
folio sum similis, de quo ludunt venti.

2 Semper est [!] vitium [!] viro sapienti
super petram ponere pedem fundamenti;
miser ego comparor fluvio labenti
sub eodem aere nunquam remanenti.

3 Ad hoc festum venio et ostendam, quare
Singulorum singulis mores explicare,
reprobare reprobos et probos probare
et edos ab ovibus veni seggregare.

1, 1. Estuans *H mit der mehrzahl der hss.,* Aestuo C^2, Aestuor C^1H^3. intrinsecus *H u. d. meisten,* interius *B.* 2. loquar mee *H mit* $BC^1H^1H^2H^3I$, loquor mee C^3FPS, mee loquor *Z.* vilis *H m. FZ,* levis $C^1C^2H^1H^2H^3PIS$, cinis *B.* 4. folio sum similis *H mit der mehrzahl der hss.,* similis sum folio (*P:* filio) C^3H^2P. 2, 1. Semper est vitium *H. abgesehen von der oben besprochenen störung des rhythmus, die durch wandlung des* est *in* enim *leicht gehoben werden könnte, gibt die lesart auch keinen sinn: sie sagt das gegenteil von dem was erwartet wird.* Cum sit michi proprium C^1. Cum sit modo pr. H^3. Cum enim sit pr. (*mit tactwechsel*) *H right nach* H^2. Cum sit enim pr. *besser die übr.* viro *H richtig mit der mehrzahl der hss.,* vero *PS.* 2. pedem *H* (*mit* petram ponere *alliterierend*) *st.* sedem. fundamenti *H richtig mit den übrigen gegen* firmamenti *F.* 3. miser *H st.* stultus. fluvio *H richtig m. d. meisten,* folio *Z.* 4. aere *H mit den übr. gegen* tramite *B.*

4 Ad terrorem omnium veni locuturus:
nichil est quod timeam, valde sum securus.
Sermo meus percutit velut ensis durus,
omnis clericus audiat simplex et maturus!

5 Puniendi presules sunt et cardinales,
abbates et monachi *sunt* symoniales;
Sacerdotes emuli, clerici venales
congregantes iugiter opes temporales.

6 Quanto plus accumulant, tanto plus marcescunt,
sunt velut ydropici, quorum membra crescunt;
qui plus bibunt, sitiunt magis et arescunt:
sic avari miseri nunquam requiescunt.

7 Quid est avaritia nisi vilis cultus,
vanitatum vanitas, cordium tumultus?
pereunt divitie, perit homo stultus,
miser postquam moritur, statim fit sepultus.

8 In sepulcro tegitur vili tegumento,
deportatur postea miser in tormento;
quatitur suppliciis, ut arundo vento,
redimi non poterit auro vel argento.

9 Igitur apponere cor non deberetis
in mundanis opibus, quas vos possidetis;
cuncta transitoria sunt hec, que videtis,
legite cyrographum et invenietis:
divitie si affluant, nolite cor apponere.

10 Quare dum in prandio, clerici, sedetis,
hostia pauperibus claudi vos iubetis?

4, 1. veni *H*, surgam *Du M(éril)*, *Bl(ume)*. 2—4 *bei Du M.*, *Bl. in der folge* 3. 4. 2; 2. timeam *HBl.*, timeo *Du M.* 3. Sermo meus *H mit cod. Voravien.* 374 (306) *cfr. die varianten bei Bl.*, meus sermo *DuM.*, Noster sermo *Bl.* 4. clericus *H*, clerus *Du M.*, *Bl.* 5, 1. sunt *fehlt H.* 2. sunt symoniales *H*, nigrae moniales *Du M.*, sanctimoniales *Bl.* 4. iugiter *HBl.*, insimul *Du M.* 6, 2. membra *HBl.*, mala *fehlerh. Du M.* 3. qui *H*, dum *Du M.*, Cum *Bl.* et arescunt *H mit cod. Vorav. und DuM.*, exarescunt *Bl.* 8, 2. deportatur *H*, deputatur *Bl.* 4. poterit *H*, praevalet *Bl.* vel *H*, nec *Bl.* 9, 1. Igitur apponere cor non deberetis *H*, Ergo cor apponere magis non debetis *Du M.*; *bei Bl. fehlt dieser vers, dafür ist statt des in H angehängten psalmen-citats als v.* 4 *in die strophe eingefügt:* Nihil horum proprium est, que vos tenetis. 10, 1. clerici *H*, praesules *Bl.* 2. claudi vos *H*, claudere *Bl.*

pauper clamat fortiter, si et vos siletis,
vix ei de reliquo datur, quod habetis.
11 Nunc in lectis mollibus, clerici, iacetis
cortinis circumdati simulque tapetis;
unde vobis nuncio: si modo gaudetis,
in futuro seculo 've, ve, ve!' dicetis.
12 Graviter offendimus regem maiestatis,
sed nos indulgentia summe trinitatis
suam nobis gratiam afferendo gratis
sanet a languoribus, mundet a peccatis!
Amen.

10, 3. fortiter si et vos siletis *H*, vocibus admodum quietis *Bl.* 4. vix ei *H*, Cui vix *Bl.* 11, 1. Nunc in lectis mollibus *H*, Vos in torreumatibus *Bl.* 2. circumdati simulque *H*, et palliis, verneis *Bl.* 3. si modo *H*, modo si *ohne tactwechsel Bl.* 12, 3. afferendo *H*, conferendo *Wr. und H nr* 7.

5) *Tractatus de partu beatae virginis.*

Anfang: Gratuletur omnis mundus.

Du Méril Poésies inédites (1854) 297 *ff hat das stück nach einer Pariser handschrift (P) als zweites von* 3 *schüler - weihnachtsliedern veröffentlicht. von Blume ist es darnach in die reichhaltige sammlung von 'Cantiones scholasticae' aufgenommen (Anal. hymn.* XLV 82 *f) unter zuziehung eines collect. ms. Victorinum saec.* 13.

Lesarten von H. 1, 2. esse mundus. 3, 5. salvat, *wie schon Du Méril richtig statt* selvat *von P vermutet hat.* 4, 4. Ad id *H*, audit *Bl(ume), wie Du Méril bereits statt des fehlerhaften* audet *von P conjicierte.* 5, 6. *P list* justo carni munere. munere *reimt jedoch nicht auf* virgine (v. 3). *Du Méril dachte an* semine. *H richtig* numine, *doch bleibt das auch hier überlieferte* carni *in* carnis *zu bessern oder es ist mit Bl.* iuncto *st.* iusto *zu lesen.* 6, 1. Rubus, *wie Du Méril schon aus* Rubet *von P besserte.* 4. Ardet rubus, *richtig mit Bl. P hat statt* rubus: iubet, *was sinnlos ist. Du Méril schlug* rubet *vor.* 7, 2. mundi venit decus. 4—6 *ganz abweichend:* Natus sine semine
de maria virgine
partus hic mirabilis.

8, 5. caro nubit nubini *P. Du Méril conjicierte statt des sinnlosen* nubini: lumini. *Bl. hat richtig:* Caro nubit numini. *H mit umstellung* nubit caro numini. 6 *fehlt in P u. bei Bl.; Du Méril hat den vers* et nascitur deitas *mit tactwechsel eingesetzt, Bl.:* Nascitur divinitas. *es ist zu lesen mit H:* nubit carni deitas. 10, 2. dignum.

4. in te *HBl.*, inde *P*; *ersteres vorzuziehen.* 12. 6. voto *statt des sinnlosen* vice *P*, Voci *Bl.*

13. *nach P:*

Aures tuas aperi:
da quod petunt pueri
ludendi licentiam,
nostra quod infantia
tuam laudet gratiam!

Da die strophe 1 *vers zu wenig zählt, hat Du Méril nach v.* 4 *die zeile* summa cum laetitia, *Bl.* Pro tali licentia *eingesetzt. in würklichkeit fehlt der* 4 *vers der strophe; er lautet nach H* data sit licentia.

6) *Principium magistrale.*

Das gedicht ist ebenso wie das vorige, mit dem es auch in der form übereinstimmt, ein schüler-weihnachtslied. es ist knaben in den mund gelegt, die ihren lehrer begrüfsen und als die blüte der doctoren preisen, ihn daran erinnern, dass das weihnachtsfest vor der türe stehe (dessen wunderbares geheimnis sie hübsch besingen), und ebenso wie in dem vorhergehenden stück mit der bitte schliefsen, ihnen freizugeben. ihr geist, der vom vielen studieren abgespannt sei, bedürfe der erholung. der könig des himmels solle dem lehrer alle seine sünden vergeben, wenn er ihre bitte erfülle. sie versprechen dafür reinen herzens dem feste entgegenzugehn. vgl. zu dem thema Hauréau Not. et extr. II 30 *ff und vor allem die* '*Cantiones scholasticae*' *bei Blume Analecta hymn.* (*vgl. oben nr* 5). *in den hier mitgeteilten liedern finden sich zahlreiche anklänge an das unsrige. in* 2 *versen* (2, 3 *u.* 8, 3) *ist tactwechsel angewant.*

Principium magistrale.

1 Doctor, ave, flos doctorum,
preces audi puerorum
tibi supplicantium!
Tu facetus, tu facundus,
nulli par es aut secundus,
immo primus omnium.

2 Sunt honesti tibi mores,
semper vires, semper flores
per cunctos scientia.
In te virtus nulla tabet,
suum in te locum habet
multiformis gratia.

3 Ecce, dies est propinqua,
dies felix, dies in qua
virgo cristum peperit!
Cuius partus puellaris,
regis ortus salutaris
vite portam aperit.

4 Mundo prius desolato
primi patris pro peccato
venit pacis nuntius.
Prodit proles virginalis
summo patri coequalis,
summi patris filius.

5 Verbum patris incarnatur
neque virgo violatur
propter puerperium.
Servus esse non dedignans
fuit homo se designans
nostre carnis socium.

6 Luna soli copulatur,
neuter tamen eclypsatur
aut defectum patitur.
Virgo parit mundo ducem,
regem celo, cecis lucem,
dum rex regum nascitur.

7 Fecundata celi rore
pretermisso partus more
virgo parit hominem.
Virgo profert ex se florem,
creatura creatorem,
lucis plenitudinem.

8 Sensus noster iam marcescit,
et in nobis refrigescit
iam fervor ingenii.
Si queratur, quis hoc fecit,
respondemus : nos affecit
labor frequens studii.

9 Quia vero nos labore
pressi sumus, in honore
festi da licentiam!
Sic dignetur rex celorum,
exoptatam peccatorum
tibi dare veniam.

10 Regi regum occursuri
studeamus esse puri
sana conscientia,
ut in sede maiestatis
gaudeamus cum beatis
in celesti patria! Amen.

7) *Rhythmus goliardorum.*

Anfang : Tempus acceptabile, tempus est salutis.

Wir besitzen von dieser mahnung zur umkehr auf dem wege der sünde zwei alte ausgaben, die erste von Flacius Illyricus Varia doctorum piorumque virorum de corrupto ecclesiae statu poëmata ([1556], *neudruck* 1754; *nach letzterem citier ich*) 145 *ff und dann einen neudruck von J Wolf Lectionum memorabilium et reconditarum centur.* XVI (1600) I 441 *ff. der text des Flacius Illyricus ligt auch der ausgabe von Wright* 52 *ff zu grunde, auf welche ich mich im folgenden beziehe. der titel lautet hier : Praedicatio goliae ad terrorem omnium.*

Lesarten von H in der folge des Wrightschen textes.

Die abweichungen der hs. H sind sehr beträchtlich. sie hat nicht nur 6 *strophen weniger, sondern auch umstellungen ganzer strophen und einzelner verse, sowie text-varianten in erheblicher zahl. H scheint die ältere fassung zu repräsentieren. str.* 1, 2. excutere. 3. gladium *als accus. graec.* 2, 2 *u.* 3 *umgestellt.* 3 animam. 3 *u.* 4 *umgestellt.* 4, 1. lora, *was als object von* restringamus *passender ist, als das vielleicht auf einem versehen beruhende* ora. 2. si qua. 3. erigamus igitur ad honestiora, *als object zu* erigamus *müste aus dem folg. vers* nos *ergänzt werden; oder sollte* erigamur *zu lesen sein?* 4. interitum. 5, 1. Forte quidam rogitat; rogitat

verschrieben st. cogitat. 2. durioribus, *zu* castigabo *besser passend als* vilioribus. 3. et induar. 4. donec fluat *mit besserem rhythmus als das aus Horaz Epist.* I 2, 42 *entlehnte* dum defluat amnis. 6, 1. Res infelicissima : cur non confiteris? 4. expectas. cras forte non eris *mit tactwechsel.* 7, 1. Quidquid ergo cogitas. 8—10 *fehlen*; 11 *hat folgende fassung:*

> Cogitate, clerici, qui et quales sitis[1]
> vel quod in iudicio dicere potestis:
> non erit hic aliquis locus in digestis,
> idem erit dominus auctor, iudex, testis.

Gegen die echtheit von 8—10 *erhebt sich ein zweifel. von der beschreibung des gerichts in* 11—13, *die durchaus genügt, wird in* 8—10 *schon manches vorweggenommen. der gedanke von* 12 *beispielsweise, dass es beim gerichte kein ansehen der person gibt, ist in* 9 *in etwas anderer form schon ausgeführt.* 12, 2. dignitas papalis. 14. 15 *fehlen; der hieb auf die richter der damaligen zeit* (14), *mit denen der urheber der strophe vielleicht schlechte erfahrung gemacht hatte, macht ganz den eindruck eines einschiebsels.*

16. 1. 2. Vestros, ait dominus, renes accingatis,
hoc est sine dubio zona castitatis

Die bibelstelle steht Exod. 12, 11 (Renes vestros accingetis). *der ausdruck* renes accingere *kommt nur dieses eine mal in der schrift vor. ganz geläufig dagegen ist in der Bibel die redensart* lumbos accingere. *deshalb ist Wr.s* lumbos accingatis *vielleicht ein späterer ersatz des selteneren* renes acc. 3. lucernam manibus etiam feratis. *zu anfang fehlt eine silbe; Wr.:* hanc. 17 *fehlt.* 18, 2. dedit. 3. informare moribus, *richtig statt des unverständlichen* in fervore, moribus *bei Wr.* 4. ut vos et; *Wr. besser* ut et vos. *das letzte wort des verses in H undeutlich, es scheint* laureare *zu heifsen.* 19 *fehlt.* 20 *unter abweichender anordnung der hauptbestandteile der Wr.schen strophe in folgender fassung:*

> Sacri vos presbiteri, sacri vos prophete,
> quod vobis paratum est, regnum possidete,
> quod vobis paratum est sine meta mete;
> benedicti filii, mecum congaudete!

Hier ist das quod vobis paratum est *würkungsvoll widerholt, während bei Wr. das* benedicti filii *von v.* 1 *in v.* 4 *widerkehrt. die worte dieser strophe ruft Gott den guten priestern zu. wir müssen also in H aus dem* laureare — *wenn so zu lesen ist — von* 18, 4 *ein verbum des verkündens heraushören. weil ihm das zu kühn erschien, hat vielleicht der redacteur des Wr.schen textes str.* 19 *eingeschoben, dabei aber wider insofern eine unglückliche hand bewiesen, als das* moribus erudire *von* 19, 2 *schon in* 18, 3 *vorausgegangen war. auch diese möglichkeit bestärkt mich in der annahme,*

[1] *übergeschr.* estis, *was durch den reim gefordert wird.*

dass H einen ursprünglicheren text bietet als Wrights bezw. des Flacius Illyricus vorlage [1].

8) *Evangelium de illo qui incidit in latrones.*

Der vulgatatext von Lucas x 25—37 *mitsamt einer mystischen auslegung, wie sie das mittelalter neben der historischen und moralischen erklärung liebte, in die poetische form der vagantenstrophe gebracht. der dichter will wie ein geistlicher die unwissenden belehren und solche, welche sich an der vollen börse ihrer mitmenschen zu vergreifen wagten, durch den biblischen appell an die nächstenliebe auf den rechten weg führen. als vorlage für die mit der* 12 *strophe beginnende mystische interpretation des evangeliums scheint die Expositio in SLucae Evangelium des Beda Venerabilis gedient zu haben* (*Migne Patrolog. s. L.* 92 (1850) 468*ff*)., *wo es heifst:* Homo iste Adam intelligitur in genere humano. Jerusalem civitas pacis illa coelestis a cuius beatitudine lapsus in hanc mortalem miseramque vitam devenit. Quam bene Iericho . . . significat . . . Latrones diabolum et angelos eius intellige . . . Plagae peccata sunt . . . Sacerdos et levita . . . sacerdotium et ministerium Veteris testamenti est, ubi per legis decreta mundi languentis vulnera monstrari tantum, non

[[1] *herrn prof. WilhMeyer verdank ich den hinweis, dass das gedicht auch von Blume* (*Analecta hymn.* xxxiii 292 *ff*) *veröffentlicht ist. diesem texte steht H näher als dem Wrightschen, wofür vor allem der umstand spricht, dass dort auch die verdächtigen strr.* 8—10, 14 *und* 17 *fehlen. die in H nicht überlieferten strr.* 15 *und* 19 *hat Blume.* 19 *ist also doch vielleicht ursprünglich und in H irrtümlich ausgelassen.* 4—6 *erscheinen bei Blume in der folge :* 5. 6. 4. *am schluss hat er noch eine strophe mehr. in einzelheiten stimmt H mit Blume gegen Wright überein in den oben angeführten lesarten zu* 1, 2. 2, 2 *und* 3 (*stellung*). 4, 1. 3 (*aber :* Erigamur). 5, 2. 3. 4. 6, 1. 11, 1—4 (*mit folgenden kleinen abweichungen :* 1. qui vel . . . estis. 2. Et quid. 3. alicui. 4. iudex, actor, testis). 12, 2. 16, 1. 2 (*mit der abweichung :* Quod est absque). 18, 3. 4 (laureare). 20, 1—4 (*nur* 3 metu). *Blume steht mit Wright gegen H:* 1, 3. 6, 4 (forte cras non eris). 7, 1. 18, 4. *endlich weicht Blume von Wright und H an folgenden stellen ab :* 1, 2. regnum *st.* iugum. 3, 2. Qui nos per clementiam. 4, 4. Ne nos ad interitum (*so auch H*) trahat. 7, 2. Et corde et opere. 13, 2. sive ianitori. 18, 3. in spe. *an sonstigen laa. von Blume sind noch zu verzeichnen :* 2, 3. animos. 2, 4. miseros. 4, 2. Si quae. 5, 1. Forte tamen cogitas. 6, 4. Exspectando senium. 16, 3. Ac lucernam etiam manibus feratis. 18, 2. iubet.]

autem curari poterant . . . Samaritanus . . . dominum significat . . . Iumentum eius est caro, in qua ad nos venire dignatus est . . . Stabulum autem est Ecclesia praesens. . . . Duo denarii sunt duo Testamenta. — *von den* 80 *versen weisen nicht weniger als* 21 *im troch. siebensilbler und* 8 *im sechssilbler tactwechsel auf. der eigenartige bau des* 1 *verses ist durch das beibehalten der stereotypen wendung gerechtfertigt.* 8, 3 *fehlt in der ersten hälfte eine silbe; wenn nicht ein versehen angenommen wird, ligt die form* – ◡ ◡ – ◡ – (vídens et aúdiens) *vor.* 12, 1 *hat im zweiten fufs doppelsilbige senkung. aufser dem* 1 *verse, der aus dem genannten grunde eine besondere stellung einnimmt, findet sich* 3 *mal hiatus im innern der vershälften* (7, 3. 9, 2. 13, 4).

Ewangelium de illo, qui incidit in latrones.

1 Lectio sancti ewangelii secundum Lucam,
ut vice presbiteri nescientes ducam
Et illos ab invio ad viam reducam,
qui bursam pre pondere faciunt caducam.

2 Quidam venit ad ihesum legisperitorum
temptans et interrogans viam mandatorum:
'tu qui solus, domine, deus es deorum,
quid agam, ut particeps regni sim celorum?'

3 Respondit: 'ut per te sint leges adimplete,
primum deum dilige, fructus dei mete:
Secundo de proximo cura sicut de te,
hiis duobus tota lex pendet et prophete.'

4 'Quis est meus proximus?' 'quidam', ait, 'forte
homo de iherusalem descendens consorte
carens, cui miserie patuerunt porte,
in latrones incidit miseranda sorte.

5 Latrones huic obviam homini venerunt,
quem vestibus propriis expoliaverunt,
Et plagis impositis eum reliquerunt
tamquam semimortuum; post hoc abierunt.

6 Semivivum deserunt illum vulneratum
deseruntque spoliis suis spoliatum.
Presbiter hunc transiens vidit sauciatum
indignansque preterit eius et affatum.

7 Accidit et preterit postea levita,
nudum pannis vidit hunc nudum fere vita
videtque, quod illius vita est invita;
sicut primus fecerat, secundus et ita.

8 Transeuntem repperit virumque prophanum
venientem legimus et samaritanum;
videns et audiens clamantem in vanum
misertus auxilii porrexit huic manum.

9 Huius vino vulnera oleoque lavit
et misericorditer lota alligavit;
In iumentum positum secum apportavit
et hunc stabulario pie commendavit.

10 Excrutatur viscera proprie crumene,
duos nummos repperit dicens: "frater, tene!
Et huc cum rediero, reddam tibi pene
et laboris pretium expensasque plene."

11 Quis eorum proximus iudicatur a te?
Respondes: in pauperem motus pietate.
Vade, fac similiter, iudicasti rate!
Magnum est misterium pagine narrate.

12 Adam fuerit homo hic, civis preelectus
caelestis ierusalem, Jherico deiectus;
multa mala passus est ad terrena vectus,
primo mundus sordibus post hec est infectus.

13 Latrones sunt demones, plage sunt peccata,
que nobis peccantibus ab hiis sunt illata;
Immortalitatis est ade vestis data,
sed per culpam modo est hec vestis sublata.

14 Presbiter significat gentilem obtusum,
levita iudaicum populum confusum;
neuter ade contulit pietatis usum
neque malum illius per hos est exclusum.

15 Tertius misericors, qui samaritanus,
id est cristus porrigens pietatis manus.
Miseri misertus est nec est labor vanus,
quo medico factus est semivivus sanus.

16 Vinum penitentie dicimus rigorem
et mysericordiam olei liquorem;

11, 2. *hs. fälschl.* Respondens. 12, 1. *doch wol* fuit? 14, 2. *hs. fälschl.* levit■

Jumentum significat carnem, qua merorem
cristus nostrum sustulit, onus et languorem.
17 Stabulum ecclesia recte nuncupatur,
recte stabularius presbiter vocatur;
tali stabulario eger commendatur,
a cuius auxilio eger recreatur.
18 Eique denariis duobus oblatis,
duobus videlicet testamentis datis,
Jussit eum pascere, ut sic vos credatis,
has, pastores, epulas datas ut pascatis.
19 Inquit: 'ego veniam vobis redditurus,
quidquid equum fuerit, super hoc facturus.
O qui male pascitis, iudex est venturus
rationem asperam vobis positurus!
20 Ad cor convertimini cristum confitentes,
verbis et operibus vobis referentes;
faciat vos dominus gregem sic pascentes,
ut sitis per omnia secula viventes.'
Explicit.

9) *Altercatio vini et cerevisiae.*

In der vagantenliteratur bekannt sind zwei rangstreite zwischen *wein und wasser:* 1) *ein ernsterer, lehrhafter, beginnend:* Cum tenerent omnia medium tumultum (*Wright* 87 *ff*, *Bömer in Zeitschr. f. vgl. litt.-gesch. n. f.* 6, 123 *ff*), *in dem der berauschte dichter sich im traume in den dritten himmel versetzt sieht und hier einer auseinandersetzung zwischen Thetis* (*aqua*) *und Lyaeus* (*vinum*) *vor dem throne Gottes beiwohnt;* 2) *ein jugendlich kecker, anhebend* Denudata veritate (*Du Méril Poés. inéd. du moyen âge* 303, *bruchstück bei Schmeller* 232*f*), *in dem der wein sich in köstlicher grobheit gegen eine vermischung mit dem wasser verwahrt. natürlich fällt der streit beide male zu gunsten des weines aus. vor ihm muss auch das bier stets zurückstehen. das ist aufserhalb der vagantenlitteratur der fall in zwei lateinischen gedichten Peters von Blois* († 1198) (*Migne Patrolog. s. L.* 207, 1155 *ff*), *und so lautet das urteil auch in unserem stücke, das übrigens mit jenen keinerlei übereinstimmungen aufweist. dort werden namentlich gesundheitliche gründe gegen das bier und für den wein ins feld geführt, hier sind andere erwägungen entscheidend. dem biere wird seine weite*

verbreitung zu gute gehalten. in Alemannien, im Hennegau, in Brabant und in Flandern, im reiche Friedrichs — die angabe wirft einiges licht auf die entstehungszeit des gedichtes: es wird sich um Friedrich I *handeln — und in Sachsen, überall wird es getrunken; alle stände, classen und geschlechter der menschen laben sich an ihm. dem weine aber werden besondere wunderbare kräfte zugeschrieben, es sind die alten oft besungenen: er gibt den augen doppeltes licht, macht greise wider jung, nimmt dem herzen die sorgen usw. natürlich wird auch seines woltätigen einflusses auf die ausübung der künste und wissenschaften gedacht. der dichter bemüht sich möglichst unparteiisch zu erscheinen, indem er jedem der beiden getränke fünf strophen des lobes zuweist. in der* 13 *strophe — zwei waren als einleitung vorausgeschickt — beginnt das urteil. sicher hätten beide teile ihre vorzüge, wenn man die dinge jedoch richtig betrachte, wäre der irdische trank dem göttersohn Bacchus gar nicht vergleichbar. verf. wollte lieber über die meere fahren, als im bierkeller sitzen und den geruch der fässer dort ertragen. Bacchus dagegen duftete schöner als weihrauch, rosen und lilien; ihm also wäre lob und und alleluja zu singen. — an poetischem wert überragen die beiden rangstreite zwischen wein und wasser unser gedicht bei weitem. hier stellt der dichter selbst von anfang bis zu ende in ziemlich trockenem tone betrachtungen über den wert der getränke an und zählt erst die vorzüge des einen, dann die des andern auf, um darauf ein gar nicht einmal besonders gut motiviertes urteil zu sprechen. dort werden die streitenden persönlich auf den kampfplatz geführt, um in rede und gegenrede ihre sache zu verfechten. das belebt die darstellung aufserordentlich. — auch die versform unseres gedichtes besitzt nicht die frische und lebendigkeit der beiden anderen. es sind* 15 *strophen aus je* 4 *sämtlich untereinander reimenden zehnsilblern mit* 2 *trochäen als basis (vgl. W Meyer Ges. abh. z. mittellat. rhythmik* I 300 *f). str.* 11 *ist ein Ovid-vers (Ars am.* I 237*) als citat angefügt; vgl. oben nr* 1 *dieser sammlung, eingang und nr* 4, *str.* 9.

Altercatio vini et cerevisie.

1 Ludens ludis miscebo seria,
ne fatiscant mentes per tedia:
nunc de bacho, nunc de cervisia
tractans lites tractabo iurgia.

2 Assit ergo vestra intentio,
non tumultu, sed cum silentio,
explicetur hec disputatio,
ad hoc tendit mea petitio.

3 Multi quidem laudant cervisiam,
parvipendunt bachi potentiam;
laudant, inquam, festuce filiam
et contempnunt deorum gloriam.

4 Nam quia credunt summum existere
— ne velimus verum deprimere —
aquam, credunt nasci de cerere
et de claro neptuni genere.

5 Eius regnum est alemannia,
hannonia, brabantis, flandria,
frederici regnum, saxonia,
terra pontus predives, omnia.

6 Inde bibunt reges, pontifices,
heremite, archipontifices,
Continentes, matrone, pelices,
Inde summas fecundat calices.

7 Placet letis, placet dolentibus,
placet parvis, placet maioribus,
placet sanis, placet languentibus.
Quid enarrem? hec placet omnibus.

8 Vestre quidem patet notitie,
que sit virtus, que laus cervisie;
videamus cum mentis acie,
quante bachus sit efficacie.

9 Bachus multis pollet miraculis:
bachus duplex dat lumen oculis;
bachus reddit iuventam vetulis,
bachus nummos refert a loculis.

10 Bachus mentes a curis liberat,
bachus omne latens considerat;
bachus usus semper desiderat,
bachus nexus doloris lacerat.

11 Bachus est fons totius gaudii,
bachus semper vult tempus otii;

bachus levat pondus supplicii
iuxta versus istos ovidii:
'Vina parant animos faciuntque coloribus aptos.'

12 Bachus rethor, bachus est phisicus,
Est legista, est dyaleticus,
Gramaticans et astronomicus,
Geometer et bonus musicus.

13 Satis probat hunc et hanc ratio,
sed si veri fiat discussio,
parum valet hec comparatio
de hoc potu cum dei filio.

14 Ego mallem transire maria,
quam sedere iuxta cellaria,
ubi iacet festuce filia:
tantum fetent illius dolia.

15 Bachus vero vincit *flagr*antia
thus, aroma, rosam et lilia;
bacho demus laudes cum gloria,
decantemus omnes alleluya!

Explicit.

15, 1 *hs. irrtümlich :* fraglantia. *vgl. nr* 12 *dieser sammlung, v.* 100 *verschrieben :* faglantia.

10) *Principium magistrale.*

Der neue magister bittet den vater im himmel, seinem gebrechlichen schifflein günstigen wind zu senden und es vor dem drohenden schiffbruch zu bewahren, damit er mit seinem kindlichen sinn nicht zum gespötte der mitwelt werde. auch den hl. geist, den doctor praevius, und die jungfrau Maria ruft er um beistand an. neider braucht er bei seiner unbedeutendheit nicht zu fürchten. wenn er bescheiden ist und nicht mehr begehrt als eben notwendig, getreu dem Horazischen cupias quodcunque necesse, *so folgt er damit einer höheren weisung, die ihm im traume zu teil geworden ist. wie das zugegangen, will er, wenns den zuhörern beliebt, erzählen:*

An einem schönen frühlingstage ist er zum studieren auf eine blühende wiese hinausgegangen, aber der süfse gesang der vögel hat ihn die bücher bald vergessen und in schlaf sinken lassen. da ist eine jungfrau von wunderbarer schönheit an ihn herangetreten und hat ihm die lehre gegeben, wenn er jetzt die doctorwürde

erlangte, nicht stolz zu werden wie so viele andere, damit es ihm nicht erginge wie dem Pirneos (str. 17; 16, 2 : novus ardens), *der geglaubt habe, den musen gleichkommen zu können, aber elend zu grunde gegangen sei. herablassend zu sein gegen die jüngeren, seine schüler, und ehrfurchtsvoll gegenüber den älteren, dahin möge er streben, dann könne er das übrige getrost dem schicksale überlassen.*

Es ist bekannt, mit welcher vorliebe die dichter des mittelalters solche erscheinungen fingiert haben, wie hier eine erzählt wird. in dem nächsten principium magistrale dieser sammlung (nr 17) *wird uns eine ganz ähnliche anlage des ganzen entgegentreten.*

Die form unseres gedichtes ist eigenartig : strophen der seit Walther von Lille bekannten art, in denen 3 *rhythmische verse der vagantenstrophe mit einem gern aus der classischen litteratur entlehnten hexameter als schluss- und recapitulationsvers — der sog. auctoritas — durch den reim verbunden sind, wechseln mit strophen aus* 4 *hexametern. die der ersten art, welche das stück eröffnen und beschliefsen, weisen neben dem endreim gröstenteils auch cäsurreim in der form aaaa auf; ausgenommen sind die strophen* 5. 11. 17. 19 *und* 23, *in denen die cäsur des hexameters nicht mit denen der rhythmischen verse reimt. bei den letzteren hab ich in der ersten hälfte* 12 *mal, in der zweiten* 3 *mal tactwechsel gezählt. die vier hexameter der geraden strophen sind leonini, die zugleich auch durch den endreim paarweise verbunden (caudati) sind, also sog. unisoni (WMeyer Ges. abh. z. mittellat. rhythmik* I 1905, 84). *unregelmäfsigkeit :* 4, 2. — *zu einer solchen mischung von accentuierenden und quantitierenden stücken in ein und demselben gedichte vgl. WMeyer* I 333.

Principium magistrale.

1 Summe dator munerum dominans in celo,
ad te, salus pauperum, timidus anhelo:
flatum pande prosperum naufraganti velo,
teque salutiferum fragili concede phaselo.

2 Da michi divinam, deus alme pater, medicinam,
ne michi vicinam possim sentire ruinam.
Cum sim res humilis, ne sim derisio vilis,
Esto michi facilis, quia sensu sum puerilis!

3 Veni, doctor previe, salus generalis,
virtutis et glorie dator specialis,

donum michi gratie dona spiritalis,
Cesset ut invidie vis et timor exitialis!
4 Plena pudicitia, mundi spes, virgo maria,
tu lenis esto michi me precedente sophia!
O venie vena, lux mundi, virgo serena,
cor tene, cor frena cum sobrietatis habena!
5 Invidi non debeo morsum revereri,
humilis sum adeo, quod non licet queri.
Livoris aculeo magna solent teri:
Ingenium magnum livor detractat homeri.
6 Sicut habet res se, me sic humilem decet esse,
nam legis expresse: cupias quodcunque necesse.
Cur dissentire michi non licet ex humili re,
Si placet audire, cupio vobis aperire:
7 Sol *n*undum adduxerat nimios calores,
Sed iam relegaverat hyemis algores,
verque novum venerat terre pandens flores,
terraque protulerat natos sine semine flores.
8 Tempus tam gratum studio me sollicitatum
impulit in pratum redolenti flore beatum;
huic dabat humorem fons proximus, herba nitorem,
Nulli maiorem tribuit natura decorem.
9 Dum crederem studio primo me teneri,
pulcri loci gaudio cepi commoveri;
dum volucres audio, dum applaudit veri
harum modulatio, potui dormire videri.
10 Ut datus est sopor a volucrum michi voce canora,
affuit *absque* mora coram me virgo decora;
hanc ubi spectavi, faciem cultumque notavi
Cunctaque laudavi, quia dignam laude probavi.
11 Tanta pulcritudine verbo preminebat,
quod se celi semine natam ostendebat;
rationis nomine fungi se dicebat
atque loquens mecum tali me voce monebat:
12 'Tu, qui doctor eris, doctoris honore frueris,
si michi credideris et si mea iussa sequeris,

5, 4 *Ovid Remed. am.* 365. 6, 2 *Horaz Epist.* I 2, 46. 7, 1 *hs.* mūdū, *verschrieben statt* nūdū, *wie der codex stets für* nondum *hat.*
10, 2 *hs.*: afbqz.

Subditus errori ne vivas atque pudori,
Mente tene memori tibique succedet honori.

13 Multos magisterio recte non utentes
superbie vitio vidi coherentes;
plus quam esset ratio de se presumentes,
Vidi principio tumidos in fine ruentes.

14 Hoc manifestari per eum valet atque probari,
Musis laude pari qui credidit equiparari.
Stultus iter temere post has dum vellet abire,
ipse ruit propere, confractaque membra fuere.

15 Pyerias dicitur musas imitatus,
per quem novi traditur magistrantis status,
qui nimis aggreditur appetens volatus,
Pennis ipse carens ad terram precipitatur.

16 Si quis scrutetur, hoc quod per nomen habetur,
Equivalens detur: novus ardens invenietur.
A me non oritur, quod nomen sic aperitur,
Sed sicut legitur, scriptum libris reperitur.

17 Pir hoc idem indicat in lingua grecorum,
quod ignis significat sensu latinorum;
neos novum predicat, per quod magistrorum
Signatur novitas studiumque fervet eorum.

18 Ne profectura fugiendo petas nocitura,
Mota cui cura, venio te premonitura,
Ut per te moniti sint te mediante periti
doctores soliti nimis ad sublimia niti.

19 Duas tibi semitas monstro nec ignores:
prior est humilitas, hanc sequi labores.
Superbie vanitas invisa deo res,
Est via que sequitur maculans meritos sibi mores.

20 Ut vivas licite, michi credas, ac humili te
Cures sollicite semper supponere vite,
Cunctis dedecorem mentis depone tumorem;
hanc fugiendo rem queres tibi semper honorem.

21 Sis gratus minoribus eos informando
et supplex maioribus eos venerando;

13, 3 *hs. fälschlich :* puls.

15, 4 *hs. fehlerhaft :* Pennis ipse carens labitur *[wol von glosse zu* precipitator *in den text geraten]* ad terram precipitatus.

Sic placebis omnibus laudem tibi dando.
Hec sunt pre manibus, fortune cetera mando.'
22 Verbis fine dato, monitu michi notificato,
virgo de prato somni torpore fugato,
nescia virgo more fugiens fugiente sopore
Mirando more miro loca fudit odore.
23 Ergo te suppliciter, divina maiestas,
precor: michi iugiter per te sit honestas,
que bonis benigniter bona cuncta prestas,
Cui fuit, est et erit virtus et summa potestas.

11) *Castigatio presbyterorum.*

Anfang: Viri beatissimi, sacerdotes dei.

Von diesem in zahlreichen handschriften erhaltenen appell an die geistlichkeit liegen fünf drucke vor:

1) *Flacius Illyricus* 143 *ff. titel*: Golias ad Christi sacerdotem.

2) *Wolf Lect. memorab.* I 439 *ff, nach Flac. Illyr.*

3) *Wright* 45 *ff, gleichfalls nach Flac. Illyr. (im folgenden nur Wright citiert).*

4) *Du Méril Poés. popul.* 15 *ff, als teil eines gröfseren gedichts, in stark abweichender form.*

5) *Hauréau Not. et extr.* VI 13 *ff. ohne überschrift.*

Nachdem Hauréau Not. et extr. III 306 *neun französische und zwei deutsche handschriften nachgewiesen (Paris Bibl. nat.* 1093. 2962. 3473. 3480. 8259; *Bibl. de l'Arsenal* 950, *Auxerre* 23, *Cambrai* 250, *Collège Ballice* 349, *München* 3591. 5015), *trägt er Not. et extr.* VI 13 *noch eine sechste der Bibl. nat. Paris nach* (18082), *um auf grund von dieser und nr* 1093. 3473 *und* 3480 *einen neudruck zu veranstalten.*

Lesarten von H. Abweichungen von Wright und Hauréau.

1, 1. Viri beatissimi *HWr.*, Viri venerabiles *Haur.* 3. Caritate radii fulgentis *H fehlerh. st.* Caritatis radio (*Haur.*) *od.* charitatis radiis (*Wr.*) fulgentis. 2, 2. vera vitis *H Wr., als apposition zu* Christus *mindestens ebenso gut, wie Haur.s* verae vitis, *das zu* palmites *zu ziehen ist.* 3. avari *H (mit Du Méril)*, amari *Wr.*, inanes *Haur.* 3, 1. protectores *HHaur.*, portatores *Wr.* 4, 3. nescietur *HHaur.*, non scietur *Wr.* 4. Et ni pastor vigilet, caula confringetur *H*, Nisi (Nec si *Haur.*) pastor vigilet, ovile frangetur *Wr.Haur. (mit tactwechsel im 2 teile),* 5, 3. spinas atque *HHaur.*, et spinas et *Wr.* 6, 2. a palea grana sepa-

rantes *H* (*cäsurreim mit v.* 1), a paleis granum separantes *Haur.*, a paleis grana segregantes *Wr.* 4. Laicos corripere debetis errantes *H*, Laici, qui fragiles sunt et inconstantes *Wr.Haur.* 7, 2. credunt *HWr.*, dicunt *Haur.* 3. quidquam *H fehlerhaft st.* quidquid. 4. sollicitum *H falsch st.* licitum. 8, 3. vobis non deficiant *HHaur.*, sonum vestrum metuant *Wr.* 4. hostium *falsch st.* ovium. 9, 2. cibus *fehlerhaft st.* fides, *vielleicht durch* cibo *v.* 1 *veranlasst.* 3 ut *H Wr.*, quod *Haur.* 10, 1. Ovibus tenemini vestris *HHaur.*, Omnibus tenemini viris *Wr.* 2. quid quibus *HHaur.*, quibus quid *Wr.* (*m. tactwechsel*). 11, 2. dona dare *HHaur.*, dare dona *Wr.*

3/4. quasi sancte fidei regula versatis
vos lepra miserrimi siti santiatis (*!*) *H*

mehrfach verderbt; Wr. gibt die richtige lesart von dieser fassung:

quae si contra fidei regulas vendatis,
vos lepram miseriae ferre sentiatis

Haur. ganz abweichend:

Sed si cuiquam fidei munera vendatis,
Incursuros Giesi lepram vos sciatis.

12, 2. Gratisque conficite, gratis baptisate *H*

im ersten teil Wr. nahekommend (et gratis conficite *m. tactwechsel Wr.*, gratis confitemini *Haur.*), *im zweiten mit Haur. übereinstimmend* (gratis consecrate *Wr.*) 3. omnia probate *HWr.*, cunctis gratis date *Haur.* 4. id quod *HHaur. gegen* hoc quod *Wr.*, *aber* bonum approbate *HWr. gegen* vestrum conservate *Haur.* 13, 3. vita *H wol fehlerhaft st.* fama, *vielleicht durch* vita *v.* 2 *veranlasst. in der folge der* 3 *nächsten strophen stimmt H mit Wr. überein, Haur. gibt sie in der ordnung* 16. 15. 14. 14, 1. pacifici *HWr.*, benevoli *Haur.* 15, 1—3. *H m. Haur. übereinstimmend:*

Estote breviloqui, ne vos ad reatum
protrahat loquacitas, nutrix vanitatum.
Verbum quod proponitis sit abbreviatum;

Wr. beträchtlich abweichend und mehrfach fehlerhaft:

Estote benevoli [!], ne vos ducat ad reatum, [*vers!*]
verbum quod proponitis sit abbreviatum,
per vos inter simplices bene adaptatum,

16, 1. Nullum fastum exprimat *H*, Nullus fastus deprimat *Haur.*, Nullus fastus exprimat *Wr.* 2. gravitatis vestium *HWr.*, Paritatis mentium *Haur.* 4. regni sunt *HWr.*, sunt regni *m. tactwechsel Haur.* *Haur. hat nach* 16 *noch zwei strophen, von denen die erste* (17) *dem wunsche ausdruck gibt, dass die priester hier auf erden ihr seelsorgeramt so versehen möchten, dass Gott sie dereinst, wenn sie die* chlamys carnalis *ausgezogen, mit der* stola aeternalis *bekleidete, während die zweite* (18) *weiterhin ausführt, dass Gott sie von sünden reinigen möge, damit sie in Abrahams schofs aufgenommen werden könnten. Wr. bietet nur die erste der beiden strophen, mit geringfügigen textvarianten, H keine von beiden, viel-*

mehr statt ihrer folgende andere, die den gedanken von 17 mit anderen worten ausdrückt:

Sic ergo vos singulis ornate virtutibus,
ut deductos misere carnis e carceribus
civitatis supere vos iungat civibus
rex, qui sine termino regnat in celestibus.

die abweichende form der strophe legt die vermutung nahe, dass sie anderswoher entlehnt sei, andernfalls dürfte angenommen werden, dass der dichter ähnlich wie in stück 3 den abschluss des gedichtes auch äufserlich hat hervorheben wollen. wie dem auch sein mag, jedesfalls ist der unregelmäfsige bau der verse wenig glücklich. in der zweiten hälfte der zeilen 1. 2 und 4 stehn siebensilbler statt der üblichen sechssilbler, während z. 3 einen siebensilbler mit tactwechsel hat, den auch der siebensilbler von v. 1 aufweist.

12) *Versus Primatis contra praelatos et clericos.*

Anfang: Cur ultra studeam probus esse probusque videri.

Das einzige rein metrische stück der sammlung. Flacius Illyricus hat es nach einer hs. der Dominicaner zu Basel (B) zweimal publiciert: im Auctarium zum Catalogus testium veritatis 46 *und in Varia doctorum piorumque virorum . . . poemata* 365 *ff. Wolf Lect. memorab.* I 742 *reproducierte diesen text. Fierville in Notices et extraits* XXXI 1, 129 *ff weist das gedicht in ms.* 115 *der bibliothek von SOmer nach, zerlegt es jedoch in zwei teile:* 1) *die* 46 *ersten verse* (*nr* LVI); 2) *v.* 47 *ff, beginnend* Temporibus nostris mutari secula cerno (*nr* LVII). *für den ersten teil verweist Fierville auf den abdruck bei Flacius Illyricus, wogegen er den zweiten für ungedruckt hält, obwol er als fortsetzung des ersten bei Flacius Ill. veröffentlicht ist. auch ms.* 710 *der bibl. von SOmer enthält eine copie der satire. abdruck auf grund dieser beiden mss. bei Fierville ao.* 130 *ff. Hauréau hat in zwei Pariser hss. aufzeichnungen des gedichtes gefunden: ms.* 14193 (*das ganze gedicht, auch hier wider in zwei teile zerlegt*) (*vgl. Not. et extr.* II 349 *f*) *und ms.* 16699 (*der zweite teil*) (*vgl. Not. et extr.* V 211 *ff*). *die* 69 *ersten verse stehn auch in ms. C* 58/275 *der stadtbibl. zu Zürich* (*Z*) *und sind nach dieser plötzlich abbrechenden und überhaupt ziemlich nachlässigen niederschrift von Werner ao.* 139 *ff mitgeteilt worden.*

Lesarten von H.

In der folge des textes von Flacius Illyr. (B).

V. 3 *fehlt.* 6. probos *HB,* bonos *Z.* 10. Hos quia sublimat *H,* Hos fert sublimes *B,* Hos quos sublimat *Z. das unhaltbare* quos *wol fehlerhaft st.* quia, *wie H list.* stercora *HB,* stercore *Z, ersteres vor-*

zuziehen. 11. me penitet esse poetam *HZ (zu v. 13 passend)*, iam poenitet esse peritum *B*. 12. quietam *HZ*, quietum *B*. 14. *Z:* Pingo die. *auf grund dieses* Pingo, *das auch in Paris ms.* 14193 *überliefert ist, schreibt Hauréau das gedicht dem Petrus Pictor zu. H list statt* Pingo : Fingo, *hat also die beziehung auf den urheber des stückes fallen lassen und die stelle verallgemeinert. in H ligt demnach eine redigierte fassung vor, ebenso wie in B, die für* Pingo *ein unhaltbares* Inde *eingesetzt hat. am schluss des verses hat H mit Z und der Pariser hs., aus der Hauréau citiert,* operari, *während in B ein unglücklicheres* venerari *überliefert ist.* 17. Nam mihi quid prosunt versusque stilusque tabella *HZ*, Nam modo non prosunt versus stylus atque tabella *B*. 18. studiis *HZ*, studio *B*. mille *H*, dura *BZ*. 19. si loquar *HB*, colloquar *Z*. 20. teneam magni *HB*, magni teneam *Z*. 24. turbine *HZ*, flumine *B*. 26. Et pro *HZ*, Ah pro *B*. valuere *HZ*, valvere *B*. 27. ista quidem *HZ*, Ista mihi *B*. sola laboris *H*, ista laboris *BZ*. 28. Quid prosunt duri *H*, Quem *[auf* laboris *v. 27 bezüglich]* faciunt duri *B*, Que faciunt seni *Z (kaum haltbar)*. 29. incudi *HZ*, ad incudem *B*. 30. relegant *HZ*, relegunt *B*. 31. Me remonetari *HB richtig statt des fehlerhaften* Me iam monetam *Z*. 32. nummicola *HZ*, nummiculus *B*. Varro *H, sicher versehentlich statt* Maro *Z*, Naso *B*. 35 prius *H*, magis *BZ*. 36. nimirum *HB*, non mirum *Z*. 37. miser esse potest *H*, miser esse cupit *B*; *letzteres vorzuziehen und auch von Werner eingesetzt st. des fehlerhaften* cupit miser esse *Z*. infatuari *HB*, infamari *Z*. 40. nimium studeat semper piger esse *H*, minimum studeat, discat piger esse *B*, nimium studeat discat piger esse *Z*; *diese combination von H u. B nicht haltbar, deshalb von Werner auch* minimum *gelesen.* 41. homines . . . perducunt *HB*, animos . . . producunt *Z*. 43. hodie pigros *H*, hodie stultos *B*, hominem pigrum *Z*. 44. Cum de pigritia fastus *H*, Cui de pigrica *[!]* fastus *Z*, Queis de pigritia fructus *B*. *[2 teil. v. 47 ff.]* 48. Ecce vetus *H*, Nonne vetus *B*, Omne vetus *Fi (= Fierville)*, Nonne vetus *Z*; *Werner hat* Omne *st. des fehlerhaften* Nonne *übernommen.* 50. famam sine labe *HB*, laudem sine labe *Z*, famam cum laude *Fi*. 52. studet *HBFi*, solet *Z*. 54. nunc *H*, modo *B*, hoc *FiZ*. atque probavi *H*, *gegen den reim verstoßend*, hocque probatur *FiZ*, brobatur *[!] B*. 56. cito *HFi*, hic *BZ*. 57. Hoc hodie baculus *H*, Huic hodie baculus *B*, Hoc studio baculus *Fi*, Hoc h[s] oīe baculo *Z*, *wofür Werner die lesart von Fi übernommen hat.* 58. venditur hoc *HFi*, Venditur hinc *B*, Utitur hoc *Z*. 59. arismeticam *HZ*, Aerismaticam *B*, erismaticam *Fi*. 60. Hoc *HBFi*, Hinc *Z*. effecti potiores *HB*, affecti potiores *Fi*, facti posteriores *[!] Z*. 61/2 *von B Fi fehlen in HZ; die verse dürften zur erklärung des* Aerismaticam *v. 59 eingeschoben sein.* 63. Est gravius *HBFi*, Est quamvis *Z*, *nach den übrigen zu verbessern.* 64. Discere *richtig HBFi gegen* Discat *Z*. prudenter *HBFi gegen* prudentia *Z*. philosophari *HBZ*, versificari *Fi*. 65. nummis nummos *in chiastischer stellung z. d. folg.:* libras libris *H*, nummos nummis *BFiZ*. 67/8 *fehlen in Z*.

der dichter gebraucht hier und im folgenden den ausdruck Dominus vobiscum (Domnus vobiscum *Fi*), *den der priester während der messe widerholt an die gläubigen richtet, mit komischer würkung zur bezeichnung des geistlichen selbst. der schreiber von Z bezw. seine vorlage hat den ausdruck offenbar nicht verstanden und deshalb v.* 67/8, *sowie v.* 72*ff, in denen jene worte immer widerkehren, fortgelassen. nur ein einziger der verse* (77) *ist noch verständnislos angeflickt.* 67. qui *HB*, quia *Fi*. 69. Et quia *HFi*, Atque hic *B*. 71. hos *HFi*, et *B*. 72. Dum sua facta facit *H*, His sua festa canit (facit *Fi*)*BFi*. *H.s* facta *zu verbessern in* festa.

73/4. Dominus vobiscum libros quos devorat ore
Non sapit intro, tamen regitur fato meliore *H*,

Fi mit H übereinstimmend bis auf Domnus *und* fato regitur;

Dominus vobiscum, pingui cum murmurat ore,
Iam sapit intus, quod regitur fato meliore *B*.

78. cum sit, sibi vilis habetur *HB*, sibi cum sit, nullus habetur *Fi*, *kaum haltbar.* 79/80 *fehlen HFi. sie passen auch keineswegs zwischen die grammatischen erörterungen.* 81. quandoque *H*, aliquando *BFi*. *Fi hat die schlussworte von* 81/2 *gegenüber BH vertauscht.* 83. nefas *H*, nefasque *BFi*, *besser.* 84. non *HB*, nil *Fi*. 85/6 *fehlen HFi.* 87. Est *HFi*, En *B*. 89/90 *fehlen H.* 91. negotia *HB*, pericula *Fi*. 93. meliora . . . pretiosa *H* (*gegen den reim verstofsend*), pretiosa . . . meliora *BFi*. 96. gingiber *HFi*, zinziber *B* (*verschrieben st.* zingiber). 97/8 *fehlen HFi.* 98 *in der fassung von B kein vers u. sinnlos.* 99. Hunc pigmenta favent secumque *H*, *zu verbessern in* Huic pigmenta favent, servitque *Fi*; Hunc unguenta fovent, servitque *B*. 100. Huius et ad nares *HB*, Huic etiam ad nares *Fi*. faglantia *H* (*ähnlich wie nr* 9, *str.* 15, 1 : fraglantia), *verschrieben st.* flagrantia *Fi*; fragrantia *B*. *von* 101 *an gehn die überlieferungen besonders stark auseinander. B hat den längsten text. Fi* 20 *vv. weniger als B, und H wider* 10 *weniger als Fi. in der versfolge zeigen H und Fi übereinstimmungen gegenüber B* (*s. die folgende tabelle*), *die auf ein näheres verwantschaftsverhältnis zwischen H und Fi.s vorlage schliefsen lassen während sie vorher freilich in einzelheiten des textes häufig auseinandergiengen und H oft mit B gegen Fi übereinstimmte.*

B	*H*	*Fi*
101 152	127 8	127,8
	—	129 32
	103 4	103 4
	101 2	101,2
	105 6	105 6
	—	107.8
	117 20	117 20
	141 46	133 40
	121 22	147 52
	125 26	—

101. Cuius *HFi*, Huius *B*. noverit *H*, doctus *BFi*. 102. nullum facit ullo *H*, nullo facit illum *BFi*. 104. in unda *H*, ab unda *BFi*. 105. pascunt *HB; hiernach* poscunt *Fi zu verbessern*. 106. gratissima *H*, pinguissima *BFi*. 117. Ha quoties reserat *H*, *Fi st.* reserat *fehlerhaft* referat; Sed cum vult, reserat *B*. 119. in illa *HFi richtig st.* et illa *B*. 125. valeat *H*, possit *B*.

127. Omnis gramaticus laceris paucis quoque pannis *H*,
Grammaticus vero tenuis, laceris quoque pannis *BFi*.

128. Visis erit studiis *H (gibt keinen rechten sinn)*, Ah obit in studiis *B*, Immoritur studiis *Fi*. 141. est hodie *H*, est aeris *B*. 142. est *H*, hic *B*. 144. laus insipienti *H*, laus omnis, habenti *B*. 146. Ut de gramaticis plures faciat *H*, Et mox nobilium plures faciet *B*.

13) *De victoria Parmensi.*

Den ruhmvollen sieg der stadt Parma über das belagerungsheer kaiser Friedrichs II *im jahre* 1248 *feierte vermutlich kurz nachher ein Parmenser magister scholarum und canonicus in drei lateinischen gedichten, die in einer Münchener hs. des* 13 *jh.s erhalten und zuerst von Hoefler in der Bibl. d. litt. ver.* 16, 2 (1847) 123*ff*, *nachher an verschiedenen anderen orten, ua. auch in den Mon. Germ. Scr.* XVIII 790*ff im anschluss an die Annales Parmenses maiores abgedruckt sind. der verfasser unseres stückes verrät über seine person nur, dass er ein begeisterter anhänger des papstes und bitterer hasser des kaisers gewesen ist. er hat weder die dinge an ort und stelle miterlebt, noch auf grund mündlicher berichte geschrieben, sondern eine schriftliche aufzeichnung als quelle benutzt. str.* 22, 1 *beruft er sich ausdrücklich auf den wortlaut einer solchen* (sicut vere didici ex tenore carte). *dieses schriftstück ist uns erhalten. ein vergleich ergibt, dass es nicht nur an der bezeichneten stelle, sondern das ganze gedicht hindurch als vorlage gedient hat. es ist ein schreiben, in dem* 'Potestas, milites et populus Parmensis' *der stadt Mailand die kunde von ihrer waffentat übermitteln und um beistand für den weiteren lauf der ereignisse bitten (gedr. bei Matthaeus Paris Hist. maj. Anglor., Addit.* 107; *hiernach bei Huillard-Bréholles Hist. diplom. Friderici Secundi.* VI 2 (1861) 591 *f*). *da sich die abhängigkeit des dichters von diesem briefe bis auf die einzelnen ausdrücke erstreckt, führe ich den in betracht kommenden teil der vorlage im wortlaut an und verweise in eckigen klammern auf die verse des gedichtes, bei denen eine entlehnung stattgefunden hat :*

Strenuis et prudentibus viris domino Bonefacio de Sal ... potestati, militibus et populo Mediolanensi, Philippus Vicedominus potestas, milites et populus Parmensis salutem cum gloria et honore. Laudes retribuimus [5, 1] Deo Patri Filioque suo Domino nostro Jesu Christo et Spiritui Sancto trino Deo et uni majestati et Virgini gloriose que non propter nostrorum exigentiam meritorum, sed propter suam clementissimam pietatem civitatem nostram protegit et defendit, regit, visitat et gubernat, sicut manifeste conspicimus in victoria triumphali quam die martis duodecimo februarii exeuntis [10, 1] contulit nobis Deus sue genitricis interventu [6 u. 7]. Quamvis enim mille quingenti de nostris ivissent inter Colornum et Bersellum [11, 1. 2] et preterea due porte in integrum .... et ille seviens draco [11, 3] qui per tantum temporis obsederat [8, 1] terram nostram, nos omnino crederet deglutire [12, 2], jam extra sua moenia cunctis militum et peditum suorum agminibus ordinatis, nos invocato Dei auxilio et Virginis gloriose [17, 1], cernentes quod potens est Deus deponere superbos et humiles exaltare protinus exivimus contra ipsos populos et milites universi, nequaquam nostra vestigia retardantes quoad usque dimicantes junximus nos cum eis, precedente vexillo cum forma Virginis pretiose [17, 2/3], cujus regebamur semita et ducatu. Et quamvis duriter a principio restitissent [21, 3], nos tamen invalescentes durius in eosdem confregimus, contrivimus et prostravimus ipsos omnes. Et descendens impius Fredericus per subterfugia [24, 4] tanquam latro [25, 1] dimisit suos et spolia sua prorsus [25, 2; 34, 3], ex quibus tria millia [34, 2] cepimus et plures. Cepimus quoque carrochium [33, 1] Cremonensium. Cepimus etiam menia [33, 2] que fecerat et omnia castra [33, 2] sua cepimus et habemus omnia sua que habebat. Interfecimus quoque Thadeum judicem suum [29, 3/4. 30], cubicularios [29, 2] et camerarios [29, 1], omnes nostros banneratos [31, 1] ... Tandem in civitatem regressi cum Dei laudibus et honore nostre disposuimus negotia civitatis, confidentes in illo qui est vera salus omnium atque virtus [35].

Nicht etwa nur den bericht über den gang des ereignisses, sondern selbst die einleitung des schreibens, das lob Gottes und der jungfrau Maria, durch deren fürbitte der sieg gewonnen, hat der dichter übernommen, indem er nach einer längeren apostrophe an den papst zum lobe des herrn und seiner jungfräulichen mutter

auffordert, die noch niemals einen im stich gelassen, der sich vertrauensvoll an sie gewendet, und jetzt auch wider die stadt Parma aus gröster not errettet habe. als datum des sieges gibt er den 12 tag vor ende februar (Fine februarii die duodeno) 1247 *an* [10, 1—3]. 1247 *ist ein irrtum statt* 1248, *der nicht vorgekommen sein würde, wenn der brief das jahr verzeichnet hätte. er hat aber nur den tag der schlacht festgehalten, und in der bezeichnung desselben* (die duodecimo februarii exeuntis) *ist ihm der autor getreulich gefolgt. es handelt sich um den* 18 *februar, der* 1248 *würklich der* 12 *tag vor schluss des februar war (vgl. die anm. bei Huillard-Bréholles). die beiden namen* Colornum *und* Bersellum *erscheinen im gedichte* [11, 1] *als* colluvium *und* bessillum; *statt* carrochium *ist* 33, 1 : carthocium *gelesen. — übrigens ist der brief nicht die einzige quelle des dichters gewesen. die poetische ausschmückung der erzählung mag seiner phantasie entsprungen sein, aber er berichtet auch über tatsachen, deren kenntnis ihm anderweitige quellen übermittelt haben müssen. dahin gehören vor allen die in dem schreiben nicht erwähnten, sonst aber vielgepriesenen taten des päpstlichen legaten Gregorius, denen die* 13 *strophe der dichtung gewidmet ist. von den drei triumphliedern des Parmenser canonicus schildert keines so genau den verlauf des kampfes wie das unsrige. das erste ergeht sich in ziemlich allgemein gehaltenen aufforderungen zum siegesjubel, während die beiden anderen umfangreicheren und weiter ausholenden mehr betrachtungen über den freudigen erfolg anstellen oder bemerkenswert erscheinende einzelheiten des geschehenen herausgreifen. alle drei sind in reinen vagantenstrophen gedichtet, wohingegen in dem vorliegenden stücke, wie in nr* 10 *der sammlung, mit* 3 *versen der vagantenstrophe ein hexameter bezw. pentameter (str.* 3. 16. 20. 30. 31. 33) *verbunden ist, der widerholt, namentlich in den eingangsstrophen, als echte auctoritas erscheint. in den rhythmischen zeilen ist so häufig tactwechsel angewant, dass nur wenige strophen von ihm freigeblieben, viele aber mehrfach betroffen sind.*

De victoria parmensi.

1 Cum ad verum ventum est veros per rumores,
papa pater, dominum laudes et honores
Superbos et emulos pellens detractores:
Inquinat egregios adiuncta superbia mores.

1, 4 *vgl. nr* 20 *dieser sammlung* 51, 4.

2 Gaude, pater omnium, et clementer ora,
quia per te dominus regens altiora
Subvenit ecclesie facta tamen mora:
Grata supervenit, quam non speravimus, hora.

3 Sancte pater, sanctior adhoc certe fies,
Dum tu pati gravia patienter scies;
post laborem dabitur tibi longa quies:
Non faciunt anni, quod facit una dies.

4 Nutu cuius oritur et occultat phebus,
frederico nocuit paucis in diebus,
qui mundum turbaverat multis speciebus:
Ludit in humanis divina potentia rebus.

5 Laudes retribuere domino debemus,
falsus cesar, decius, romulus et remus,
perdidit victoriam, quam nos retinemus:
Victorem a victo superari sepe videmus.

6 Licet sit brevissimus nostre vite cursus,
Graviter nos opprimunt hostium incursus,
Sed regina virginum nobis est succursus:
Ultimus est ad eam post omnia fata recursus.

7 Dum ad hanc recurritur matrem pietatis,
opem nulli denegat, sed succurrit gratis;
nuper prece populum parme civitatis
faucibus eripuit pia virgo draconis hiatis.

8 Hanc nuper obsederat hic draco versutus,
fredericus nomine, vir labe pollutus;
per hunc in imperio, quo est destitutus,
Vivitur ex rapto, non hospes ab hospite tutus.

9 Huic draconi perfido, crudeli et crudo,
non est ulla pietas neque mansuetudo;
dici potest verius, breviter concludo:
Non missura cutem nisi plena cruoris yrudo.

10 Fine februarii die duodeno
In anno millesimo atque ducenteno
quadrageno septimo vir plenus veneno
precipit arma capi, satietur ut ex alieno.

2, 4 *Horaz Epist.* I 4, 14. 4, 4 *Ovid Ex Ponto* IV 3, 49. 5, 4 *Cato Dist.* II 10, 1. 9, 4 *Horaz Ars poet.* 476.

11 Cum inter colluvium et bessillum forte
Ivissent cum pluribus parme due porte,
ille draco seviens sua ductus sorte
temptat, ut hanc capiat magna comitante cohorte.

12 Viso parme populus, quod hanc maledictus
deglutire satagit et eorum victus,
cum intrare nequeat aliter, conflictus
se parat ad pugnam, conculcet ut ictibus ictus.

13 Vir prudens gregorius, patrie legatus
a papa gregorio quondam destinatus,
procurans fideliter honorem papatus
affuit inter eos, vir ad inclita facta paratus.

14 Assunt vicedominus et potestas ville,
milites et populus mentis non pusille;
quilibet se reputat maiorem achille.
Omnibus unus erat princeps gregorius ille.

15 Hic ortatur populum prudenti sermone,
excitent ut virginem laudum actione,
Corde, voto, lacrimis et oratione,
Martis ut hos dubii dubio conservet agone.

16 Ad hec totus populus clamat 'deus meus,
amedeus, hodie non sis phariseus,
nunc tibi confiteor quasi miser reus!'
flectitur iratus voce rogante deus.

17 Virginis auxilio demum invocato
et eius ymagine vexillo signato
precedente aciem legati mandato
Se minime dubio metuunt exponere fato.

18 Populus parmensium utriusque sexus
permanet intrepidus, tutus, non perplexus,
dum ad preces virginis matris et amplexus
filius unicus est ad eorum comoda flexus.

19 Urbem cives exeunt et totum commune.
In hostiles acies instant oportune;
qui regit expositos dubie fortune,
Ille dedit phebo radios et cornua lune.

11, 2 *zur bedeutung von* porte *vgl. Du Cange s. v.* porta 1, *zusatz* (porta pro milium turba videtur accipi).

20 Sicut ordinatum est, vexillum precedit,
armata per ordinem acies incedit,
Clamat : 'hostem destrue, deus, qui nos ledit!
Materiam venie sors tibi nostra dedit.'

21 Tunc in hostes irruunt ac si sint securi
ex eventu dubio triumphi futuri;
hiis resistunt duriter hostes valde duri,
Ignari penitus, quod denique sint perituri.

22 Sicut vere didici ex tenore carte,
pugna gravis extitit ex utraque parte;
alterum persequitur alter in hoc marte:
hostis obest hosti, sic ars deluditur arte.

23 Hic opus est gladiis, ense vel cutello,
non est opus legibus, nota vel libello;
non auditur aliquis, si dicit 'apello!'
Non bene conveniunt in tali talia bello.

24 Diu dimicaverant in bello fatali,
necdum locus aderat fato triumphali,
quando draco seviens plenus doli mali
Cepit adire fugam subnixus equo speciali.

25 Tamquam latro latuit mente manens ficta
sua supellectili tota derelicta
genteque multiplici graviter afflicta,
Et sua falsa fuit demum victoria victa.

26 Attendens astrologos, signa et planetas,
persequens apostolos sanctos et prophetas
hic senex non cogitat, quod inter dietas
labitur occulte fallitque volubilis etas.

27 Parva gens parmensium hostium respectu
dimicant viriliter et cordis affectu,
quod patet ad ultimum ex rei effectu;
Quod periere viri nece nescio dicere nec tu.

28 Hostes parme populus persequens attente
fugat, necat, destruit duce fugiente
et vindictam recipit ab hostili gente;
Que resupina iacet parma victrice manente.

29 Duces, camerarios necat in pressura
nec cubiculariis parcit gens secura;

thadeus occiditur iudex nece dura,
Nil sibi tunc valuit civilia noscere iura.
30 De morte dolendum est iudicis thadei,
qui profectum publice procurabat rei.
Invictus, ut dicitur, adherebat ei,
Qui fuit ecclesie pestis amara dei.
31 Banneratos gladius ultos quosdam ferit,
quibus parma parcere nec curat nec querit;
cum istis infamia mortuis non perit:
pena potest demi, culpa perhennis erit.
32 Quos tenebat vinculis vel captivitate
de viris parmensibus carens pietate,
liberavit dominus sua potestate:
villa cremata fuit penitus parme feritate.
33 Cremona carthocium perdidit invita,
fredericus menia et castra munita,
villas, loca, spolia male acquisita;
Perderet et vitam, ni latuisset ita.
34 De suis militibus et gente privata
Parma tria milia tenet captivata
preter sua spolia nundum estimata:
Sic deus hec statuit fieri cum matre beata.
35 Obtenta victoria per summum victorem
Parme gens ad propria redit post laborem
Et ad laudem virginis cantat et honorem:
'Stirps Jesse virgam produxit virgaque florem.'

31, 1 *das durch correctur in der hs. verunstaltete erste wort des verses, von dem nur* Ba . . . tos *deutlich sichtbar, ist an der hand des briefes* Banneratos *zu lesen.* 31, 4 *Ovid Ex Pont.* I 7, 20. 35, 4 *hymnenanfang. vgl. Chevalier Repert. hymnol.* III 583.

14) *Conquestio Primatis expulsi de domo leprosorum.*

Anfang : Dives eram et dilectus.

Wright Mapes 64 *ff hat von diesem klagegedicht nach ms. Harl.* 978 (*H*[1]) *eine sehr unvollkommene ausgabe geliefert unter dem titel 'Golias de suo infortunio' statt des in der vorlage überlieferten kurzen 'Golias'. einen besseren text bot Hauréau, Not. et extr.* VI 128 *ff nach zwei Pariser hss.* (*nr* 16208 *und* 18570). *als den Primas, der sich in den versen widerholt selbst*

nennt und auch in der überschrift unserer hs. als verfasser bezeichnet ist, ermittelte Haureau einen canonicus von Orleans namens Hugo (primicier ou primat des écoles d'Orleans) aus dem 2 viertel des 12 jh.s, der nach dem berichte des canonicus Franc. Pippino von Orleans und nach eigener erzählung (hs. von Tours) eines tages seines canonicats beraubt wurde. einzelheiten dieses misgeschicks werden in dem gedichte weitläufig erzählt, doch vermögen wir uns kein klares bild von dem sachverhalt zu machen[1].

Lesarten von H. In der folge des textes von Haureau.

Der in diesem nicht strophisch gegliederten gedichte besonders naheliegenden versuchung, nach belieben verse auszulassen und einzuschalten, ist in den verschiedenen überlieferungen häufig nachgegeben. v. 7. quibus *HH^1*, Quorum *Haur.* 8 *fehlt.* 9. quis nec *HH^1*, quibus *Haur.* 10. sed horr. *HHaur.*, et horr. *H^1*. 12. infidelis *HHaur.*, homo procax *H^1*. 13 *fehlt HH^1*. 14.5 *umgestellt.* 17. Dacianus *HH^1*, Daciscanus *Haur.* 20. transvexit *HHaur.*, invexit *H^1*. 25. bonus erat *H*, erat bonus *H^1*, eram bonus *Haur.* 30. sed emunctus ab argento *H*, ut emunctus sum argento *H^1Haur.* 32. proiectus *H*, dejectus *H^1*, depulsus *Haur.* tormento *fehlerhaft st.* momento, *durch das* tormento v. 31 *veranlasst. ein solches versehen noch mehrmals in diesem gedichte* (v. 93. 122). 35. primas *HH^1*, prima *Haur.* 37. amplıori *HHaur.*, graviori *H^1*. 40. dignitate digniori *auf* traditori (39) *bezüglich, vielleicht ersatz für das durch* vestri *etwas anstöfsige, aber doch wol zu haltende* dignitatem vestri chori *H^1Haur.* 41. honesta *fehlerhaft st.* honesti *Haur., in H^1 fehlt d. vers.* 42. viliori *HHaur.*, meliori *H^1 fälschlich.* 44. *HHaur., fehlt H^1*. 50. collum mihi *H*, mihi collum *H^1Haur.* 52. fedo *H*, aegro *H^1Haur.* 56. Aberravi, sed pro deo *HHaur.*, Oberravi coram Deo *H^1*. 61 *fehlt H.* 62 *fehlt HH^1*. 63. vestrae memor *HH^1*, memor vestrae *Haur.* sanctitatis *HHaur.*, charitatis *H^1*. 66—68 *fehlen H.* 69 vrī (*undeutlich*) *H st.* vestris. ſatis *H* (*wie es scheint, jedoch das* ſ *undeutlich*) *H^1*. datis *Haur.* 74. pererro *HH^1*, percurro *Haur.* 75. quondam *HHaur.*, olim *H^1*. 84. et edoctus *H*, Eruditus *H^1Haur.* 87. tam in brevi iam despero *H*, jam in brevi, quod despero *H^1Haur.* 93. parvo *H st.* brevi, *wol wider durch* parvo v. 94 *veranlasst.* 94. ero *H*, erit *H^1Haur.* 95. quod si *HH^1*, Et si *Haur.* 97—100 *fehlen HH^1; sie sind nicht unverdächtig, da sie zur*

[[1] *herr prof. WilhMeyer hatte die güte, mir soeben einen abdruck des in den nächsten tagen erscheinenden zweiten teiles seiner arbeit über 'Die Oxforder gedichte des Primas magister Hugo von Orleans'* (*Göttinger nachrichten* 1907, 113*ff*) *zu übersenden. ich bedaure auf die hier* (158*ff*) *veranstaltete neuausgabe unsres gedichts mit reichem commentar nur noch hinweisen zu können.*]

einleitung der folgenden erzählung eingeschoben sein dürften. 102. passus *H fehlerhaft st.* pulsus. 106. a ministro ganimede *H m. einer der beiden Pariser hss., vielleicht eingesetzt statt des bestimmten namens:* a Willelmo Palimede *H'*, A Guillelmo Palamede *Haur. (m. der zweiten Pariser hs.).* 107 *fehlt dann HH'.* 112. mandata *HH'*, mandatum *Haur.* 117 *fehlt* clamantem *H.* dum adjuto *HHaur.*, Deus adjuto *H'*. 118. me putabam *H*, Ut putabam *Haur.*, rebar esse *H'*. 122. comes fui *H st.* pulsus rui, *abermals durch den ausgang des vorhergehenden verses verursacht.* 124 *fehlt.* 126 *fehlt HH'.* 130. dum adiuto *HHaur.*, Deus adiuto *H' (fälschlich, wie v.* 117*).* 132—5 *fehlen in H wie in den Pariser hss., Haur. hat sie Wright entnommen, obgleich er sie auch für wenig klar hält.* 137. scelus *HHaur.*, opus *H'*. 139—41 *fehlen H.* 143. dum *HHaur.*, qui *H'*. 144. appellaret *HHaur.*, appellabat *H'*. 145. aduocarȝ *verschrieben st.* adiutorem. 150. quo *HHaur.*, qua *H'*. ferre *H*, ferret *H'Haur.* 151. Accusatus est per factum *H, besser*: Accusabam turpem actum *H'Haur.* 155. accusatus (*so auch* 156) *H*, judicatus *H'Haur.* 156—60 *in der reihenfolge:* 156. 157. 159. 158. 160. 156 *fehlt in H'.* 157. magis non obedi (?) *H*; intus non resedi *H'Haur.* 160. quidquid sacre dedit edi *H*, qui quod sacrae datur aedi *H' Haur.* *mit* 160 *schliefst das gedicht in H wenig glücklich ab (darunter:* Explicit*), während nach den anderen überlieferungen* 161—4 *noch weitere vorwürfe gegen den verräterischen caplan erheben und auch der* Palamedes (Palimedes) *von v.* 106 *wider genannt wird. ob der schreiber von H bezw. seine vorlage wegen dieser anspielung auf eine bestimmte persönlichkeit, über die er sich vorher durch eine conjectur hinweghalf, die verse jetzt ganz fortgelassen hat? für ein streichen des folgenden appells an die mitbrüder* (165—77) *lag eigentlich kein grund vor, dagegen ist es sehr wol möglich, dass diese verse erst nachträglich angeflickt sind.*

15) *Petitio Primatis porrecta papae pro beneficio obtinendo.*

Anfang : Tanto viro locuturi.

Den ersten druck dieses klagerufs an den heiligen vater in Rom lieferte Flacius Illyricus 1 *ff unter dem langatmigen titel*: *'Querela eruditi et pii hominis, qua alloquitur Papam ostendens Praelaturas & bona Ecclesiastica teneri ab indoctis avaris & ignavis ventribus : contemptis interim & esurientibus iis, qui se doctrinae studiis dediderunt : petitque hoc malum à Papa emendari. Assignari tamen possunt hi rythmi Gualtero Mapes . . .' für die zuteilung des gedichts an Mapes stützte sich Flacius auf dessen Vita von Johannes Baleus, die er s.* 121 *ff zum abdruck bringt. bereits PLeyser (Hist. poetarum et poematum medii aevi* 779 *ff)*

konnte nach einer Leipziger hs. zahlreiche versehen des textes von Flacius berichtigen. später nahm Wright, auf Flacius fufsend, das stück unter die gedichte des WMapes (57 *ff*) *auf. neben den drucken bei Flacius und Leyser zog er Harl. ms.* 978 (*H*[1]) *heran. in der Pariser hs.* 8359, *jetzt* 3245 *erscheint das gedicht mit dem kurzen titel* Domino Papae *unter den* 10 *stücken des Gualterus de Insula, die Müldener veröffentlicht hat* (*Die zehn gedichte des Walther von Lille genannt von Chatillon.* [1859] 45 *ff*). *gegen die verfasserschaft des Walther v. Chatillon sind von Hauréau* (*Not. et extr.* VI 302 *f*) *bedenken geltend gemacht, die sich jedoch in der hauptsache auf acht, nur in einer Pariser hs.* (*Nouv. acquisitions* 11867) *überlieferte strophen stützen, welche sehr wahrscheinlich ein späterer zusatz sind* (*s. unten das lesarten-verz., nach str.* 15). *Paris hat aufserdem noch* 2 *hss.* : *Nouv. acquis.* 1544 *u.* 11412. *das in H dem Primas zugeteilte gedicht ist hier überall, wie auch in der Leipziger und Londoner hs., anonym. Hauréau hat zwei ausgaben geliefert:*

1) *Not. et extr.* II 35 *ff, auf grund der drucke von Flacius, Leyser, Müldener u. der* 2 *Pariser hs. Nouv. Acq.* 11412 *u.* 11867 (*unten Haur.* I *citiert*)

2) *Not. et extr.* VI 299 *ff, unter hinzuziehung von Paris Nouv. Acq.* 1544 (*Haur.* II).

Lesarten von H.

In der folge des textes von Haur. II. *die zahlreichen fehler von Flacius, die bereits von Leyser verbessert sind, werden nicht angemerkt. Wright hat zu anfang nach H*[1] *eine sonst nicht überlieferte strophe:* Nostri moris esse solet *etc, auf die zunächst str.* 3 *u.* 4, *dann* 1. 2. 5 *ff der gewöhnlichen überlieferung* (*der sich auch H anschliefst,*) *folgen.* 1, 4. Carum decet *H st.* Carum care, *unter aufgabe der würkungsvollen alliteration.* 5. simus caro *H, Leys., Müld., Haur.* (I *u.* II), caro simus *Fl., Wr.* 2, 1. quidem *H st.* enim. 5. Homo novus *H, Leys., Wr., Haur.*, Atque novus *Fl.*, et vir novus *Müld.* 3, 1. mundi mores *H, Fl., Leys., Müld.*, bonos mores *Wr., Haur.* 4. reprehendam *H, Wr., Müld., Haur.*, non defendam *Fl., Leys.* 5. et eis non condescendam *H u. die meisten*, Aut eos jam reprehendam *Fl.* 4, 2. veritatis *H u. d. übr., st.* lenitatis *Leys.* 5, 2. coram tanto quis ego qui *H, Leys., Müld.*, coram tantis? quis? ego qui *Wr.*, Coram Papa quis est [!] qui [*vers!*] *Fl.*, Coram papa? Quis ego, qui *Haur.* 6, 1. Quid nisi desertum mundus *H (mit tactwechsel)*, Quid desertum nisi mundus? *Leys., Wr., Müld., Haur.* I, Quid desertum mihi? Mundus *Haur.* II. 3. respuit *H, Fl., Leys., Wr.*, polluit *Müld., Haur.* 4. dici solet

H, Fl., Wr., Müld., Haur. I *(zu verbessern in:* dici dolet*)*, doci [!] dolet *Leys.*, esse dolet *Haur.* II. 5. quia qui iuvare solet *H*, Quia qui vernare solet *Wr., Müld., Haur.*; Nam quod fructum dare solet *Fl., Leys.* 7, 1. Qui solebat *H, Müld.*, Quis s. *Leys. (fehlerhaft)*, Quod s. *Wr., Haur.*, Debet mundus *Fl.* 5. affert *H m. d. übr. gegen* praefert *Haur.* II. 8, 4. Cum *H m. d. übr. gegen* Qui *Leys.* 9, 2. Canes, catti *H st.* canes muti. 3. gigantum fraterculi *H, Wr., Müld., Haur.* (gigantium *m. tactwechsel Leys.)*, Et Gigantes efferi *Fl.*, conservant *H, fälschlich st.* caocervant. 10, 2. Nil *H st.* Non. 3. id ipsum quod *H (tactwechsel) m. d. übr. gegen* Id quod prius *Haur.* II. 6. *Haur.* II *hat auch* nundum *st.* nondum, *wie H durchgehends.* 12, 4. Ipsi *H st.* isti. 13, 4. Vivunt leno *H, Müld.*, Vivit leno *Fl., Leys., Wr., Müld. (als conjectur)*, Vivit palpo *Haur.* I, Vive, palpo *Haur.* II *(und dann im folg. v.* tuis *st.* suis*)*. 14, 3. fert *H, Leys., Wr., Müld.*, Dat *Fl.*, Dant *Haur.* 4. quod est *H*, nec est *Fl., Müld., Haur.* I, non est *Leys., Wr., Haur.* II. 5. provehebant *H, Wr., Müld., Haur.*, provehebat *Fl., Leys.* 15, 1. Antiquitus et *H, Müld., Haur.* I, Antiquitus nam *Leys.*, Antiquorum et *Wr.*, Antiquorum nam *Haur.* II. 3. Declamantes *H, Leys., Wr., Müld., Haur.* I, Disputantes *Haur.* II *[1—3 fehlen in Fl.]. die acht von Haur.* I *u.* II *nach Paris. ms. Nouv. acq.* 11867 *zw.* 15 *u.* 16 *eingesetzten, aber sehr verdächtigen strophen, auf welche oben schon hingewiesen wurde, führen den gedanken aus, dass in der wissenschaft die juristen gegenwärtig völlig die oberhand gewonnen hätten, dass die artes von den leges überwunden wären.* 16, 1. Opulenti solent *H, Wr., Müld., Haur.* I, Opulenti solebant *(mit doppelsilbiger senkung) Fl.*, gloriosi solent *Haur.* II. 4. Seu *H fehlerhaft st.* Sive. 6. rore vitreo *H, Wr., Müld., Haur.* I, rore niveo *Fl., Haur.* II. *[bei Leys. fehlt 16]*. 17, 1. Super aquas *H, Fl., Wr.*, Si per aquas *Leys., Müld., Haur.* 4. sit *H, Wr., Müld., Haur.*, scit *Fl., Leys.* 5. michi scire *H, Leys.*, scire mihi *Fl., Wr., Müld., Haur.* 18, 2. scissus *H, Leys., Müld., Haur.*, caesus *Fl.*, sumptus *Wr.* de altari *H, Fl., Leys., Wr., Müld.*, ab alt. *Haur.* 19, 5. Jacob nostre (meae *Haur.* II) libertatis *H, Leys., Müld., Haur.* I. II, Jacob terrae libertatis *Fl.*, homo verae libertatis *Wr.* 6. prefigurat *H, Fl., Leys., Wr.*, praesignare *Müld., Haur.* 20, 5. quia nostras *H, Leys., Müld., Haur.*, Nostras enim *Fl.*, sic et nostras *Wr.* 21, 1. sareptene *H, Leys., Wr.*, Saraptenae *Müld.*, Sareptanae *Fl., Haur.* 5. digne deo digna *H, Wr., Müld., Haur., richtig st.* dora digne digna *Fl.*, dono digne digna *Leys.* 22, 2. per quod sanctus *H, zu verbessern in* et ter sanctus *Wr., Müld., Haur*; Pater sanctus *Fl., Leys.* 4. trium *H fehlerhaft st.* trinum. 5. ut *H fehlerhaft st.* Ruth. 23, 1. Sic involvit rota rotam *H, Müld., Haur., richtig st.* rotam totam *Fl.*, rota totam *Leys.*, Secum volvit rotam rota *Wr., der str.* 22 *u.* 23 *umgestellt hat.* 4. sic amictum parvipendit *H, Fl., Leys., Wr., Haur.* sic vinciri parvipendit *Müld.* 24, 2. a gentili *H m. d. übr. richtig gegen* a gentibus *Wr.* 5. diserto *H, Wr., Müld., Haur. richtig st.*

deserto *Fl.*, *Leys.* 25, 3. plus vacasse studio *H*, *Leys.*, vacasse tali studio *(mit tactwechsel) Fl.*, se vacasse studio *Wr.*, *Müld.*, *Haur.* 5. et labore *H*, *Fl.*, *Leys.*, *Müld.*, *Haur.* II, et in ipso *Wr.*, *Haur.* I. 26, 3. creditur post aspera *H*, Creditur plus aspera *Leys.*, Redditur post aspera *übr.* 4. ad romani sedem patris *H m. d. übr.*, ad istius sedem patris *Wr.* 5. ad sinus sancte matris *H (unhaltbar, da so das* ubera *im folg. v. in der luft schwebt)*, ad sacrosanctae matris *Fl.*, *Leys.*, *Haur.* II, ad sanctae Sion matris *Wr.*, *Müld.*, ad Sion. sanctae matris *Haur.* I. 6. reversus sum *H mit tactwechsel st.* Sum reversus. 27, 1. pastor *H m. d. übr. gegen* Papa *Fl.* 28, 2. si prebenda muneratus *H m. d. übr. gegen* Si sim ego muneratus *Fl.* 3. redditu *H*, *Wr.*, *Haur.*, reditu *Leys.*, *Müld.*, praebenda *(mit tactwechsel) Fl.* 4. Vivam licet *H m. d. übr. gegen* Licet detur *Fl.* 5. ut sic mihi *H st.* Saltem mihi. 6. studeam de proprio *H m. d. übr. gegen* Perseverem studio *Leys. am schluss hat Haureau* II *nochmals eine sonst überall fehlende strophe, deren echtheit widerum verdächtig ist.*

16) *Apocalypsis Goliardorum.*

Anfang : A tauro torrida lampade cinthii.

Die apokalypse gehörte trotz ihrer übermäfsig grofsen länge, trotz allen dichterischen schwächen und dunkelen stellen zu den beliebtesten stücken der vagantenlitteratur, so sehr entsprach die schilderung der himmelfahrt des dichters dem geschmacke der zeit, und so ausgiebig war hier das sündenregister der geistlichkeit, vom papst herab bis auf den einfachen mönch, geraten.

Bei Flacius Illyricus 125 *ff, der seinerseits wider auf JohBaleus fufst, trägt das werk den namen* Walther *Mapes : 'Apocalypsis Goliae pontificis, super corrupto sui temporis Ecclesiae statu, edita rythmis facetis, per Gualtherum Mapes Oxoniensem archidiaconum, circa annum domini* 1200'. *Flacius sind gefolgt in älterer zeit JWolf Lect. memorab.* I 430 *ff und Eccard Corpus hist. medii aevi* II 1851 *ff. in neuerer zeit Wright Mapes* 1 *ff, der* 16 *englische hs. nachweist und von* 7 *derselben,* 3 *Harleian mss.* (H^{1-3}) *u.* 4 *Cotton mss.* (C^{1-4}), *varianten verzeichnet. in den meisten derselben lautet der titel* Apocalipsis Goliae episcopi, *den Wright auch für seine ausgabe übernommen hat. in der Pariser hs.* 8359, *jetzt* 3245, *steht das gedicht als viertes unter den* 10 *stücken des Gualtherus de Insula* (*Müldener* 19 *ff*) *unter dem titel :* Contra Ecclesiasticos iuxta visionem Apocalypsis. *gegen die verfasserschaft der* **drei** *verschiedenen Walther, die für den von Müldener auf Walther von Chatillon gedeuteten namen Gualtherus de Insula in betracht kommen*

könnten, wendet sich Hauréau in Not. et extr. XXIX 2, 293 *ff*, *und liefert zugleich den nachweis, dass die* 10 *gedichte weder inhaltlich noch stilistisch ein und demselben verfasser angehören. unser stück möchte er am ersten noch dem dichter der Generalbeichte zuschreiben, dem Cölner canonicus im dienste Reinalds von Dassel. für seine ausgabe (ao.* 278 *ff*) *stand Hauréau aufser den drucken die Pariser hs.* 11864 *zur verfügung sowie vor allen die ihres alters wegen (ende des* 12 *oder anf. des* 13 *jh.s) besonders beachtenswerte vaticanische hs. Christ. reg.* 344, *deren beschreibung sein aufsatz gewidmet ist. eine Münchener hs.* (*nr* 416), *in der das gedicht als ein werk des Alanus* [*de Insulis*] *erscheint, verzeichnet Wattenbach Zs.* 15, 473.

Die überschrift von H teilt das stück keinem bestimmten verfasser zu, auch nicht dem Golias episcopus, der schliefslich nur ein gattungsname ist; sie macht es vielmehr ausdrücklich zum allgemeingut des Goliarden, indem sie ihm den titel Apocalipsis Goliardorum gibt.

Lesarten von H.

Es sollen hier nur die abweichungen von den drei neueren ausgaben von Wright (bezw. den von ihm verglichenen englischen hss. C^{1-4}, H^{1-3}*), Müldener und Hauréau verzeichnet werden. während in diesen drei texten das gedicht* 110 *in der folge genau übereinstimmende strophen hat, weicht H sowol in der zahl wie in der stellung derselben wesentlich ab. str.* 60. 98 *und* 99 *fehlen, dafür ist nach* 103 *eine wenig glückliche mit anklängen an* 105 *eingeschoben. die anordnung der übrigen strophen ist gegenüber der gewöhnlichen überlieferung folgende:* 1—9. 12. 13. 10. 11. 14—29. 32. 30. 31. 33—59. 61—97. 100—103. 104—110. *was den redactor zur umstellung veranlasst haben mochte, ist in den meisten fällen nicht zu ermitteln. bei* 10—13 *hat es offenbar seinem geschmacke mehr entsprochen, unter den männern des altertums, die dem dichter bei seiner himmelfahrt begegnen, erst alle poeten, dann alle prosaiker zu nennen. er lässt demgemäfs Lucan, Virgil, Ovid, Persius* (12), *Statius und Terenz* (13, 1—3) *vorangehn und den in der vulgata hinter den dichtern nachhinkenden Hippocrates* (13, 4) *überleiten zu Priscian, Aristoteles, Cicero, Ptolemaeus* (10), *Boethius und Euclid* (11). *das mochte etwas für sich haben, dagegen verrät die umstellung der str.* 30—32, *wenn sie beabsichtigt ist und nicht auf einem versehen beruht, eine durchaus unglückliche hand, da* 30/31 *sich unmittelbar an* 26—29 *anschliefsen müssen, indem sie gründe für die vorher geschilderte beschaffenheit der vier wesen anführen. auch für die auslassung von* 60. 98 *und* 99 *ist ein plausibeler grund nicht zu entdecken. da die niederschrift gerade*

dieses stückes auch im einzelnen bei H eine aufsergewöhnlich grofse anzahl von versehen aufweist, dürfte das fehlen der strophen gleichfalls auf einen irrtum des schreibers oder seiner vorlage zurückzuführen sein. die 30 ersten strophen des gedichtes liegen in H, wie oben bei der beschreibung des näheren angegeben, in zwei aufzeichnungen vor. wo diese von einander abweichen, soll die erste mit H^a, die zweite schlechtere mit H^b bezeichnet werden.

3, 1. inspicio HC^1C^2, *Müld.*, aspicio *Wr.* (*nach d. übr. engl. hs.*), *Haur.* 4, 1. micuit *HWr.*, *Müld.*, nituit *Haur.* 4. confusis (*in H^a aus* fufusis *hergestellt*) *verlesen st.* concussis. labiis *HWr.*, *Haur.*, labris C^1, *Müld.* 5, 1. Est *HMüld.*, *Haur.*, Hinc *Wr.* 4. venit *H fehlerhaft st.* vernat. 6, 3. et totum HC^1C^2, qui totum *Wr.*, *Müld.*, *Haur.* 4. respice HC^2, *Müld.*, *besser :* inspice *Wr.*, *Haur.* 7, 1. aperuit HC^2, *Müld.*, *Haur.*, exposuit *Wr.* 2. perspexeram *HWr.*, *Haur.*, *statt des unpassenderen* prospexeram *Müld.* 4. eya me *H st.* et tu me. 8, 3. devolvimur *HMüld.*, divolvimur *übr.* 10, 1. Hinc *H fehlerhaft st.* Hic. *in H^b* planis *verschrieben st.* palmis, *wie H^a richtig hat.* 3. demulcet *H m. d. engl. hss.*, *Müld. u. Haur.*, vi mulcet *Wr. nach Flac. Ill.* 11, 1. Taxat *H st.* tractat. numerabilia *HMüld.*, *Haur.*, innumerabilia *Wr.* 4. taxat *H fehlerhaft st.* trahit. 12, 2. cuneos *H fehlerhaft st.* aeneas. 4. procacem H^a, dicacem H^b, *auf* Persius *bezüglich, besser :* dicaces *übr.* 13, 2. detinuit me *H.*, detinuit (deleniit?) res *Haur.*, *Müld.*, delinuit res *Wr.* 14, 2. prefulgens sideri HC^2, *Müld.*, *Haur.*, vultus siderei *Wr.* 3. suspice *HWr.*, *Müld.*, suscipe *Haur. m. Flac. Ill.* oculos aperi *HMüld.*, *Haur.*, et coelos aperi *Wr.* 15, 4. ceolorum H^b, *fehlerh. st.* celorum H^a *m. d. übr.* auditu H^b *fehlerh. st.* aditu H^a *m. d. übr.* 16, 1. qui *HMüld.*, quod *Wr.*, *Haur.* 2. reverberaverat *H*, mihi reverberat *Müld.*, *Haur.*, inde reverberat *Wr.* 17, 1 Sed visa scripserat HC^1C^2, Visa conscripserat *Wr.*, *Müld.*, *Haur.* 3. scribis *H st.* scribes. eadem HC^1C^2 *st.* etiam. 18, 4. vox tube duct. *H st.* vel tube duct. 19, 3. vix H^b *fehlerhaft st.* vir H^a *m. d. übr.* 20, 3. instar justitie *HWr.*, *Müld.*, formam justiciae *Haur.* 21, 3. respicias *HHaur.*, aspicias *Wr.*, adpicias [!] *Müld.* 4. vota *H fehlerhaft st.* nota. facies HC^2*Haur.*; facias *Wr.*, *Müld.* 22, 2. Quod *H st.* quae. 23, 2. apparuit *H fehlerhaft st.* aperuit. 24, 3. et *fehlt* H^b, H^a *m. d. übr. richtig.* 25, 3. vituli *H fehlerh. st.* intuli. 4. perlegens *H st.* praelegens. 26, 3. decorat H^b *fehlerh. st.* dedecorat H^a *m. d. übr.* 4. in imis *H ohne sinn st.* nummis. 27, 1. iste *H st.* ille. 4. sagnatus H^b *fehlerh. st.* saginatus H^a *m. d. übr.* 28, 1. quod *H fehlerh. st.* quae. 2. dicit H^b *fehlerh. st.* dicitur H^a *m. d. übr.* 4. vescitur, *natürlicher als* vivitur. 29, 1. Est quod *HWr.*, *Haur.*, Est qui *Müld.* 2. dicamus *H fehlerh. st.* decanus. 3. reputat opus iustitie *H st.* operit forma iustitie. 30, 1. Isti *H fehlerh. st.* Ista. 2. inter *H st.* rerum. 4. perspiciunt *H*, *besser :* prospiciunt C^1C^2, respiciunt *Wr.*, *Müld.*, *Haur.* 31, 3. mirabili HC^1C^2 *st.* mutabili. 33, 1. genti *HWr.*, *Haur. besser als* gentis *Müld.* mutilae *HWr. st.* miserae. 2. mutilos *HWr. st.*

vitulos. 34, 1. miseriis *H fehlerh. st.* miseris. 4. defert *H st.* refert. 35, 4. mulgens *H Müld. st.* mungens. 36, 2. previus *H st.* devius. ducens *HWr., Müld.*, ducit *Haur.* 37, 3. qui solo *H*², cum solo *Wr., Müld.*, cui solo *Haur.* pendunt *H st.* pendent 38, 2/3 *umgestellt H.* 39, 2. viribus *HH*², vicibus *Wr., Haur.*, faucibus *Müld.* 3. de *H st.* a. 40, 4. Sed Polyphemus est iuris ad methodum *H (bis auf die umstellung von* iuris *und* ad *m. C¹C²H², Haur. übereinstimmend)*, et Pol. est ad artis metodum *Wr.*, sed Pol. est ad veri methodum *Müld.* 41, 2. est levius *HC¹*, levius est *(mit tactw.) Haur.*, est pondus *Wr., Müld.* 3. qui unum *HC² (mit hiatus) st.* unum qui. est reus *H st.* reus est. 4. nisi qui solverit *H st. des besseren* nisi resolverit. 42, 2. formans *HWr., Müld., Haur.*, format *C²H¹*. fallaciam *HC²H¹*, fallacias *Wr., Müld., Haur. beim zweiten wort also gerade das umgekehrte verhältnis wie beim ersten.* 43, 3. notat *H.* vocat *Wr., Haur.*, vacat *Müld.* 4. quod autem veneat venit *H st.* quam non inveniens venit ecclesia, *beides nicht recht klar. Müld. vermutet st.* venit : vendit. 44, 2/3. per . . . fortunam *HWr., Haur., besser als* prae ... fortuna *Müld.* 3. habeat *HWr., Haur.*, hauriat *Müld.* 4. omen *HWr., Haur.*, causam *Müld.* 45, 2. per genitivos scit *HWr., Müld.*, Genitivos sciat *(mit tactw.) Haur.* delictum *st.* dativos, *mit aufhebung des wortspiels* genitivos . . . dativos. 4. fratribus *HWr., Müld.*, fructibus *Haur.* 47, 2. qui *HWr. st. des besseren* Quae. iure *H fehlerh. st.* viro. 48, 1. iuris *H st.* viri. 2. facie [*vgl. v.* 4] *H st.* sanie. 3. virens *H Haur.*, furens *Wr., Müld.* 49, 3. est *fehlt HH*². 4. datis et venditis est concors Simoni *HWr., Müld.*, Dandisque venditis concors est Simoni *Haur.* 50, 1/2. sequens *und* lucri *vertauscht H.* 3/4 *umgestellt H.* magistri *H fehlerh. st.* magister. 51, 2. in falsis habitat *H st.* falsis inhabitat. 4. que pie *H Müld.*, qui pie *Wr.*, dum pie *Haur.* 52, 2. sic rerum *H st.* rerumque. 3. sedaverit monente *zu verbessern in* sedaveris monete. 53, 2. sed cum *H Haur.*, sed si *Wr., Müld.* 3. prurigine *H fehlerh. st.* pruriginem. 54, 1. promovet *H Müld., Haur*, promovit *Wr. ersteres besser zu* conterit *passend.* 2. cum *HWr., Müld.*, si *Haur.* 3. Tirii *H fehlerh. st.* Titii. 55, 2. aperuit *H Haur.*, arripuit *Wr., Müld.* 4. Sicque *H st.* Ad hoc. aperuit *H fehlerh. st.* apparuit, *durch d. ausgang von v.* 1 *veranlasst.* 56, 2/3. *umgestellt H.* 4. qui *H falsch st.* que. 57, 3. dum in montibus rodope *H; Wr., Haur. haben st.* montibus *das wol ursprünglichere* cotibus *bezw.* cautibus. *in C² ist zur erläuterung von* cautibus : vel montibus *an d. rand geschrieben.* dura Rodope cotibus *Müld.* 4. sceleris *H.* scelerum *Müld., Haur.*, scelorum [!] *Wr.* 58, 1. in sibimet in tanto *H, zu verbessern in :* ex sibimet innato *Wr., Haur.*, erraverint innato *Müld.* 2. possunt *H st.* possint. 3. quid *H fehlerhaft st.* quis. scribet *H Müld.*, scribae *Wr., Haur.* 59, 2. namque *H st.* nempe. 61, 1. adiungunt *H st.* lucrantur. 62, 1. ecclesie venduntur *H st.* ecclesias venantur. 2. mentio *H st.* quaestio. 3. in cuius *H Haur. st.* si cuius. fit *H st.* sit. 63, 1. In *HC*²

st. Hoc. 2. semel *H st.* semper. fit *HWr.*, ***Müld.***, sit ***Haur.*** 3. dicitur *H st.* ducitur. 4. *fehlt H.* **64**, 1. Tunc *H **Haur.***, Tum *Wr.*, ***Müld.*** 2. intonat *H st.* intonans. **65**, 1. Viso capitulo legi proverbium (prooemium *Wr.*, *Haur.*) *H* (*Wr.*, ***Haur.***), Viso prooemio perlegi folium *Müld.* 2. rerum *H st.* morum. 3. ut *H st.* vae. verum *H fehlerh. st.* rerum. **67**, 2. recte *st.* bene. **68**, 3. discat a populis *H*, discit a populo *Wr.*, ***Müld.***, Discit a plurimis ***Haur.*** 4. commissa minima *HWr.*, ***Haur.***, mala levissima ***Müld.*** **69**, 1. est *vor* deo *fehlerh. H.* 2. necem *H st.* mortem. 3. puerperam ***HWr.***, ***Müld.***, puellulam ***Haur.*** **70**, 1. turpiter *H st.* presbiter. **71**, 2. quod rerum animam persolvant decimam *H st.* quod rerum decima non salvat animam. 4. suo det *HWr.*, *Haur.*, solverit ***Müld.*** **72**, 1. Scit que vulpecula foveas *H*, *zu verbessern in* Scit quae vulpeculas fovea *H*[3] ***Haur.***, Sicque vulpeculas fovea *Wr.*, Utque vulpeculas fovea ***Müld.*** 2. nec *HWr.*, *Haur.*, non ***Müld.*** 3. infantes *H fehlerh. st.* animas, ***durch d. ausgang von v. 3 veranlasst.*** **74**, 1. Illud *H st.* Istud. 3. sublineαribus *H*, interlinearibus *Wr.*, *Müld.*, interlinaribus *Haur.* ***mit vermeidung doppelsilbiger senkung im 1 fuſs.*** **75**, 3. voluntas *H fehlerh. st.* voluptas. 4. contagio ***HC***[2]***H***[3], ***Müld.***, *Haur.*, collegio *Wr.* **76**, 2. iut *H fehlerh. st.* iura. 3. redditus *HWr. st.* reditus. **77**, 2. aut *H st.* vel. 3. singulis subjectis *HWr.*, *Müld.*, subiectis singulis [*vers!*] ***Haur.*** insidens *HWr.*, praesidens ***Müld.***, *Haur.* **78**, 4. opetorium *H fehlerh. st.* opertorium *C*[2], opertoria *übr.* **79**, 1. indagines *HWr.*, *Müld.*, imagines *Haur.* **80**, 1. fovet *H st.* regit. 3. admittat *H. fehlerh. st.* amittat. 4. prebenda *H fehlerh. st.* perdenda. **81**, 4. rerumque *H st.* et rerum. **82**, 4. sic suo quilibet *HH*[1], sic sors cuiuslibet *Wr.*, *Müld.*, Ut sors cuiuslibet *Haur.* **83**, 1. mensuram *H fehlerh. st.* tonsuram. respuit *H m. d. übr. gegen* despicit *Wr.* 3. librans liberos *HWr.*, ***Müld.***, liberos librans *Haur.* **84**, 1. Ad haec *HWr.*, *Müld.*, Post haec *Haur.* 3. ex agmine *H st.* examine. **85**, 3. fuitque *H* (*noch auf* dux *bezüglich*) *st.* stetique. **86**, 2. est quisque dux *HWr.*, ***Müld.***, *besserer vers als Haur.s* quisque dux est. **87**, 2. ratio *H st.* passio. **88**, 4. prona *H fehlerh.*, pronis ***Müld.***, pronus *Wr.*, ***Haur.*** **89**, 1. habeant cor tritum *H st.* cor habent contritum. **90**, 2. creberrime *H st.* celerrime. 4. spumosus *H st.* spumoso. **91**, 1. cenam *HC*[1]*H*[2]*H*[3] *st.* cenas. 3. attollit *H st.* extollit. 4. quam dissonis acclamat *H st.* grandisonis exclamat. **92**, 3. O ho *H*, he o *Wr.*, ***Müld.***, Hae *Haur.* 4. stirpi *H st.* stirpis. nos prole *H*, prole nos *Wr.*, ***Müld.***, proles nos *Haur.* **93**, 4. ha sic *H st.* ha hi. **94**, 1. ulla *H fehlerh. st.* illa. 3. sic nulla est lis vel contentio *H* (*m. hiatus*). hinc esset lis et contradictio *Wr.*, ***Haur.*** (***Müld.*** cessat *st.* esset). 4. totum *HHaur.* (*der aber st.* ad : sed ***und st.*** bibitur : bibatur [*tactw.!*] *hat*) *st.* plenum. **95**, 1. faciunt *H st.* statuunt. 3. sed sine *HFlac.** (*cfr. Wr.*), sic sine *Wr.*, ***Müld.***, Et sine ***Haur.*** 4. et replent *HWr.*, ***Müld.***, replentque ***Haur.*** **96**, 3. sicut pica pice *H*, ut pica picae ut (vel) *Wr.* (***Müld.***), ut picae

pica vel *Haur.* 4. cui *HWr., Müld.*, queis *Haur.* incendium *H fehlerh. st.* ingenium. 97, 1. Hanc *H fehlerh. st.* His. dentium mola *H (mit tactwechsel) st.* mola dentium. 4. calorem *H st.* colorem. noxium *HWr., Müld.*, noctium *Haur.* 98/9 *fehlen H.* 100, 3. Cui si datur *H st.* qui si quid datur (detur). 102, 1. De die decies *H st.* Die tripudians. 4. dei vir *H Müld.*, vir dei (*mit tactw.*) *Wr., Haur.* 103, 2. *zu anfang lücke, dann* : in manibus *H*, dux meus manibus *übr.* 3. describens *H st.* discerpens. *nach str.* 103 *in H ganz unpassend folgende variation von* 105, *die trotzdem noch nachfolgt:*

Qui raptus fueram ad celum tertium,
hiis gestis deferor ad summum nubium,
Et quod mirabile vidi misterium,
satis aperui cuique mortalium.

vielleicht hat sie in einer vorlage als ersatz für 105 *am rande gestanden und der betreffende abschreiber, der überhaupt in dem ganzen stücke kein allzu grofses verständnis verrät, — es wurde schon darauf hingewiesen, dass der fehlerhafte text nicht auf den schreiber von H geschoben zu werden braucht — sie als mit zugehörig betrachtet.*

105, 2. adusque tertium *H st.* usque ad tertium (*mit hiatus*). 106, 3. consilia *HWr., Müld.*, magnalia *Haur.* 107, 1. videram *HWr. st.* noveram. 2. magni consilii *HWr., Müld.*, sancti palatii *Haur.* 3. proponunt *HWr., Müld.*, apponunt *Haur.* 4. lethea *H fehlerh. st.* lethei. laticem *HWr., Müld.*, calicem *Haur.* proponunt (*vgl. v.* 3) *H fehlerh. st.* propinant. 108, 1. papaveram *H (fehlerh.) st.* palpaveram *Müld.*, comederam *Wr., Haur.* 2. infundi *H Flac.* st.* infudi. 4. scire de *H*, nosse de *Haur.*, nosse cum *Wr., Müld.* 109, 2. conscius *H st.* nuntius. 3. scripserit *H (mit tactw.) st.* inscripsit. 4. hec ... securius *H st.* hoc ... fidelius. *unterschrift in H* : Explicit apocalypsis goliardarum.

17) *Principium magistrale.*

Wie in dem princ. mag. nr 10 *dieser sammlung bildet auch hier den mittelpunct des gedichtes die erzählung von der erscheinung einer beraterin im traume des neuen magisters. wider ruft der dichter zu beginn Gott vater, Gott sohn, den hl. geist und die Jungfrau Maria um beistand an, diesmal auch noch das hl. kreuz Christi. nachdem er hierauf den erlauchtesten der versammlung besonders angeredet* positis pro nomine signis, *wendet er sich an die gemeinschaft der anwesenden doctoren und bittet, ihm gewogen zu sein und anzuhören, weshalb er sich um das magisterium beworben habe: er ist an einem sommertage in der frühe in einen prächtigen hain gegangen und durch den lieblichen gesang der nachtigall in schlaf versenkt — dasselbe motiv wie in dem oben*

genannten stücke. wie er aber einmal aufgeschreckt um sich geblickt, hat er die grammatik auf sich zukommen sehen. er ist indessen wider eingeschlafen — ein nicht besonders glücklicher gedanke, bei dem man fast an einen fehler der überlieferung glauben sollte — und hat weitergeruht bis zum ende der nacht. da endlich ist er völlig erwacht und hat nunmehr die grammatik an seinem lager erblickt. 'sei gegrüſst, o bruder!' hat sie ihn freundlich angeredet und ihm die frohe botschaft verkündet, dass sie ihm das regimen scholarum zu übergeben gedenke, in dessen besitz er schon längst hätte sein können. nach ehrfurchtsvollem gruſse hat er versichert, dem officium magistrale nicht gewachsen zu sein, sondern erst noch weiter lernen zu müssen. diese furcht hat jedoch die grammatik leicht zu verscheuchen gewust, und nachdem sie dem zaghaften vorgehalten, wie töricht es sei, immer als armer schlucker weiterzuleben, anstatt ein einträgliches amt zu übernehmen, hat er endlich den entschluss gefasst, sich um die magisterwürde zu bewerben. wie der vortragende des früheren princ. mag. betonte, dass er misgunst nicht zu fürchten hätte, so nimmt auch der unsrige nach beendigung der erzählung veranlassung, sich mit einem neider abzufinden (str. 31—33), *um hierauf zu erklären, dass es an der zeit sei* finire ludibria (34). *es folgt dann noch eine schlussstrophe* (35), *deren erklärung schwierigkeiten macht. sie beginnt :* Hiis dictis subticuit (*s. unten den text*). *es fragt sich, wer hat gesprochen und was hat er gesagt? die sätze* Finire ludibria — mea natat prora *gehören sicher noch dem magister an, wahrscheinlich auch dazu das :* hactenus invidiae respondimus *in dem gedankenlos Ovid Rem. am.* 397 *entlehnten vierten verse von* 34. *es bleiben also nur die beiden worte* Attrahe lora! *übrig. wir müssen uns notgedrungen denken, dass jemand — aber wer? — dem dichter diese aufforderung zugerufen hat in dem sinne, dass er die zügel des magisteriums nunmehr anziehen solle. wenn nicht der* 4 *vers von str.* 35 *mit dem ausgang:* cur excusatus abirem *auf den abschluss des ganzen deutete, läge die annahme nahe, dass die strophe oben nach der ersten rede der grammatik* (*str.* 18) *einzufügen wäre. sollten die verse überhaupt nicht in dieses gedicht gehören? — wie in nr* 13 *sind wider* 3 *verse der vagantenstrophe mit einem hexameter oder pentameter vereinigt, doch sind hier die ersten künstlicher gebaut — indem sie mit* 2 *ausnahmen* (17, 2, *wo aber vielleicht* spatium *in* spatio *zu ändern ist, u.* 26, 3) *neben dem endreim auch cäsur —*

reim aufweisen. mag tactwechsel, mit mafs angewendet, eine willkommene abwechslung in den gleichmäfsigen fluss der verse bringen, der dichter dieses stückes hat sich in seinem gebrauche derartig gehn lassen, dass die zeilen zum grofsen teile wenig ansprechen. man lese zb. 9, 3. 10, 1. 19, 3 *u.* 27, 3, *wo in beiden vershälften der tact wechselt.* 29, 2 *hat im zweiten teile nur* 5 *silben. vielleicht ist hier* me *ausgefallen.*

Principium magistrale.

1 Cunctipotens genitor, princeps maiestatis,
occultorum cognitor ime deitatis,
tu mee dispositor esto voluntatis,
huc ades et dubie dirige vela ratis!

2 Consolator optime, criste, fili dei,
dulcis hospes anime, dulcis requiei,
da michi, piissime, donum huius rei,
quod possim cepta pondera ferre mei!

3 Veni, sancte spiritus, quia ni venires,
non auderem penitus tantas aggredi res;
rege meos aditus, michi nunc aspires
dans michi te placidum, dederis per cetera vires!

4 Virgo dei filia, mater salvatoris,
parem, paris nescia virgo singularis,
Sensum et eloquia michi largiaris:
Alma fave ceptis stella maria maris!

5 O crux admirabilis, o crux triumphalis,
arbor una nobilis, nulla fuit talis!
Spes incomparabilis, spes inundialis,
Me, precor, attollas virtutum quatuor alis.

6 Doctor pollens moribus preconio dignis,
cuius lucet actibus caritatis ignis,
fave meis precibus, prudens et insignis,
Scis bene, cui dicam positis pro nomine signis!

7 Vos, doctores nobiles, vos affectu vero
satis precor faciles, nam quod precor spero,
este favorabiles, nil aliud quero
perpetuusque anime debitor huius ero.

8 Cur regimen capio, forte michi quedam
fiet prius questio, quam ultra procedam;

2, 4 *l.* cepti *R.*

ergo magisterio quare sic attendam,
Si vacat et placidi rationem ammittitis, edam.

9 In estatis tempore matutinis horis
spatiabar nemore quodam pleno roris;
Ludebat sub arbore fons vivi decoris,
Temperie cuius capior specieque liquoris.

10 Fluebat murmuribus fons ille iocundis,
ludebat in partibus calculus profundis;
capris, feris, avibus non tactus immundis
fons erat illimis, nitidis argenteus undis.

11 Hunc ab omni latere silva precingebat,
que sole tepescere locum prohibebat.
Me iuvabat visere locum, qui virebat:
Gramen erat circa, quod proximus humor alebat.

12 Locus erat avium circumcirca plenus
dulciter cantantium cantus omne genus;
omnibus hoc studium, nullus alienus:
Me subicit sompno philomene cantus amenus.

13 A me motu penitus curarum eiecto
sompno fui deditus in cespitis lecto;
a quo postquam concitus huc et illuc specto,
Gramaticam vidi venientem tramite recto.

14 Noctis erat medium, luna relucebat
et in meo radium thoro dirigebat;
nulla me tunc anxium cura faciebat,
publica me requies curarum sompnus habebat.

15 Me noctis ad ultimum tandem experrecto
quendam motum minimum subaudivi recto
instansque quam plurimum huc et illuc specto:
Gramaticam vidi sensique accedere lecto.

16 Hec existens cominus michi dixit: 'ave,
o frater, quem dominus tueatur, ave!
audire me protinus non sit tibi grave
Et quod non opus est neve loquere, cave!

17 Gramatice, fluvio trium specierum
Me percurris spatium multorum dierum;

10, 1 jocondis *H: der reim erfordert* iocundis. 13, 1 moto
14, 4 *Ovid Ex Pont.* III 3, 7. 17, 2 pcui9 *H. aber undeutlich.*

Cur te visam, senio dicam tibi verum:
En ego letarum venio tibi nuntia rerum.

18 Cum sis dignus spargere semen doctrinarum,
tibi volo tradere regimen scolarum.
Honus quondam sumere debuisses harum:
Propaganda etenim est rerum doctrina bonarum.'

19 'O lux et fons artium, decus triviale,
aptum ad officium non sum magistrale!
revereor nimium incipere tale,
de quo fama volans murmuret inde male.

20 Doctorum officiis hiis est insistendum,
quorum dogma nesciis est proficiendum,
sed michi de aliis quid sit faciendum,
Non michi sunt vires adimo michi iusque regendum.

21 Quis regimen capiat, in quo labores scit,
si male sufficiat, si docere nescit?
armis abrenunciat, qui non convalescit
Indoctusque pile deciique trocique quiescit.

22 Multum est decentius non doctorem geri,
quam regentem citius iuste derideri;
hinc est michi melius adhuc edoceri,
quam merear doctor delirus inhersque videri.'

23 Tunc ait gramatica: 'frater, quid vereris,
pro re fere modica cur sic deterreris?
hec in corde publica verba recorderis,
fac tamen incipias: sponte disertus eris.

24 Facti, cum incipies, medium habebis,
ergo semper audies et nunquam docebis?
Sis audax! quod cupies, totum adimplebis:
Grande aliquid si velle tenes, et posse tenebis.

25 Tu multum deprimeris iugo paupertatis,
qui regendo poteras acquirere satis.
Cur igitur pateris dampnum egestatis?
tolle moras: semper nocuit differre paratis!

26 Nullus habet pretium, nisi lucro vacet,
pauper parit tedium, dives autem placet;
dives multum loquitur, pauper vero tacet,
dives honoratur, pauper ubique iacet.

27 Paupertatem fugias, que te diu pressit,
magistratum capias: multum lucrum gessit!
Sic laudo, quod facias, sic volo quod res sit!'
finierat monitus nec plura locuta recessit.

28 Inter omnes monitus postquam recollegi,
quod eram suppositus paupertatis legi,
de lucro sollicitus ultra non ambegi:
Sumpsi animum gratesque deo non territus egi.

29 Patet ergo ratio, quare representem
in doctoris solio nimis egentem;
honoris ambitio non allicit mentem:
Non honor est sed honus species lesura ferentem.

30 Scolarum presumere nollem me rectorem
adhuc ita propere, nisi pauper forem;
fructum volo querere lucri vel honorem:
Non habet unde suum paupertas pascat amorem.

31 Invide, te miserum alloquor extreme:
me reputas stolidum, malum dicis de me.
O venenum aspidum, linguam tuam preme!
Et tua perpetue, livide, dampna geme!

32 Invidus me laniat dente fraudulento,
alterius inhiat semper detrimento;
ob hoc catho nunciat suo documento:
Invidiam nimio cultu vitare memento.

33 Lividus invidia semper timet nimis,
ne quis ad sublimia veniat ab imis;
sed eius malitia torquet hunc a primis:
Invidus alterius rebus macrescit opimis.

34 Finire ludibria tempus est et hora,
ne vobis fastidia gignat longa mora,
aqua iam in alia mea *natat* prora;
hactenus invidie respondimus. 'attrahe lora!'

35 Hiis dictis subticuit; que cum exaudirem,
mihi cor intremuit, quia pauca scirem.

25, 4 *Lucan.* I 281. 29, 4 *Ovid Her.* 9, 31. 30, 4 *vgl. W'r Mapes s.* 159 (Missus sum [*nr* 20 *dieser sammlung*] v. 200). 32, 4 *Dist.* II 13, 1. *vgl. Carm. Bur.* LXXIV ^{2} 5. 33, 4 *Horaz Epist.* I 2 *vgl. Carm. Bur.* LXXIV ^{2} 2. 34, 3 vacat *H.*

Me dubium tenuit, utrum consentirem,
Ista tamen dixi, cur excusatus abirem.

Explicit.

18) *De transfretantibus.*

Die meerfahrer sind die teilnehmer an dem unglücklichen kreuzzuge Ludwigs des Heiligen. da der aufbruch des königs als unmittelbar bevorstehend bezeichnet wird, muss das gedicht kurz vor august 1248 *entstanden sein. bereits ende* 1244 *hatte Ludwig, von schwerer krankheit genesen, das gelübde des kreuzzuges getan, aber fast* 4 *jahre lang zogen sich die vorbereitungen hin. diesmal war eben wenig allgemeine begeisterung für eine kreuzfahrt vorhanden, und es bedurfte eifriger werbung, um sie zustande zu bringen. diesem zwecke ist auch unser lied gewidmet. der dichter war Franzose, denn er nennt den könig* 6, 2 : noster dominus, 7, 1 : nostrum dominum. *die gründe seiner aufforderung sind geistliche erwägungen, denen auch der papst und seine prediger ausdruck zu geben pflegten : um vergebung für unsere sündenschuld zu erlangen, müssen wir das kreuz erheben. Christus ist für uns geboren und um unserer fehler willen am kreuze gestorben. für ihn sollen wir also einmütig ins feld ziehen! zu diesen beweggründen kommt diesmal noch ein ganz besonderer : Frankreichs berühmter könig ist von Christus selbst ermahnt worden, übers meer zu fahren. durch göttliche vorsehung war er bis auf den tod erkrankt, jedoch der herr hat ihn in seiner barmherzigkeit gerettet. nun befiehlt unser könig, dass wir ihm folgen sollen : diesem rufe müssen wir gehorchen. sollte nicht jeder dahin eilen wollen, wo Christus vom tode erstanden und zum himmel aufgefahren ist?*

Die verstechnik des liedes steht aufsergewöhnlich tief. die strophen bestehen aus 4 *durch die cäsur in zwei gleiche teile zerlegten, durch end- und (mit ausnahme von str.* 1 [*aabb*]) *auch durch cäsurreim verbundenen langzeilen, deren grundschema zwei jambische achtsilbler sind; indessen werden die regelmäfsig gebauten halbzeilen von solchen mit tactwechsel in der form* – ◡ – ◡ ◡ – ◡ – *oder* – ◡ ◡ – ◡ – ◡ – *an zahl übertroffen, so dass die technik fast auf silbenzählung hinausläuft, wie sie dem französischen dichter von seiner nationalen poesie her geläufig war. dreimal hat er sich, so vorsichtig die Romanen auch sonst in diesem puncte waren, hiatus in der zeile gestattet :* 5, 2. 7, 3 (*mag das* ne *der*

hs., welches einen siebensilbler ergibt, zu halten oder nonne *zu lesen sein) und* 7, 4. *die letzte stelle, an der mit dem hiatus auch noch doppelsilbige senkung zusammentrifft, ist jedoch nicht auf rechnung des dichters zu setzen, da er hier, wie widerholt in den vorhergehenden strophen als* 2 *halbzeile des verses den anfang eines bekannten hymnus würkungsvoll eingesetzt hat* (1, 4. 2, 4. 3, 3. 4, 4. 6, 4. 7, 4. *vgl. Chevalier Rep. hymn.).*

Die 1 *halbzeile des gedichts klingt an die eingangsworte des hymnus* Amore summi numinis *an; mit* Eya fratres (6, 4) *beginnt eine ganze anzahl beliebter hymnen.*

De transfretantibus.

1 Amore summi iudicis
atque rerum opificis
Et parentes et patriam
culpe querendo veniam
crucem debemus tollere
nomine derelinquere
et iherusalem petere
iam lucis orto sydere.

2 Reges, principes, comites,
duces, barones, milites,
Cives, burgenses, pedites,
Crucem levando comites
dominatores gentium,
ad exemplar fidelium,
suscipite remedium
primo dierum omnium.

3 Pro nobis cristus nascitur
matre manente virgine;
Cristus in cruce patitur
pro solo nostro crimine.
Nos unanimes igitur
a solis ortus cardine
vindicemus, qui moritur
pro humana propagine.

4 Rex francorum, rex inclitus,
vite pretiosissime,
dei gratia preditus
parat elegantissime
transfretare, qui monitus
a te, criste piissime,
crucem sumpsit divinitus,
eterne rex altissime.

5 Rex francorum dignissimus
divina providentia
egrotavit, ut novimus,
usque ad mortis hostia:
Sed cristus rex piissimus
sua mysericordia
suscitavit, ut credimus,
beata nobis gaudia.

6 Adest en ecce terminus:
tempus diesque subeunt,
quibus rex, noster dominus,
et fratres eius adeunt
templum cristi, qui protinus
oceanum pretereunt:
eya, fratres, comnius
vexilla regis prodeunt!

7 Ergo nos plebs indomita
regem nostrum, qui properat
per colles et per compita,
sequamur, nam sic imperat;

3, 3 ortu *H* 4, 4 suscepit *H.* divitus *H*

omnis mente composita illuc *nonne* accelerat,
unde rex vita reddita iam cristus astra ascenderat?

Explicit.

7, 3 ne *H*.

19) *Comoedia de adventu Antichristi.*

Anfang : Dum contemplor animo seculi tenorem.

Auch diese satire auf die schlechtigkeit der zeit ist in die form einer vision gekleidet. der dichter wohnt im geiste einer versammlung der furien und dämonen bei und hört den Antichrist mit Alecto und Tisiphone über den untergang der welt verhandeln. der englische könig Heinrich II, *der einen Thomas Becket töten liefs, und der deutsche kaiser Friedrich* I *werden als würdige vorläufer des Antichrists gebrandmarkt. in einem schlusswort fordert der herr der unterwelt die furien auf, sich in die winkel der welt zu zerstreuen und alle mit sich hinabzuziehen in die tiefen der hölle; er werde ihnen nachfolgen, wie er es gelobt habe.*

Das gedicht steht in der schon mehrfach angezogenen Pariser hs. nr 3245 *unter den* 10 *gedichten des Gualtherus de Insula und ist von Müldener* 40 *ff abgedruckt. H liefert eine kürzere fassung, indem sie die Müldenerschen strophen* 4, 18 *und* 25, *welche alle drei nicht nur entbehrlich sind, sondern auch den verdacht einer unglücklichen interpolation erregen, übergeht. mag H auch durch mehrere versehen entstellt sein, so bietet sie dafür anderseits an zahlreichen stellen die richtige lesart, wo Müldeners vorlage einen fehlerhaften text aufweist.*

Lesarten von H.

2, 1. 2. ylem *und* iubes *umgestellt.* 3. comparas *st.* copulas. 5, 3. et tinnitu *st.* sonituque. 6, 4. licuit insanire *mit doppelsilbiger senkung st.* libuit coire. 7, 1. furentum *st.* silentum. 2. sororum trinitas *st.* soror Trinacria. 3. que *st.* qui. 8, 1. nec *st.* non. eleationis *fehlerh. st.* elationis. 2. nequitie filius *m. tactw. st.* filius nequitie. 3. secabat *st.* secabit. 9, 1. facie preminens armata *richtig st.* faciem prominens armata. 3. unde quasi tonitrus *verständlicher als* verum ut tonitruum. 4. vox interrumpens *mit doppelsilbiger senkung st. des vorzuziehenden* vox erumpens. 10, 1. Pape *richtig st.* Papa. 2. statum *fehlerh. st.* fatum. 3. pando *fehlerh. st.* pande. exiturum *richtig st.* extiturum. 4. beelsebu *st.* Beelzebub. 11, 2. dissentio *fehlerh. st.* dissensio. 3. tumuerunt *richtig st.* timuerunt, *für das Müld.* irruerunt *conjicierte.* 4. cristum *richtig st.* ipsum. nimis *richtig st.* minis. 12, 1. Miserens misereor recolens *st.* Miseranter miseror miseros. 4. instituam *st.* restituam. iudea iudeos *mit*

doppelsilbiger senkung st. Juda Judaeos. 13, 2. feras *st.* seras. federa *richtig st.* sidera. 14. 1. excita *st.* accita. 15, 1. et demonum *st.* demonium. 16, 1. Ut *fehlerh. st.* Et. quaeris *fehlt.* 2. reprobum *st.* perversum *mit tactw.* 3. triplici qui *st.* qui triplici *mit tactw.* 17, 1. sinone *st.* Simone. 2. quis ... ventilat *st.* quid ... ventilas. 4. rex vere *st.* re vera. 19, 2. 3 *umgestellt.* 2 defricata *st.* desiccata. 4. que *st.* quod. 20, 4. hoc *st.* haec. debachare *(vgl. Du Cange) st.* debachari. 21, 1. Cui *st.* O cui. cruciare, *wie Mūld. schon statt des fehlerhaften* conciare *seiner hs. vermutete.* 2. insipientem *mit auftact st.* impotentem. 3. Cum *st.* dum. 22, 1. nostre *st.* tuae. 3. Cum prelatis principes, *dem* praelati cum reprobis *vorzuziehen.* 23, 3. Caput mundi *st.* mundi caput. scismata *fehlerh. st.* schismate. 4. et pluraliter *gut, während Müld.s* a veritate *keinen richtigen vers ergibt.* 24, 1. novisti, *besser als* vidisti. 3. scismaticam gentem perfecisti *st.* scismaticae genti praefecisti. 26, 1. auditis *st.* commota. 2. post tumultum *st.* prae tumultu. 27, 1. cahos absortum, *gegen den reim verstoſsend st.* chaos austerum. 2. discerne *st.* disserere. 4. panditur, *durch* panditur *in v.* 4 *veranlasst, st.* cognitus. 28, 2/3 *umgestellt.* 2. Suffocabo penitus *st.* cum terris abstulero. 4. Michi rachel *st.* Rachel mihi. 30, 1/2 *umgestellt.* 2 (= 1 *in H)* Ite mei complices ite gentium dii *(einsilbig) st.* ad vos omnes trahite in centrum profundi. 3. factus *richtig st. des unsinnigen* sanctus.

20) *Comoedia magistralis redarguens vitia.*

Anfang : Eliconis rivulo modice respersus.

Es gibt zwei ältere ausgaben : 1) *Wright Mapes* 159*ff unter dem titel : 'De pravitate saeculi'*; 2) *Müldener* 37*ff* : *'Contra statum ecclesiae depravatum'. für dieses stück trifft nach den untersuchungen Hauréaus Not. et extr.* vi 295*f die von Müld. angenommene verfasserschaft Walthers v Chatillon zu.*

Paris besitzt außer der von Müld. benutzten noch 3 *copieen des gedichtes, sämtlich ohne nennung des verfassers : nr* 11412. 11867 *und Nouv. acquis.* 1544. *vgl. Hauréau Not. et extr.* ii 42*f,* vi 292*ff. unter zuziehung dieser* 3 *hss. hat Hauréau* vi 293*ff eine neue ausgabe veranstaltet.*

Das erste der 10 *von Müld. veröffentlichten Pariser gedichte des Gualtherus de Insula ist :* Missus sum in vineam, *das zweite :* Multiformis hominum, *das sechste unser :* Heliconis rivulo. *diese drei stücke, die sowol im inhalte (dem gedanken, dass die welt aus den fugen sei und die sünden der geistlichkeit die schuld daran trügen) als auch in der form (3 zeilen der vagantenstrophe + metr. vers) übereinstimmen, sind in den verschiedenen überlieferungen*

häufig durcheinandergemengt, so sind zb. in Harleian-ms. 978 *ua.* Missus sum, Heliconis rivulo *und mehrere strophen anderer gedichte zu einem stück von* 52 *strr. vereinigt (Wright* 152 *ff. anf.* : Missus sum). *dieselbe hs. hat aber auch* Heliconis rivulo *allein als besondere nummer (s. oben, Wright* 159 *ff). in Sloane ms.* 1580 *sind aus den* 3 *gedichten* 4 *gemacht, indem die strophen bunt durcheinander gewürfelt und sogar ein und dieselbe in variation an zwei oder mehr stellen verwendet wurde (vgl. Hubatsch* 72*). in der ganzen vagantenlitteratur gehn die überlieferungen nur sehr selten so weit auseinander, wie in diesen* 3 *voller interpolationen steckenden dichtungen. der text von Hauréau stimmt in der strophenfolge mit dem Müldenerschen überein, nur hat er nach der achten eine strophe eingeschoben und zählt somit ihrer* 18 *statt* 17. *von der englischen überlieferung weicht die französische indessen vollständig ab. Müld.-Haur. haben nur die* 9 *ersten von Wright.s* 24 *strophen des* Eliconis rivulo *und zwischen diesen* 8 *bezw.* 9 *andere strophen, zt. mit anspielungen auf ganz bestimmte zeitverhältnisse. die erwähnte herschaft zweier päpste traf zu für die zeit zwischen* 1159 *und* 1177, *der das gedicht somit zuzuweisen ist. die französischen aufzeichnungen repräsentieren ohne zweifel die ursprüngliche fassung, aus der man später unter auslassung der nicht mehr zeitgemäfsen strophen ein allgemeines klagelied zurechtgemacht hat. H kommt der überarbeiteten englischen überlieferung am nächsten, und zwar bis str.* 8 *einschl. dem* Eliconis rivulo *(Wright* 159 *ff), von da dem combinierten* Missus sum *(Wr.* 152 *ff), das jedoch nicht nur stark gekürzt, sondern auch in beträchtlich abweichender folge der strophen erscheint. die anordnung ist folgende :*

Wr.s Eliconis	1—5	*Wr.s Missus*	38—43
	5ª, *bei Wr. fehlend,* = 9 *v. Müld. Hel.*		46
			44
	6—8		45
Wr.s Missus	1		47—51
	3		51ª *m. ankl. an str.* 17 *v. Wr.s Eliconis*
	2		
	22		52

Lesarten von H.

1) *Die ersten acht strophen von Wrights Eliconis* 159 *ff. mit einschub nach str.* 5. 1, 2. pressus *H (gegen den reim verstofsend) st.* mersus. 3. Et quoniam *(übergeschrieben : besseres* quia iam) scriptitat *H,* quem nec scriptitat *(keinen vers ergebend) Wr.,* Sed quia illabitur *bezw.* iam labitur *Müld., Haur.* 2. 2. video *H, ms.*

Sloane 158 *(S) st.* videro. 3. vitia destrui iubebo *H; nahekommend:* vitium destrui videbo *S*, siquidem vitio delebo *Wr.* (vitia *Müld., Haur.*) 3, 2. mentes avaritia non premebat horum *H (völlig abweichend von der sonstigen überlieferung)*, quia nec simonia dilatabat torum *Wr.*, quia nec simonia vendicabat chorum *Müld.*, Quando nec simonia vend. chor. *Haur.* 3. in *H fehlerh. st.* vi. 4, 1. vineam amodo *H Wr.*, admodo (amodo) vineam *Müld. (Haur.)* 5, 1. quam diu *H Müld., Haur.*, quantum nunc *Wr.* 2. trahit *H, Wr.*, rapit *Müld., Haur.* scismatis impetus *umgestellt H.* 3. per quem meus hic lenietur *HHaur.* (relevetur *st.* lenietur *Müld.*), per quem aeneus illimetur *[!] Wr.* *es folgt in H str.* 9 *(v.* 33—36*) von Müld.*, 10 *von Haur.* 1. libet *HHaur.*, licet *Müld.* 2. deficit *H fehlerh. st.* defecit. 3. eclipsi *H fehlerh. st.* eclipsim (eclipsin). 6, 2. sancta *HHaur.*, sacra *Wr.* 7, 3. scoria *HMüld., Haur.*, sordido *Wr.* vel luto *H st.* est luto. 4. princeps provinciarum facta est *[vers!] HWr.*, Est princeps provinciae facta (factus) *Müld., Haur.* 8, 2. caput mundi *HHaur.*, mundi caput *Wr., Müld.* 3. ubi non *H fehlerh. st.* ubinam. — 2) *str.* 1—3. 22. 38—52 *des combinierten Missus von Wright* 152 *ff. reihenfolge der str. in H s. oben. hier die Wr.sche folge innegehalten.* 1, 4. numquamne *m. Müld. (Missus sum s.* 7*). besser als* numquam me *Wr.* 2, 3. quamvis *st.* licet. nec *st.* vel. 3, 1. rithmis *st.* risu. 22, 1. veterum *st.* magnatum. 2, 3 *umgestellt.* 3. rithmulis *st.* talibus. 38, 1. Qui virtutes appetit, labitur in imum. 2. querens sapientiam irruit in limum. 3. hec *st.* sic. 39, 1. considendo *st.* confidenter. 41. 2. Sciat quia *st.* et sciat quod. 42, 1. Scias artes quaslibet. sis *st.* sit. 2. fueris *st.* vixerit. 3. Cum te *st.* illum. plenus *st. des vorzuziehenden* penus. 43, 2. fugio *st.* fugiens. 3. feret *st.* ferret. 4. Tuitius *fehlerh. st.* Tutius. et *nach* toro *fehlt.* 44. 1. figurat *fehlerh. st.* praefigurat. 45, 3. archa *fehlerh. st.* archam. 46, 2. cornicantur *st.* commentantur. 47, 3. *ein* heu *fehlt.* mentis *st.* mentes. 4. dicere lucanum *st.* quod semper multum. 48, 4. satur *richtig st. des fehlerhaften* satus. 50, 4. pascit *st.* pascat. 51. 2. inflati *hier besser als* inflata, *das v.* 4 *am platze ist.* respuunt *st.* reprimunt. 3. Sic ergo impletum *mit hiatus st.* ex hoc iam impl. dicunt *st.* canunt. 4. Inquirat *fehlerh. st.* Inquinat. adiuncta *st.* inflata. *so auch nr* 13 *dieser sammlung* 1, 4. *die in H nach* 51 *folgende str., welche im combinierten Missus sum bei Wr. fehlt, stimmt im* 1 *vers und dem anfang des* 2 *ten mit der defecten dreizeiligen str.* 17 *von Wr.s Eliconis überein. sie lautet:*

> Sit pauper de nobili genere gigantum,
> Sciat, quantum currat sol et saturnus quantum,
> per se solus habeat totum ferme cantum:
> Gloria quantalibet quid erit nisi gloria tantum?

52, 2. Indulgeas, si sapis *mit tactwechsel st.* miser vaca potius. 3. q *st.* quod. nolles *st.* non vis.

Münster i. W. A. BÖMER

RAGNARÖK IN DER VÖLUSPA.

Bekanntlich besteht auch heute noch hinsichtlich der handschriftlichen überlieferung der Völuspa die zuerst von Bugge in seiner kritischen ausgabe (Fortale s. xxIII f) aufgestellte und wolbegründete annahme bei den kritikern im princip zu recht, dass die beiden haupthss., in denen das gedicht überliefert ist, der codex Regius und die Hauksbok, an sich als gleichwertig anzusehen sind, wenn auch die frage, in welchem gegenseitigen verhältnis sie zueinander stehn, ob sie auf ein und dieselbe schriftliche quelle weisen oder ob sie eine ganz oder nur teilweise gemeinsame quelle mündlicher überlieferung voraussetzen, verschieden beantwortet wird. nachdem in der letzten, scharfsinnigen zergliederung des gedichts durch Boer (Zs. f. d. ph. 36, 363) die erste ansicht mit nachdruck verfochten wurde, hat sich Sijmons in seiner vortrefflichen Einleitung zur Edda (s. xxxI) im entgegengesetzten sinne entschieden, und, wie mir scheint, vorläufig ein wahres und durchaus abschliefsendes wort gesprochen, wenn er, gestützt auf das verhältnis jeder der beiden handschriften zu dem fragmentarischen Völuspatext der Snorra-Edda, für beide codices das ergebnis zieht, dass sie auf verschiedene schriftliche aufzeichnungen zurückgehn. von diesen erweckt die R zugrunde liegende schon deswegen das gröfsere vertrauen, weil sie offenbar auf einen selbständigen und einheitlichen strang mündlicher überlieferung weist, während der H zugrunde liegende urtext zwischen dem mündlichen überlieferungsapparat von R und der Snorra-Edda schwankt.

Indes unabhängig von dieser beantwortung der schwierigen frage darf von vornherein hervorgehoben werden, dass, wenn auch R ja sicher keine musterhandschrift ist und sich im einzelnen bekanntlich in der eddischen überlieferung auch sonst grobe irrtümer und flüchtigkeiten zu schulden kommen lässt, bei der Völuspa doch in zweifelhaften fällen naturgemäfs der verdacht der schlechtern überlieferung entschieden auf H ruht. schon weil, mag man nun den ansichten, die den codex Regius um 1270 oder erst gegen das ende des jahrhunderts verlegen, folgen, der in der Hauksbok niedergeschriebene Völuspatext, der um die mitte des vierzehnten jahrhunderts gesetzt wird, auf alle fälle mindestens ein halbes jahrhundert später ist. sodann aber, weil sie nur dies

eine Eddalied überliefert und in ihm der lückenanteil bedeutend gröfser als in R ist, und weil überhaupt die überlieferung eddischer dichtung keineswegs wie bei dem codex Regius selbstzweck dieser sammelhandschrift war. endlich vornehmlich, weil auch ein vergleich im einzelnen zu einer reihe von vorzügen in R führt, die nach widerholt angestellten einzelbeobachtungen heutzutage niemand mehr bezweifelt.

Zunächst die anordnung der strophen in H, in der der ganze mittlere teil des gedichtes lückenhaft ist und daneben eine arge verwirrung im einzelnen zeigt, die nur mit hilfe der überlieferung in R beseitigt werden kann. auch sonst ist v. R 49 *Hvat's meþ ǫ̨som, hvat's meþ ǫlfom? gnýr allr jǫtonheimr, æser' o á þinge, stynja dvergar fyr steindurom, veggbergs víser: vitoþ enn eþa hvat?* die einzige im gedicht, die in R nach der bisherigen auffassung ihren richtigen platz gewechselt hat und die man mit hilfe von H nach Bugges vorgange (Edda s. 8) an ihre angeblich richtige stelle vor v. 46 in den ausgaben brachte. ich hoffe später zu zeigen, dass die gründe, welche Bugge zu dieser umstellung veranlassten, bei näherer prüfung nicht standhalten: indes, auch wenn man hier dem allgemeinen urteil beipflichtet, so kann dieser einzelfall auf zufall beruhen und könnte nur als ausnahme die regel bestätigen.

Sodann, fast in gleichem umfange, und umsomehr, als die lexikalische forschung in den Eddaliedern vorgedrungen ist, verdient R den vorzug in der überlieferung des wortlauts im einzelnen — auch hier liegen, wo einmal H würklich das bessere bietet, wie in der langzeile 22, 3 *seiþ, hvars kunne, seiþ hugleikenn,* nur ausgesprochene schreibflüchtigkeiten in der ältern handschrift vor. dass dem tatsächlich so ist, zeigt sich zunächst darin, dass die fälle, in denen nach der früheren annahme R mit H gemeinsame fehler aufweisen sollte, immer mehr zusammenschrumpfen. ich erwähne hierfür als besonders charakteristisch das *vel valtivar* (v. 62), was durchaus mit unrecht von Rask in *vé valtíva* gebessert worden ist, eine besserung, die den guten sinn, der in der handschriftlichen überlieferung ligt, gewaltsam herausinterpretiert und dadurch nicht blofs für den zusammenhang unsrer stelle, sondern auch für die ganze heidnisch-germanische grundauffassung des alten gedichtes verhängnisvoll geworden ist (vgl. Zs. 41, 42. 307 und Kauffmann Balder s. 26). und in gleicher

weise den zusammenhang störend und den gesamtaufbau der eigentlichen Ragnarökepisode verdunkelnd ist, wie wir später sehen werden, die beanstandung der handschriftlich beidemal durchaus correct überlieferten v. 51, 1 f *Kjóll ferr austan, koma mono Muspells of lǫg lýþer.* dass hier durch die Buggesche besserung von *austan* in *norþan* und *Muspells* in *Heljar* (Edda s. 9) Snorris mythischgeographischem system zu liebe, der gesamten überlieferung zum trotz, der ursprüngliche sinn zerstört ist, dafür kann ich mich einstweilen auf Olriks ausgezeichnete, von gerechter indignation des mythenforschers getragene bemerkung in seinem aufsatz Om Ragnarok (Årbøger n. r. 17, 222) berufen. aber auch die fälle verschiedener überlieferung in R und H ändern an diesem fast grundsätzlichen verhältnis nichts. mit recht hat Gering in seinem grofsen wörterbuch die in R überlieferte lesart v. 46, 2 *at eno galla Gjallarhorne*, die Wadstein (Arkiv 15, 161) vortrefflich verteidigt hat und die, wie man auch die schwer verständliche halbstrophe auffasst, einen viel prägnanteren sinn gibt, als die lesart von H *at eno gamla*, als selbständigen wortartikel verzeichnet (s. 316), und gewis hat Sijmons nicht mit recht in v. 9 die lesart von R *hverr skylde dverga drótten skepja*, die allein in das Dvergatal einen einigermafsen verständigen sinn hineinbringt, hinter die von H zurückgestellt (aao. s. xxviii; vgl. Heinzel Edda ii 19).

Auch was endlich die überlieferung ganzer langzeilen anlangt, darf man H gegenüber in der regel zum mistrauen geneigt sein. noch niemand hat sich beispielsweise der überlieferung von H 7, 2 *afls kostoþo, alls freistoþo* gegenüber R *þeirs hǫrg ok hof hǫtimbroþo* angenommen, und es ist daher auch in fällen, wo wir R, da durch flüchtigkeit eine langzeile ausgefallen ist, nicht mehr controlieren können, wie 60, 3, naheliegend zu zweifeln, ob H in der langzeile *ok minnask þar á megendóma*, die merkwürdig an den *regendómr* (v. 65) erinnert, der ebenfalls nur in ihr überliefert und inhaltlich höchst bedenklich ist, das ursprüngliche bietet.

Es ist demnach bei aller anerkennung der principiellen gleichberechtigung der beiden codices auf grund des einzelkritischen studiums des handschriftlichen materials doch in praxi seit Müllenhoffs grundlegender darstellung der Völuspa, deren ergebnisse sich auch praktisch noch mit der durch Bugge inaugurierten hand-

schriftlichen auffassung deckten (vgl. DA. v 10), schrittweise, aber sicher eine verschiebung der beurteilung zu gunsten von R eingetreten. erfahrungsgeschichtlich — wenn auch die theoretische annahme bisher bestehn blieb. somit ist es nur ein natürliches und durchaus methodisches verfahren, diese prüfung principiell einmal auch auf die für die höhere kritik so wichtige frage des in H überlieferten, entweder variantenhaft parallelen, oder R gegenüber überschüssigen strophenmaterials auszudehnen.

Ligt doch hier ein sicheres classisches beispiel, das zu gunsten von R spricht, nach dem einstimmigen urteil der fachgenossen bereits vor, nämlich die zeilen H 30 *þá kná Vála vígbǫnd snúa, heldr vǫro harþgǫr hǫpt ór þǫrmom* gegenüber R 35 *Hapt sá liggja und hvera lunde lægjarnlíke Loka óþekkjan.* einstimmig nimmt man jetzt an, dass wir es hier mit varianten zu tun haben, und dass nur R oder H das ursprüngliche im zusammenhange des gedichtes bewahrt haben kann. beide versionen neben einander hat keine der neuern mafsgebenden kritischen ausgaben in den text aufgenommen. alle herausgeber und erklärer aber haben hier der fassung von R den vorzug gegeben aufser Müllenhoff. es ist aber auch wol sicher, dass dieser bei dem heutigen stande der forschung aus den von ihm in der DA. v 9f aufgestellten erwägungen heraus schwerlich noch jetzt für den principiellen vorzug von H an dieser stelle plaidieren würde. wie dem auch sei, auf jeden fall kann heutzutage, wo durch Biörn Magnússon Olsen (Timarit 15, 1ff. 16, 42ff. Um Kristnitökuna 56ff) die isländische herkunft des gedichtes überhaupt discutabler als jemals vorher geworden ist, der isländische charakter der visa an sich gewis keinen ausschlaggebenden grund für ihre zurückstellung aus dem texte zu gunsten von H ergeben — ganz abgesehen davon, dass *hvera lundr* nicht notwendig auf eine vulcanlandschaft deuten muss (vgl. Heinzel Edda II 46). die fassung von H stellt sich in jedem falle, mag man sie nun aus sprachlichen oder stilistischen erwägungen heraus, aus gründen des engern zusammenhanges im gedicht oder aus allgemeinmythologischen gesichtspuncten betrachten, als eine jüngere dar, vermutlich entstanden mit bewuster anlehnung an die mit unrecht von Müllenhoff und andern gestrichenen vv. 32. 3. 4; 33, 1. 2, die von der rede Valis handeln.

Dasselbe verhältnis, dh. dieselbe bewuste späte varianten-

zudichtung, ligt nun aber bei allen übrigen in H überlieferten plusstrophen vor, auch wo dies die handschriftliche überlieferung nicht so unmittelbar greifbar veranschaulicht. gelegentlich, aber nicht in grundsätzlicher durchführung ist darauf schon von Boer und Heinzel in den genannten arbeiten mehr oder weniger ausführlich hingewiesen worden. übereinstimmend ist bei beiden der im gegenwärtigen zusammenhang unursprüngliche charakter der v. 40, 3. 4 *hræþask aller á helvegom, áþr Surtar þann sefe of gleyper* erörtert worden. auch vv. 48 f (die in H ganz fragmentarisch überliefert sind), die Boer ebenfalls nachdrücklich als spätere zudichtung bezeichnet, sind in Heinzels überaus conservativer ausgabe nicht in den laufenden Völuspatext aufgenommen. dagegen gehn beide gelehrte in der beurteilung der für die höhere kritik des gedichtes allerwichtigsten H-strophe, der v. 65 *Kømr enn ríke at regendóme, ǫflogr ofan, sás ǫllo ræþr* denkbar auseinander. während Boer die überschüssige halbstrophe ausdrücklich als notwendiges eigentum der Völuspa, wenigstens des in ihr angenommenen zweiten überarbeitenden dichters, proclamiert (aao. s. 313 ff), hat Heinzel gerade ihr hinsichtlich des beweises ihrer unursprünglichkeit in seinem Eddacommentar (s. 81 f) ganz besondere sorgfalt zugewant. schon, dass die kühnste und subjectivste behandlung der Völuspa, die im gedichte alles vom standpunct der höhern kritik allein betrachtet, und die allerzurückhaltendste und objectivste, die sonst die höhere kritik als solche principiell auszuschliefsen scheint, in der athetese der plusstrophen in H teilweise zusammentreffen, teilweise sich widersprechend ergänzen, macht die oben berührte systematische vergleichung des gesamten H-mehrmateriales, nämlich der vv. 30, 1. 2. 40, 3. 4. 48 f und 58, zu einer kritischen notwendigkeit. sollte sich dabei herausstellen, dass sie in ihrer unursprünglichkeit völlig gleich zu beurteilen wären, so würde sich ein fester kritischer ausgangspunct hergeben, von dem aus eine neusichtung des überlieferten textes, zunächst der vielumstrittenen Ragnarökepisode, vorgenommen werden könnte, wie diese als grundlage und vorfrage für die psyche des gedichtes und seiner allgemeinen culturhistorischen auffassung unbedingtes erfordernis ist. wir werden aber diese nachprüfung des wertes der H-strophen im zusammenhange nicht besser vornehmen können, als, indem wir uns zunächst an der obengenannten allgemein als variante anerkannten halb-

strophe v. 30, 1. 2 den typischen charakter dieser variantendichtung noch einmal greifbar vergegenwärtigen, dann zu zeigen suchen, wie in vv. 40, 3, 4 und 48 f dieser erweiterungsprocess eine vollständige bestätigung findet, und endlich, wie in der halbstrophe 65 und ihrer ergänzung in den papierhandschriften, die immerhin als solche relativ alt sein kann, diese nachdichtenden wucherungen ihren höhepunct erreichen.

Mislich ist in der Valistrophe in erster linie, dass man ohne besserung überhaupt zu keiner erklärung kommen kann, da der sprachliche ausdruck verderbt ist, und dass selbst bei der besten emendation, von *Vála* in *Váli*, die wenigstens in der bessern der prosadarstellungen, die von Lokis sohn handeln, der Gylfaginning, eine stütze zu finden scheint, der ausdruck 'der wolf dreht die kriegsbande', wie Boer (aao. s. 337) richtig bemerkt, immer etwas gezwungenes behält, wie denn überhaupt die visa, wie ebendort mit recht betont ward, in ihrer gekünstelten construction als unicum selbst unter den jüngsten zusätzen der Völuspa dasteht. ebenso zeigt der zusammenhang, dass eine andre stellung der strophe, etwa als eingang der vorgänge von Lokis fesselung, oder als ὕστερον πρότερον im stil der Völuspa hin skamma hinter derselben bei der schönen geschlossenheit der visa 35 in R *Hapt sá liggja und hvera lunde lægjarnlíke Loka óþekkjan. þar sitr Sigyn þeyge umb sínom ver velglýjoþ : vitoþ enn eþa hvat?* einfach unmöglich ist. endlich aber erweckt die strophe auch aus gründen des mythologischen zusammenhanges verdacht. denn wenn auch in den andeutungen wahrscheinlich die darstellung der Snorra-Edda oder der prosa zur Lokasenna hindurchschimmert und die *hopt* durch *hapt* in der R-strophe äufserlich zunächst veranlasst scheinen, die möglichkeit, dass sie doch auf Vali, den rächer Baldrs, geht, die Heinzel (Edda II 48) an erster stelle bringt, ist nicht bestimmt von der hand zu weisen, zumal wir ja das mythologische verhältnis der beiden Vali keineswegs klar überschauen und möglicherweise Kauffmann recht behält, wenn er den nur in jüngern quellen erwähnten sohn Lokis als misverständlich aus dem sohn Odins entstanden ausmerzt (vgl. Golther Handbuch s. 396). übrigens würde auch in diesem falle v. 35 ihren charakter als variantenstrophe behaupten und könnte erst recht nicht neben der echten Valistrophe (R 33, 3. 4. 34, 1. 2) bestehn, sich auch in ihrer überlieferten stellung vollständig

dem charakter der gleich zu besprechenden reinen plusstrophen des gedichtes nähern. auf jeden fall bleibt der typische grundzug dieser dichtungsart der gleiche : 'minderwertige fassung nach inhalt und form gegenüber der in unmittelbarer nähe stehnden echten in R, deren ausdrucksweise gleichzeitig benutzt wird'.

Den gleichen charakter zeigen nun die beiden zudichtungen, die Boer aao. s. 333f und 305f behandelt hat, von denen die letztere (vv. 48f) widerum unmittelbar neben der von ihr nachgeahmten und benutzten v. 53 R (der strophe von Thors kampf mit der Miðgarðsschlange) steht, also sich v. 30 H, falls man diese im landläufigen sinne auf Lokis sohn deutet, bis auf ihren platz in der überlieferung vergleicht, die erstere (v. 40, 3. 4) zwar an ihrer jetzigen stelle in den ausgaben von ihrer urbildstrophe in R (v. 51) entfernt gerückt erscheint, aber, wie ihre engste verbindung mit R 49 zeigt (*hvat's meþ ǫsom, hvat's meþ ǫlfom, gnýr allr jǫtonheimr, æser'o á þinge*) nach meiner festen überzeugung durch dieselbe handschriftliche verwirrung, die H auch sonst beherscht und der unbegreiflicherweise die obengenannte R-strophe in ihrer fälschlichen umstellung durch die kritiker zum opfer fiel, an ihren jetzigen falschen platz geriet. gerade, dass sie nur dort passend stehn kann (v. 51), wo nach dem zerklaffen des himmels mit der tat des wolfes der weltuntergang beginnt, ist für mich ein gewichtiger grund mit, warum ich glaube, dass auch in diesem einzigen falle, wo nach dem allgemeinen sich an Bugge anschliefsenden urteile eine R-strophe ihren platz gewechselt haben sollte, H die richtige reihenfolge nicht darstellt.

Es ergibt sich denn auch in den zusätzen von 40, 3. 4 und 48f ein deutlicher parallelismus, der sie widerum 30, 1. 2 nähert. wie jene nämlich den für den mittleren teil des gedichtes so wichtigen act von Lokis fesselung oder den ebenso bedeutsamen von Valis rache, so paraphrasieren diese beiden visur die beiden wichtigsten und entscheidendsten götterkämpfe der Ragnarök, die mit dem tode Odins und Thors enden. der eine zusatz holt das verschlingen Odins durch Fenrir nach, was in v. 53 nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, der zweite schildert in genauerm detail das gebahren der Midgardsschlange bei ihrer tat, was in v. 56 ebenfalls nur angedeutet wurde. sprachlich und stilistisch aber widerholen sich dieselben ungeschicklichkeiten und bedenk-

lichkeiten, wie sie oben bei v. 30 hervorgehoben wurden. die letzte zeile 40, 4 *dþr hann Surtar sefe of gleyper* ist widerum nur unter voraussetzung dieser Muchschen besserung, die Gering in seinem grofsen glosser (s. 342) mit recht acceptiert hat, verständlich, und der ausdruck *Surtar sefe* ist offenbar an v. 50 angelehnt, übrigens ein weiterer beweis dafür, dass die halbstrophe einmal in deren nähe ihren platz gehabt hat. paraphrasiert doch auch der, wie Boer mit recht hervorhebt, einen recht schiefen gedanken enthaltende ausdruck *hrǽþask aller á helvegom* das *troþa haler helveg* derselben strophe. nur dort im gedicht ist bei beginn des weltunterganges dieser ausdruck recht am platze, und Boer hatte vollkommen recht, wenn er ihn, wie hier als verfrüht, so 53 R als verspätet ausscheidet und dort (vgl. *mono haler aller heimstǫþ ryþja*), worauf wir später zurückkommen, als kriterium für die unechtheit des visuhelming 3 f in dieser strophe verwertet [1]. und ähnlich ist es bei visa 48 f II, die, wie Boer (aao. s. 305) und Heinzel (aao. s. 75) zeigten, teils aus der echten strophe der Völuspa, teils aus andern liedern, wie Hymiskvida und Hyndluljod, ihre ausdrücke, die besonders in ersterem liede viel besser am platze sind, entlehnten. in den zusammenhang der Völuspa aber passt, streng genommen, weder die zudichtung vom verschlingen des Fenriswolfes noch die situation, in der uns die Midgardsschlange im einzelnen vorgeführt wird. jene zerstört plump die veredelung, die der Völuspadichter in der darstellung der Ragnarökkämpfe mit seinen mythischen motiven vorgenommen hat — er erzählt nach Olriks feinsinniger bemerkung (aao. s. 278 f) absichtlich nur, dass der göttervater durch den wolf f i e l, wie er in der gleich folgenden strophe von seinem gegner, das unästhetische des landläufigen mythologischen berichtes vermeidend, mitteilt, dass er durch Vidars schwert ins herz getroffen wurde. wenn aber von der Midgardsschlange erzählt wird, dass sie hoch empor aus dem meere gähnt, so entspricht das schwerlich

[1] zu der strophenordnung, die Much (Zs. 37, 417 ff) vornimmt, um die v. 40, 3. 4 an der in den ausgaben üblichen stelle zu halten, kann ich mich nicht entschliefsen, obwol sie Gering in seiner neubearbeitung von Hildebrands Edda (s. 16 f) befolgt hat. abgesehen davon, dass an jener stelle der ausdruck *hrǽþask aller á helvegom* noch weniger am platze wäre, werden in v. 46 die, wie die parallele v. 27 zeigt, untrennbaren vorgänge von Heimdalls hornblasen und Odins aussprache mit Mimir bei dieser anordnung unpassend auseinandergerissen.

dem bilde, das der Völuspadichter in seiner nur discret andeutenden strophe von dem vorgange gemacht hat, da ein solches gebahren, wie richtig bemerkt worden ist, wol dem geköderten ungetüm, aber nicht dem freiwillig herangeschwommenen zustand. beidemal ist also der künstlerisch feinen auffassung des dichters aufdringlich die übliche vorstellung von dem zudichter entgegengestellt, und dasselbe verhältnis spiegelte sich ja auch, wie man sie nun auch deuten möge, in der unechten Valistrophe wider. auf jeden fall aber verraten alle drei besprochenen visur engste verwantschaft und lassen eine solche an sich auch schon für die letzte H-strophe, v. 65, die von Heinzel so energisch verworfen wurde, vermuten.

Nach Heinzels vermutung wäre die visa das werk eines christlich gesinnten überarbeiters des gedichts, 'während der umgekehrte weg, dass jemand diese religiös so wichtige strophe weggelassen, vergessen oder ausgemerzt habe, fast — ich würde getrost sagen 'ganz' — undenkbar' sei. schon diese allgemeine erwägung ist für mich vollkommen ausschlaggebend für die athetese von v. 65. noch mehr die begründung der misverständnisse des christlichen interpolators hinsichtlich der gesamten situation, wie sie vv. 64 und 66 voraussetzen, auf die wir unten bei der besprechung dieser visur zurückkommen. so überzeugend diese motivierung aber auch ist, sie gibt keineswegs den einzigen grund für die tilgung der bisher immer für den gipfelpunct des gedichts erklärten visa ab. sie bestätigt nur in höchst willkommner weise, was an bedenklichkeiten in sprachlicher und stilistischer hinsicht, ferner aus gründen ihrer stellung in der tradition und dem zusammenhang der überlieferung auch sonst, vor allem aber in mythologischer beziehung von den verschiedensten seiten über sie bemerkt worden ist. in alledem reiht sie sich, um dies gleich vorweg zu betonen, den bisher behandelten drei variantenzusätzen würdig an, selbst in dem punct, dass auch sie in unmittelbarster nähe der zu paraphrasierenden visa steht: es ist nur ein gradueller, kein principieller unterschied, der sie diesen visur ferner zu rücken scheint. denn offenbar umschreibt sie — nur in bewust christlich gefärbtem sinne — v. 62 *bǫls mon alz batna, mon Baldr koma*, die den wahren gipfelpunct des gedichtes darstellte, so dass also in ihr der unheilvolle einfluss, den H durch ihre zudichtungsstrophen ausgeübt hat, sich am nachdrücklichsten offenbart. dieser parallelismus wird aber leicht begreiflich, wenn wir an das augen-

scheinlich (freilich sicher nicht in einem so weiten umfange, wie dies Kauffmann aao. s. 58 annimmt) durch Christus beeinflusste bild Baldrs bei Snorri denken. und im hinblick darauf mag man gern über die vorliegende halbstrophe — aber auch nur über sie — das urteil fällen, das Björn Magnússon Ólsen aao. s. 81 ff. 85 f. 88 über sie aussprach. sicher bemerkt er über sie ebenso mit recht, wie über die umstehnden vv. 64. 66 mit unrecht, dass sie nichts weiter als Christus beim jüngsten gericht ausmalen. sie entspricht tatsächlich in ihren wendungen christlichen ausdrücken, wie denen des Stockholmer homilienbuches aus dem anfange des 13 jh.s *meþ goþe almótkom i kiminsrikis dyrþ*, und mit fug hebt Ólsen hervor, dass in der nichtnennung des namens des höchsten gottes nur die — allerdings nach unsrer auffassung durch den interpolator fälschlich — der seherin in den mund gelegte scheu sich ausspreche, den namen Christi zu nennen, wie dies ja in den worten der die Vǫluspa nachahmenden Vǫluspa hin skamma : *þá kemr annarr, enn mǫtkare, þó þorek eige þann at nefna* direct und ohne jede verschleierung zu tage tritt.

Vergegenwärtigen wir uns nun im detail die erdrückende fülle von längst schon an zerstreuten stellen und in verschiedenstem zusammenhang von gelehrten beobachteten kriterien für die bedenklichkeit dieser halbvisa.

Zunächst erwecken die beiden substantivierten adjectiva, die bei der charakteristik des neuen unbekannten gottes verwant werden, die grösten bedenken. er heifst *enn rike* (der mächtige), *es at ǫllo ræþr* (der über alles herscht). diese farblos umschreibende adjectivische bezeichnung für die charakteristik eines gottes von so weittragender bedeutung hat in der guten alten eddischen dichtung sicher keine analogie. wol aber kehren jene ausdrücke, wie oben angedeutet, reichlich in der christlichen litteratur wider. und ebenso der ganz singulär dastehnde ausdruck *regendómr*, der, wie oben bemerkt, den nur in H überlieferten ausdruck *á megendóma* (v. 50, 3) möglicherweise verschuldet hat, vielleicht aber auch erst durch misdeutung der dortigen situation die plötzliche einflechtung des jüngsten gerichts durch Jesus in v. 65 mit veranlasste. daneben werden in der strophe aber echte worte des gedichtes nachgeahmt, so *ǫflugr* aus v. 17, wo der ausdruck als bezeichnung der drei menschenschaffenden Asen verwant wird. so lehnt sich auch *enn rike* an *enn dimme* an (v. 66); nur dass dort der ausdruck ord-

nungsmäfsig durch das substantivum *dreke* ergänzt wird. endlich zeigt der ganze strophenanfang *komr enn rīke* bewuste anlehnung nicht nur an den anfang eben dieser visa *komr enn dimme dreke fljúgande*, sondern auch an v. 53 *þá komr Hlínar harmr annarr fram*, v. 54 *komr enn mikle mǫgr Sigfǫþor* und v. 55 *komr enn mære mǫgr Hlóþynjar*, ist übrigens schon aus diesem grunde, worauf noch nirgends mit genügendem nachdruck hingewiesen ist, für einen besonders prägnanten strophenanfang, wie ihn das erscheinen des höchsten gottes als bedeutsamster schlussact des gedichtes doch erfordert, denkbar ungeeignet.

Zu diesen sprachlichen und stilistischen härten und ungereimtheiten tritt nun die unvollständige überlieferung in metrischer hinsicht. wir haben es mit einer halbstrophe zu tun, und die ergänzung der papierhss., die in diesem schlussabschnitte gern und nicht unglücklich lücken auszufüllen suchen (vgl. auch v. 61) *semr hann dómar ok sakar leggr : véskǫp setr, þaus vesa skolo*, zeigt deutlich dasselbe fortwuchern der christlichen zudichtung, dem wir vielleicht, wie bemerkt, auch zeile 60, 3 verdanken. je besser die ergänzung der papierhss. aber ist und je weniger sie sich an dieser stelle von dem ganzen tenor der halbvisa unterscheidet, so dass sich der sonst so behutsame Müllenhoff sogar zu ihrer aufnahme in den Völuspatext entschliefsen konnte, um so mehr bestätigt sie die möglichkeit einer spätern entstehungszeit dieser ergänzung in H, wie der ihr so nahe verwanten oben besprochenen parallelstrophen.

Aber auch in den überlieferten zusammenhang fügt sich die visa in keiner weise. schon Heinzel (s. 81) hob hervor, dass es nicht begreiflich erscheint, welche rolle die neuen götter von vv. 59. 60. 61 — und wir können hinzufügen auch von v. 62 — dem obersten richter und herrn gegenüber spielen sollen. man muss doch wol annehmen, dass die götter, die sich so eifrig an *Fimboltýs fornar rúnar* erinnern, ihren herscher in ihrer eignen mitte finden werden. auch Olrik hat, wenn er auch von seinem standpunct aus, da er den ganzen schluss des gedichts zwar zum teil für christlich gefärbt, aber künstlerisch für einheitlich hält, von einer athetese der v. 65 nichts wissen will, doch den episch wertlosen charakter desselben klar erkannt, und es ligt ganz in der richtung Heinzels, wenn er (aao. s. 283) zusammenfassend über das erscheinen des höchsten gottes urteilt : 'I Vǫlospǫ́

kommer han med stor dramatisk virkning; men episk set er han ganske overflødig, da den unge gudeslægt selv må kunne ordne den fornyede verlden og allerede har gjort det'.

Das allerschwerste bedenken ligt doch aber sicher darin, dass dieser oberste gott und die art seiner erscheinung sich weder mit den mythisch-geographischen noch mit den mythisch-historischen vorstellungen des nordisch-heidnischen altertums, wie es uns sonst in den Eddaliedern begegnet, irgendwie verträgt. dass der höchste gott von oben (*ofan*) kommen soll, was auffallend an die genannte stelle des Stockholmer homilienbuches erinnert, ist ein unicum in der ganzen mythischen geographie des gedichts, das nur in dem *vindheim víþan* der, wie wir später sehen werden, ebenfalls bedenklichen, wenn auch nicht gleichfalls notwendig christlich gefärbten v. 63 seine entsprechung hat. wol können der Idavöllr (v. 60) und die neue Valhöll (v. 62 *Hrópts sigtopter*) ohne widerspruch neben einander in der apotheose des gedichts bestehn, da während seines ganzen verlaufs ebenso wie götter und menschen, consequent auch götterwelt und menschenwelt, die ja ohnehin so viel beziehung haben, nicht streng geschieden werden. ist doch auch im ersten teil, in vollkommen genauer entsprechung, die locale entfernung des Idafeldes, wo die götter zuerst auf der erde wohnen, und der Walhallburg, die sie sich in Asgard errichtet haben, nirgends angedeutet (vv. 7. 24): auch hier fehlt jede mythisch-geographische differenzierung von götter- und menschenwelt. dass aber über dem neuen Idavöllr und der neuen Valhöll (vv. 60. 64) noch eine neue oberwelt da sein soll, hat nirgends eine parallele. das *ofan* ist offenbar ganz mechanisch dem *neþan* in v. 66 nachgebildet, das aber, da uns Nidhöggs heim unter der erde schon aus vv. 37. 39 genugsam bekannt ist, dort sehr wolverständlich erscheint. und was nun endlich die erscheinung eines solchen höchsten unbekannten gottes an sich anlangt, so weifs sie bekanntlich keine andre ältere eddische quelle. nur in jüngster dichtung wie in der von der Völuspa abhängigen Völuspa hin skamma, is davon die rede. selbst die doch christlichen einflüssen nicht un zugängliche darstellung Snorris kennt wol Gimle, aber nicht diese ϑεὸς ἄγνωστος. nur die vorstellung von der widerkehr aller eh maligen götter oder einer jüngern generation derselben kehrt au sonst wider, wenn auch die bürger des neuen olymps nicht imm

die gleichen sind. von einem bestimmten oder mehreren herschern dagegen ist zwar direct auch nirgends die rede. wol aber deutet die alte bekannte rätselfrage, die Odin in Baldrs ohr flüsterte, eh man ihn auf den holzstofs hob, die Vafþr. 54 und Hervararsaga c. 11 bekanntlich doppelt berichtet wird, deutlich genug, wie schon oben hervorgehoben wurde und wie schon Müllenhoff so nachdrücklich betonte, auf die in v. 62 erzählte widerkehr Baldrs in der zukünftigen rolle Odins.

Müssen wir somit sämtliche zusätze in H für spätere ziemlich gleichartige willkürliche erfindungen halten und stellte sich dabei ebenfalls schon vorübergehend heraus, dass auch das letzte privileg, was H bisher noch über R hinsichtlich der strophenordnung betreffs v. 49 zu behaupten schien, ebenfalls sehr verdächtig erscheint — ein ergebnis, das später weitere bestätigung erhalten wird —, so verliert diese jüngere handschrift, soweit die höhere kritik dabei in frage kommt, für uns praktisch jeden wert. nur auf dem boden der überlieferung in R betrachten wir daher nunmehr, von der letztgenannten athetese von v. 65 ausgehend, die Ragnarökepisode (vv. 45—66) in ihrer gesamtheit, um einen klaren blick über ihre anordnung und künstlerische composition zu gewinnen.

Unzweifelhaft ist nämlich von den ergebnissen unserer zusammenfassenden betrachtung über die wertlosigkeit der hs. H das wichtigste und förderndste die erkenntnis von der unechtheit der v. 65. denn es kann keinem zweifel unterliegen, dass ihre bisher immer im rahmen des gedichts als berechtigt und sogar als notwendig behauptete existenz, wie verschieden sich auch die gelehrten zu ihrem charakter sonst stellen mochten, das haupthindernis bildete für die einheitlichkeit der schönen schlusspartie vom emportauchen der neuen welt aus den fluten (vv. 59—66). besonders für alle die, die in Müllenhoffs sinne an die erklärung des gedichts herantraten, um es als echt heidnisches und altgermanisches erzeugnis, wie es sich dieser im zusammenhang seiner Deutschen altertumskunde dachte, weiter zu analysieren, hat die glänzende verteidigung dieser strophe durch ihn (DA. v 33 f) und ihre ergänzung durch Hoffory (Eddastudien s. 140) immer etwas erschwerendes gehabt. tatsächlich stört sie allein die harmonie des welterneuerungsabschnittes. auch hier ist es zum mindesten zweifelhaft, ob Müllenhoff seine zuversichtlichkeit

in der betonung des heidnischen charakters der strophe noch heute festhalten würde, wo der junge isländische charakter der Völuspa hin skamma feststeht, deren v. 65 nachgebildete visa (Hyndl. 44) *þá komr annarr enn mǫtkare : þó þore ek eige þann at nefna* unter der falschen voraussetzung von dem hohen alter dieses gedichts eine hauptstütze seiner beweisführung bildete. schwerlich hätte er, auf den oben charakterisierten wortlaut der strophe allein gegründet, bei der entscheidenden wichtigkeit, die auch er der widerkehr Baldrs für die gestaltung des neuen lebens beimafs, einer untersuchung unter der voraussetzung Baldrs als des gottes der neuen welt, für die durch die wolbegründete tilgung von v. 65 bahn ward, principiellen widerstand entgegengesetzt. wenn wir Müllenhoff so stark die widerkunft Baldrs als nächst dem erscheinen des höchsten gottes wichtigstes ereignis betonen sehen, auch bei der betrachtung der Vafþrudnismal (DA. v 245), und anderseits seine geistvollen, aber nirgends an sich beweisenden versuche beobachten, eine charakteristik und psychologische erklärung des neuen herschers zu geben, die in Hofforys annahme (Eddastudien s. 140), dass in ihm der alte himmelsgott Irmintiu widerkehre, ihren sinnigsten, aber auch unwahrscheinlichsten ausdruck gefunden haben, dann zeigt sich uns selbst in seiner tiefdurchdachten darstellung ein riss. zwischen Baldr und dem obersten herscher klafft eine unüberbrückbare lücke.

Genau dieselbe schwierigkeit tritt aber ein, wenn man v. 65 im zusammenhang des gedichtes für die darstellung des jüngsten gerichts in anspruch nehmen und mit den umgebenden vv. 64 und 66 verknüpfen will. hier kann ich mich auf Heinzel berufen (Edda s. 82). mit recht bemerkt dieser, dass die vv. 64 und 66 in v. 65 keine stütze für ihre erklärung finden können, da hier der gegensatz nicht ist, dass die menschen der gegenwärtigen unvollkommenen welt beim jüngsten gericht nach ihrem verdienst strafe oder lohn erhalten, wie es die christliche lehre verlangt, sondern dass alle bewohner der gegenwärtigen welt strafen zugeführt werden, wie sie v. 38 in den höllenstrafen schildert — wir können hinzufügen, wie sie v. 45 *bréþr mor-berjask, ok at bǫnom verþask, mono systrungar sifjom spilla* auf für alle zu grunde gegangenen menschen voraussetzt —: menschen der neuen welt aber sollen in ewiger wonne leb[en] und der schlagendste beweis, wie wenig sich v. 65 in dem geg[en]

wärtig überlieferten zusammenhange mit vv. 64 und 66 unter der voraussetzung des jüngsten gerichts zusammenfindet, zeigt die notwendigkeit, in die sich Boer aao. s. 315 versetzt sieht, eine gewaltsame umstellung vorzunehmen. in der tat eine seltsame reihenfolge : die guten werden belohnt, der oberste richter kommt zum gericht, die schuldigen werden bestraft! wenn Boer, um die von ihm gewünschte interpretation der stelle zu erreichen, diese umstellung vorgenommen hat, hat er auf eine erklärung oder motivierung ihrer falschen stellung in H ohne weiteres verzichtet, immerhin seltsam, da er doch sonst die autorität dieser hs. nicht principiell verwirft und bei der schon mehrfach erwähnten v. R 49. H 41 dieselbe nach Bugges vorgang ohne bedenken acceptiert. ich meine gerade : in einem so entscheidenden falle, wo es sich um die frage heimischen sagengutes oder christlicher einflüsse handelt, wäre sie unbedingt notwendig gewesen. indes, ich glaube, sie wäre ihm kaum gelungen. denn gerade unter der voraussetzung des gesamtchristlichen charakters von vv. 64. 65. 66 war wol eine bewuste umstellung oder auch nur nachlässige verwirrung in H, die den christlichen sinn so töricht entstellt hätte, so unwahrscheinlich wie nur möglich.

Alle die — von welchem gesichtspunct auch immer — die schlusspartie des gedichts in ihrer totalität als christlich bezeichneten, haben diesen durch Heinzel aufgedeckten tiefgreifenden unterschied zwischen v. 65 und ihrer unmittelbaren umgebung nicht gesehen. von den drei hauptversuchen nach dieser richtung scheidet der von EHMeyer (Völuspa s. 218 ff) für uns aus, da er in dem mit seinem gesamtstandpuncte zusammenhängenden streben, das ganze gedicht als das werk eines gelehrten christen des 12 jh.s darzustellen, soweit ich sehe, in der forschung allein geblieben ist (s. 253 f). ist er doch selbst Bugge gerade in dieser letzten partie des gedichts in seiner mythischen christianisierungssucht zu radikal vorgegangen. sehr vielmehr zu denken geben natürlich dessen einwände gegen den heidnischen charakter (The home of the eddic poems s. xxviii ff). aber irgendwie überzeugen können sie ebenfalls nicht. zunächst sind die combinationen von angeblich christlichen einflüssen alle gewonnen durch das medium einer reihe aus dem christlichen England entlehnter fremdwörter, die zum teil, wie *Iðavöllr* und *Niðavöllr*, strittig sind, zum teil allerdings, wie 'der fliegende drache' in v. 66 und 'die halle

Gimle' der v. 64, diesen einfluss verraten: aber wie kann daraus in diesen beiden letzten fällen (s. xxxiv f und xxxvi f) gefolgert werden, dass auch die in den einem schon christlichen stamme angehörenden fremdwörtern liegende bedeutung, selbst wenn sie dort reinchristlich wäre, nur als solche entlehnt sein könnte. und dann sind die zusammenstellungen des offenbar neuen Valhöllsaales und des alten heidnischen zerstörers Nidhögg, dessen auch v. 37 erwähntes heim in dieser selbst von den christlichen beanstandern der nachbarvisur nicht angefeindeten strophe sicher nicht christlich gedacht ist, mit dem neuen Jerusalem und dem drachen der apokalypse doch würklich nicht so, dass sie die überzeugung notwendigen zusammenhanges erweckten. vor allem aber beweisen sie gewis nichts für die herkunft dieser schlusspartie als christlichen gesamtbesitzes aus England, da sowol Norweger wie Isländer auf ihren vikingerzügen jenen wortvorrat — das entscheidende beweismaterial Bugges — sich flüchtig angeeignet haben konnten (vgl. auch Sijmons Edda I s. CCLXXXVI). wird doch dasselbe argument angeblichen christlichen charakters dieser schlusspartie von dem dritten der hauptgegner ihres heidnischen ursprungs Björn Magnússon Ólsen gerade — ebensowenig an sich überzeugend — für die isländische heimat des ganzen gedichts angeführt. im grunde genommen bleiben von seinen ausführungen (Tímarit 15, 80 ff) ja nur die *dyggvar dróttir* und die *ynþe*, die sie in Gimle geniefsen sollen, als äufserlich ausdrücken in christlichen zeugnissen vergleichbar. aber es wird sich nun einmal nicht beweisen lassen, dass *dyggr*, das an der einzigen stelle, wo es sonst noch in der Edda vorkommt (Reginsmal v. 20), von der treuen folge des doch gewis nicht in seinem beabsichtigten werk christlich gesinnten raben gebraucht wird, absolut den prägnant christlichen sinn 'rechtschaffen', den ihm Snorri unterlegt, haben müsse, und dass die *dróttar dyggvar* dieselben wie die 'guten menschen' im glaubensbekenntnis des Stockholmer homilienbuches sein müssen, oder dass die *ynþe*, die an andrer stelle (Havamal 96) die jarlswonne, die der höchste heidnische gott bei seinem Billingsmädchen genoss, darstellt, hier nur durchaus die wonne der rechtschaffenen seelen im paradiese sollte darstellen können.

Es wird vielmehr die alte ansicht Müllenhoffs (DA. v 30—37) hier wol zu recht bestehn müssen — falls man nur die oben

besprochene partie über v. 65 ausscheidet —, dass echt heidnische vorgänge in diesem neuen götterheime geschildert werden. immerhin hat auch er nach meiner auffassung noch dem *dyggr* eine allzu wenig heidnisch gefärbte nebenbedeutung beigemessen, und auch das oben genannte törichte *vé valtiva* von Rask belassen, indem er allzueifrig das friedliche in dem charakter der neuen welt urgierte. ich habe mich in früheren arbeiten schon nachdrücklich nach jener richtung ausgesprochen, und merkwürdigerweise werden die typisch heidnischen züge gerade in der den christlichen charakter der schlusspartie bezeugen sollenden darstellung Ólsens ins rechte licht gestellt. auch er erwähnt, dass schlachtengötter in der neuen Valhöll wohnen und weist auf den ausdrücklich kriegerischen namen Höđs, der nur in der Ragnarökdarstellung dieses liedes widerkehrt; ja er geht sogar so weit, in dem adler, der auf den bergen der neuentstandenen welt fische weidet, eine kriegerisch-unchristliche vorstellung zu erblicken. er hebt ferner den von der Snorra-Edda so stark betonten kriegerischen charakter von Thors sohn Magni hervor und fragt mit recht, was denn Magni und Modi in den Vafthrudnismal eigentlich mit dem hammer ihres vaters in der neuen friedlichen welt anfangen sollen. freilich, um den unterschied zwischen beiden gedichten zu erweisen. in würklichkeit sind eben die kriegerischen Odinssöhne in der Völuspa und die kriegerischen Thorssöhne in den Vafthrdunismal vollkommene parallelen, und der Völuspadichter hat sich die neue burg Baldrs nicht anders gedacht wie die alte Odins und die mannen in Gimle eben als einherjar, die in wonne leben, wie die krieger in Beowulfs Hrodgarhalle, und gewis vom waffenhandwerk nicht zu trennen sind. soll man einem harten geschlecht, wie den männern der Egils- und Njalssaga, denen Boer (aao. s. 358) mit recht seinen ersten dichter an die seite stellt, nur dass man diese vorbilder getrost als culturelle voraussetzung für die ganze Völuspadichtung in anspruch nehmen kann, jedes gefühl für weichere vorstellungen absprechen? sollte auch bei ihnen, gerade als contrast, vorübergehnde friedenssehnsucht, wenn auch gleich wider von neuer tatkraft begraben, nicht zu denken sein? wol kann ein bedeutender dichter dies gefühl einmal in den gedanken des künftigen heidnischen paradieses taghell leuchtend projiciert haben. aber eine schar waffenloser heiliger haben sich seine landsleute sicher nicht dabei gedacht.

alle schuld, alle verderblichen würkungen des kriegshandwerks wurden weggedacht; alle wonnen, alle den freien mann im kriegsspiel ergötzende beseligung blieb. die form des alten lebens blieb in der phantasie als selbstverständliche voraussetzung: aber die in den einherjarkämpfen längst vorbereitete vorstellung eines heiteren, glücklichen spiels war das neue, was nun ewig sein sollte. bei dem kurzen prägnanten stil der Völuspa kommt dies daher allein in v. 64 zum ausdruck : in der tat keine abschwächung der in Vafþrudnismal 41 geschilderten vorgänge, wie Wilken (Zs. f. d. ph. 33, 328) meint, sondern die denkbarste steigerung. gewis ist in all diesem kein widerspruch in der dichterischen phantasie. und ein reiner logiker ist der Völuspadichter eben seiner ganzen pythischen veranlagung nach ebensowenig gewesen, wie die Völva, der er seine tiefsinnigen anschauungen in den mund legt.

Ich kann demnach auch Björn Magnússon Ólsen in seiner polemik gegen FJónsson (Literaturhistorie s. 131 f) insofern nur völlig beistimmen, wenn er sich gegen dessen auffassung wendet, dass die heiden sich eine ganz unkriegerische welt consequent im jenseits aus ihren anschauungsbedingungen heraus hätten denken müssen! ja, wenn sie abstracte logiker gewesen wären. aber unbewust empfunden haben diese überkriegerischen männer als contrast eine solche welt der ruhe gewis tausendmal, und so konnte ein derartig kriegerisch-unkriegerisches jenseits denn in ihrer phantasie sehr wol die voraussetzungen abgeben für ein bild, dem dann ihr gröster dichter in der Gimlestrophe plastische gestalt verlieh. überhaupt scheint es mir doch eine verkennung des künstlerischen charakters des gedichts, wenn FJónsson es als eine bewuste tendenzdichtung hinstellt; dass die Völuspa dem unglauben entgegentreten sollte, kann ich ebensowenig mir vorstellen, wie dass die Lokasenna eine pädagogische warnung vor demselben enthielte (aao. s. 135. 185).

Ebensowenig wie der tiefgreifende unterschied in religionsphilosophischer hinsicht ist aber das misverhältnis zwischen dem v. 65 und anderseits den vv. 64. 66 in bezug auf die technik des aufbaues genügend gewürdigt. die dramatisch abschliefsende würkung nämlich, die v. 66 beherscht und sie geradezu notwendi[g] im gedicht macht, wurde durch die unechte visa vom erscheine[n] des höchsten gottes, die, wie ich oben hervorhob, selbst eine[n] dramatischen höhepunct darstellte, abgeschwächt und unpassen[d]

vorweggenommen — ein grund mit für mich, seinerzeit, unter der voraussetzung der ursprünglichkeit von v. 65, die würksame ausgangsstrophe dem gedichte unberechtigter weise abzusprechen (Zs. 36, 282 ff. 41, 35).

Einen weitern beweis für den anders zu beurteilenden charakter von vv. 64. 66 und v. 65 bildet der von Wilken (Zs. f. d. ph. 30, 458) mit unrecht geläugnete parallelismus von vv. 64—66 mit 37—39 des zweiten teiles des gedichts, der nach Müllenhoff die gegenwart schildert. dass der der sonne ferne saal in Naströnd und der mit gold gedeckte saal auf Gimle, dass ferner die durch die eiskalten ströme watenden verbrecher und die treuen scharen, die in Gimle hausen, bewuste gegensätze bilden, darin treffen gegner wie Hoffory (aao. s. 133) und Boer (aao. s. 314), die doch ganz andre beweisführungen verfolgen, zusammen. auch dass der drache Nidhögg in v. 39 seine entsprechung hat und dass hier ebenfalls ein bewuster parallelismus vorliegen muss, ward schon hervorgehoben und ward längst beobachtet. es ist indes völlig unstatthaft, aus diesem grunde nur vv. 38 f mit vv. 64. 66 in eine engere gruppe zu rücken, die, obwol sie doch als charakteristische scene die vom standpunct des Germanen so notwendige wasserhölle enthalten (Müllenhoff DA. v 120), durch den christlichen charakter auch wider den besprochenen beargwöhnten strophen der schlusspartie entsprechen sollen. denn der parallelismus von v. 64 wie v. 66 ist notwendig auch auf die von Boer streng von v. 38 f geschiedene v. 37 auszudehnen, und zwar nicht blofs in dem contrast der leichentätigkeit Nidhöggs. der nicht gegensätzliche parallelismus von v. 64 und v. 37 ist nicht zu verkennen, da der goldne saal von Sindris geschlecht mit dem goldgedeckten saal auf Gimle correspondiert, wie der 'biersaal des riesen' offenbar auf ähnliche freuden deutet, wie sie in der idealisierten welt die bewohner der neuen Walhall erwarten werden. fest und unauflöslich schliefst endlich auch beide strophengruppen in ihrer gegenseitigen totalität die gleichung *Niðavellir* — *Niðafjǫll* zusammen.

Damit ist nun aber auch eine feste brücke geschlagen von den endvisur 64 und 66 zu den eingangsvisur (vv. 59 ff) der schönen schlusspartie, da diese ganz in derselben weise auf die eingangspartie des ganzen gedichtes (3 ff) zurückgreifen und auch hier offenbar lauter bewuste gegensätze sich finden. hier wie

dort treffen die Asen auf dem Idafelde zusammen, hier wie dort treiben sie das fröhliche bretspiel, hier wie dort gibt es ein goldnes zeitalter. dieselben ausdrücke umschreiben beidemal die alte wie die neue olympische seligkeit,' und der parallelismus würde noch weiter gehn, wenn wir in der unvollständigen v. 61 statt des mit Jónsson in seiner ausgabe sicher zu streichenden elenden lückenbüfsers *þærs í árdaga áttar hǫfþo* den verlorenen visuhelming hätten, der offenbar das goldne zeitalter weiter ausmalte. denn der schon im rhythmus wuchtige nachhaltige ausdruck *mon Baldr koma* scheint entschieden mehr vorauszusetzen als die andeutende allerdings sehr charakteristische notiz, 'dass die äcker fortan unbestellt frucht tragen sollen'. auch die scheinbare abweichung im eingang von v. 59, wo erzählt wird, dass die erde von selbst wider aus den fluten emportaucht, während sie im eingang der Vǫluspa (v. 4) von Burs söhnen aus den fluten emporgehoben wird, ist nicht imstande, diesen parallelismus zu zerstören. wie Olrik (aao. s. 279) richtig bemerkt, ist das naturphänomen nur so zu sagen an zweiter stelle nackt widergegeben, während es an erster in mythologischer umkleidung auftritt. genau derselbe vorgang widerholt sich ja v. 57 in der mit v. 59 correspondierenden darstellung vom untergange der welt, wo ebenfalls nur gesagt wird, dass die sonne zu dunkeln beginnt und die hellen sterne vom himmel schwinden, während in der proleptischen, dichterisch so würksamen v. 41 derselbe naturvorgang (*svǫrt verþa sólskin*) unter dem bilde des die sonne verschlingenden ungetüms in mythologisch ausführlicher umschreibung dargestellt wird (aao. s. 272).

Es gehört schon eine ziemliche voreingenommenheit dazu, wenn Boer, dem bei seiner hypothese von einem doppelten dichter der Vǫluspa nach seinem eignen geständnis gerade in dieser farbenprächtigen schlusspartie des liedes nicht wol wird (s. 338) bei der nicht wegzuleugnenden ähnlichkeit der strophen 64. 66 mit vv. 59 ff in der absicht, in bewusten gegensatz zu den abschnitten des liedes vor der katastrophe zu treten, sich mit dem auswege hilft, der jüngere dichter (vv. 62 ff) habe hier eine figur des älteren (vv. 59 ff) nachgeahmt. für jeden unbefangenen wird die auffassung die nähere sein, dass der ganze abschnitt von vv. 59—66 — mit ausnahme natürlich von v. 65 und auch von v. 63, auf die wir gleich zurückkommen — das werk desselben

dichters und aus einem guss ist und ebenso einheitlich auf die vor dem Ragnarökabschnitt liegenden teile des gedichtes, den Müllenhoffschen vergangenheits- und gegenwartsabschnitt, zurückgreift. denn auch v. 62 weist mit dem kurzen prägnanten ausdruck *mon Baldr koma* deutlich auf die als bekannt vorausgesetzte breit und liebevoll ausgemalte mittelpartie des liedes (vv. 31—35), die die ganze Baldrgeschichte umfasst, — insbesondre, wenn die von uns später versuchte ergänzung der unvollständigen v. 36 das richtige trifft —, als die seele und den lebensnerv des ganzen liedes zurück. wenn es bei diesem wichtigsten ereignis vor dem weltuntergang heifst 'Frigg beweint das weh Valhölls', und wenn hier bei dem wichtigsten ereignis nach der welterneuerung Baldr als einer der 'Valtivar' ausdrücklich aufgeführt wird, so ist unschwer zu erkennen, dass auch diese wendungen in fester und bewuster sprachlicher correspondenz stehn.

Ebenso verlangt aber Boer meiner auffassung nach viel bedingungslose nachgiebigkeit, wenn man ihm unter der voraussetzung seiner eben genannten hypothese in der annahme folgen soll, dass sein sonst streng epischer und jede lyrische anwandlung verschmähender erster dichter hier plötzlich am schluss in v. 61 empfindsam weich und idyllisch geworden sein soll (aao. s. 344f), und man fragt unwillkürlich, wenn der schluss dieses älteren liedes hinter v. 61 unterdrückt sein sollte, in welcher stilart dieser nun eigentlich gelautet haben möchte? empfindet da nicht Olrik, der die souveräne meisterschaft des dichters seinem stoff gegenüber widerholt so treffend darstellt, viel richtiger, wenn er die schaffensfreude, welche die ganze schlusspartie durchzieht, in den schönen worten charakterisiert (s. 280): 'Her hvor de andre kilder forstumme, på tærskelsen til det nye verdensliv, synes Voluspådigteren fortrolig med alt; hans ilende stil ombyttes med rolig udmaling; her elsker hans fantasi at dvæle'. sicher ligt grade die stilverschiedenheit hier am schluss in der sache selbst, und bei aller einheitlichkeit des mythologischen zusammenhangs erfordert diese gradezu eine mannigfach abgetönte stilistische darstellung. und wie hätte der dichter kunstmittel, über die er nach dieser seite so überreich gebietet, nicht verschwenderisch gebrauchen sollen!

Ein solches und zwar besonders virtuoses mittel ist meiner überzeugung nach auch das häufige futurische *mon*, das Boer (s. 341)

hauptsächlich als beweismittel für die partieen des jüngeren dichters verwertet. mir scheint, gerade in seiner verschiedenartigen verwertung zeigt sich eine besonders weise ökonomie der dichtung. es tritt im gedicht zum ersten male auf, wo tatsächlich zum erstenmal von der zukunft berichtet wird (v. 45 *bróþr mono berjask*), und bildet für mich mit eine der festesten stützen für die allein berechtigte dreiteilung des gedichts, die Müllenhoff so glänzend begründet hat. und wenn es der dichter hier zum ersten mal ausgiebiger bei dem erscheinen Baldrs verwendet, so hat dies seinen sehr guten und wolerwogenen grund. denn das erscheinen des höchsten gottes Baldr, des Odin der neuen welt, der sich gleich darauf mit seiner saldrótt, der elite der neuen götter- und menschenwelt, wie Valhölls bewohner in der alten, einrichtet, stellt allerdings eine zukunft in der zukunft dar. sehr fein eingeleitet wird dieser übergang durch das prägnante *mono epter* (v. 61), das aus der zukunft, die mit v. 45 begann, und deren letztes bild die nach der zerstörung der welt widerkehrenden und wol noch halb traumhaft von der vergangenheit redenden götter (v. 60) waren, zu der zukunft in der zukunft hinüberführt, in der sie bereits wider zu in alter olympischer ruhe dahinlebenden göttern (v. 61) geworden sind. ich werde auf die ungeheure differenzierungsfähigkeit des Völuspadichters in der zeitendarstellung noch in anderm zusammenhange zurückzukommen gelegenheit haben : für die hypothese eines älteren und jüngeren dichters scheint sie mir einen sehr geringen stützpunct abzugeben, da gerade die angeblichen disharmonieen der schlusspartie bewundernswerte, ja die bewundernswertesten künstlerischen leistungen im ganzen gedicht überhaupt darstellen.

Ist es doch auch kaum möglich einen riss oder eine naht, wie Boer sich auszudrücken pflegt, festzustellen, wo diese doppelte dichtertätigkeit oder auch zwiefache recension, wie man es nun am bezeichnendsten nennen mag, sich deutlich verriete. der beste beweis ist, dass eine solche, wo sie aufzudecken versucht wurde, bald vor, bald hinter die Baldrstrophe gerückt ward. ich selbst habe (Zs. 41, 39 f) bei meiner damaligen annahme einer doppelten recension, die, wie schon bemerkt, die irrtümliche annahme des heidnischen charakters von v. 65 zur voraussetzung hatte, die Baldrstrophe 62, 1—4 noch zur ersten fassung gezogen, in dem instinktiv richtigen gefühl, dass Baldrs herschaft einmal ein be—

sondrer liedabschluss gewesen sein müsse — was nunmehr, wo die interpolation vom höchsten unbekannten gotte beseitigt ist, durch das gedicht selbst erhärtet ward. Boer hat den einschnitt vor der Baldrstrophe versucht. andere endlich, besonders die vertreter der apokalyptischen oder sibyllinischen hypothesen, haben, wenn sie die jüngere zudichtung nicht auf den ganzen abschnitt vv. 59—66 ausdehnten, auch wol erst von v. 64 ab ihren beginn datiert. ein einheitlicher trennungspunct, der kritisch überzeugend wäre, ist aber nie nachgewiesen worden, weil er eben nicht existiert. v. 62 schliefst sich, mag immerhin einiges aus der schilderung des neuen goldnen zeitalters dort ausgefallen sein, dem sinne nach doch vortrefflich an das folgende an, und mein früheres bedenken, dass ein misverhältnis obwalte zwischen der angabe, die Baldr erst schlechthin kommen lässt und dann ihn neben oder gar nach Höð erwähnt, vermag ich nicht mehr aufrecht zu erhalten. dass Baldr zunächst als herscher allein genannt wird und dann zusammen mit dem bruder, mit dem er, wie alle andern götter bekanntlich in den Ragnaröküberlieferungen, paarweise widerkehrt — und mit wem als diesem sollte er sonst paarweise widerkehren — darin ligt gewis nichts auffallendes. würde man denn, wenn etwa die drei alten, mythologisch so oft zusammengestellten götter Oðin, Thor, Frey in trias widerkehrten, und dabei Oðins herschaft in ähnlicher weise vorher angekündigt würde, darin etwas absonderliches erblicken? ich kann daher weder wie in meiner genannten frühern arbeit jetzt noch mit der gangbaren vorstellung ein ärgernis daran nehmen, dass der töter Baldrs mit diesem in der neuen welt in eintracht widerkehrt, noch auch mit Boer gerade darin eine so tiefpoetische auffassung des gedichts finden, dass nach ihm der schuldig-unschuldige Höð mit dem unschuldigen Baldr dieselbe herscherehre geniefsen soll — beidemal ist ein reflectierender accent auf das verhältnis der beiden götter gelegt, der dem Völuspadichter sicher fremd war: wie sonst die beiden rächer Vidar-Vali, wie die beiden Thorssöhne Magni und Modi, so gehören naturgemäfs auch die beiden Odinssöhne in der neuen welt zusammen. bildet doch die bemerkung, dass Baldr mit Höð Hropts siegreiche gehöfte bewohnt, zugleich die beste und unauffälligste überleitung zu seiner 'saldrótt', die dann in v. 64 des genaueren geschildert wird.

An die echtheit des visuhelmings *búa Hǫþr ok Baldr Hrópts*

sigtopter, vel valtivar : vitoþ enn eþa hvat? ist also nicht zu tasten, und wenn Boer ihn aus der strophe ausscheidet und v. 63, 3. 4 *ok burer byggva bréþra tveggja vindheim viþan; vitoþ enn eþa hvat?* als angebliche variante an ihre stelle setzt, so dass die worte bedeuten 'die söhne der beiden brüder, dh. Höðs und Baldrs' sollten den himmel bevölkern, so begeht er einen doppelten schweren irrtum. zunächst sind es die auch nach seiner auffassung durchaus älteren zeilen, die er zugunsten jener angeblich jüngeren variante aus dem Völuspatext ausscheidet, mit der seltsamen motivierung, dass die ältere variante nachträglich aus einer andern darstellung der Völuspa wider aufgenommen sei. eine sehr unwahrscheinliche für mich den eindruck der höchsten künstelei machende annahme, die dadurch kaum glaubhafter wird, dass er sich für sie auf einen angeblich zweiten fall dieser art in der mitte des gedichtes bei der darstellung der Odin-Yggdrasil-Mimir-episode (s. 294 ff. 368 f.), auf die wir später zurückkommen, berufen zu können meint. auf derartige unwahrscheinliche hypothesen hin eine gute alte halbstrophe im überliefertem zusammenhange zu beseitigen, erscheint mir aber eine arge gewaltsamkeit. sodann aber setzt sich Boer durch diese erklärung mit der noch immer besten erläuterung unsres visuhelmings in widerspruch, die die Grundtvigsche auffassung des *Tveggja* als genetiv des eigennamens Tveggi-Odin zur voraussetzung hat. in der Müllenhoff mit recht (DA v 156) eine erlösende tat sah. ihr gegenüber erscheint mir die deutung von *byggva burer bróþra tveggja* in dem sinne, dass die söhne der beiden brüder (dh. Baldrs und Höds) nunmehr den himmel bevölkern, gewis ebenso künstlich, wie Olriks annahme (aao. s. 264). die ebenfalls *tveggja* als genetiv pluralis des zahlwortes voraussetzt, die beiden brüder mit Hönir zusammenbringt und demnach an söhne Lodurs und Odins, welch letzterer dann Vidar sein soll, denkt — was schon deswegen unwahrscheinlich ist, weil Vidar bekanntlich sonst in Ragnarökmythen mit Vali zusammen widerkehrt.

Immerhin hat die erklärung Olriks doch der engen zusammengehörigkeit der beiden helmingar der v. 63 rechnung getragen, wenn er auch die echtheit der einzigen langzeile der ersten, defecten halbstrophe *þá kná Hœner hlautviþ kjósa* dabei voraussetzt. dass diese aber der ganzen anlage und idee des

liedes nach hier niemals ursprünglich gewesen sein kann, darin stimm ich Boer durchaus bei : nur mein ich, dass die behauptete unechtheit auf die ganze visa auszudehnen ist. beide hälften sind augenscheinlich ergänzungen eines interpolators, und zwar glaub ich, ist es beidemal, auch unabhängig von der frage, ob sie ursprünglich selbst zusammenhängen, nicht schwer zu verstehn, nach welchem muster dieser die beiden götterpaare hier einfügen zu müssen glaubte. das vorbild war für ihn, der offenbar durch die erwähnung von Baldr und Höd (v. 62) auf den irrtümlichen gedanken gebracht wurde, dass hier eine katalogisierung von göttern beabsichtigt sei, die erwähnung von Burs söhnen (v. 4). was lag für ihn näher, als nach dem ausscheiden Odins durch den weltuntergang an dieser stelle die reste der beiden triaden Oðin-Hönir-Loður und Oðin-Vili-Ve, die beide schon im gedichte vorher angedeutet waren, bei der widerkehr der götterpaare in erinnerung zu bringen. es kann dabei an sich ganz dahingestellt bleiben, ob er etwa die ebenfalls aus ähnlichem grunde sicher interpolierten, wenn auch gewis nicht jungen vv. 17 f von der menschenschöpfung schon vor augen hatte: in diesem falle würde es doppelt begreiflich sein, dass er die göttertrias in ihrer ältern und jüngern form, die in zwiefacher schöpfertätigkeit bereits eine so grundlegende rolle in der alten welt gespielt hatte, nun auch bei der constituierung der neuen würdig vertreten sein lassen wollte. indes v. 4, also der echte teil des gedichts, genügte doch schon völlig für diese seine absicht, und nichts hindert uns anzunehmen, dass in v. 63 ebenfalls wie in v. 17 reste eines alten kosmologisch-eschatologischen gedichtes in den gang des alten liedes aufgenommen wurden. auf keinen fall gehören die götterpaare hier in die neue welt hinein, wenigstens nicht mit namen. denn in dem punct hat Boer natürlich recht, dass eine aufzählung von dem dichter, der vv. 59 ff die widerkehr der götter im allgemeinen schilderte, hier unmöglich beabsichtigt sein konnte. erst zu erzählen, dass die götter zurückkommen, dann ihr treiben zu schildern, darauf, dass Baldr zurückkehre zur herschaft, und dann, dass eine bestimmte reihe götter widerkomme, ist ein unding, und eine solche stümperei hat man kein recht dem Völuspadichter zuzutrauen. es bleibe dabei dahingestellt, inwieweit solche zusätze, besonders die hindeutung auf Vili und Ve, die ja äufserlich an

die christliche trinität erinnern, durch misverständliche auffassung mit der ausgangspunct geworden sind für derartige christliche wucherungen, wie sie in H 65 und der fortsetzung der papierhss. vorliegen. der ausdruck *vindheim víþan* gibt nach dieser richtung zu denken.

Es kommt übrigens hinzu, dass auch die auswahl der götter, die v. 63 widerkehren lässt, trotzdem diese im gedicht genannt waren, wenn schon einmal eine katalogisierung beabsichtigt war, sicher vom Vǫluspadichter ganz anders eingerichtet worden wäre. der für die frage der composition so fein veranlagte hätte sicher Thors söhnen Moði und Magni nach dem eben geschilderten schicksal des vaters eher einen platz angewiesen, als dem unglücklichen Hönir, der für die echten teile des gedichts gar keine rolle spielt, wenn auch seine widerkehr im Ragnarǫkmythus an sich durch eine merkwürdige parallele gestützt sein mag (Olrik aao. s. 281). geradezu gefordert muste dann aber werden das neuerscheinen Valis und Viðars. beide treten an entscheidenden wendepuncten des gedichts (vv. 33 u. 55) in visur, die gewis mit unrecht von Müllenhoff getilgt wurden, als rächer der höchsten götter Baldr und Odin auf, und wenn überhaupt andre Asen, so hatten sie das recht neben Baldr und Hǫð zu erscheinen. aber der dichter überliefs eben das bild des neuen olymps sich auszumalen seinen hörern. nur das mag noch hervorgehoben werden, dass er sich kaum eine so umfassende widerkehr gedacht haben wird, wie sie Boer annimmt, der nur die gefallenen hauptgötter Odin, Thor und Frey abzieht (aao. s. 341). er, der nie einen strengen unterschied zwischen göttern und menschen machte, wird bei dem strafgericht, das nach den v. 45 geschilderten vorgängen hereinbricht, wonach alle menschen den Helweg antreten müssen, kaum eine schuldlosigkeit der götter in solchem umfange angenommen haben.

Das gemälde der schlusspartie (vv. 59. 60. 61. 62. 64. 66) entrollt uns so in grofsartiger weise, wie wir gesehen haben, die erneuerung der welt vom auftauchen der verjüngten erde bis zum ewig glücklichen leben in der neuen Walhall. und wir sehen jetzt, nach tilgung der lästigen interpolation v. 63, erst, wie vortrefflich dieses leben in der neuen götterburg, wo widerum, wie in Odins halle einst, götter und menschen zusammenhausen, in den vorausgehenden echten strophen vorbereitet wird. wie das

neue goldne zeitalter der götter unmittelbar zu dem neuen goldnen zeitalter der menschen überleitet, wo die felder ungesäet tragen, — so leitet das Walhall-leben der neuen götter in v. 62 ebenso unmittelbar und ungezwungen das Walhall-leben der neuen menschen in v. 64 ein. in der mitte beider partieen aber, alles überragend, steht die gestalt Baldrs, dessen bedeutsamkeit für die neue welt in der mittelpartie des gedichtes so glücklich und mit ungewöhnlicher epischer breite vorbereitet ist: seine gestalt knüpft die vv. 59—61 und 64—66 unveräufserlich aneinander. und dann der prachtvoll düstere und doch heitere abschluss! zu den Ragnarök will der dichter eben auch diese partie gerechnet wissen. der ausdruck passt an sich zur welterneuerung wie zur katastrophe. auch jene gehört ja 'zu dem grofsen geschicke der götter und menschen'.

Dass der dichter tatsächlich die besprochene schlusspartie des gedichts noch in den Ragnarökabschnitt einbegriffen wissen wollte und somit nicht nur die Ragnarökepisode im eigentlichen sinne (R 47—54), — dh. den abschnitt, der durch die sonst landläufige auffassung des namens (Olrik aao. s. 203) charakterisiert wird und, mit dem zusammenstofs der götter und riesen anhebend, in der vernichtung der welt endete — unter diesem begriff zusammenfasste, vielmehr diesen sogar noch auf die unheilkündende vorgeschichte (R 44—46) ausdehnte, zeigt klar und deutlich die überlieferung von R selbst, an die wir uns allein zu halten haben, wenn wir uns jetzt zur betrachtung des gesamtabschnittes von v. 44 an wenden. die strophe nämlich *Geyr Garmr mjǫk fyr Gnipahelle : festr mon slitna, en freke rinna, fjǫlþ veit fréþa, fram sék lengra umb ragna røk, rǫmm sigtíva* kehrt dreimal, und zwar genau an den stellen wider, wo diese Ragnarök im weitern sinne entscheidende gedankliche abschnitte aufweisen. das erste mal (v. 43) leitet sie die unheilkündenden aufruhrscenen in der sittlichen welt und der natur ein, die der katastrophe unmittelbar vorangehn. das zweite mal eröffnet sie die vernichtungsepisode selbst (v. 46). das dritte mal endlich leitet sie den besprochnen schlussact des grofsen zukunftsbildes ein (v. 55). das kann kein zufall sein, sondern es war die planmäfsige absicht des dichters, durch diese jedesmalige hindeutung auf den gefährlichsten und, so zu sagen mythisch-populärsten feind der götter und menschen die kommende wie die überwundene gefahr in

diesem plastischen momentbilde auch im ersten und dritten teil des erweiterten Ragnarökabschnittes gegenwärtig zu halten, um dort die spannung auf die kommende tragödie möglichst zu erhöhen, hier durch nochmalige hervorhebung des düsteren gegensatzes im schönsten einverständnis mit v. 66 den wert und das glück der erneuerten welt um so nachdrücklicher und greifbarer hinzustellen. sie ist also keineswegs ein blofses ornament, als das sie H zu verwenden scheint, die sie nicht nur vor v. 41 R unpassend vorwegnimmt, wo vom wesen der Ragnarök überhaupt noch nicht die rede ist, sondern sie auch dann noch einmal zwischen R 51 und 53, wo von den beiden grofsen götterkämpfen mit den ungetümen die rede ist, an möglichst unpassender stelle einflicht: vielmehr ist sie in dem erwähnten sinne ein integrierender teil der handlung selbst. nirgends scheint mir Boer bei der tilgung von stefstrophen, die er ja überall im gedicht vorzunehmen sucht, so unglücklich zu sein wie gerade hier. denn seine beiden hauptgründe, warum er die strophe nur vor v. 50, wo sie natürlich als einleitung zur katastrophe selbst stehn muss, lassen will (aao. s. 331 f), stützen sich einerseits auf die handschrift H, wo die nur an einer stelle vollständig mitgeteilte strophe aber keinesfalls beweisen kann, dass nicht auch ihr zweiter teil als stef verwant wurde, anderseits auf die behauptung, dass die visa kein typisch zusammenfassender ausdruck für die katastrophe sein könne, die durch unsere obigen ausführungen widerlegt ist.

Wir haben gesehen, wie Boers versuche in der schlusspartie auf grund von allgemein culturhistorischen gesichtspuncten das schöne schlussbild in die werke zweier dichter zu zerreifsen, weder in den ergebnissen seiner einzelkritik noch in seinen stilistischen erwägungen eine überzeugende unterstützung fanden. auch hier kann ich seinen athetesenversuchen, soweit sie mit seiner theorie eines älteren und jüngeren dichters zusammenhängen, in keiner weise zustimmen. dass Boer neben der oben erwähnten prachtvollen malerischen r e f r a i n strophe auch die v. 47, 1—4 dem ältesten teil des gedichtes abspricht, ligt in derselben richtung einer unterschätzung der bedeutsamkeit, die der fesselung und befreiung des wolfes auch sonst, als landläufig-typisches ereignis der Ragnarök, beigemessen wird. die worte *Skelfr Yggdrasels askr standande, ymr et aldna tré, en jǫtonn losnar*

gehn in der handschriftlichen überlieferung von R unmittelbar der katastrophe voraus, enthalten also genau dieselbe prägnante tendenz wie die stefstrophe, die sie vorbereiten. und dass v. 45 dem einheitlichen gefüge der Ragnarökpartie nicht fehlen kann, ist schon widerholt hervorgehoben: die schluss-strophen des ganzen gedichtes stehn ja mit ihr im engsten zusammenhang. übrigens erleiden auch die gegen den heidnischen charakter der strophe erhobenen bedenken eine weitere wesentliche einschränkung, wenn man sich vergegenwärtigt, dass es lediglich die heiligsten familieninstitutionen der alten Germanenwelt sind, gegen die hier gefrevelt wird (Müllenhoff DA. v 140), und dass alle bedenken fortfallen, wenn man von der eingeschränkten bedeutung, die dem *mono systrungar sifjom spilla* im hinblick auf die verbotene verwantenehe beigelegt ist[1], absieht, was mir durchaus natürlich erscheint.

Anders ligts für mich, wie ich schon früher angedeutet habe, bei einer athetese Boers, die einen würklichen späteren zusatz aus dem gefüge des eigentlichen Ragnarökabschnitts, nicht zu dessen schaden, ausscheidet : ich meine seine reconstruction von v. 53 R (s. 306). mit recht hebt er hervor, dass dort die worte *drepr hann af móþe miþgarþs veor* sich weder stilistisch noch inhaltlich im überlieferten zusammenhange erklären lassen, und, wenn sie fallen, trotzdem der sinn bleibt, dass Thor die schlange tötete, aber später selbst, von ihrem gift getötet, fiel, ohne jede misdeutung. ja der ausdruck gewinnt unzweifelhaft an prägnanz, wenn gerade der zug, der unterstrichen werden

[1] besonders nachdrücklich von 'Olsen Um Kristnitökuna s. 58, wo diese deutung neben den oben hervorgehobenen angeblich christlichen einflüssen für die späte datierung der Völuspa, zwischen 997 und 1000, wo die entscheidenden vorgänge für den sieg des christentums sich abspielen, verwant wird. so sehr ich 'Olsen in der annahme isländischen einflusses in den vulkanischen anspielungen des gedichts beipflichte, so wenig glaub ich, dass auch diese für eine so späte abfassungszeit des liedes sprechen, wo jene kirchlichen verbote besonders acut wurden, die seine deutung unserer zeile voraussetzte. dass *sifjom spilla* im Müllenhoffschen sinne aufzufassen ist als parallele zu *bróþr mono berjask* halt ich für durchaus wahrscheinlich. die sittliche verwirrung nach jener andern seite gibt *hórdómr mikell* viel besser und drastischer an. die schlusszeile *mon enge maþr oþrom þyrma* zeigt, dass die vernichtung des geschlechts durch g e w a l t t a t die leitende auffassung war. wie bedeutsam, dass auch Snorri (vgl. Heinzel s. 68) die stelle auf den mord an verwanten deutete!

muss (Olrik aao. s. 208), dass nämlich Thor, als die schlange fällt, noch **lebt** — da er keinen rächer im gedicht hat —, so einseitig hervorgehoben würde. Boer selbst vergleicht aufserdem aao. mit recht die kürze und prägnanz der darstellung, die nach der athetese von z. 3 f eintreten würde, mit der des ersten teiles in den vv. 25 und 26, die ja von einem parallelen ereignis aus der vorzeit, dem kampf der götter gegen die riesen, aus anlass der erbauung der Asenburg, handeln. es darf vielleicht noch ergänzend hinzugefügt werden, dass der bedeutsame gott, wie es ihm nach dem mythus zukam, zwar beidemal stark und charakteristisch hervorgehoben wird, aber doch verhältnismäfsig kurz, da das interesse des dichters in der alten welt, nächst Baldr, durchweg zunächst auf Oðin und seiner fürsorge ruht. dort wie hier spielt dieser handelnd ja die erste rolle. deswegen sind ihm in den Ragnarök auch zwei strophen gewidmet, und es wird ausdrücklich noch durch die Völva seine rache durch Vidar berichtet[1]. nicht nur in der beibehaltung dieser visa, sondern in dem ganzen engern Ragnarökabschnitt überhaupt, befind ich mich mit Boer, da hier die theorie seiner beiden dichter in seine darstellung nicht eingreift, soweit er die conservierung des überlieferten textes verlangt, meist in erfreulicher übereinstimmung. nicht freilich in einer doppelten rectificierung des codex Regius, die ich entgegen der allgemeinen ansicht für falsch halte, im wortlaut bei v. 48 und in der strophenordnung bei v. 49. in beiden fällen, auf die ich nun ausführlicher eingeh, muss ich unbedingt für die autorität der älteren handschrift eintreten.

[1] dass diese strophe, die Müllenhoff ja im letzten grunde nur aus gründen strophischer gliederung ausgeschieden hatte, beibehalten werden muss, dafür hab ich mich schon widerholt ausgesprochen. gewis mit recht fand Boer in der bezeichnung *Viþars bróþer* in der oben besprochenen unechten H-strophe 48, die v. 53 R paraphrasiert, einen neuen indirecten beweis für ihre echtheit, da sie diese offenbar, die in unmittelbarer nachbarschaft stand, ganz ihrem früheren von uns besprochenen verfahren gemäfs ebenfalls im sprachlichen ausdruck plündert. wenn endlich 'Olsen (Timarit 15, 83 f) in scharfer polemik gegen Müllenhoff (DA. v 152) und FJónsson (aao. I 136) auf Vafþr. 53 verweist, wo die antwort erhärtet, dass Oðins und Vidars rache mythisch unlöslich zusammengehören, so ist ja auch dies eine weitere stütze für unsere auffassung der strophe. ich versteh aber bei dem stand der dinge nicht, wie 'Olsen dann die Valistrophe der Völuspa, die mit dem tode Baldrs mythisch ebenso unlöslich zusammengehört, in unserem gedicht als interpolation ausmerzen kann.

Es ligt ja nahe, bei den drei visur, die den weltuntergang
nleiten (vv. 47. 48. 50 R), in dem anrücken dreier riesischer
eere vollständig parallelgebaute strophen zu sehen, und gewis
t der besonders in Müllenhoffs glänzender darstellung (DA v 149ff.)
o bestechend commentierte aufmarsch riesischer scharen von
sten, norden und süden ein in den weiten rahmen dreier
immelsrichtungen gespanntes, grofsartiges und des Völuspadichters
urchaus würdiges gemälde, das man ungern zerstört sieht.
und es lässt sich wol dafür anführen, dass die dreiheit auch
sonst im gedichte unläugbar eine gewisse rolle spielt wie in den
drei unterweltssälen der vv. 37—39 oder den drei den welt-
untergang prophetisch herbeikrähenden hähnen vv. 27f — selbst
die vielbesprochene ebenfalls die phantasie nach drei seiten hin
mächtig beschäftigende Nornenscene (Helgakv. Hundb. I 4) ist von
Heinzel (s. 71 und 318, vgl. auch Bugge The home of the Eddic
poems s. 81. 96ff) als parallele herbeigezogen. auch dass die
drei visur, wie Heinzel (aao. s. 76) zeigte, in ihrem ähnlichen
strophenanfang (*Hrymr ekr austan, Kjóll ferr norþan, Surtr ferr
sunnan*) in der gangbaren lesart einen ähnlichen parallelismus
zeigen wie die früher erwähnten mit der anaphora *Kømr* be-
beginnenden visur des götterkampfes selbst (51. 52. 53). indes
stimmt schon, auch wenn man von der handschriftlichen über-
lieferung in v. 48 vorläufig absieht, dieser parallelismus äufser-
lich nicht ganz, und dass sie alle drei inhaltlich parallel wären,
kann ich Heinzel auf keinen fall zugeben. in doppelter be-
ziehung nämlich hängen bei näherer betrachtung vv. 47 und 48
unter sich gegenüber 50 enger zusammen, sowol wenn man auf
die in den malerischen strophen dargestellten gruppen als wenn
man auf die fortschritte der dramatisch bewegten handlung, die
sich in ihnen abspiegelt, achtet.

Was zunächst den ersten punct anlangt, so erscheinen in
vv. 47 und 48 vollkommen parallel die beiden hauptungetüme
der Ragnarök. der wolf, dessen typisches haften im Ragnarök-
mythus unzweifelhaft feststeht und dessen tat, wie Olrik (aao. s. 206)
zeigte, öfter als alle andern vorgänge desselben in Edda- und
skaldenpoesie berührt wird, der also das älteste heimatrecht in
ihm geniefst, wie uns ja auch die dreimal widerkehrende stef-
strophe v. 43 in der betonung seines loskommens typisch ver-
anschaulicht. und die schlange, der Midgardsorm, die zwar

sonst in den Ragnarökdarstellungen und den anspielungen darauf nicht erwähnt wird, indes nicht nur in parallelen mythischen kämpfen eschatologischen charakters wie im Beowulf und andern drachensagen alte gegenstücke hat, sondern durch ihr häufiges rencontre mit Thor, wie es uns die Hymiskviða und die skaldenpoesie widerholt schildert, auch in diesem vorspiel zur grofsen katastrophe ihre berechtigung dort erweist und somit von Olrik auch unbedenklich zum ursprünglichen bestand des Ragnarökmythus gezählt wird (aao. s. 207). 'mit recht hebt dieser hervor, dass schon die verwechslungen, die wolf und schlange, Odin- und Thorkampf nicht nur in unserm gedicht in der überlieferung des codex Regius, sondern auch in der Lokasenna erfahren, ein untrügliches zeugnis für ihre enge zusammengehörigkeit abgeben. sicher sind, wie der gleich darauf folgende kampf lehrt, sie die entscheidenden kräfte in diesen scharen, die in vv. 47. 48 gegen die götter anrücken. indes sie sind umgeben von andern riesischen wesen. neben der schlange erscheint der adler Hräsvelg, neben dem wolf Loki. und führer ist im ersten falle der riese Hrym, im zweiten falle sind es je nachdem Muspells oder Hels leute. dagegen in v. 50 tritt Surt ganz allein auf, dessen hohe bedeutung für den Ragnarökmythus in allen übrigen quellen Olrik (s. 227) erweist. zweimal, in den Fafnismal 14f. und in den Vafthrudnismal 17f, erscheint er ausdrücklich nicht als einer unter den gegnern der götter, sondern als gegner der götter schlechthin: beidemal geht aus der form der frage wie der antwort hervor, dass er die feindliche widerstandskraft gegen die Asengesamtheit dort an sich verkörpert. keineswegs aber hat er im kampfe eine correspondierende prägnante stellung inne wie die beiden andern unheimlichen mächte. in der Völuspa selbst wird er mit der ziemlich nichtssagenden parenthese *en bane Belja bjartr at Surte* (v. 51) abgetan, die Lokasenna aber nimmt ihm sogar diese charakteristische tat ab, indem sie den streit mit Frey auf Muspells söhne überträgt (v. 42). im schroffen gegensatz zu seiner uncharakteristischen und untypischen kampfesart aber ist seine zerstörende würkung doch in würklichkeit weit gröfser als die der beiden ungetüme: denn wenn er *med sviga læve* erscheint, so kann das *geisar eime ok aldrnare, leikr hór hite viþ himen sjalfan* (v. 54), also der definitive weltbrand, auch nur sein werk sein. sonach nimmt die Surtstrophe (v. 50)

auch ihrem mythischen bau nach schon eine sonderstellung ein gegenüber den völlig einander parallelen vv. 47. 48.

Ebenso aber besteht der dreifache parallelismus in diesen strophen nicht, wenn man auf den fortschritt der handlung in ihnen achtet. in den beiden ersten paradiert lediglich drohend ein riesisches heer. wenn in der ersten 'der adler krächzt, der schnabelfahl leichen zerreifst', so ist das wol mehr eine charakteristik des nicht genannten namens Hræsvelgr als eine hindeutung auf den tod der menschen, da die zweite visa nach dieser richtung keine parallele aggressive handlung bringt. beidemal sind die begleiter in den beiden ersten strophen nur der die furchtbare erscheinung verstärkende poetische rahmen für die noch nicht in tätigkeit getretenen wasser- und feuerverwanten gestalten der schlange und des wolfes, und der tatsächliche untergang der menschen tritt erst v. 50, dort aber würklich ein (*troþa haler helveg*). ganz anders dementsprechend für die bedeutung der handlung der inhalt dieser dritten visa! hier schlagen aufserdem steinfelsen zusammen, bergriesinnen stürzen, und der himmel spaltet. hier haben wir kein blofses paradieren riesischen übermutes mehr, hier hat die zerstörung, deren endergebnis v. 57 darstellt, bereits begonnen, ja sie ist im besten zuge.

Aus diesem doppelten grunde kann ich die übliche gleichstellung der visur 47. 48. 50 nicht mitmachen[1]. nimmt aber v. 50 nun würklich eine deutlich erkennbare sonderstellung ein, dann kann ich auch durchaus nicht verstehn, weshalb die Buggesche änderung, die das *austan* der v. 48 in *norþan* bessert, so durchaus notwendig sein soll, da die beiden parallelen scharen riesischer mächte beidemal passend aus der gewohnten riesengegend, dem osten, kommen. und ebensowenig seh ich ein hindernis, die überlieferung von R im jetzigen zusammen-

[1] auch Heinzel (aao. s. 76) hat dies misverhältnis, das bei der voraussetzung eines völligen parallelismus der drei visur obwalten würde, wol erkannt, wenn er betont, dass v. 50 eine steigerung der beiden folgen in vv. 47. 48 darstellt. also doch keine genaue parallele mehr! und mit recht hebt er hervor, dass bei der gangbaren ansicht die composition hier merkwürdig wäre, wenn erst von wassersnot, dann von feuersnot und dann noch einmal von feuersnot die rede sei. er hat daher sogar die athetese von v. 48 in frage gezogen. diese möglichkeit scheint mir aber eben an dem unzweifelhaft in form, inhalt und mythischem gehalt conformen charakter der vv. 47. 48, die sich notwendig ergänzen, zu scheitern.

hange, die sich, wie wir gelegentlich mehrfach schon früher zeigten, auch aus andern gründen empfahl, beizubehalten. gewis würde v. 49 mit ihrer bemerkung *œser'o á þinge* und der schilderung der zerfahrenheit in allen welten hinter v. 46f passen, wo Heimdall ins horn geblasen hat, der weltbaum wankt und Odin mit Mims haupte redet. aber sie ist sicher nicht weniger am platze vor der entscheidenden Surtstrophe 50, wo die katastrophe beginnt und wo sie doch die beste handschrift nun einmal überliefert. ja nach meiner auffassung sogar weit besser. zunächst inhaltlich. denn die fürsorge und orientiertheit der götter war in v. 46 in den worten *mœler 'Oþenn viþ Mims hǫfoþ* gewis genügend ausgedrückt. das gegenstück ist die heranwälzung der riesischen scharen in vv. 47. 48. v. 49 aber fasst dann die ungeheure aufregung, die in alle welten kam, noch einmal in einem emphatischen ausruf zusammen! in zwiefacher weise aber aus gründen der anknüpfung. einmal nämlich rückt dadurch, doch gewis sehr passend, die schlusszeile (R 45) *en jǫtonn losnar* unmittelbar vor die verwante kehrstrophe an zweiter stelle (R 46). prägnant will der ausdruck also sagen 'die sache ist im gange'. sodann aber correspondiert v. 49 in diesem falle, in dem die endgiltige bereitschaft der götter und riesen noch einmal in dem gegensatz *gnýr allr jǫtonheimr* und *œser 'o á þinge* zusammengefasst wird, vortrefflich auch darin mit v. 50, dass das stöhnen der armen zwerge dort sofort die drastischste motivierung erhält, da durch das *grjótbjǫrg gnata* ihr tröstliches attribut *veggbergs víser* vollkommen illusorisch wird, und dass gewis die einzige nachdrückliche erwähnung von der vernichtung aller menschen an keine passendere stelle kommen konnte, als wiederum in v. 50, wenn eben in v. 49 unmittelbar vorher die allgemeine aufregung und zerfahrenheit a l l e r welten geschildert war.

Wenn Heinzel (aao. s. 69) hervorhebt, 'dass eine solche gefühlvolle betrachtung über den zustand der welt unmittelbar vor der grösten gefahr, der sie erliegen soll, in der altgermanischen dichtung zu den grösten seltenheiten zählt', so kann diese treffende beobachtung auch unsrer ansicht von der beibehaltung der strophe in ihrem gegenwärtigen handschriftlich überlieferten zusammenhang nur günstig sein. es ist wol klar, dass wenn der begabte dichter, der ja auch sonst in vielen puncten singulär dasteht, für die verstärkung der poetischen würkung zu diesem seltenen stilmittel

griff, er keinen kritischeren und geeigneteren zeitpunct wählen konnte, als den, bevor die grofse vernichtung unmittelbar in scene gieng. denn erst die aus den eben geschilderten beziehungen der beiden nachbarvisur sich ergebenden zustände machen es plastisch anschaulich, dass der augenblick der allgemeinen auflösung bereits da ist. und so erscheint gerade in diesem mittelpunct der gesamten Ragnarökepisode dieser elementare gefühlsausbruch nicht nur als würksamer lyrischer accent, sondern er bereichert gerade hier zugleich durch die gedrängte fülle der contrastierenden mythischen bilder am zweckmäfsigsten das epische detail.

Wenn ich nach diesen ausführungen der Buggeschen umstellung nicht beipflichten kann, so muss doch wenigstens hervorgehoben werden, dass sie in der übereinstimmung von H mit der Snorra-Edda äufserlich zunächst besser fundiert war, als die schon widerholt von uns berührte änderung in v. 48 *Heljar lýþer* statt *Múspells lýþer* : hier stehts bekanntlich so, dass nicht nur H, sondern auch sämtliche handschriftliche versionen der Snorra-Edda in der überlieferung im einklang mit dem codex Regius stehn, die änderung also eine handschriftliche grundlage überhaupt nicht besitzt. ich kann Olrik (aao. s. 222) nur vollkommen beistimmen, wenn er betont, dass es vollkommen unzulässig sei, hier Snorris mythisch-geographischem system zu liebe, der im gegensatz zu allen älteren quellen Muspells söhne und Surt zusammenwirft, eine so tiefgreifende änderung vorzunehmen. sie eliminiert die im Ragnarökmythus auch sonst wolbezeugten Muspells söhne — Lokasenna 42, 3 *en es Múspells syner ríþa Myrkvíþ yfer* — aus dem gedankengange der Völuspa. und wenn auch ihre einführung dort eine andere ist, indem sie zu lande reitend dargestellt werden, und anderseits dort, wie oben bemerkt, die rolle Surts im kampfe mit Frey auf sie übertragen wurde, so kann man doch ihre zugehörigkeit zum mythus nicht bezweifeln. ja die parallele stellung zu Surt spricht für ihre bedeutung in demselben. anderseits weist die Buggesche besserung den scharen Hels in einem der mächtigsten riesenanstürme eine rolle zu, die denkbar ungeeignet ist, da, wie Olrik richtig bemerkt, die bleichen toten den Asen kaum einen besondern schrecken eingeflösst haben können. man wird ihm recht geben müssen, wenn er sich dahin resümiert, dass durch eine solche

besserung der poetische charakter der stelle geradezu zerstört wird.

In welchem innern verhältnis Muspells söhne überhaupt zu Surt stehn, ist ja eine sehr schwierige frage, die selbst Olrik nicht völlig zu lösen vermochte. auf jeden fall sind sie im gedicht streng differenziert, und ihre identificierung und gemeinsame localisierung mit Surt ist eine willkürliche construction Snorris, wol begünstigt durch verwechslungen, wie sie die oben genannte stelle der Lokasenna hinsichtlich des kampfes mit Frey bot. dieser ist uns indes doch viel zu undurchsichtig, als dass daraus schlüsse auf die mythische verwantschaft der ihm angedichteten gegner gezogen werden könnten. in unserm gedicht spielen sie eine gänzlich verschiedene rolle. Muspells söhne sind ja nur nebenfiguren im vernichtungsdrama neben dem wolfe, wie ihre durch Hrym geführten brüder aus dem riesenreich hinter der schlange als hauptperson zurücktreten. Surt dagegen ist der bedeutendste zerstörer mit feuer und schwert, dessen furchtbares werk schliefslich in den weltbrand ausmündet.

Überblicken wir nun das ergebnis unserer besprechung der Buggeschen umstellung und änderungen, so scheint uns dadurch dem weltbrand im gedicht sowol seine durchaus dominierende stelle im zerstörungswerk wie sein nordisch-volkstümlicher charakter gerettet. ich glaube, dass ihm Olrik im verlauf seiner trefflichen untersuchung beides mit unrecht abgesprochen hat, und dass er ihn (aao. s. 290) am schlusse seines aufsatzes in der übersichtstabelle über die heidnischen und christlichen einflüsse unbedingt unter die letzteren verweist, will mir nicht einleuchten. ich denke aus der stellung von v. 50 im gedicht geht deutlich hervor, das die zerstörung durch Surt mit feuer keineswegs hinter der ve nichtung durch die wasserflut in der Völuspa zurücktritt, sonde einen gleichen mythologischen rang mit dieser und den v herungen des Fimbulvetr an sich behauptet. er wurzelt mei überzeugung nach (vgl. Olsen, Tímarit 15, 100 f) durchaus in lebendigen anschauung localer isländischer natur[1] und n

[1] wenn Olrik (s. 195 ff) hervorhebt, dass die feuerzerstörung nich selben natürlichen boden gehabt haben könne im norden, wie das ver der erde im wasser und der Fimbulvetr, so nimmt er natürlich immer aus, das eben für ihn gar nicht in betracht zu kommen scheint. ic aber mit Olsen, dass die darstellung in v. 57 allerdings auf die vulc

ebenso wenig dazu, christliche vorbilder anzunehmen, wie das verschwinden der sonne und das stürzen der sterne in derselben v. 57 oder gar Heimdalls Gjallarhornsignal, die Olrik neben den oben besprochenen vv. 45. 64 und 66 ebenfalls auf christliche einflüsse zurückführt (vgl. auch s. 275 ff).

Haben wir somit in der Ragnarökepisode im engern sinne eine wolgeordnete darstellung, die nach der einleitenden kehrstrophe mit dem ansturm der beiden parallelen riesischen scharen mit wolf und schlange anhebt, nach einer emphatischen betonung der allgemeinen verwirrung (dem höhepunct des ganzen abschnittes), Surts himmelzertrümmernde tätigkeit schildert, dann die grofsen kämpfe folgen lässt und endlich in der vernichtung der erde durch wasser und vor allem durch feuer gewaltig ausmündet, — so ist in den einleitenden visur, die diese katastrophe vorbereiten (vv. 45—47), noch eine schwierigkeit in der textgestaltung zu überwinden, nämlich die unvollständigkeit, die dadurch entsteht, dass wir H 40, 3. 4 tilgen musten. die beängstigenden vorgänge in der natur schildert nunmehr noch folgende überfüllte strophe in R: *Leika Mims syner, en mjǫtoþr kyndesk at eno galla Gjallarhorne; hǫtt blæss Heimdallr, horn's á lopte: mæler Óþenn viþ Míms hǫfoþ. Skelfr Yggdrasels askr standande; ymr et aldna tré, en jǫtonn losnar.* es ist klar, dass, wenn der parallelismus zu v. 45, in der die memorialverse z. 3 f (die auf einen den Vafthrudnismal verwanten Ragnarökmythus deuten) längst ausgeschieden sind, wie er inhaltlich besteht, auch der form nach da sein soll, eine der drei halbstrophen fallen muss. dass dabei nicht mit Boer an die letzte zu denken ist, da sie in ihrem schluss durch die erwähnung vom loskommen des wolfes direct auf die katastrophe weist, war bereits bemerkt, und wird jetzt, nachdem wir v. 49 R wider an ihren alten platz gebracht haben, um so mehr einleuchten. dagegen

eruptionstätigkeit dieses landes deutet und dass diese partie der Völuspa wenigstens isländischen einfluss verrät. dass damit aber nicht auf einen bestimmten vulcanausbruch im jahre 1000 gedeutet zu sein braucht, ist ohne weiteres klar. ein indicium temporis, das die übliche datierung des gedichts um 950 verschöbe, ist also nicht daraus abzuleiten. auf Surt weisen auch die isländischen ortsnamen, die Olrik s. 288 ff, Olsen Um Kristnitökuna s. 60 anführen. sie beweisen zugleich, dass Surt, der feuerdämon, sich wol mit einem unterweltsgotte, den Olrik darin findet, verträgt. vgl. übrigens Brimir in der unterwelt, den Heinzel als unterirdischen Surt bezeichnet (Edda s. 54).

die beiden ersten stehn in einem ganz auffälligen tautologischen verhältnis zu einander, und schon Olrik (aao. s. 274) hat beobachtet, dass die darstellung hier ungewöhnlich breit ist. im gegensatz zu dem kurzen und markigen ausdruck der übrigen Ragnarökstrophen füllt das motiv des Gjallarhornblasens in breitester ausmalung fast die ganze strophe. und wenn man die beiden visuhelmingar im einzelnen vergleicht, so kann man wol keinen augenblick zweifeln, dass sich der zweite als der mythologisch und dichterisch höher stehnde erweist. 'Odin spricht mit Mims haupte', in welchem sinne man es auch deuten mag, ist hier im zusammenhang einfach nicht zu missen : es ist der naturgemäfse, den vorgängen v. 29 entsprechend notwendig geforderte vorgang. der ausdruck *leika Mims syner*, der, wie er auch aufgefasst wird, auf jeden fall eine der götterfreundlichen handlung in z. 4 entgegengesetzte tätigkeit darstellt, ist aber neben *Mims hǫfoþ* hart und kaum zu dulden; auch hat er zu dem doppelsinnigen ausdruck *mjǫtoþr kyndesk*, der, wie Heinzel (aao. s. 62) richtig bemerkt, 'der weltbaum entbrennt' oder 'das ende kündigt sich an' bedeuten kann, kaum eine innere beziehung. dass ferner die entscheidung hereinbricht oder der weltbaum sich entzündet 'beim gellenden Gjallarhorn', ist weder eine geschickte noch besonders poetische ausdrucksweise, selbst wenn sich der ausdruck zur not mit Gering im grofsen glossar s. 61 temporal erklären lässt.

Dagegen wird nun der gleiche vorgang in den worten 'laut bläst Heimdall, das horn ist erhoben' höchst dichterisch anschaulich dargestellt und entspricht völlig v. 27, wo es unter dem weltbaum verborgen wird. es bildet hier mit dem befragen von Mims haupte die naturgemäfse einleitung zu dem *œser' o á þinge* (v. 49). dieser zweite visuhelming hätte schwerlich allein jemand auf den gedanken gebracht, Heimdalls blasen durch die zusammenstellung mit der posaunentätigkeit des erzengels am jüngsten gericht als christlichen zusatz zu verdächtigen. einen solchen stellt ja nun auch das erste zeilenpaar in v. 46 gewis nicht dar: aber zugegeben muss Olrik werden, dass die bemerkung, dass sich der weltbaum beim schalle des hornes entzünde oder gar dass das weltende sich bei seinem klange ankündige, einen sinn in die stelle hineinbringt, der unmöglich im plane des alten, auf heidnisch-mythologischer grundlage stehnden dichters liegen konnte.

Ich glaube, die erste halbstrophe ist das werk eines inter-
lators, wie wir ihn auch aufserhalb der unechten H-strophen
hon in der schöpfung der v. 63 und der erweiterung von v. 53 R
ig sahen. er liefs, wie an jenen beiden stellen, den alten
chter mehr beabsichtigen, als es in würklichkeit der fall war.
nn das blasen Heimdalls, wo den göttern gefahr droht, hält
ch allein noch ganz in den grenzen der rolle, die dieser gott
nst in kritischer lage der götterwelt, wie etwa in der alten
hrymskvida, spielt. heifst es dort (v. 14), wo er den entschei-
enden rettenden rat gibt: *senn vǫro æser aller á þinge ok ásynjor*
llar á mále, so ist dieser thingversammlung sicher wie der in
49 die berufung Heimdalls durch das horn vor der dräuenden
esengefahr vorausgegangen. auch hier ist das hornblasen also
ur die warnung vor der riesenmasse, die gleich darauf über-
ütig paradierend einherzieht.

Das entscheidende für die athetese von v. 46, 1. 2 ist für
ich aber, dass offenbar, wie schon oben angedeutet, das ***Míms***
ner ganz in der art oberflächlicher interpolationen durch den
ufserlichen gleichklang an den schönen dichterischen ausdruck
Míms hǫfoþ anknüpft. ich muss gestehn, dass all die zweifel
nd bedenken derer, die diesen ausdruck mit der in Völuspa 29
rliegenden form des Mimirmythus in einklang zu bringen nicht
rmochten, mich nie überzeugt haben. wenn man allerdings
bei an die später in den Vanenmythus verflochtene gestalt des
ythus denkt, wie ihn die Ynglingasaga repräsentiert, dann lässt
ch ein solcher widerspruch und sogar weiter ein widerspruch
jener wunderbaren tiefsinnigen visa des ersten teiles des
dichts, wie dies Gering in seiner Eddaübersetzung s. 12 tut, allen-
lls wol construieren. fasst man aber 'mit Mims haupte reden'
dem ursprünglichen sich eng an den volkstümlichen sprach-
brauch und die volkstümliche anschauungsweise anlehnenden
n Müllenhoffs (DA. v 106), wonach der ausdruck nichts weiter
deutet als 'die äufserste quelle der weisheit und voraussicht,
eben in dem elementargeist beschlossen ist, aufsuchen', dann
von einem widerspruch beidemal nichts zu bemerken. aber
n mit dem uns aus Müllenhoffs tiefsinniger erklärung (DA. v
ff) geläufigen bilde des welterhaltenden elementargeistes lassen
'die spielenden Mims söhne' auf keine weise vereinigen. was
st überhaupt *Míms syner*? in Vigfussons übersetzung 'die

winde' (Dictionary s. 432[b]), die sich sprachlich kaum rechtfertigen lässt, spiegelt sich jedesfalls wol die richtige erkenntnis, dass man bei dem folgenden beben und ächzen des alten weltbaumes doch an diese zuerst denken sollte. bezeichnend ist überhaupt, dass dieser doch sonst so kühne änderer des Vǫluspatextes in seiner reconstruction des gedichts (Corp. Poet. Bor. II 626) mit dem ausdruck schlechterdings nichts anzufangen wuste und ihn nicht einmal in den text aufzunehmen wagte. 'die gewässer' übersetzt es Gering im ausführlichen glossar (s. 1324): aber die einsame bemerkung 'die gewässer spielen, dh. geraten in bewegung', bevor irgend ein beginn der katastrophe da ist, ist gewis merkwürdig genug. und wollte man sich auch mit einem solchen präludium eines Ragnarökereignisses schon an dieser stelle befreunden, was ja im hinblick auf andere schon erwähnte proleptische hindeutungen im gedicht an sich möglich wäre, sollte man dann nicht eher einen ausdruck wie 'Rans töchter' erwarten? denn das weltmeer ist es doch, in dem später die erde versinkt, nicht die überquellenden wasser des naturdämonen Mimir, die im gegenteil den weltbaum, die welt, erhalten[1].

Vergegenwärtigen wir uns nun aber noch einmal die zusätze in R in der Ragnarökepisode, so sind sie doch wesentlich andrer natur, als die nur in H bewahrten. von einer flickarbeit mit benutzung echter ausdrücke des gedichts ist hier keine rede. man könnte sich alle drei wol als reste paralleler lieder denken. so v. 63 aus einem gedicht, wo das aufzählen von göttern in der neuen welt, vielleicht noch schematischer als in den Vafthrudnis-

[1] Heinzel in seinem commentar s. 61 hebt hervor, dass *Mims syner* die riesen darstellen, und vergleicht die ausdrücke *Ymes niþjar*, *Suttungs syner*, *jǫtna syner*; er meint also, dass die stelle bedeute 'die riesen geraten in bewegung'. mir erscheint, wenn man den worten einen sinn beilegen will, dies tatsächlich auch die einzige möglichkeit. denn der ganze zusammenhang erfordert diese deutung. dies ist aber für mich ein grund mehr, weshalb ich mir die strophe nicht im zusammenhang des folgenden helmings, der von Mims haupte redet, denken kann. denn den grösten erhalter der götter neben Odin unmittelbar neben seine söhne als zerstörer zu stellen, wäre ein unglaublicher contrast und stimmte nicht mit der auffassung Mimirs als quelldämon. wol aber könnte man sich in einem liede parallelen inhalts einen derartigen ausdruck in ähnlicher situation denken, und das bestärkt mich nur darin, den visuhelming vom Gjallarhorn als versprengtes stück aus einem solchen, das hier unter dem eindruck der gleichklänge von *Mims syner* und *Mims hǫfoþ* eingefügt wurde, mir vorzustellen.

mal, zum vorwurf des dichters gehörte. so die überschüssigen zeilen in der Thorstrophe 56 als bruchstücke eines Ragnarökliedes, in dem die tat Thors noch eine entscheidende rolle spielt, so dass sein tod dort tatsächlich veranlasste, dass 'alle menschen die heimstatt räumten' — die wichtige rolle, die die Thorssöhne mit dem hammer in der neuen welt nach den Vafthrudnismal spielen, lässt die einstige existenz eines solchen liedes wol vermuten. so die letztbesprochene visa, die gleichfalls aus einem parallelen eschatologischen gedichte, das den weltuntergang in andrer form schilderte, stammen mag und dessen misverstandener torso vielleicht ähnlich wie die heidnischen göttertrinitäten in v. 63 die oft genannten christlichen zusätze in H und den papierhss. mit verschulden halfen. zu all diesen drei eingefügten liedresten böte dann die überschüssige halbstrophe in v. 45, die längst von der forschung ausgeschieden ist, ein treffliches analogon : *skeggǫld, skalmǫld, skilder'o klofner; vindǫld, vargǫld, áþr verǫld steypesk.* die ausdrücke 'windalter', 'wolfsalter' hat schon Müllenhoff (DA. v 141) auf den letzten grofsen winter bezogen, der dem weltuntergange voraufgieng. und stellte dieser nach Olriks nachweis in andern Ragnarökversionen selbst die endgiltige zerstörung dar — wofür die überlieferten Vafthrudnismal widerum ein deutliches beispiel abgeben —, so könnten eben diese zeilen der Völuspa sehr wol bruchstück eines auf jenem mythenboden erwachsenen eschatologischen gedichts sein, da es ihnen an selbständigem poetischen gehalte nicht gebricht.

Nachdem wir nunmehr den künstlerischen aufbau der ganzen Ragnarökepisode nach abzug aller zusätze, die wir auszuscheiden uns genötigt sahen, in ihrer gesamtheit überblicken, lohnt es wol, ihn noch einmal in seiner gedanklichen gliederung innerhalb des in R überlieferten strophenschemas zusammenfassend zu veranschaulichen.

I. Die einleitung, und zwar 1. die kehrstrophe (v. 43 = Bugge 44). 2. die beiden parallelen strophen von den unheilkündenden anzeichen (vv. 44. 45, 5—12 = B. 45, 1—6. 11—12. 46, 5—8. 47, 1—4). II. die hauptpartie (die Ragnarökepisode im engern sinne), und zwar 1. die kehrstrophe (v. 46 = B. 49). 2. die beiden parallelen strophen von den anrückenden riesenheeren (vv. 47. 48 = B. 50. 51). 3. der angstschrei des tiefinnerlich an seinem stoffe anteilnehmenden dichters (v. 49 =

B. 48). 4. der beginn der zerstörung durch Surt (v. 50. = B. 52). 5. die drei parallelen strophen von den entscheidenden götterkämpfen (vv. 51. 52. 53, 1—4. 8—12 = B. 53. 55. 56, 1—4. 8—12). 6. der abschluss der zerstörung (v. 54 = B. 57). III. der schlussabschnitt, und zwar 1. die kehrstrophe (v. 55 = B. 58). 2. die drei strophen von der welterneuerung und der widerkehr der götter und menschen (vv. 56. 57. 58 = B. 59. 60. 61). 3. der neue herscher Baldr (v. 59 = B. 62). 4. die beiden parallelen strophen von der neuen Walhall und Nidhögg, des Helrepräsentanten, endgiltigem verschwinden (vv. 61. 62 = B. 64. 66).

Unzweifelhaft ist die Ragnarökpartie innerhalb des gedichts ein bewundernswertes künstlerisches ganze für sich : inhaltlich geschlossener, formell feiner gegliedert und stilistisch reizvoller variiert als alles vorhergehnde, könnte man sie fast für ein selbständiges kunstwerk zu halten versucht sein.

Trotzdem ist dies, wie schon unsere bisherige erörterung widerholt zeigte, sicher nicht der fall, und die episode ist gewis nur in jenem festen zusammenhang mit dem ganzen denkbar, wie ihn Müllenhoff in seinem gedanklichen aufbau und seiner äufseren gliederung der beiden ersten teile des gedichts, die die vergangenheit und gegenwart umfassen, so meisterhaft darlegte. nirgends treten die ergebnisse unserer Ragnarökbetrachtung mit seiner kritischen sichtung der beiden ersten abschnitte des liedes, wo seine forschung im eigentlichsten sinne aufbauend genannt werden kann, in widerspruch. im gegenteil, sie erhalten gerade durch sie ihre beste bestätigung. dies im einzelnen erschöpfend darzulegen und auf die neuerlichen versuche, über seine kritischen ergebnisse hinaus umfangreiche athetesen in diesen beiden abschnitten vorzunehmen, principiell hier einzugehn, fiele aus dem rahmen dieser arbeit heraus. dass ich hier nicht nur dem radicalsten jener vorschläge, dem von Wilken (Zs. f. d. ph. 30, 464. 477. 481 und 33, 290), der den ganzen ersten abschnitt bis zur Völuspastrophe 27 ausscheidet, sondern auch den vorsichtigeren kritischen eingriffen Boers (aao. s. 291 ff) nicht beipflichten kann, ergibt sich naturgemäfs aus den engen beziehungen, die wir überall im verlauf unsrer darstellung mit den ersten beiden abschnitten des gedichtes fanden. unabhängig aber von einer solchen erschöpfenden erörterung, die ja im grunde einer gesamtbetrachtung des gedichts gleichkäme und allein die innerste seele desselben

enthüllen könnte — und mit der Ragnarökepisode als mit der verhältnismäfsig bestüberlieferten und übersichtlichsten müste eine derartige untersuchung immer einsetzen —: scheint es mir doch zum schluss angebracht, ja notwendig, auf die hauptsächlichen übereinstimmungen zwischen dem letzten teil der Völuspa und den beiden ersten abschnitten noch einmal zurückzukommen, um durch ihre etwas eingehendere betrachtung die tatsache der engen zugehörigkeit des Ragnarökabschnitts zum ganzen gedicht unbeschadet ihrer künstlerischen sonderstellung im liede noch einmal scharf zu beleuchten und die bisher dafür vorgefundenen gründe zu vertiefen und zu verstärken.

Es ist zunächst bei besprechung der interpolationen in R im ersten teil schon auf die verwantschaft hingewiesen worden, die vv. 17 f von der menschenschöpfung mit der von uns getilgten strophe v. 63 von der widerkehr bestimmter götter verband. ob sie nun aus demselben oder verschiedenen liedern kosmogonisch-eschatologischen inhalts stammen, ihr charakter ist beidemal derselbe, wie er sich auch in den übrigen in R interpolierten visur des Ragnarökabschnitts zeigt: eine variantenhafte weiterausführung des vom dichter angeschlagenen themas, die aber über das ziel hinausgeht, das sich dieser gesteckt hat. dass derselbe charakter auch in den übrigen visur des grofsen interpolationenstockes (vv. 5. 6. 9—16. 19. 20), wie ihn Müllenhoff (DA. v 91 ff) zuerst im gedichte nachwies, widerkehrt, ergibt sich, wie eine kurze vergleichende betrachtung zeigen wird, unschwer auf grund von Müllenhoffs einschneidender athetese, die mir durch Boers abweichende kritik weder eine schmälerung noch eine bereicherung erfahren zu haben scheint.

An zweiter stelle handelt es sich um die frage, ob der früher beobachtete parallelismus der vv. 59. 60. 61 und 4. 7. 8, der unmöglich auf zufall beruhen konnte und der deutlich zeigte, dass beide partieen ursprünglich im bewusten gegensatz gedichtet waren, sich nicht in gleicher weise auf die abschnitte der zukunft und der vergangenheit in ihrer gesamtheit ausdehnen lässt. da die inhaltliche correspondenz für den dritten abschnitt des ersten teiles (vv. 27—30) und den ersten des dritten (vv. 44 f) ohne weiteres in die augen springt, indem beide von der fürsorge Odins für die erhaltung der bedrohten welt, das erste mal nach dem verhängnisvollen eidbruch gegenüber dem riesen, das zweite

mal vor dem drohenden heranrücken des riesischen heeres handeln, — so ist diese frage aus dem nachweis des engsten verhältnisses der Gullveig-Heid-Freyja-episode (vv. 21—27 R) zu dem Ragnarökmythus im engern sinn (vv. 47—54 R) zu erhärten, wozu ebenfalls wider am natürlichsten die Müllenhoffsche auffassung dieser alten partie uns verhelfen wird.

Am wichtigsten und entscheidendsten für die frage der zusammengehörigkeit ist aber unzweifelhaft eine weitere eingehnde betrachtung der mittleren partie des gedichts, die nach Müllenhoff die gegenwart darstellt, mit dem schlussabschnitt der Ragnarök. in doppelter hinsicht war uns hier früher engste innere correspondenz hervorgetreten. einmal in der charakteristischen gegenüberstellung der schönen endvisur vv. 64. 66 und der unterweltspartie vv. 37—39. sodann in der offenbar engen beziehung der Baldrpartie (vv. 31—35) mit der strophe von seiner widerkehr (v. 62). es wird sich hier bei näherer betrachtung zeigen, dass die abschnitte von den unterirdischen sälen und dem vorgange bei Baldrs tode ursprünglich in einem engern verhältnis zueinander standen — entsprechend den vv. 62. 64 — und dass dieses, das den eigentlichen mythischen und dichterischen ausgangspunct des gedichts darstellt, offenbar durch die empfindliche lücke in v. 36 verdunkelt worden ist.

Um nun mit dem vergleich der interpolationen zu beginnen, so waren vv. 17 f im gedicht zunächst, wie früher bemerkt, genau wie v. 63 veranlasst durch die echte strophe 4 : *áþr Bors syner bjǫþom of ypþo, þeir es miþgarþ mǽran skópo.* die schöpferische tätigkeit der drei Borssöhne, denen hier die drei Asen Odin-Hönir-Lodur entsprechen, wie v. 63 die doppelte trinität, indem Odin-Vili-Ve hinzutreten, wurde hier auch auf die erschaffung der menschen hin erweitert. der zusatz vergleicht sich also auf diese weise am ersten mit dem Dvergatal vv. 9 ff, nur dass nicht etwa ein reciprokes verhältnis mit diesem hier vorligt, wie es Golther (Handbuch s. 526 f) annimmt. dass die zwerge hölzerne menschenbilder schnitzten und die götter, die diese dann am meeresstrande vorfanden, sie beseelten, wie Golther unter combination der beiden Völuspainterpolationen mit Gylfaginning c. 9 annimmt, ist im höchsten grade unwahrscheinlich. es sind offenbar zwei ganz getrennte, auf andern voraussetzungen beruhende schöpfungsmythen, die in den beiden zusätzen vorliegen : schon dass, wie Müllenhoff zeigt, v. 17 f offenbar als

älterer zusatz sich durch die anknüpfung verrät (*unz þrir kvǫmo ór þvi liþe*), spricht dagegen. mit dieser gleichklang, der durchaus nicht dem interpolator zugeschrieben zu werden braucht, sondern vermutlich dem alten liedrest ursprünglich angehörte, hat die einfügung erleichtert, wie ja in v. 46 der ausdruck *Mims syner* offenbar die anfügung des parallelen helmings vom gellenden Gjallarhorn vermitteln half. anderseits gehört aber unser zusatz von der menschenschöpfung in die kategorie jener erweiterungen, die im liede das bestreben zeigen, die menschenwelt auch äufserlich mehr zur geltung zu bringen, und vergleicht sich daher dem oben berührten zusatz R 53 *mono haler aller heimstǫþ ryþja,* übrigens auch dem in R. 44, der vermutlich aus einem den Vafthrudnismal analogen liede stammt, wo der menschenwelt beim weltuntergang viel directer erwähnung getan ward. die weise ökonomie des Völuspadichters, die trotzdem die menschenschicksale durchaus gegenwärtig hielt, indem sie sie gerade an den entscheidendsten stellen des liedes erwähnte, — vgl. aufser v. 44 noch vv. 50. 59. 61 R, wozu auch die ausdrückliche hindeutung durch das krähen des hahns in Walhall in v. 42 tritt — wurde schon durch jene erweiterungen zerstört, in diesem zusatz des ersten teils aber hat sie die empfindlichste beeinträchtigung erfahren.

Ganz ähnlich ligt die sache nun bei dem unmittelbar vorausgehnden Dvergatal, das ja in seiner gesamtheit selbst von so ängstlich auf die einheit des überlieferten Völuspatextes bedachten forschern wie Heinzel (Edda s. 25) und Björn Magnússon 'Olsen (Tímarit 15, 102) ausgeschieden wird. aber auch in einer ursprünglich kürzern form, die etwa den umfang des Valkyrjatal (v. 31) gehabt hätte, wie Heinzel meint, kann das gedicht aus denselben gründen, nur in verstärktem mafse, nie ein teil des ursprünglichen liedes gewesen sein. tatsächlich hat die zwergenwelt für den gang der handlung ja nicht die geringste bedeutung. das einzige mal wo sie nachdrücklicher erwähnt werden, in dem emphatischen ausruf (v. 49), haben sie, die armen bestürzten, nur eine ornamentale bedeutung : auch wenn in v. 37 der goldne saal der zwerge aus Sindris geschlecht neben den saal Brimis, Okolnir, in der unterwelt gestellt wird, kann ich darin eine bange frage und bedenkenerregende hindeutung auf die katastrophe mit Müllenhoff (DA. v 119) nicht finden. auch hier dienen sie nur, wie sich später zeigen wird, mitsamt dem bierfröhlichen riesen, als

würksamer contrast zu dem düstern verbrechersaale. wol aber hat dieser ursprünglichste und echteste kern des Dvergatal, wie er übereinstimmend von forschern wie Müllenhoff (DA. v 93) und Heinzel (Edda s. 19) angenommen wird, widerum genau dieselbe erweiternde tendenz wie die zusätze der Ragnarökpartie, die über das ziel des dichters hinausschiefsen, und auch darin zeigt sich das variantenhafte wider, dass die nach Heinzels vorschlägen probate erklärung der vv. 9f widerum einen mythus ergibt, der schwerlich mit den voraussetzungen der echten schöpfungsstrophe der Völuspa in einklang gewesen ist. das zwergenpaar nämlich, Motsognir und Durin, das nach Heinzels auffassung durch seine kunstfertigkeit nur zwergenbilder schmiedet, nicht durch zeugung die menschenbildende schöpfung fortführt, ist schwerlich sehr alte vorstellung, und die art, wie die götter dieses ahnenpaar der zwergenwelt erschaffen, erinnert an eine dem Ymirmythus der Snorra-Edda verwante auffassung, die sicher ebensowenig wie dieser unserem liede eigentümlich war. aber auch die art der äufseren anknüpfung, die diesen ältesten zusatz veranlasste, ist der der vv. 17f und v. 46 im letzten teil durchaus verwant. es ist der gleichklang durch die kehrstrophe *gengo regen ǫll á rokstóla, ginnheilog goþ, ok of þat gættosk*, die Boer allerdings auf kosten eines einheitlich redigierenden schöpfungsdichters setzt, der die alten liedfragmente durch rahmenzudichtungen anflickte : aber schon FJónsson (Litteraturhistorie I 136) deutet an, dass diese formelhafte halbstrophe dem parallelen liede ursprünglich eigentümlich war, und es ist wol das nächstliegende, anzunehmen, dass sie, wie auch v. 6 zeigt, in liedern kosmogonischen inhalts gern refrainartig verwant wurde. haben wir doch eine vollkommene analogie in der dem sinne nach ziemlich synonymen visa der Thrymskvida *Senn voro æser aller á þinge ok ásynjor allar á mále* (v. 14), die in Baldrs draumar bekanntlich wörtlich widerkehrt. auch wenn man mit Sijmons (Edda s. CCCXLVIII) und Kauffmann (Balder s. 26) die annahme eines älteren Vegtamliedes, aus dem die Völuspa wie die jetzige Vegtamskvida gemeinsam schöpften, die mir noch immer wahrscheinlich ist, leugnet, könnte der formelhafte anfang als altererbtes dichtergut sehr wol auch ohne bestimmte nachahmung eines liedes dem jüngeren gedichte eigentümlich gewesen sein. dort wie hier handelt es sich ja um typisch widerkehrende situationen, die eine bestimmte fürsorge

oder vorsorge erheischen, und die wahrscheinlichkeit, dass nicht erst der interpolator die formelhaften zeilen zur anknüpfung benutzte, würde um so gröfser, wenn würklich, wie Müllenhoff annahm, vv. 9f aus demselben alten liede stammten, dem v. 5f angehörten. in diesem falle würde ja auch in jenem bruckstück eines schöpfungsliedes die halbstrophe darin stef-artig verwendet sein, wie der Vǫluspadichter dies so würksam in dem prägnanten gegensatz von vv. 24 und 26 getan hat.

Dass dies in der tat der fall ist, scheint mir die glänzende deutung, die Hoffory dem unzweifelhaft alten strophenpaar vv. 5f gegeben hat, nur zu bestätigen (Eddastudien s. 73ff): und diese erklärung wird ja, da ihr sachlich nichts widerstreitet und sie die einzige ist, die ein wahrhaft grofsartiges dichterisches gemälde in v. 5 vor uns entrollt, noch immer fast allgemein geteilt. gewis ist es, worauf 'Olsen (Tímarit 103ff) mit recht hinwies, nicht so ungeschickt in das gedicht eingefügt, wie Müllenhoff und nach ihm Hoffory annahmen, aber zum gedicht selbst kann die hochpoetische visa von der mitternachtssonne nie gehört haben, und anderseits ist der innerste zusammenhang mit der allerdings weit weniger dichterischen v. 6 durch Hofforys ausführungen (s. 83) durchaus gesichert. wider ist aber bei dieser erklärung der typische charakter, der sämtlichen R-zusätzen eigen zu sein pflegt, klar. die unregelmäfsigen, unsern dichter erschreckenden naturvorgänge bei der mitternachtssonne, die ein neues chaos heraufzuführen scheinen (v. 5), entsprechen der echten v. 3; die strophe, die ordnung in die natur durch die götter wider hineinbringt (v. 6), entspricht völlig v. 4. also auch hier wird dem gedanken des Vǫluspadichters eine erweiterung gegeben, die seine absicht überschreitet, und die ähnlichkeit des ideenganges im alten liedfragmente war neben der gemeinsamen kehrstrophe der innere grund der anknüpfung.

Auf jeden fall hat man es in vv. 5f. 9f, wenn sie zusammengehören, dem mythischen charakter nach, kaum mit einem jüngern zusatz zu tun als vv. 17f, wenn auch die ausführungen Hofforys zeigen, dass beziehungen zum Wessobrunner gebet in den worten *sól né visse, hvar sale átte, máne né visse, hvat megens átte*, bei der bestimmten situation, die diese verse hier zeigen, nicht liegen können, und es ist daher keineswegs richtig, wenn Boer (aao. s. 299) den zusatz mit der echten v. 4 in zusammenhang bringt,

die er aus dem gedicht ebenfalls ausscheidet. v. 4 zeigt diese gemeingermanischen beziehungen und die übrigen von Bugge (The home of the Eddic poems s. xxxiii) hervorgehobenen zu altenglischen gedichten allerdings deutlich, wie dies auch der alten Vǫluspa ganz natürlich ist, und hat mit unsrer auf einem singulären mythenbilde aufgebauten strophe nichts zu tun. im übrigen ähnelt das interpolierte strophenpaar dem letzten der großen Müllenhoffschen interpolation (vv. 19f) äußerlich insofern auffällig, als auch dies mit einer hochpoetischen schilderung des weltbaums einsetzt, der die folgende, unzweifelhaft dazugehörige nornenpartie nicht gleichkommt.

Auch dieser, wie die sachliche beziehung zu den drei nornen (v. 8) zeigt, sicher älteste zusatz zeigt ganz den charakter der übrigen erweiterungen, indem er in doppelter weise erst das bild der nornen näher ausmalt, dann aber eine paralleldarstellung zu der echten Vǫluspastrophe vom weltbaum v. 27 bringt, die Boer zu einer transposition der v. 18 R an jene stelle veranlasste, um auf diese weise eine ungemein complicierte erklärung der entstehung des strophencomplexes vv. 28—30 zu gewinnen, die mir indes noch künstlicher erscheint als die früher besprochene charakterisierung der visur 62f (vgl. die tabellarische übersicht s. 368f). indes auch den versuchen Ólsens (Timarit 15, 391) und Heinzels (aao. s. 18), durch annahme eines verschollenen mythus in der echten v. 8, oder statuierung einer kühnen prolepsis, durch die die nornen an jener stelle im voraus angekündigt wurden, steh ich im hinblick auf Müllenhoffs vortreffliche ausführungen (DA. v 103) skeptisch gegenüber. der echte kern des strophenpaares, zu dem freilich die aufzählung der nornen kaum gehört, steht nämlich offenbar in seiner g e s a m t h e i t in parallele zu vv. 28ff. mit recht weist Müllenhoff jeden gedanken einer combination der beiden mythenformen vom weltenbaum, wie sie in widersinniger weise die Gylfaginning versuche, als unnötig zurück. nirgends wie hier zeigt sich der so oft beobachtete vorgang, dass eine echte partie der dichtung ausgiebiger, als im plane der dichtung ligt, zu illustrieren versucht wird. dass der weltbaum über dem Mimirbrunnen, aus dem der quelldämon diesen durch stete bewässerung pflegt, nach Müllenhoff die ältere nordische vorstellung des mythus darstellt, macht die jüngere, die in dem wortlaut unsrer interpolation vorligt, deshalb

nicht wertlos. als schöne dichtung bezeichnet er sie ebenfalls und weist ihr, die den hohen baum immergrün über dem Urđarbrunnen stehn lässt, wo die nornen, die der zeiten walten, seine pflegerinnen sind, eine durchaus selbständig berechtigte poetische stellung, nur nicht im zusammenhange des gedichts, an. nirgends wie bei diesem R-zusatz wird aber das zusammentreffen rein äufserlicher und innerlicher anknüpfungsmotive so deutlich, wie gerade hier. war die äufsere anknüpfung durch den gleichklang in vv. 8 und 20 (drei mädchen) einmal gegeben, so wurde sie durch die denkbar naturgemäfse verknüpfung der nornen mit dem schicksal des weltbaums, wie eine solche in parallelen liedern vorlag, aufs würksamste unterstützt.

Worauf es uns hier lediglich ankam: wir sehen in allen zusätzen der grofsen interpolation denselben charakter wie in der Ragnarökpartie. an eine einheitliche interpolierung möcht ich indes hier wie dort nicht glauben. schon die anordnung in den erweiterungen spricht in den zusätzen des ersten teils gegen einen einheitlichen schöpfungsdichter.

Interessant, wenn auch nicht irgendwie von beweisender kraft, ist das verhältnis zu der überlieferung der Snorra-Edda. fast sämtliche zusätze in R nennt oder kennt diese wenigstens: die ausnahme mit v. 63 kann auf zufall beruhen, da hier die quelle der Vafthrudnismal ausgiebig ausgebeutet wurde und die überlieferung beider gedichte sich durch contamination schwer vereinigen liefs. von den H-strophen aber kennt die Gylfaginning v. 65 und 40, 3. 4 sicher nicht, kaum auch hat sie v. 48f und 30, 1. 2 vor augen gehabt. auch dies spricht für den späten litterarischen charakter dieser zusätze im gegensatz zu den mythisch-organischen der R-zusatzstrophen.

Spricht so die gleichartigkeit des interpolationengewächses, das allmählich das alte gedicht umrankt hat, für die einheitlichkeit des Völuspakernes, so ergibt schon eine oberflächliche betrachtung der anlage auch den völligen parallelismus der abschnitte, die die vergangenheit und die zukunft darstellen, in ihrer gesamtheit. die entsprechung der früher besprochenen visur, die das goldene zeitalter der götter in der alten und in der neuen welt schildern, würde sicher noch lebendiger hervortreten, wenn nicht die halbstrophe v. 61, 3. 4, die offenbar eine weitere ausmalung der glücklichen neuen ära enthielt, verloren wäre. hervorgehoben zu werden

verdient auch, dass, genau wie der blick des dichters im neuen götterreiche nach Baldrs erscheinen in eine unendliche ferne zukunft schweift, er vor der weltschöpfung und dem seligen zeitalter der Asen sich in die unermessliche urzeit verliert. und eine ähnliche differenzierung der zeit findet noch einmal in den abschnitten vor den götterfehden statt, die beidemal den kernpunct des vergangenheits- und zukunftsabschnittes bilden. die partieen, die von Odins verhältnis zu Mime und seiner göttlichen fürsorge handeln, ragen, obwol der dichterischen einkleidung nach zu vergangenheit und zukunft gehörig, doch in ihrer actuellen bedeutung beidemal hart in den gegenwartsabschnitt hinein. die beiden partieen aber, die den eigentlichen kern der vergangenheits- und zukunftsepisode enthalten, correspondieren ebenfalls in der anlage auf das glücklichste. stellen hier die götterfehden in der tötung des riesischen baumeisters durch Thor das entscheidendste document der machtstellung der Asen dar, enthalten sie jedoch in dem bruch der beschworenen eide schon den keim ihres unterganges, so war dort der riesenkampf das endgiltige zeugnis ihrer zertrümmerung, indes, da auch die riesen fallen, zugleich die vorbedingung für ein neues mächtiges Asenreich. und dem bedeutsamsten ereignis vor dem neuen goldnen zeitalter dort entspricht hier gleichfalls das folgenschwerste, die verkettungen unglücklicher fehden, die in v. 26 ihren höhepunct erreichen.

Sind auch die vorgänge, die in fortschreitender steigerung zur entscheidenden verschuldung der götter führen, complicierter als der riesenkampf im zweiten, und die drastik und kürze des ausdrucks, die uns schon die beiden Thorstrophen R 27 und 53 vergleichen liefs, hier noch stärker, der beherschende grundgedanke, wie er in Müllenhoffs ausführungen (DA. v 95—99) zutage tritt, verbreitet doch über das ganze durch die identificierung der Gullveig-Heiþ-Freyja vollkommene klarheit, die Boers athetesen nirgends notwendig erscheinen lassen. Boers bedenken sind im wesentlichen dreierlei art. zunächst sieht er eine unerträgliche tautologie darin, dass es in v. 21, wo von der mishandlung der Gullveig die rede ist, heifst: *þat man folkvíg fyrst í heime*, und v. 24, da von Odins speerwurf geredet wird, noch einmal: *þat vas enn folkvíg fyrst í heime* (s. 300). sodann, dass die Gullveig-Heidgeschichte nicht nur nach der absicht des dichters, sondern auch

des angeblichen interpolators mit dem Vanenkriege nichts zu tun habe, wodurch die tiefsinnige interpretation dieses mythus durch Müllenhoff verurteilt sei (s. 303). endlich aber, dass auch v. 23 im gegebenen zusammenhang interpoliert sein müsse, da offenbar die beratungen in ihr vor dem Vanenkrieg eine ganz andre form des Vanenmythus voraussetzen als v. 24, indem im ersten fall die götter sieger blieben wie in der darstellung der Ynglingasaga, während im letzten die Vanen den sieg davon trugen (s. 304 f). keines dieser drei argumente scheint mir indes stichhaltig, wenn man sich nur die souveräne art vergegenwärtigt, wie der dichter die überlieferten mythen seinen zwecken auch sonst dienstbar macht (Olrik aao. s. 270), so dass er sowol den Vanenkrieg wie die episode mit dem riesischen baumeister anders als die landläufige überlieferung vorträgt, um sie zu verknüpfen, anderseits aber die beabsichtigte, offenbar auf höchste spannung der zuhörer berechnete kunst erwägt, mit der er das *ὕστερον πρότερον* doppelt (vv. 21 f. 23 f) verwendet.

Der gedanke von der verderblichen macht des goldes, der ja gerade in germanischer phantasie und dichtung von jeher eine so grofse rolle gespielt hat und insbesondere in den Eddaliedern auch sonst spielt, ist das einigende band, das diese ganzen strophenreihen ungezwungen aneinander schliefst. kann man doch darin eine deutliche, sich immer dramatischer steigernde scala verfolgen. in den worten *vas þeim vǽtterges vant ór golle* sehen wir das gold noch in seiner unschuldigen würkung auf die phäakenhaft sorglos dahinlebenden götter, die sich an der anfertigung goldener schmiedearbeiten ergötzen. die v. 21 leitet dann allmählich aus der vorstellung des metalls zu der auffassung einer persönlichen, verführerisch würkenden dämonischen gottheit über. anders kann ich mir den sinn nicht erklären, wenn die mishandlung der göttin durch die götter auch in der darstellung des gedichts in derselben weise erfolgt, wie von altersher die procedur der goldläuterung vor sich gieng (Müllenhoff aao. s. 36. Heinzel aao. s. 31). in den nach dieser richtung doppelsinnigen worten *þrysvar brendo, þrysvar borna* ist das deutlich zum ausdruck gebracht. die nächste steigerung finden wir dann in der gestalt der Heid, die als zauberin spuk treibt, wie sie kann: hier ist die personification bereits vollendet, und mit recht sehen Müllenhoff und Heinzel in ihr eine hypostase der Freyja, die ja

auch sonst als zauberin gedacht ist. durch sie wird die verknüpfung mit dem Vanenabenteuer vorbereitet: von den Vanen nämlich, aus denen Freyja stammt, kommt den Asen das weitere unheil, das dann zum moralischen eidbruch führt. einerseits wird nämlich durch die aufnahme der Vanen, der reichen handelsgötter, die olympische naivetät des alten göttergeschlechts endgiltig erschüttert, anderseits wird widerum die Vanin Freyja das streitobject bei dem ganzen vertrag mit dem riesen, das dann in v. 27 zur verschuldung führt.

Hält man diesen gedankengang fest, dann schwinden alle gegen die innere einheit der partie erhobenen bedenken leicht. nimmt man nämlich eine solche kette von würkungen der Gullveig an, so ist es ganz natürlich, dass auf den ersten kampf zweimal hingewiesen wird. das erste mal an der stelle, wo die unheilvolle würkung, die streit und zerwürfnis heraufbeschwört, beginnt, das zweite mal, wo sie in dem tatsächlichen kampfe Ođins ihren höhepunct erreicht und wo dann zugleich das folgenschwerste ereignis des ersten teils, der zwiespalt mit den riesen, einsetzt. das *enn* (v. 24) ist also von der grösten wichtigkeit. der ungemein prägnante sinn, der in ihm ligt, wird vielleicht durch Gering (grofses glossar s. 211) noch treffender als Müllenhoffs 'ferner' durch 'immer noch' übersetzt. die vorausdeutung an erster stelle aber gehört in dieselbe kategorie würksamer prolepsen, die wir schon widerholt im verlauf unserer darstellung fanden. gerade bei dem sprunghaften und sich fast durchweg nur in andeutungen ergehenden stile dieser ganzen episode war eine hindeutung auf den kernpunct des mythischen zusammenhangs hier besonders erwünscht.

Ebenso ist bei unserer auffassung an einer zusammengehörigkeit des Gullveig-Heid-mythus mit dem vom Vanenkriege nicht zu zweifeln. die worte *Heiþr — seiþ, hvars kunne, seiþ hugleikenn* und *knǫtto vaner vígskǫ́ vǫllo sporna* bedeuten, wenn würklich Heiđ-Freyja eine abgesante der Vanen ist, wie Müllenhoff, gestützt auf die parallele von Ynglingasaga c. 4 annimmt, inhaltlich genau dasselbe, nämlich den verderblichen einfluss, den das neue, den reichtum darstellende element auf die götter ausübt. einen weitern zusammenhang freilich, wie ihn Ólsen zwischen vv. 22 und 23 ansetzt (Tímarit 15, 33 f), im hinblick auf die beratungen der götter, kann ich nicht annehmen.

Vor allen dingen aber: die behauptete uneinheitlichkeit der vv. 23. 24 besteht in keiner weise. wenn in der Ynglingasaga c. 4 ausdrücklich die Asen als die angreifer der Vanen bezeichnet werden, die dort ihr land verteidigen, und wenn von längerem krieg und wechselndem kriegsglück gesprochen wird, so weicht unsere Völuspadarstellung zwar ab, indes doch nur gerade so weit, als die verbindung mit dem Gullveig-mythus dies notwendig machte. naturgemäfs muste die initiative der Vanen hier urgiert werden, so dass die worte *brotenn vas borþveggr borgar ása, knǫtto vaner vígskǫ́ vǫllo sporna* sie nicht nur in die rolle der angreifer rücken, sondern auch als endgiltige sieger erscheinen lassen. genau auf diesem boden des abgeänderten mythus aber stehn die angaben der visa 23. was die götter dort beraten, kann sich unmöglich auf die vorgänge in v. 22 beziehen, wie Ólsen (Tímarit 15, 33 ff) meint, so dass es sich um die frage gehandelt hätte, ob die Asen allein oder zusammen mit den Vanen die bufse für den tod der Gullveig-Heið entrichten sollten. von einer bufse für deren tod konnte füglich überhaupt keine rede sein, da v. 21 deutlich zeigt, dass sie wol mishandelt, aber nie getötet wird und immer in anderer gestalt, ganz ihrer symbolischen bedeutung gemäfs, wider auflebt: die erweiterung *opt ósjaldan: — þó enn lifer* bringt diesen selbstverständlichen gedanken überflüssiger weise noch zum ausdruck. es kann sich, und in diesem puncte stimmen ja Müllenhoff (aao. s. 98) und Heinzel (aao. s. 33) völlig zusammen, durchaus nur um mafsnahmen handeln, die die einrichtung des neuen, gemeinsamen götterstaates betreffen: unter dieser voraussetzung aber scheint mir die Müllenhoffsche erklärung, dass die Asen und Vanen gemeinsam erwogen, 'ob die Asen schoss zahlen sollten, oder die götter alle sollten opfer haben', noch immer die natürlichste, die dem zusammenhang am meisten gerecht wird. auch die sprachlichen einwände, die gegen die deutung von *afráþ gjalda* im norwegischen sinne als 'abgabe, tribut zahlen' und gegen *gilde eiga* als 'anrecht auf opfer haben' erhoben sind, und die zu anderer erklärung der situation anlass gaben, können sein ergebnis, glaub ich, sachlich kaum verändern[1]. denn das

[1] Heinzel entscheidet sich an erster stelle für die erklärung 'ob die Asen hier bufse erleiden und alle götter (Asen ebenso wie Vanen) opfer erhalten sollen' und bezieht die erwägung auf einen entsprechenden anspruch, den die Vanen an sie gestellt haben. Boer (aao s. 304) denkt an eine

ergebnis, dass es zu einer vereinigung, zu éinem götterstaate kam, worauf der vielbesprochene visuhelming 23, 3. 4 abzielt, war ja nicht neuerung des Völuspadichters, sondern, wie der vergleich der Ynglingasaga zeigt, eigentum des mythus selbst.

Ist so die genaue entsprechung der ganzen vergangenheits- und zukunftspartie in vollem umfange zu tage getreten, so können daran die nachdrücklichen erwähnungen der Vǫlva in v. 1 f und vv. 28 ff, die im dritten teil kein gegenstück haben, natürlich nichts ändern. denn noch in diesem ersten teil, bevor sie mit der vergangenheit abschloss, muste sie sich ja als prophetin legitimieren. hier ist eben deutlich die stelle, wo noch das muster der Völuspa, das alte Vegtamslied, klar hindurchschimmert. 'vv. 28 ff lassen noch ganz deutlich das alte vorbild erkennen'. ich freue mich, diese worte Wilkens (Zs. f. d. ph. 33, 328), mit dem ich sonst so wenig berührungspuncte habe, voll unterschreiben zu können.

Treff ich in der auffassung, dass der dichter der Völuspa durch ein solch älteres Vegtamslied angeregt wurde, die zukunftsprophezeiungen, die sich dort auf Baldrs schicksale allein bezogen, auf die gesamtentwicklung der götter- und menschengeschicke auszudehnen, vollkommen mit Wilken zusammen, so kann ich ihm doch schon darin nicht mehr folgen, wenn er die mittlere partie des gedichts, zu der wir uns ja zum schluss wenden wollten, als gegenwartsabschnitt im sinne Müllenhoffs läugnet. ich meine, dass dies im hinblick auf das alte Vegtams-

musterung vor dem kampf. die Asen erwägen, ob sie, wenn der krieg ausbreche, eine niederlage erleiden (*afráð* = *afhroð*) oder endlich den sieg davontragen werden. 'Olsen endlich (Tímarit 15, 33 ff) erklärt *gilde eiga* für *gjalda*, *afráþ gjalda* = *verþa firir skaða.* in seiner beziehung auf v. 22 steht er, wie oben bemerkt, einsam da, ebenso in der auffassung von *gilde eiga*, die Boer sprachlich nicht völlig mitmachen kann. Boers auffassung selbst steht aber sachlich überhaupt nicht notwendig in widerspruch mit der form des Vanenmythus in v. 24: diese erwägungen konnten die Asen doch auch anstellen, wenn sie einen angriffskrieg der Vanen befürchteten. Heinzels erklärung endlich würde — da die Asen doch die besiegten sind — ebenso gut auf die situation nach dem kampfe passen. seine auffassung des *afráþ gjalda* ist ja augenscheinlich die jetzt ziemlich allgemein angenommene, und ich meine, dass, wenn man sie, die 'Olsen von seinem isländischen standpuncte aus eingehend verteidigt hat, acceptiert, kann Müllenhoffs *ὕστερον πρότερον* doch ruhig bestehn.

lied ebensowenig notwendig ist, wie jene umfangreiche athetese, die er mit dem ganzen ersten teil des gedichts vornahm. soweit der anfang unseres liedes durch die offenbare verwantschaft von v. 28ff mit dem älteren gedichte, die wir ja beide annehmen, festgelegt werden soll, kann ich ihm in keiner weise mehr beistimmen. wenn ich in meiner frühern arbeit (Zs. 41, 38) annahm, dass der Völuspadichter durch das ältere gedicht angeregt wurde, die weltschicksale nicht nur in die zukunft hinein, sondern auch tief zurück in die vergangenheit durch die seherin beleuchten zu lassen, so glaub ich dem künstlerischen charakter des dichters, wie er auch sonst hervortritt, gerechter geworden zu sein als Wilken. unterstützt wird meine voraussetzung schon durch den eben behandelten vollkommenen parallelismus der abschnitte der vergangenheit und zukunft aufs würksamste. ich meine aber, eine eingehnde betrachtung der mittelpartie, die Wilken als gegenwart verwirft, dürfte sie noch fester begründen. es ergibt sich nämlich hier innerhalb des gegenwartsabschnittes sofort die gleiche, bewustkunstvolle anordnung hinsichtlich der zeit, wie bei der vergangenheits- und zukunftsschilderung, und die eigentlichste gegenwart, von der der dichter ausgeht, ligt offenbar in vv. 36—39.

Es sind deutlich drei gruppen von strophen zu unterscheiden. die erste (vv. 31—35) erzählt die tragödie von Baldrs tode. die zweite (vv. 36—39) gibt, äufserlich zunächst scheinbar ganz zusammenhangslos, eine schilderung der verschiedenen säle bei Hel. die dritte (vv. 40—43) beschäftigt sich mit hindeutungen und zum teil auch proleptischen erörterungen der zukunftstragödie. für die wichtigkeit, die dem gegenwartsabschnitt als kernpunct seiner dichtung vom dichter beigemessen wird, spricht schon die breite der ausmalung, die in allen teilen dieser partie in keinem verhältnis zu dem sonst rapiden fortgang der handlung im liede steht. die eigentliche Baldrpartie umfasst fünf visur, die darstellung der unterwelt, falls man v. 36, wie man muss, als defect betrachtet, vier visur. zwei strophen nimmt der sonnenwolf, zwei die hähnepartie in anspruch (40f. 42f). von diesen abschnitten fällt der tod Baldrs, streng mythisch genommen, noch in die vergangenheit: das letzte, bedeutsamste ereignis derselben, das durch seine actuelle bedeutung aber ein lebendiger teil der gegenwart wird. die saalpartie schildert, wie schon ein vergleich von vv. 38f mit 45 zeigt, einfach gegenwärtige zustände. dagegen greift der

letzte abschnitt — das bedeutungsvolle krähen der hähne[1] — schon hart in die zukunftsereignisse über. der innere zusammenhang, der die drei teile verbindet, ist im ganzen vollkommen klar. naturgemäfs führt Baldrs tod auf das reich Hels, und ebenso naturgemäfs schliefst sich die kündung kommenden unheils an die verbrecherscenen im höllischen saale. nur in der äufseren anknüpfung klafft nach v. 35 eine lücke. hier ist die defecte v. 36 verhängnisvoll geworden.

Dass die ergänzung des zweiten helmings von v. 36 nach der erwähnung des höllenflusses Slíþ — so fasst man diesen ja jetzt allgemein auf — eine bedeutsame bemerkung enthalten haben muss, die über die gesamte höllensaalpartie licht verbreitete, zeigt die ungereimtheit der ganzen vorstellung, die sich bei der jetzigen überlieferung ergibt. dass erst der reifsende fluss mit messern und schwertern, der durch gifttäler strömt und schon dem wortlaut nach an den Naströndsaal in v. 39 erinnert (vgl. *á fellr austan um eitrdala* und *fello eitrdropar inn of ljóra*), so drastisch ausgemalt wird, dann plötzlich zwei unterweltliche Phäakenheime erwähnt werden, und dann widerum die fürchterlichste höllenlandschaft geschildert wird, darin ligt ein misverhältnis. FJónsson hat dies misverhältnis wol empfunden, wenn er (Literaturhistorie I 136) die strophe von den Phäakensälen glatt streicht. jedesfalls nicht weniger gewaltsam als diese athetese, die ja widerum nur unter der annahme derselben lehrhaften tendenz des verfassers dieser strophe verständlich würde, die Sijmons dem echten Völuspadichter beimessen wollte, ist doch wol der versuch der inhaltlichen ausfüllung unsrer lücke, zu der, wie ich meine, am besten widerum das zurückgreifen auf das vorbild des Völuspadichters, jene alte Vegtamskviða, verhilft.

[1] an die ursprünglichkeit dieser darstellung ist trotz Boers einwänden durchaus nicht zu tasten: in treffender weise wird in diesen mythischen notsignalen noch einmal am schluss auf den ganzen abschnitt vv. 40 f (götterwelt), v. 36 ff (unterwelt) und v. 31 ff (Asenwelt) zusammenfassend zurückgewiesen. ich treffe in dieser beibehaltung des überlieferten mit Sijmons (Edda s. CCCXLVII) zusammen, nicht aber in der begründung. denn mit dem mafsstab didaktischer dichter darf die Völuspa sicher nicht gemessen werden. nur die überlieferung ist offenbar daran schuld, dass die bedeutung der drei säle, die Sijmons als parallele für die lehrhafte neigung des Völuspadichters herbeizieht, verdunkelt wurde. und in der **charakteristischen** aufzählung von walkürennamen (Müllenhoff DA. 5, 111) ligt ebenfalls kein beitatal

Betrachtet man die jüngeren 'Baldrs draumar', die ja ebenfalls aus jener schöpften, so ergeben sich — wie bekannt — zwischen diesem gedicht und der Völuspa die auffallendsten sachlichen übereinstimmungen. nahezu alle motive des jüngeren liedes kehren in unserm gedichte wider, nämlich die Völva in ihrem verhältnis zu Oðin, das Helreich, der höllenhund, die episode von Baldrs tötung, seine rache durch Vali und endlich die beziehung auf die Ragnarök selbst. ja wenn die rätselhafte anspielung in v. 12 auf Friggs augen gedeutet werden könnte (Edzardi Germ. 27, 337) — eine unbestrittene erklärung fehlt noch —, würde selbst das weinen der göttermutter nicht fehlen. auf keinen fall haben wir grund, auch diesen letzten zug wie alle übrigen genannten, dem alten Vegtamsliede abzusprechen, wenn auch jenes, worauf FJónsson (aao. s. 147) mit recht weist, sicher mit einer würksameren, dem schluss der Vafthruðnismal ähnlichen rätselfrage schloss.

Sicher nicht correspondiert mit dem vorliegenden text der Völuspa Vegtamskvida 7, wo von Baldrs verweilen in der unterwelt gesprochen wird, und wo es, nachdem vorher (v. 3) von dem hohen gemach der Hel die rede war, heifst: 'hier steht für Baldr gebraut das mahl, der schimmernde trank, ein schild ligt darüber'. kann es nun eine passendere ausfüllung der lücke in v. 36 geben, als eine einfügung dieses bildes dem sinne nach in unsre partie? dächte man sich die visa 36 mit bezug auf Vegtamskvida 3. 7 etwa so hergestellt: *Á fellr austan um eidrdala sǫxom ok sverþom, Sliþr heiter sú. þýtr at hóvo Heljar ranne: þar stendr Baldre of bruggenn mjǫþr,* so wäre jedesfalls in dreifacher hinsicht eine dem sinne nach angemessene anknüpfung gefunden.

Zunächst ist die härte des äufseren zusammenhangs gemildert. die reihenfolge 'höllenfluss — unterweltselysium — unterweltstartarus' wird nun erst recht verständlich, da auf der einen seite ein höllenstrom, der von Baldr überritten werden muss, ehe er in sein unterweltliches domicil gelangt, auch in der Gylfaginning c. 43 erwähnt wird, also zur mythischen tradition, die der Völuspadichter vorfand, gehörte, auf der andern seite aber die phäakenhaften riesen- und zwergensäle in v. 37 äufserlich zunächst den guten zweck verfolgen, die andeutung von Baldrs elysäischer wohnung würksam zu unterstützen. der goldsaal Sindris wie der biersaal des jöten Brimir schliefsen sich eng

an diese vorstellung von Baldrs behausung an, wie sie nach der weiten ausführung Vegt. 6 vorausgesetzt werden muss.

Sodann fällt aber bei der vorgeschlagenen ergänzung auch auf den innern charakter der visa 37 erst das richtige licht. es ist höchst bedeutsam und der anlage des liedes durchaus entsprechend, wenn im gegensatz zu den menschen, die vernichtet werden sollen und deren schon vernichtete exemplare uns in vv. 38f vorgeführt werden, in v. 37 der triumphierende riese Brimir sein leben ebendort in walhallischer wonne verbringt und in seinem saal in Unkühlheim symbolisch die zunächst ja auch siegende ὕβρις der riesen widerspiegelt. aber erträglich wird dieses bild doch erst, wenn gleichzeitig der künftige herscher der erneuten welt hier schon als tröstendes gegenbild in der unterwelt daneben steht. wie in einem schattenhaften, asphodelischen vorspiel erscheinen hier also die drei hauptmotive der kommenden Ragnarök : 'die zunächst die zerstörung herbeiführenden, dann aber selbst fallenden riesen, die vernichteten menschen, die aber der verjüngung der götter entsprechend, neue glückliche nachfolger in der widererstandenen welt erhalten, und endlich der künftige herscher der neuen welt, der bei Hel seiner widerkehr wartet'.

Endlich — und dies erscheint nach vornahme unserer ergänzung der v. 36 das wichtigste — wird auch die oben erwähnte centrale stellung der vv. 36—39 innerhalb der gegenwartspartie vollkommen in ihrer berechtigung deutlich. denn nicht die vorgänge bei der tötung stellen ja recht eigentlich den ausgangspunct der betrachtung, die gegenwart, von der die seherin ausgeht, dar, sondern der zustand, dass Baldr bei Hel weilt. er erst vervollständigt das gegenbild, das vv. 36ff zu vv. 62. 64. 66 darstellen und lässt *mon Baldr koma* dort wolvorbereitet und verständlich im gedichte erscheinen.

Obwol ich meine, dass eine ergänzung, ungefähr wie die vorgeschlagene, auch unabhängig von der annahme einer älteren Vegtamskvida als anregende quelle des Völuspadichters, aus der anlage des ganzen gedichtes wahrscheinlich wird, bin ich doch, wie ich schon oben hervorhob, durch die ansichten, die eine solche ältere vorlage verwerfen, bisher in meiner auffassung nicht erschüttert worden. am wenigsten durch die ganze behandlung, die der für diese frage in betracht kommende teil des Völuspatextes durch die letzte ausführliche untersuchung des Baldrmythus

von Friedrich Kauffmann (1902) gefunden hat. erschöpfend auf seine singuläre auffassung Baldrs einzugehn, ist hier nicht der ort, und es wird dazu gelegenheit sein, wenn ich einmal, wie dies meine absicht ist, die untersuchung über den Ragnarökmythus, auf den ich mich hier beschränkte, principiell auf die ganze Völuspa auszudehnen unternehme. dass aber Kauffmanns erklärung von dem wesen Baldrs in dieser unsrer besten und ältesten erhaltenen quelle ohne gewaltsame zurechtschneidung des Völuspatextes keine stütze findet, darauf hat ja schon Heusler in seiner kurzen, aber inhaltsreichen recension (DLZ. 1903, 488 ff) hingewiesen, der ich mich in allen hauptpuncten nur anschliefsen kann.

Ich hebe hier nur zum schluss meine hauptsächlichsten einwände noch kurz hervor. es erscheint mir unrichtig und gekünstelt, in die worte *blóþgom tívor* (32, 1) nach Bugges vorgang (The home of the Eddic poems s. xxxix ff), wenn auch mit andrer grundauffassung, den sinn 'blutiges opfer' hineinzutragen (s. 240). es erscheint mir gezwungen und sprachlich keineswegs notwendig (vgl. Atlakv. 17, 4), aus dem ausdruck *ørlǫg folgen* zu schliefsen, dass Baldrs schicksal hier in sicherheit gebracht werde wie Oðins auge und *Heimdallar hljóþ*, das noch immer mit Müllenhoff gegenüber Kauffmanns erklärung 'Heimdalls stimme' oder Heinzels (aao. s. 36) 'Heimdalls gehör' am natürlichsten als 'Heimdalls horn' gedeutet wird, was bei der im Geringschen wörterbuch (s. 450) aus dem altdänischen beigebrachten parallele sehr wol möglich ist (s. 23). es erscheint mir weiter ebenso unnotwendig und gekünstelt, unter dem eindrucke der Detterschen sagenauffassung (Beitr. 19, 495 ff) die änderung *mær* in *mjó* (v. 33, 1) vorzunehmen, da einerseits die auffassung der mistel als baum bei der geringen bekanntschaft der pflanze in nordischen landen sich ungezwungen erklärt, anderseits die stellung des relativsatzes bei der beziehung auf *harmflaug hættlig* immerhin sehr auffällig bleibt (s. 25). endlich erscheint mir ebensowenig überzeugend die begründung der athetese der Valistrophe, die, wie wir widerholt schon hervorgehoben haben, in unserem gedichte auf keinen fall fehlen darf. nicht weil Snorri sie bei seiner paraphrase der Völuspa nicht vorfand, fehlt sie bei ihm, sondern einfach deshalb, weil er sie bei seiner redactionstätigkeit, die Lokis schuld urgierte, nicht brauchen konnte. widerholt hat Kauffmann auch sonst die älteste und beste quelle des Baldr-

mythus, wie sie uns in der mittelpartie der Völuspa vorligt, nicht genügend gewürdigt und Snorris zuverlässigkeit zu sehr vertraut.

Dass trotzdem selbst die Völuspa in éinem wichtigen puncte ihre vorlage, das alte Vegtamslied, misverstand, diese 'seltsame combination', wie sie Kauffmann (s. 25) nennt, halt ich auch heute noch aufrecht. erst dann werde ich mich davon überzeugen lassen, dass das schwert 'Misteltein' im mythus nicht das ursprüngliche auch im norden war, wenn der charakter der mistel als unglückspflanze in der volkstümlichen überlieferung wahrscheinlicher gemacht wird, als durch die wenigen bei Bugge (The home of the Eddic poems s. XLV) verzeichneten christlichen combinationen.

Berlin, 11 juni 1907. FELIX NIEDNER.

EIN GÖTTINGER WIGALOISFRAGMENT.

Am 4 august 1820 bedankt sich FJMone bei GFBenecke für die anzeige seiner Einleitung in das Nibelungenlied, schickt ihm umgekehrt eine solche des im vorhergehnden jahre erschienenen Wigalois und legt einige pergamentblätter 'der in der anzeige erwähnten handschrift' bei: 'ich glaubte dieses geschenk meines freundes von Lassberg nicht ehrenvoller verwenden zu können, als wenn ich es dem herausgeber des Wigalois zustellte'. — es sind dieselben blätter, die 8 jahre später nach angabe des accessionsjournals der Göttinger universitätsbibliothek 'von hrn hofrat Benecke verehrt' wurden und die jetzt die signatur cod. ms. philol. 187 *tragen. WMeyer hat sie* 1893 *kurz beschrieben* (*Verz. d. hss. i. pr. st.: Gött. univ.* I 47). *aber trotzdem sie früher als alle andern Wigaloisbruchstücke bekannt waren, sind sie meines wissens noch nicht zugänglich gemacht. Mone in der oben erwähnten anzeige in den Heidelberger Jahrbb. der litteratur* XIII *jahrgang* 1 *hälfte p.* 475—6 *beschränkt sich nur auf wenige mitteilungen.*

Die beiden blätter, die Lassberg von einem bucheinband gelöst hat, gehörten zu einer hs. in kleinquart von ungefähr 19 *cm höhe,* 14 *cm breite. sie sind abgesetzt geschrieben und enthielten auf jeder seite zwei columnen: bl.* 2 *enthält* 30 *zeilen auf der spalte; von bl.* 1 *ist ein stück oben abgerissen, so dass nur* 26 *zeilen erhalten sind: merkwürdigerweise schliesst gleichwol sp.* 1c *glatt an sp.* 1b *an und auch an sp.* 1b *vermissen wir oben nur eine zeile des textes! zwischen bl.* 1 *und* 2 *werden* 16 *blätter fehlen.* —

vom ersten blatt — jetzt verkehrterweise n a c h *dem andern und so eingeklebt, dass die zweite seite der ersten vorausgeht — ist am obern und innern rande je ein stück weggerissen, so dass von den ursprünglich auf diesem blatt enthaltenen vv.* 201, 11 *bis* 204, 13 *vollständig nur in der* 2 *sp.* : 202, 7—33, *in der* 3 *sp.* 202, 39—203, 23 *erhalten sind. auch* 202, 6 *und* 202, 38 *sind, obwol etwas beschädigt, noch deutlich zu lesen. von den vv. der* 1 *sp. sind* 201, 16—40 *und* 202, 4 *immer nur in ihrem letzten teile erhalten,* 201, 30 *ist ganz verloren,* 201, 23 *bis auf wenige striche. in der* 4 *sp. sind* 203,29—204,13 *immer zum gröſsern ersten teil erhalten. von* 203, 28 *nur wenige striche. das blatt ist an einer stelle* (202, 25. 26 *und* 203, 14—17) *durch moderflecke verdorben,* 2 *löcher im pergament* (202, 32 *und* 203, 22) *sind vom schreiber vorsichtig umgangen. die linienstriche sind, wie auch beim zweiten blatt, nur noch undeutlich zu erkennen. — bl.* 2 *ist am innern rande beschnitten. von den versen, die es enthält,* 252, 25—255, 24 *ist die ganze* 2 : 253, 15—254, 4 *und* 3 *sp.* : 254, 5—33 *vollständig erhalten, von* 254, 34 *ist das erste wort abgerissen. von den vss. der* 1 *sp.* : 252, 25—253, 14 *sind infolge des beschneidens nur die zweiten hälften, in der* 4 *sp.* : 254, 35—255, 24 *immerhin die weitaus gröſsern ersten vershälften, kürzere verse zuweilen ganz erhalten* (254, 35. 40—255, 17. 19). *auch dies blatt hat zwei vom schreiber vermiedene löcher* (253, 2 *und* 255, 12). *die erste seite ist stellenweise unleserlich* (252, 25—30 *besonders*). — *im ganzen sind also von den* 240 *vv., die wir auf den beiden blättern erwarten,* 16 *ganz,* 111 *teilweise verloren gegangen, während* 113 *vollständig erhalten sind. ich gebe nun unten einen genauen abdruck und bemerke dazu folgendes: die schreibtechnik beider blätter ist dieselbe. die zweiten zeilen der reimpaare sind uneingerückt. jeder vers fängt mit groſsem, rot gestrichnem buchstaben an, die abschnitte werden zuweilen* (202, 40. 254, 2), *aber nicht immer* (204, 13) *durch groſse rote initialen markiert, einmal ist ein* a (*klein*) *mit tinte markiert, aber nicht ausgeführt* (255, 7). *die namen sind immer klein geschrieben* (201, 17. 31. 40—202, 15. 38 — 203, 4. 5. 6—252, 30. 31. 34—253, 26. 30—254, 25. 33. 37), *nur ein einziger groſs mit rot gestrichnem anfangsbuchstaben:* 203, 3 LARJE (*sic*). *die abbreviaturen sowie die übrigen graphischen und vor allem die sprachlichen eigentümlichkeiten sind im abdruck genau widergegeben. lediglich graphische bedeutung hat*

die schreibung ů *für* u *in der nachbarschaft von nasal :* gebůnden, wůnsches. *an verschiedenen stellen finden sich offenbare fehler, wie* 201, 33 : doas — 202, 21 schie — 253, 23 sichereit — 254, 18 volgel — 253, 30 wider.

bl. 1ª . . . .
201, 15 . . . . burgtor.
. . . . te vor.
. . . . von alarie.
. . . . rie.
. . . . sinˢ hant.
20 . . . . sin lant.
. . . . alt gegeben.
. . . . leben.
. . . . e.
. . . . ere.
25 . . . . erheit.
. . . . g erslagen.
. . . . iche solte tragē.
. . . . mendone.
30 . . . .
. . . . or doas.
. . . . or lange was.
. . . . ent gewesen.
. . . . e lie er in genesen.
35 . . . . n do er in vie.
. . . . orte hie.
. . . . nē tot.
. . . . heit gebot.
. . . . getan.
40 . . . . ge dˢ graue adā.
202, 4 . . . . uf getan.
bl. 1ᵇ . . . .
6 Do vant er dc gesinde gar.
In iamerlicher růwe.
Ir klage dů was nůwe.
Vmb den wirt der da wc erslagē.
10 Oᵛch můsen sů mit trůwē klagē.
Die reinē wirtinne.
Div gůtes wibes mīne.

Bracht vns an ir ende.
Ane missewende.
15 Lag dü vröwe iaphite tot.
Des twang si gancer trüwe not.
Vn̄ h'zeliche mine.
Sele lip vn̄ sinne.
Schie dü h'zeleit.
22 Wie wirt dc gēzelich geseit.
Sit ich sin nit gesagen kan.
Wa ist nü en wiser man.
25 Der mir den strit bescheide.
Starp si vō h'zeleide.
Dc mūs vō h'zeliebe sin.
Dü gab ir h'cen solchen pin.
Da vō ir schöner lip u'darp.
30 Ich wēne si vō den beiden starp.
Anders ich mich nit u'stan.
Solte ich dem strite nache gā.
So wurde d' rede licht ze uil.
bl. 1[c] 35 Genist vro iaphite wol.
Wan si was gancer trüwe uol.
HJe ist dü auētur geholt.
203, 1 Wa ist nü d' mīne solt.
Des wünsches amye.
Dü schöne LARJE.
Hie lit ir frünt her wigoleis.
5 Den der milte britoneis.
Der küng artus hat gesant.
Zer auentur dc er dc lant.
Solt erw'ben vn̄ die magt.
Owe dc den nieman sagt.
10 Er lit hie leider ane craft.
Der mit rechter ritt'schaft.
Vn̄ mit gancer manheit.
Als vns dü auenture seit.
Vil mangen höhen pris gewan.
15 Er lag da als en toter man.
Ane craft vn ane sin.
Die iungvröwen hatten in.

		Võ dem höpt entwafent gar.
		Vñ namẽ des uil rechte war.
	20	Ob er lepti oder were tot.
		Do waren im dü hüfel rot.
		Vñ aller lebelich getan.
	23	Do wolten in erslagẽ han.
bl. 1[d]	28	Ey . . . .
		Dc ir disem r . . . .
		Sinẽ lip nem . . . .
		Der ritterlich . . . .
		Die auenture . . . .
		Dc ist en gröz . . . .
		Wan er durch . . . .
	35	Lip vñ gůt . . . .
		Hatte uil nach . . . .
		Nü nemẽt ed . . . .
		Wa ein so gůt . . . .
		Wie mangen . . . .
	40	Lat mich in ne . . . .
		Ja wen ich dc ie . . . . . .
		Bezzer ritter d . . . .
		Nü gebent sine . . . .
		Vnz eren u[e]lies . . . .
	204, 5	Jo chan er wol.
		Ritterlich den t . . . .
		würd er võ w . . . .
		Des lip ane mi . . . .
		Sine zit geleb . . . .
	10	Vñ der mit sin . . . .
		Den aller hochs . . . .
		Dc wer en iem[e]l . . . . . .
		IR mugent in
bl. 2[a]	252, 25	. . . . enit (?) nicht.
		. . . . bieten.
		. . . . do rieten.
		. . . . nte baz.
		. . . . h[e]rre wissent dc.
	30	. . . . e seruie.
		. . . . urchie.

...... l manig ritter gůt.
..... m vil holden můt.
...... vn̄ die kriechen.
35 .... mangen siechen.
...... gewīnen.
...... r vn̄ innen.
..... türne vil.
.... amē des todes spil.
40 ..... pris beiagen wil.
253, 1 ..... sin gesellesehaft.
.... r nu zwifelhaft.
..... reise wil besten.
.... aster nit ensten.
.... vn̄ im geschicht.
.... ensumēt üch nicht.
.... awein der degen.
.... des rechten enphlegē.
.... het getan.
10 .... s nit geschaden kan.
.... gůte ritterschaft.
.... ir trüwe kraft.
.... e erzeigen hie.
.... ekein küng nie.
bl. 2[b] 15 In disem lande so mangē helt.
Dise ritter sint erwelt.
Vs mangē küngriche.
Do lopt im geliche.
Helfe an der stünde.
20 Mit gemeinē münde.
Die sin vn̄ och die geste.
Dü sich[s]eit wart veste.
Vb[s] den vngetrüwē man.
Der dis mort het getan.
25 Vn̄ in dc laster het erbotten.
H[s] wigoleis do sinē botten
Mit dem garzün sante dar.
Vō im vn̄ von den fürsten gar.
Wider bot er indie stat.
30 Lion dem fürsten wid[s] mat.

Mochte er nach sinē schache get . . .
Sus schiet der botte vō im dā.
Dem karzun wold er kleid[s] gebē.
Do sprach er nein ich wil leben.
35 Mit h[s]zeleide uns an die zit.
Dc gottes gerichte rache git.
Nach sinē w[s]ken vb[s] in.
Der mir vrōde vn̄ gewin.
Ane schulde genomē hat.
40 Owe der grozen meintat.
254, 1 Dc si noch ungerochen stat.
Sus nam er urlôp vn̄ schiet d . .
Wider zv̊ dem toten man.
Der dan noch uf dem uelde lag.
bl. 2[c] 5 Des got mit siner hûte phlag.
Vor uogeln vn̄ vor hûnden.
Sin ors dc wc gebûnden.
Vil uaste an ein[s] linden ast.
Also gewafent lag d[s] gast.
10 Sin schilt wc ub[s] in geleit.
Nach des landes gewonheit.
Dc swert vnd[s] sinē hŏbtē lag.
Dis wc der sibende tag.
Dc der helt wart erslagen.
15 Man sach in iem[s]lichen clagen.
Zwene winde die bi im lagen.
Des heldes si da phlagen.
Vor uolgel vn̄ vor wilde
Vngas uf dem geuilde.
20 Dolton si des hungers not.
Vns si da bi im lagent tot.
Dc ors vn̄ sine winde.
Schatten gab im dû linde.
Mit ir lôbe dc wc bereit.
25 Min vrŏwe liamere erleit.
Nach dem helde grozze pine.
Im waren die sinen.

254, 24 bereit *vielleicht schon in* breit *gebessert.*

Gar gevangen vñ erslagen.
Dc begonde si h'zeklige clagen.
30 Mit wiplicher swere.
Ir wart der lip unmere.
Dc si ir trut het u'loren
Do het ab' lion si erchoren.
. . fründin sinē libe.
Bl. 2c 35 Disem reinē wibe.
Erslůg er ir liebē m . . . .
Mit einē sper vō â . . . . . .
Ir grozze schône ga . . . . .
Der iamer ir nach im g . . .
40 Vil pinliche swere.
255, 1 Swie schône ir va . . .
Dû erlasch nû gar n . . . .
Ir vrôde ir so gar g . . . . .
Dc si nit wan iam's . . . .
5 Beidû nacht vñ ta . . . .
Des libes si sich gar . . . . .
a ls ir der trûwē . . . .
Ir schônē zoph . . . . .
Die warē lang ze r . . . .
10 Der regē vō ir ôge . . . . .
An die wâgen vñ . . . .
Der bitter t . . . . . .
Dc er zeigte si der . . . .
Si zarte vō ir den . . . . . .
15 Der vō golde gab l . . . .
Vñ einē beltz herm . . . .
Vō ir schonē libe.
Dem uil reinē wib .
Wart vō h'zeleide.
20 Dc si ir ogen weid .
Ane schulde slachen . . . . .
Vō disem leide ir h'z . .
Da vō si ŏch den lip . . .
Ir gâze sinne si ŏch . . .

Göttingen, juni 1907. GEORG SCHAAFFS.

WINILEODES.

In dem capitulare Karls d. Gr. vom 23 märz 789 findet sich folgende bestimmung: *De monasteriis minutis ubi nonnanes sine regula sedent, volumus ut in unum locum congregatio fiat regularis, et episcopus praevideat, ubi fieri possint. Et nulla abbatissa foras monasterio exire non praesumat sine nostra iussione nec sibi subditas facere permittat; et earum claustra sint bene firmata et nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumant: et de pallore earum propter sanguinis minuationem* (Boretius I p. 63). ich glaube der bisherigen auffassung dieser stelle getreu zu bleiben, wenn ich sie so übersetze: 'bezüglich der kleinen klöster, wo die nonnen ohne regel leben, wollen wir, dass eine regelrechte vereinigung an einem platze stattfinde und der bischof zusehe, wo das geschehen könne. und keine äbtissin soll sich unterstehn, ohne unsern befehl das kloster zu verlassen, noch es ihren untergebenen zu gestatten. und in ihren klöstern soll strenge clausur gehalten werden, und in keiner weise sollen sie sich dort unterfangen liebeslieder zu schreiben oder zu schicken: der bleichsucht infolge von blutarmut (aderlass) wegen'.

Es findet sich zwar, soviel ich weiſs, diese übersetzung oder eine andere nirgends, aber das was man aus dem texte herausgelesen hat, fordert sie. von denen welche sich über die winileodi geäuſsert haben, will ich hier zweien das wort geben. Kögel schreibt in seiner Geschichte der deutschen litteratur bis zum ausgange des mittelalters (I s. 61 f): 'es sind erzählende lieder erotischen inhalts, die man den nonnen vorzuenthalten für zweckmäſsig hielt ... da den nonnen verboten wird dergleichen zu schreiben (dh. wol abzuschreiben oder aufzuschreiben) oder zu schicken, so müste man schon die verhältnisse des ausgebildeten minnedienstes, wo in der tat die lieder zwischen den liebenden auf losen blättern oder streifen hin- und herflogen, auf diese alte zeit übertragen, wenn man die *winiliod* von einer eigentlichen liebeslyrik verstehn wollte'. Kögel selbst tut das, denn in Pauls grundriss schreibt er: 'ich halte es für zweifellos, dass unter den *winileod* zunächst nur liebeslieder verstanden werden können: es wird den nonnen verboten dergleichen zu schreiben oder zu schicken,

auch wol sich schicken zu lassen, und ihre bleichsucht wird damit in zusammenhang gebracht'.

Etwas vorsichtiger urteilt Kelle (Gesch. d. d. litt. I 78): 'ein capitulare vom jahre 789 verordnete in can. 3, dass die nonnen, deren leben, wie man aus den beschlüssen der concilien sieht, vielfach anstofs erregte, strenge clausur halten und sich nirgends unterstehn sollten, *winileodos* zu verfassen oder zu versenden. in glossen des 9 und 10 jahrh. steht der ausdruck gleichbedeutend mit *rustigiu sanc*, mit *scofleod* . . . *winileod* hatte also damals entschieden die ganz allgemeine bedeutung: volkstümlicher weltlicher gesang. später (bei Neidhart) wird das wort zur bezeichnung von liedern gebraucht, welche, wie es scheint, zum spiel oder tanz gesungen wurden. zur zeit des capitulares muss *winileod* aber ausschliefslich, oder speciell: liebeslied bedeutet haben. das ergibt der zusammenhang. . . . die grundbedeutung des ersten teiles scheint nämlich: geliebter, geliebte gewesen zu sein. wie später hieng schon damals die ganze lyrik mit dem leben zusammen. die liebesliedchen waren liebesbriefe, die, wie sie von bestimmten personen ausgiengen, an bestimmte personen gerichtet waren'. ähnlicher ansicht sind die meisten gelehrten, während es allerdings auch nicht an solchen fehlt, welche den begriff von *winileod* weiter gefasst haben. wenn und solange man indes den ersten wortteil mit *wini* freund, geliebter zusammenstellt, werden diese einen schweren standpunct haben und behalten. eine ganz andre auffassung aber hat nach dem berichte in der Zs. f. d. ph. bd 38 (1906) s. 123 auf der letzten versammlung der deutschen philologen und schulmänner in Hamburg Uhl vertreten, indem er *wini-leod* als 'gemeinsames arbeitslied' erklärte und das erste compositionsglied mit g e w i n n e n zusammenstellt; es sei kein substantiv- sondern ein verbalstamm, wie er auch in *rûgeliet, twingeliet* vorliege. ob diese deutung, die augenscheinlich unter dem einfluss von Büchers 'Arbeit und rhythmus' entstanden ist, beifall finden wird, muss man abwarten. ich meinerseits muss gestehn, dass mir das *wini* wenig kopfzerbrechen machen würde, wenn ich die hergebrachte deutung von *leodes* oder *leodos* für richtig halten könnte! gegen sie habe ich aber schwere bedenken, die mir noch mehr ins gewicht zu fallen scheinen, wenn man den canon einer gründlichen prüfung auf seinen inhalt hin unterzieht. von der 'bleichsucht' der fränkischen nonnen

will ich nicht reden, auch nicht von ihrer ursache, die der grofse Karl gegebenenfalls doch schwerlich dem schreiben und schicken von liebesliedern zugeschrieben haben würde, sondern nur fragen: traut man denn Karl eine derartig sonderbare verfügung überhaupt zu? und wenn schon, würde man hier nicht an erster stelle das verbot des **singens** von liebesliedern erwarten müssen? und endlich: müste man nicht *winileoda* oder *winileod* statt *winileodes* und *winileodos* erwarten, wenn es hier sich um **lieder** handelte? lied ist doch von je ein neutrum gewesen! ich glaube jeder, der das capitulare gelesen hat, wird die bisherige auffassung gerne preisgeben, wenn sich eine andere auch nur als möglich ergibt; und meines erachtens lässt sich in der tat eine finden, die erheblich annehmbarer erscheinen dürfte. das will ich zu zeigen versuchen.

Wer *leodes* oder *leodos* als den acc. plur. von *leod* auffasst, geht über das schwere grammatische bedenken, welches dabei das geschlecht des wortes bildet, leicht hinweg. wenn überhaupt, würde das aber nur in dem falle als statthaft geduldet werden können, dass eine andere erklärung überhaupt grammatisch und logisch unmöglich wäre. nun sind aber *leodos* und *leodes* durchaus richtig gebildete accusative von *leodi* (oder *leudi*) und *leodes* = 'vasalli, subditi', und diese wörter kommen (oft in der zusammenstellung mit *fideles*) in den schriften der merowingischen und karolingischen zeit geradezu unzähliche male vor. nur eine stelle aus dem sog. Fredegar möge hier angeführt werden, weil sie ein zweites in unsre untersuchung hineinspielendes wort enthält[1] : *Rex Pippinus in quattuor partes comites suos, scaritos et leudibus suis*[2] *ad persequendum Waiofarium transmissit.* die bedeutung des wortes schillert etwas: am treffendsten dürfte es sich im allgemeinen durch 'mannen' widergeben lassen. dazu passt sehr gut das erste compositionsglied *wini,* von dem eine reihe von ableitungen usw. sich im latein der fränkischen zeit finden, so *winegiator*[3], *guiniator, guinitor,* das Du Cange als 'judex viarum' seu **qui**

[1] Script. rer. Merov. II cap. 135.

[2] für *leudes suos.* die belege für das wort hat Krusch in den lexica zu den einzelnen bänden der SS. rer. Merov. zusammengestellt.

[3] das merovingische latein einmal generell auf seine deutschen bestandteile hin zu untersuchen, wäre eine dankenswerte aufgabe.

itinerantium securitati invigilabat, atque adeo wionagii exactor' erklärt. dementsprechend heifst *wionagium, guionagium:* 'praestatio a tenentibus facta pro tutela et protectione personarum'. wer mehr beispiele wünscht, möge unter den stichwörtern (sowie unter *guiare, guidare, missi discurrentes*) bei Du Cange nachsehen. *winileodi* ist also eine ganz natürliche zusammensetzung, deren erstes glied die bedeutung des zweiten ein wenig specialisiert: die *winileodi* sind schutz- oder sicherheitsmannen!

Kann aber dieses wort als object zu *scribere* und *mittere* gedacht werden? zu *mittere* selbstverständlich, aber auch zu *scribere;* denn dieses wort heifst bereits im classischen latein nicht blos 'schreiben', sondern auch 'einschreiben', 'anwerben, einstellen', und diese bedeutung hat es auch hier. es gibt das altdeutsche *scerian* wider, das latinisiert *scarire* lautet, von dem das oben bereits angeführte substant. part. *scaritus* gebildet ist. wenn Hildebrand zu seinem sohne sagt: *ddr man mih eo scerita in folc sceotantero,* so heifst das: 'wo man mich einstens als bogenschützen eingestellt hatte'.

Karl verbietet also den nonnen, 'sicherheitsmannen' anzustellen oder auszusenden. im folgenden interpungiere ich den text anders als die herausgeber, indem ich vor *et* statt des doppelpunctes ein komma setze und (was freilich nicht gerade nötig ist) nach *earum* einen doppelpunct, also: *et de pallore earum: propter sanguinis minuationem* lese. dass *pallor* 'bleichsucht' heifsen kann, finde ich nicht, wol aber kann es 'furcht' bedeuten; und da *sanguis* auch 'blutvergiefsen' heifst, so ist der sinn klar. dass das latein nach wie vor barbarisch bleibt, ist nicht meine schuld; wer aber in den quellen der Merowingerzeit belesen ist — und in diese zeit scheint mir der von Karl wahrscheinlich nur wider aufgefrischte canon zurückzugehn — wird sich daran nicht stofsen. meine übersetzung der ganzen stelle lautet demnach folgendermafsen:

'Hinsichtlich der kleinen klöster, wo die nonnen ohne regel (in einzelwohnungen) leben, wollen wir, dass ein gemeinsames leben an einem platze eingerichtet werde, und der (zuständige) bischof soll zusehen, wo das geschehen könne. und keine äbtissin soll sich unterstehn ohne unsern befehl das kloster zu verlassen oder ihren untergebenen es zu gestatten; und

ihre klöster sollen gut befestigt sein, und unter keiner bedingung sollen sie sich unterstehn dort schutzmannen anzunehmen oder auszusenden, selbst nicht ihrer furcht wegen: zur verminderung des blutvergiefsens' (verordnen wir das). nach meiner auffassung handelt es sich hier also um die umwandlung der offenen klöster in geschlossene und befestigte, die das halten einer bewaffneten schutzmannschaft überflüssig machten. ob diese auffassung ansprechender ist als die bisherige, mag dem leser zu beurteilen überlassen bleiben, jedesfalls haben wir hier kein palliativmittel vor uns, wie es das verbot, liebeslieder zu schreiben oder zu schicken, zur minderung der sittenlosigkeit in frauenklöstern immerhin gewesen wäre, selbst wenn es sich aus der verordnung herauslesen liefse. es fragt sich nur noch, ob für das verbot in dem von mir angenommenen sinne die tatsächlichen verhältnisse jener zeit einen anlass gaben. dafür verweise ich auf folgende stelle in der Vita Columbani: *Paratque deinde (Brunichildis) insidias moliri: vicinus monastirii per nuntios imperat, ut nulli eorum extra monastirii terminos iter pandatur, neque receptacula monachis eius vel quaelibet subsidia tribuantur*[1]. die merowingischen klöster besafsen also würklich bewaffnete mannschaften zur gewährung freien geleites; dass sie auch zu anderen zwecken gebraucht und misbraucht wurden, lehrt uns eine erzählung Gregors von Tours: im jahre 589 entbrannte zwischen Chrodechilde, der tochter des königs Charibert, und ihrer äbtissin eine heftige feindschaft, die dahin führte, dass die mannen der beiden nonnen sich schlachten lieferten; selbst nach schliefslicher aussöhnung war die fehde noch nicht zu ende: *Postea vero multi inter has scolas inimicitiae ortae sunt; vel quis unquam tantas plagas tantasque strages vel tanta mala verbis poterit explicare, ubi vix praeteriit dies sine homicidio, hora sine iurgio vel momentum aliquod sine fletu?*[2] solche zustände bestehn zu lassen, war Karl nicht der mann; es ist aber leicht einzusehen, dass sie nur dann dauernd beseitigt werden konnten, wenn die nonnen, *que in proprios domus resedent* (wie es in dem edicte Chlotars vom 18 oct. 614 heifst), in feste klöster zusammengezogen wurden;

[1] Script. rer. Merov. IV s. 87 (liber I cap. 19).
[2] Script. rer. Merov. I s. 425 (liber X cap. 15).

anders konnten sie bei den damaligen verhältnissen der 'winileodes' einfach nicht entraten.

Damit ist das, was ich über die winileodes zu sagen habe, erledigt. es ist aber begreiflich, dass mich das ergebnis meiner untersuchung reizte, nun auch die so oft angeführten leodes des Venantius Fortunatus auf ihren charakter hin zu prüfen. es ist nicht überflüssig gewesen! ich führe hier die beiden stellen in vollem umfange an, so wie sie in den Mon. Germ.[1] abgedruckt sind. die bemerkungen dazu verdanke ich der liebenswürdigkeit meines collegen Sonnenburg.

Quid inter haec extensa viatica consulte dici potuerit, censor ipse mensura, ubi me non urguebat vel metus ex iudice vel probabat usus ex lege nec invitabat favor ex comite nec emendabat lector ex arte, ubi mihi tantundem valebat raucum gemere quod cantare apud quos nihil disparat aut stridor anseris aut canor oloris, sola saepe bombicans barbaros leudos arpa relidens; ut inter illos egomet non musicus poeta, sed muricus deroso flore carminis poema non canerem sed garrirem, quo residentes auditores inter acernea pocula salute bibentes Baccho iudice debaccharent.

'Fortunat entschuldigt die mangelhaftigkeit seiner gedichte mit den umständen, unter denen sie entstanden: alles, was in seiner umgebung sonst den dichter fördert, muste er hier vermissen (*ubi me . . . arte*), und die umgebung, die er hier hatte, besafs kein verständnis (*ubi mihi . . . . . oloris*). trotzdem schweigt er nicht, sondern trägt, wie der schluss-satz zeigt, seine den umständen angepassten lieder den zechenden vor, und dass er so handelt (*ut inter illos* etc.), dazu veranlasst ihn, was in den worten *sola saepe . . . . relidens* ausgedrückt ist. *Sola saepe bombicans arpa* kann wol nur harfenspiel ohne text bedeuten; würde nun *barbaros leudos relidens*, wie man annimmt, heifsen: 'barbarische lieder ertönen lassend', so wäre entweder mit *leudos* auch nur 'musikalischer vortrag' bezeichnet, so dass *bombicans* und *relidens* parallel stünden und ein verbindendes *et* fehlte, oder *leudos* bezeichnete eben text im gegensatz zur musik. ersteres ist undenkbar, weil jedesfalls seine sonstigen gedichte (dh. texte) in gegensatz gestellt werden zu denen, die seine zuhörer gewohnt

[1] Auctor. antiquissimi IV p. 2 und ib. Carm. lib. VII 8, 61 ff.

sind und die ihrem geschmack oder vielmehr ungeschmack entsprechen, und weil bei dieser auffassung die beiden participien ganz in der luft schweben und der gedanke weder an das vorhergehende noch an das folgende sich natürlich anschliefsen würde; und letzteres scheint ausgeschlossen, weil dann ein gegensatz zwischen instrumentalmusik (*sola bombicans arpa*) und liedertexten (*barbari leudi*) vorläge, der doch irgendwie ausgedrückt sein müste. fasst man aber leudi in der bedeutung 'mannen', und *relidere* nicht in der für diese stelle besonders angenommenen, sondern in der gewöhnlichen 'zurückstofsen', und nimmt man an, dass die participien entsprechend dem fehlen einiger verbindungspartikel im verhältnis der unter- und überordnung stehn, so ergibt sich mit der unbedenklichen ergänzung von *est* der einfache sinn: 'wenn die harfe oft allein ertönt, stöfst sie die barbarischen mannen ab, so dass trotz der vorher angegebenen mängel ich als verschlechterter poet mein lied herleierte, um ihren beifall zu finden'.

Und nun die andere stelle:

Sed pro me reliqui laudes tibi reddere certent,
et qua quisque valet te prece voce sonet,
Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa,
Graecus Achilliaca, crotta Britanna canat.
illi te fortem referant, hi iure potentem,
ille armis agilem praedicet, iste libris.
et quia rite regis quod pax et bella requirunt,
iudicis ille decus concinat, iste ducis.
nos tibi versiculos, dent barbara carmina leudos:
sic variante tropo laus sonet una viro.
Hi celebrem memorent, illi te lege sagacem:
ast ego te dulcem semper habebo, Lupe[1].

'Würde hier *leudos* lieder bedeuten, so wäre es neben *barbara carmina* unverständlich. da nun aber zum ersten gliede des verses aus dem zweiten ein *demus* (oder *damus*) ergänzt werden muss, so ist offenbar ein gegensatz gewollt zwischen *versiculi*, dh. versen classischer art, wie sie Fortunatus widmet, und *barbara carmina*. dann aber muss im zweiten gliede ein gegenstück vorhanden sein zu dem *nos* am anfang des verses,

[1] Lupus war unter Sigebert herzog in der austrasischen Champagne und ein freund Fortunats.

dh. es muss gesagt sein, wer die barbara carmina spenden soll, und dies ist der fall, wenn das letzte wort, das dann *leudes* zu schreiben wäre, eben bedeutet: die mannen germanischen stamms; so stimmt der vers genau mit vers 3: *Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa*'.

Wir werden demnach künftig in der litteraturgeschichte sowol auf die *winileodes* des karolingischen capitulares wie auf die einfachen *leodi* des Fortunatus verzichten müssen. aber hat es denn überhaupt keine 'winelieder' gegeben? zweifelsohne! doch ist das wort für die Karolingerzeit nicht belegt und damit die sache nicht bezeugt. die späteren glossatoren haben bereits die stelle des capitulars misverstanden, und wenn ihnen auch das wort selbst bekannt gewesen sein mag, so beweist doch schon ihre eigene übersetzung, dass sie den begriff 'liebeslied' damit nicht verbanden, ebensowenig wie es Neidhart getan hat. die ursprüngliche bedeutung von *wineliet* erkennen wir vielleicht am deutlichsten im friesischen. in den allgemeinen gesetzen des westerl. Frieslands[1] heifst es c. 22: *Hweerso ma claget om een aeft dat hit tobritsen se, end ma hit riucht greta schil, soe schilma hit aldus greta, dat dio frie Fresinne coem oen dis fria Fresa wald mit hoernes hluud ende mit bura oenhlest, mit bakena brand ende mit winna sang, ende hio breydelike sine besma op stoed, ende op dae bedde herres lives netta mitte manne, ende an moerne op stoed, to tzierka ging, kerkstal stoed, alter arade, da prester offarade, ende dat aeft also bigingh, alsoe di fria Fresa mitter frie Fresinne schulde.*

Sonst finde ich das wort nur noch in 'Het Freeske rym', einem werke, das Siebs und andere zwar nicht mit unrecht sehr hart beurteilen, dessen urheber aber jenes wort doch noch gekannt zu haben scheint:

To Utracht in thine dom
Al thet herscip him[2] to ghins com
And habbad him blidelike ontfan:
Tha basuna dedense blian,
Tha clocka dedense hluda
End tha liacht tho gins him cruda

[1] vRichthofen Friesische rechtsquellen s. 409.
[2] SWillibrord.

End mit grata winnena (?) sang
Ontfengen hia him tha strata lang[1].

Hier wie dort ist an einen erotischen charakter des 'winneliedes' nicht zu denken: der zusammenhang fordert vielmehr die bedeutung: 'jubel-, freudenlied', ursprünglich wol 'siegessang', und diese bedeutung schliefst nicht einmal einen religiösen inhalt, noch auch eine fremdsprachliche form aus. wenn die glossen das wort durch *secularis cantilena*, *psalmus vulgaris*, *secularis*, *plebejus*, *canticum rusticum* widergeben, so beweist das nichts anderes, als dass der erste urheber das karolingische capitular vor augen gehabt, aber nicht verstanden und den sinn des wortes an der stelle aus dem zusammenhang zu erraten versucht hat.

[1] Het Freske Rijm (Werken, uitgeven door het Friesch genootschap van geschied- oudheit- en taalkuude. Leeuwarden 1853) v. 1344 ff.

FRANZ JOSTES.

AISL. *EDDA* 'URGROSSMUTTER'.

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE VON URGERM. *AI*.

Augenscheinlich hängt aisl. *edda* 'urgrofsmutter' zusammen mit aisl. *eida*, got. *aiþei* 'mutter' (Noreen An. gramm. I 95. 153; anders Kluge Stammbildung 22); die lautform begreift sich aus **aiþiþōn*. aber diese ableitung ist keine erklärung; **aiþiþōn* ist so dunkel wie *edda*. das formans *-iþa* kann nicht darin stecken, denn die *iþa*-bildungen sind von haus aus stark, und überdies würde es der vorauszusetzenden function des suffixes an jeglicher analogie fehlen: **aiþiþa* könnte nur 'mutterschaft' oder 'mütterlichkeit' oder 'versetzung in den zustand der mutterschaft' bedeuten, niemals 'urgrofsmutter' (vgl. die beispiele JGrimms Gr. II 242 ff). hat also das wort jemals **aiþiþōn* gelautet, so kann es nicht durch eindringen des formans *-iþa* entstanden sein; die lautliche gleichheit mit diesem muss secundär sein. wir erklären lautform und bedeutung gleichmäfsig, wenn wir von einem compositum **aiþ-aiþōn* 'mutter-mutter' ausgehn. der sinn dieser bildung war ursprünglich etwa 'mutter κατ' ἐξοχήν, mutter aller mütter' (wie 'buch der bücher'), dh. sie bezeichnete die älteste frau der familie, die stamm-mutter. diese bedeutung stand nicht

im wege, dass **aiþaiþōn* sich von seinem grundwort lautlich isolierte. es wurde über **aiþiþōn* zu *edda*.

Eine solche entwicklung hätte m. e. für lautgesetzlich zu gelten, und zwar hauptsächlich wegen der verhältnisse in der sog. vierten schwachen verbalclasse. man hat formen wie *hafði*, *hafat* bisher falsch beurteilt. sie sind mit den got. *ai*-bildungen *habaida* usw. laut für laut identisch. es ist schon an sich bedenklich, hier durchweg von 'bindevocallosen' formen auszugehn, wie man seit Sievers Beitr. 8, 90ff allgemein zu tun scheint. bei dieser hypothese bleiben die participia wie *lifat*, *hafat*, *sagaðr* (FJónsson Skjaldesprog 109), aschw. *saghaþer* u. dgl. unerklärt. Pauls annahme (Beitr. 7, 145), dass hier neubildungen vorliegen, stöfst auf die ernstesten schwierigkeiten. das vorbild könnte nur die *ō*-classe hergegeben haben. aber diese ligt sehr fern, sie ist, soweit wir sehen können, ohne jeden einfluss auf die flexion unsrer gruppe geblieben. viel näher ligt die *ja*-classe. wie eine ganze reihe von präsentien zwischen der *ai*- und *ja*-flexion schwankt (Noreen I 321), so zweifle ich nicht, dass auch die kurzen participia wie *hafðr*, *sagðr* dieser analogie ihr dasein verdanken. gegenüber Paul muss betont werden, dass zwar *hafa* und *segja* zu den häufigst gebrauchten verben gehören, dass aber von allen ihren stammformen das part. prät. die seltenste ist. je häufiger präsens und präteritum waren, um so leichter konnten diese von der *ja*-classe grösten teils nicht zu unterscheidenden tempora das participium nach sich ziehen. (dasselbe ist bei *hyggja* der fall gewesen: *hugðr* neben *hugat* in der alt aussehnden redensart *hugat mæla*.) die somit für lautgesetzlich zu haltenden participialformen mit *a* entsprechen genau den got. auf *-aiþs*; *ai* ist über *ā* zu *a* geworden, wahrscheinlich unter denselben bedingungen wie in *'Olafr, Hróarr*. *Lifat* verhält sich aber zu *lifða* nicht anders als *taliðr* zu *talða*; vor langer silbe wurde *ai* > *ē* > *i* (wie in endsilben: imper. *lifi* = got. *libai*) und schliefslich syncopiert.

Beweisend sind vor allem präterita wie *munði* 'gedachte' und *unði* 'war zufrieden'. sie können nicht auf bindevocallose formen zurückgehn (AKock Beitr. 18, 446f) wie etwa *mundi* 'wurde' = got. *munda*, *unni* 'liebte' < **unnþē*. Noreens hülfsconstruction eines urnord. **muniðē* (Grundr. I² 635) schwebt aber angesichts des got. *munaida* völlig in der luft. ganz ähn-

lich verhält es sich mit *vakþi* gegenüber den sicher bindevocallosen *sótti, þótti, orti,* ae. *weahte, gewæhte* (Sievers Beitr. 5, 100. Ags. gramm. 256). solange keine tatsachen dagegen sprechen — und solche scheint es in der tat nicht zu geben —, sind wir gezwungen, *munði* = *munaida*, *unði* = **wunaida* (ahd. *wonēta,* vgl. got. *unwunands*) usw. zu setzen und zu schliefsen, dass *ai* in mittelsilben vor langer ultima im nordischen synkopiert wird.

Vsp. 22, 4 begegnet ein nicht befriedigend erklärtes präteritum *vitti* in dem halbvers *vitti hon ganda.* die stelle wird alsbald klar, wenn wir *vitti* zu got. *witan* 'auf etw. sehen, beobachten' stellen und auf **uitaiðē* zurückführen. die zauberin tut dasselbe, was die Hymiskvida von den göttern berichtet: *hristu teina ok á hlaut sáu.* *gandr* 'stab' hat also hier die specielle bedeutung 'runenstab'. — die form *vitti* ist sicher schon früh verdunkelt gewesen. aber auch in dem gebrauch des verbums *vita* 'wissen' zeigen sich spuren des einst lebendigen schwachen *vita.* Alv. 8 *hefik . . . vitat vetna hvat* bedeutet 'alles habe ich gesehen'. ähnlich in der Vǫlundarkviða: *vissi sér á hǫndum hǫfgar nauðir* ('bemerkte'). Egilsson 880 führt an: *vissu hjǫltin niðr* ('wies', im sinne von 'spectabat' mit richtungsadverbium; got. *witan* übersetzt auch *ὁρᾶν*). weil in manchen formen beide verben zusammenfielen, sind sie vermischt worden.

Die abstracta *hǫfn, sǫgn, þǫgn, tign,* die zu verben der *ai*-classe gehören, stehn in dringendem verdacht, die got. bildungen *þulains, libains* zu reflectieren, also *hǫfn* aus **haƀainō* (ae. *hæfen*). ebenso *laun, vǫrn* = got. *lauseins, *wareins* (vBahder Verbalabstracta 84, vgl. Noreen I § 148 a. 1). dagegen ist ursprüngliches *ō* als *a* bewahrt in der sehr productiven classe, zu der an. *laðan* (*lǫðun?* Fritzner II 391), got. *laþōns* gehört, ganz entsprechend den präteritis der *ō*-classe. es gab urgerm. auch *ni*-bildungen ohne mittelvocal, zb. got. *sōkns.* wie Kluge Stammbildung § 147 sehr richtig bemerkt, liefert allein das got. sichere belege. spärlich wie diese sind, können sie doch die vermutung stützen, dass fehlen des mittelvocals bei *n*- und *þ*-ableitungen, bei abstractum und präteritum zusammenging. man vergleiche nicht nur *sōkns* mit urgerm. **sōhtē,* sondern auch got. *siuns,* an. *sjón, sýn* mit ae. *gesiehð* und mhd. *siht.* zu urgerm. **haƀaiðē*

gehörte demnach nicht ein **haƀni*, sondern ein **haƀaini*. doch bleibt dies natürlich vermutung.

Nunmehr bedarf auch die zurückführung von *blindrar, blindri, blindra* auf **blindiʀōʀ* usw. gegenüber got. *blindaizos* usw. einer revision. Sievers hat Beitr. 2, 110, gestützt auf das ai., als urgerm. erschlossen : gen. dat. sg. fem. **blindizōs, blindizai*, gen. pl. masc. ntr. *blindaizē*, fem. *blindaizō*. das got. hat den diphthong auch in den gen. sg. eingeführt (*blindaizōs*). ebenso haben nach Sievers die andern dialecte das *i* verallgemeinert. letztere auffassung erregt aber bedenken. das *ĕ* der as. und ahd. formen (ahd. *blintera, -u, -o*) verträgt sich besser mit got. *ai* als mit *i* : dieses hätte bei dem starken übergewicht der lang- und mehrsilbigen stämme auch im continentalgermanischen synkopiert werden müssen[1], andererseits spricht nichts dagegen, dass *ē* < *ai* in mittelsilben wie im absoluten auslaut (ahd. *blinte* < *blindai*) gekürzt wurde; verbalformen wie ahd. *lebēta* können sich nach den zweisilbigen typen *lebēt, lebēn* (= got. *libains*) gerichtet haben. sicher war auch das kurze *ĕ* von *blintera* usw. eng associiert mit den kurzvocalischen formen des artikels (*dera* usw.), ebenso wie *blintēm* mit *dēm*. vielleicht sind diese associationen bei der kürzung des *e* von *blintera* würksam gewesen; lautgesetz und analogie fliefsen hier, wie so oft, ineinander. was das nordische betrifft, so spricht hier das fehlen des *i*-umlauts, der bei vielen lang- und kurzsilbigen adjectiven zu erwarten wäre, gegen *i*. allerdings kann ausgleichung im spiele sein. und die pronominalformen *hennar, henni* lassen sich nur aus **hāniʀōʀ*, **hāniʀē* ableiten. sie bezeugen das *i* aber nur für den sing., in dem es schon vorgerm. zu hause war. ein sichereres zeugnis haben wir für *ai* im gen. plur., nämlich den nom. plur. *blindir* < **blindaiʀ*. das secundäre *r* dieses casus leitet man heute wol durchweg aus der 'allgemeinen nominativendung des plurals der substantiva' (Sievers Beitr. 2, 114) her. aber das ist weit entfernt, überzeugend zu sein. sämtliche nominalclassen weisen, neben *blindir* gehalten, weit gröfsere verschiedenheit als ähnlichkeit auf; einen substantivischen nom. plur. auf urnord. *-aiʀ* gibt es nicht. wir verstehn **blindaiʀ* ohne

[1] einmal as. *mahtigro*, Sievers Beitr. 5, 83. das ahd. allein beweist hier übrigens nichts; Notker hat noch abstracta wie *bemeineda* mit als *e* bewahrtem *i*, vgl. Sievers aao. 89 ff.

weiteres, wenn wir von einem alten paradigma *blindai* — **blindaiRē* (**blindaiRō*) — *blindaim* ausgehn (vgl. ai. *sárvē*, *sárvēshām*, *sárvēbhyas*). das *R* ist in den nom. gedrungen, wie umgekehrt in fällen wie *ertr*, *ertra* in den gen. dabei werden allerdings die substantivischen nom. pl. mitgewürkt haben, und zwar durch vermittlung des femininums **blindōR*; aber sie allein hätten ein *-aiR* nicht herbeiführen können.

Halten wir daran fest, dass die westgerm. formen auf *ai*, nicht auf *i* weisen — das ae. kann wie das nord. synkopiert haben (vgl. Sievers Beitr. 5, 74) — so erhalten wir ein urgerm. paradigma mit *ai* in allen hierher gehörigen formen. ein solches paradigma ist an sich wahrscheinlich. der plural hatte von anfang an die besten aussichten, vorbildlich zu werden, denn nur hier greifen die *ai*-formen auch in das masc. und ntr. hinüber: *blindaizē*, *blindaizō*, *blindaim* waren sicher bei weitem häufiger als **blindizōs*, **blindizai*. dieselbe entwicklung zeigt das pronomen: an. *þeirar*, *þeiri*, ae. *þære* nach *þeira*, *þára*. durchgehnde *ai*-formen setzt auch das got. voraus. man begreift nämlich die rückkehr des got. dativs *blindai* zur nominalflexion kaum, wenn man die vorstufe **blindizai* annimmt. letztere form hätte mit *gibai*, *maujai*, *anstai* in ebenso gutem einklang gestanden wie **blindizōs*, *blindaizōs* mit *gibōs*, *maujōs*. und doch soll nur der gen. seine längere, vom nom. abweichende form bewahrt haben, während der dat. den nomina vollends angeglichen wurde. denken wir uns dagegen ein **blindaizai*, so enthielt diese form das charakteristische dativ-*ai* zweimal, und es konnte durch eine art haplologie verkürzung zu *blindai* eintreten. — der von Sievers Beitr. 2, 111 als analogon angeführte dat. plur. an. ae. as. *blindum* verlangt eine besondere beurteilung. im nord. wurde *blindaim* (**blindaimiz*) zu **blindim* und trat dadurch in parallele mit den *i*-stämmen (got. *gastim*). als der dat. plur. der *i*-stämme der analogie der consonantischen und andrer flexionen unterlag (*gestumR*, *ƀorumR* auf dem vermutlich um 700 zu setzenden stein von Stentofta), bekamen auch die adjectiva die endung *-um*. der nominale dat. plur. der nordischen adjectiva beruht also auf lautlichem zusammenfall mit einer nominalen endung, und ähnliches darf mit wahrscheinlichkeit auch für das ae. und as. vermutet werden, wo es jedoch, so viel ich sehe, an directen anhaltspuncten fehlt.

Setzen wir also für das urgerm. starke adjectivum durchgehnden ersatz des mittleren *i* durch *ai* an, so stellt nicht bloſs an. *blindra*, sondern auch *blindrar*, *blindri* weitere fälle der synkope des *ai* dar. bei mehrsilbigen formen wie *mikillar* ligt wahrscheinlich nicht rein lautgesetzliche entwicklung vor — diese hätte doch wol **miklirar* ergeben — sondern es ist die proportion *heil : heillar* = *mikil : x* im spiele gewesen. die isolierten singularformen urn. **hāniʀōʀ*, **hāniʀē* erscheinen als ein letzter rest des ursprünglichen. sie waren vor dem einfluss des plurals durch die stammverschiedenheit geschützt (aisl. *hón : þær*, *hennar : þeira*).

Es wurde oben angenommen, dass mittleres *ai* vor kurzer ultima nordisch zu *a* wird: daher *sagaðr* < **sagaiþaʀ*. aber im aschwed. stehn neben *saghaþer*, *havaþer* participia wie *doghit*, und got. *arbaiþs* erscheint als aisl. *erfiði*, aschwed. *ærviþi* (daneben anorw. *ærfaðe*, aschwed. *ærvadhe* und andre formen). hier ist also älteres *ai* bald durch *a* bald durch *i* vertreten. es ist geboten, nach einer gemeinsamen erklärung für alle fälle dieser art zu suchen. beginnen wir mit *erfiði*. gehn wir von einem nom. acc. sing. mit synkopiertem *i* aus, wie die formen im got. und somit aller wahrscheinlichkeit nach auch im urnord. einmal lauteten, so erhalten wir isl. **arfið(r)* wie 2 plur. *lifið* = got. *libaiþ*. der gen. got. *arbaidais* und die andern casus mit langvocalischen endungen ergaben **arfðis* usw.; der umlaut stammt wol aus dem nom. plur. got. *arbaideis* > **arfðīs* > *erfðir*, wäre übrigens ohne die synkope des *ai* schwerlich eingetreten (das aschwed. kennt auch formen mit *ar-*). aus den formen mit und ohne synkope entstand durch contamination der nom. acc. *erfiði* nebst der *ja*-flexion. an sich hätten der gen. und dat. leichter zu **erfði* führen können, aber der teilweise zusammenfall der synkopierten casus mit denen von *erfð* 'beerbung' hatte zur folge, dass die formen mit bewahrtem vocal obsiegten. wenn gleichwol die endungen *-is*, *-i* ausschlaggebend wurden, indem sie das wort in die *ja*-flexion hinüberleiteten, so ist der grund jedesfalls der, dass man es als compositum empfand; schon urgerm. hat sich bekanntlich der typus der zusammenbildungen mit *-ja* festgesetzt. die *a*-formen entstanden bei kurzvocalischer endung: got. *arbaidim*, *arbeidins*. — eine stütze für die vorgetragene auffassung liefert das wort *erfiði* somit nicht.

man kommt hier eben ohne annahme von contaminationen nicht durch. doch denk ich so viel annehmbar gemacht zu haben, dass das wort sich der theorie fügt.

Ein interessantes gegenstück zu *erfiði* bildet das wort *ertr* 'erbsen' (gen. plur. *ertra* mit secundär stammhaft gewordenem *r*). es kann nicht als bekräftigung dafür dienen, dass as. *erit*, mhd. *erwiz* eine alte ablautform neben ahd. *araweiz* (*arawiz*) darstelle (so Noreen Urgerm. lautl. 92), sondern erlaubt herleitung aus einer grundform **arƀait-*. der umlaut ist die folge des übertritts in die analogie von *mǫrk, merkr.*

Ganz entsprechend wie bei *erfiði* müssen wir uns die vorgänge denken, die zu dem adj. *erfiðr* 'beschwerlich' und den partic. wie *doghit* geführt haben. auch hier hat der diphthong *ai* schon urnord. in gewissen casus in der ultima gestanden und ist dann zu *i* geworden. so im nom. sing. masc. (got. **dugaiþs*) und besonders ntr., soweit nämlich letztere form nominal gebildet wurde, und dies war höchst bemerkenswerterweise gerade im ostnord. verhältnismäfsig häufig der fall, zumal bei participien (Noreen II 344). wenn im westnord. die participia *dugat, unat* usw. lauten, so hängt das damit zusammen, dass hier der typus *blindata* den kürzeren typus *blind* so gut wie vollständig verdrängt hat; *dugat* beruht auf einer grundform **dugaiþata*, die urnord. noch dreisilbig war, als ursprüngliches **dugaiþam* längst auf zwei silben reduciert war. die wichtigkeit dieses unterschiedes erhellt daraus, dass die verben, um die es sich hier handelt, überwiegend intransitiva sind und das part. prät. fast ausschliefslich in neutraler form gebrauchen. anders ligt die sache natürlich bei *erfiðr*, wo auch mit dem einfluss des substantivums *erfiði* zu rechnen ist. aschwed. *doghit, livit* stehn analogisch für **doghiþ, *livit* nach *livat* udgl., man vergleiche *sagþ.*

In mehreren casus hätte lautgesetzlich synkope eintreten müssen, doch ist diese theoretische notwendigkeit wol sicher ohne praktische folgen geblieben, weil diese casus eben kaum vorkamen. höchstens das fem. (*sǫgð* für **sagð*) mag bei einigen verben eine rolle gespielt haben. i. a. beruht die synkope in den participien der *ai*-classe, wie oben hervorgehoben, auf dem muster des präteritums.

Breslau, 5. october 1906. G. NECKEL.

HANDGEMAL UND SCHWURBRUDERSCHAFT.

1 CAPITEL. DIE LITTERATUR.

Der mittelalterliche zeichner, der zu ende des 12 jh.s den prächtigen codex des grafen Siboto vFalkenstein mit illustrationen versah, malte neben dem capitel '*de cyrografo*' auf fol. 2a an den rand eine offene, flache hand, die nach dem texte hinweist. in dieser zeichnung finden wir den ersten, schüchternen versuch, das jahrhunderte hindurch viel umstrittene wort *hantgemahele* wenigstens nach seinem ersten bestandteil etymologisch zu erklären.

Im zweiten viertel des 14 jh.s tritt ein zweiter interpret auf, Johann vBuch, der glossator des Sachsenspiegels, der zu III 26 bemerkt: *hantmal dat is dat gerichte, dar he schepen tu is eder wesen scholde .... unde het darumme syn hantgemal, dat he eder syne olderen met der hant up dy hilgen tu deme rechte gesworen hebben unde dat sy des noch mal hebben, dat is warteiken, an deme stule, dar sy up hir mede schepen sin.* — ihm folgen die glossen zum Weichbildrecht (14 jh., ed. Zobel, 1589, bl. LXVb[a]) und zum niederländischen Sachsenspiegel (15 jh.) in wörtlicher übereinstimmung.

Als die deutschen gelehrten vom 16 jh. ab sich wider dem studium des Sachsenspiegels widmeten, suchten sie auch den begriff des handgemals festzulegen und etymologisch zu erklären, wobei sie meist auf die alte glosse zurückgriffen. Christoph Zobel, der herausgeber des Sachsenspiegels (1535 und 1537), übersetzte im glossar: *forum competens unius cuiusque*, und erklärte es von der schwörenden hand und vom mahl = gerichtsstand. seine auffassung teilten JGWachter (Glossar. German., 1737, s. v. *mahl*), ChrGHaltaus (Glossar. Germanic. medii aevi, 1758, s. v. *handgemal*) und Scherz-Oberlin (Glossar. Germanic. med. aevi, bd I, 1781, s. v. *handgemahl*). demgegenüber hatten Schilter-Scherz im Thesaurus ant. Teut. (bd III, glossar, 1728) das wort *mal* dem alten *mallus*, gerichtsplatz, gleichgesetzt und die hand als die gewaltige, mächtige, erklärt. sie übersetzten also: 'mallus jurisdictionis, de jure et sede scabinali'. ihnen folgte nur ChrUGrupen Deutsche altert. d. sächs. u. schwäb. land- u. lehnr., 1746, p. 91sqq.

Diese beiden etymologieen, die *-mal* entweder mit dem ahd. *mâl* 'zeichen' oder dem lat.-fränk. *mallus* 'gericht' zusammenbrachten, waren es bis in die mitte des 19 jh.s allein, die den

begriff des handgemals erklären sollten. indessen fügte Andreas Schmeller zu der bisher allein bekannten Sachsenspiegel-stelle im jahre 1828 (Bayerisches Wörterbuch II s. 560 f) noch zwei stellen aus den Monumenta Boica VII 434 (codex Falkensteinensis) und XIV 361 (Ribni), sowie aus dem damals noch ungedruckten Windberger psalter : *hantgemakele, testamentum*, und im jahre 1840 (Glossar zum Heliand) die drei stellen der altsächsischen bibeldichtung und eine glosse aus einem codex Emmeram. : *hantgemahele, mundiburdium.* im Glossar zum Heliand (s. 74 s. v. *mahal*) übernahm er Zobels alte übersetzung 'forum competens' aus dem Sachsenspiegel auch für den Heliand [1]. — 1849 u. folg. wurden durch Mafsmanns und Diemers gleichzeitige ausgaben der Kaiserchronik, 1849 durch Diemers ausgabe der Vorauer Genesis (in den Deutschen gedichten des 11 und 12 jh.s) neue zeugnisse für die weitere verbreitung des handgemals bekannt. JosDiemer aao. (anm. s. 10 zu z. 3) erklärte das *hantgemahele* der Genesis als handmahl, versprechen, vom got. *mêljan*, scribere, während Schmeller aao. das wort entschieden zum ahd. *mahal* 'concio, pactio' zog. nachdem endlich Chabert in den Denkschriften der Wiener akademie 1852, bd. 4, s. 4 noch das vorkommen des handgemals aus Kleimayrns Nachrichten der gegenden und stadt Juvavia (Salzburg 1784, dipl. anh. s. 145—146. 155—156. 175—176; ohne das wort selbst 194) nachgewiesen hatte, stellte im selben jahre 1852 der jurist GHomeyer in der classischen schrift 'Über die heimat nach altdeutschem recht, insbesondere über das hantgemal' (Berlin 1852; sonderdruck aus den Abhandlungen der Berliner akademie, phil.-hist. cl., s. 17—104) die bedeutung dieses interessanten rechtsinstitutes aus den verschiedenen quellen fest — ohne rücksicht auf die mannigfachen namensformen. zu den schon bekannten stellen fügte er noch s. 56 die beiden extravaganten der Lex Salica hinzu (zuerst gedruckt 1846, dann in Merkels Lex Salica 1850), sowie Parzival 6, 19. bekanntlich sieht er als ausgangspunct des handgemals ein handzeichen des freien besitzers an, das an dem grundeigen haftet (hausmarke) und seinem herrn die freiheit garantiert.

Homeyers darstellung des tatbestandes ist (aufser für den Sachsenspiegel) mit einigen modificationen bis auf den heutigen

[1] diese übersetzung bietet nach ihm OSchade Altdeutsches wörterbuch s. v. *handmahal*.

tag als endgültig angesehen worden; auch gegen seine sprachliche herleitung hat man von seiten der deutschen sprachwissenschaft fast keine einwendungen erhoben, obgleich schon im jahre 1856 Gustav Eschmann († 1906 als oberlehrer a. d. in Burgsteinfurt) in der 6 these hinter seiner Bonner dissertation[1] behauptete: 'quam Homeyerus statuerit vocis handgemal interpretationem cum forma saxonica handmahal aut mesotheotisca hantgemahele nequaquam convenire'. Eschmanns einwand blieb aber weiteren kreisen unbekannt, und nur gegen Homeyers theorie über das handgemal im Sachsenspiegel traten nach mehr als 30 jahren Zallinger, Wittich und Heck mit neuen hypothesen auf. inzwischen hatte GWaitz (Deutsche verf.-gesch. bd IV [1861] s. 282, 1) die stelle Juvavia 194 (partem unam pro libertate tuenda), die Chabert bereits angeführt, Homeyer aber übergangen hatte, von neuem ans licht gezogen, und JStrnadt (Peuerbach [1868] s. 43) noch aus einem urbar von 1608 ein *handtgemähl* nachgewiesen (angeführt bei Sigmund Adler Zur rechtsgesch. des adeligen grundbes. in Österreich [Leipzig 1902] s. 12 fuſsn. 2). 1870 meinte Waitz in den Urkunden zur deutschen verfassungsgeschichte (s. 39—45, später in der Verf.-gesch. V, 2 aufl. [1893] s. 509—515) das handgemal in einer reihe von deutschen urkundlichen quellen widerzufinden, wo aber meist nur von freiem stammgut die rede ist; mit sicherheit wenigstens kann keine der dort angeführten stellen auf das handgemal bezogen werden. zu dem *anthmallus* der Lex Salica brachte eine neue erklärung 1871 RudSohm Altdeutsche reichs- und gerichts-verfassung I 316 ff. auch Zöpfl in der recension von Homeyers Haus- und hofmarken (Berlin 1870), in den Heidelberger jahrbüchern 64, 161 ff (jahrg. 1871), lieferte zum *anthmallus* (s. 179 ff) wie zum Sachsenspiegel (s. 175 ff) mehrfache anregungen; nach Waitz (Verf.-gesch. IV) machte er s. 174 von neuem auf das handgemal des Luidolf (Juvavia s. 194) aufmerksam (auch Quitzmann Oberbayer. archiv 32 bd 1873, s. 118 und Stobbe Zs. f. deutsche rgesch. 15, 329). 1880 folgte die authentische ausgabe des codex Falkenstein. durch Hans Petz (Drei bayr. traditionsbücher aus dem 12 jh., München, I), die endlich die la. *hantgemalehe* feststellte; die Mon. Boica hatten *hantgemalchen* gelesen, was schon Schmeller (aao.) in *hantgemahele* hatte bessern wollen. ein neues handgemal wollte 1885 AHeusler

[1] Ad linguae Germanicae historiam symbolae.

Institutionen des deutschen privatrechts I 232 n. 17 in dem gemeinsamen besitz des Scheyrischen geschlechtes erblicken, der burg Scheyern, die 1119 dem Benedictinerorden als kloster eingeräumt wurde. HGGengler Beiträge zur rechtsgeschichte Bayerns, 1 heft (Erl. u. Lpz. 1889) s. 135ff nahm diese vermutung auf und suchte die hypothese weiter auszubauen. neuere forscher sind dann auf dies interessante capitel anscheinend nicht zurückgekommen. dagegen wies ALuschin vEbengreuth Österreichische reichsgeschichte (Bamberg 1896) s. 79, 30, zum letzten male auf das handgemal des Luidolf hin, und 1899 machte Ernst Mayer Deutsche und franz. verfassungsgesch. vom 9 bis zum 14 jh., bd 1 s. 47, 139 aus einem oberbairischen urbar um 1280 (Mon. boica XXXVI 1, s. 135ff) ein *hantgemæhil* in Argoltzingen namhaft.

Besonders durch OvZallinger Die schöffenbarfreien des Sachsenspiegels (Innsbruck 1887) und PhHeck Der Sachsenspiegel und die stände der freien (Halle 1905; über das handgemal s. 500—515) wurde die frage nach dem stande der schöffenbarfreien und der bedeutung des handgemals im Sachsenspiegel wider in fluss gebracht, bis durch die beiden publicationen von WWittich und PhHeck in Belows Vierteljahrschr. für social- und wirtschaftsgeschichte[1] ein vorläufiger stillstand eingetreten ist, da beide entgegengesetzte theorieen vertreten: Wittich setzt an stelle von Homeyers ständischem geschlechtsgut das ständische einzelgut, Heck das historische stammgut. durch diese discussion angeregt, erschien dann ende 1906 in dem Archiv für culturgeschichte bd 4, s. 393—402 die abhandlung von Aloys Meister Zur deutung des hantgemal, die, freilich unvollständig, ähnlich wie Homeyer das inzwischen erweiterte material zusammenstellt und *handmahal* und *hantgemâl* wider vom ahd. *mâl* 'zeichen' trennt.

2 CAPITEL. DAS SPRACHLICHE.

Übersicht über die sprachlichen formen für handgemal[2].

A. *anthmallus*.

I. Zwei extravaganten zur Lex Salica (Karl. rechtsbuch C) im codex 33 des domcapitels von Ivrea. — 9 jh. (Amedeo Peyron in Memorie della R. accademia

[1] bd 4, s. 1—127: Wittich Altfreiheit und dienstbarkeit des uradels in Niedersachsen (auch als buch erschienen); ebda s. 356—364: PhHeck Die neue hantgemaltheorie Wittichs. [2] * fehlt bei Homeyer, † bei Meister.

delle scienze di Torino, 1846, p. 129ff. JohMerkel Lex Salica, 1850, s. 99ff. JFrBehrend, Lex Salica, 2 aufl. von RBehrend, 1897, s. 165ff).

B. *handmahal*, — *gemâl* (mndd.); — *gimahili*, — *gemähel(e)*.

α. Niederdeutsch.

II. Heliand v. 346 Mon. Cott. 360 Mon. 4127 Mon. Cott.: *handmahal*. — 9 jh.

III. Sachsenspiegel I 51 § 4. III 26 § 2 (und glosse); 29 § 1 (u. gl.) : *hantgemal*, Gl. auch *hantmal*. — 13 jh. darnach:

†III a. Spiegel deutscher leute 1, 243 (ed. Ficker s. 129) = Ssp. III 29 § 1 : *hant gemal*. — mitte des 13 jh.s.

†III b. Distinctionen IV 23 dist. 16 (ed. Ortloff s. 231) = Ssp. I 51 § 4: *hantgemal*. — 14 jh.

†III c. Weichbild art. 33 (ed. Zobel bl. LXVa[2]) = Ssp. III 29 § 1 (und glosse) : *handmal*. — 14 jh.

†III d. Niederl. Sassenspiegel I 89, 159 (und glosse) = Ssp. III 26 § 2; I 89, 160 = Ssp. III 29 § 1 : *hantghemael*. — 15 jh.

β. Hochdeutsch.

IV. Juvavia 155: *hantkirnahili* (l. *hantkimahili*). — Gaganhard, 925.

V. Juvavia 175: *hantkimahili*. — Odalhard, 935.

weiterhin mit bewahrung des *a*:

VI. Mon. Boica VII 434; Cod. Falkenstein. fol. 2a (ed. Petz s. 3) : *hantgemalehe* (l. *hantgemahele*). — 1180 bezw. 1193.

VII. Diemer Deutsche gedichte des 11 und 12 jh.s, s. 15, 3: *hantgemahele*. — Vorauer Genesis, hs. um 1163—1185.

†VIII. Windberger psalter (ed. Graff) 24, 17 : *hantgemahele*. — 1187.

†IX. Münchener hs. des Parzival (ed. Lachmann 6, 19) : *hantgemahele*.

†X. Schwabenspiegel ed. Wackernagel 402, 5 = Ssp. I 51 § 4 : *hantgemahel*. — um 1273—1282.

mit *ä* (*e*):

†XI. Ahd. glossen IV 342, 1—2 : *hantgemehele*. — Cod. Emmeram. (München, Clm. 14 628), 12 jh.

*XII. Mon. Boica XXXVI 1, 235 : *hantgemaehil.* — scherge von Schneitsee 1280 (Oberbair. urbar).

†XIII. Münchener hs. (2) der Kaiserchronik (ed. EdwSchröder v. 7142): *hant gemâhel.* — aus SNicola bei Passau, 14 jh.

†XIV. eine hs. des Parzival (s. oben IX) : *hantgemæhel.*

*†XV. JulStrnadt[1] Peuerbach. ein rechtshist. versuch (Linz 1868) s. 43 n. 2 : *handtgemähl.* — Peuerbacher urbar von 1598—1608.

C. *-gimāli, -gemæle, -gemælde.*

XVI. Mon. Boica XIV 361; Juvavia 145 : *hantgimali.* — Rihni, 927.

XVII. Kaiserchronik (ed. Schröder v. 7142) : *hantgemæle.* — nach der Vorauer hs. (vgl. VII); gedichtet bald nach 1147.

XVIII. Parzival ed. Lachmann 6, 19 : *hantgemælde* (SGaller hs. : *-gemelde*). — um 1204.

†XIX Wolfenbütteler hs. der Kaiserchronik (oben XIII und XVII) : *hant gemeld.* — 14 jh.

Wenn wir von dem ersten componenten des wortes *handgemal* (auch *anth-* in nr I ist nur die romanische schreibweise für *hanth-*) absehen, so tritt uns der zweite bestandteil schon in alter zeit in drei verschiedenen lautformen entgegen : *-mallus* (nr I), *-mahal*, *-mahili* (II—XV) und *-māli* (XVI—XIX). das fränk.-latein. *mallus* ist schon früh als lautverwant mit dem got. *maþl*, ahd. *mahal* erkannt worden, und seit JGrimm galt die entwicklungsreihe *maþl* > *māl* (wie altnord. *māl* und *mǭl*, und lat. *mallus*) > *mahal.* — das *ll* in *mallus* erklärte zuerst richtig ESievers Idg. forschungen 4, 335—340 als aus *dl* entstanden; er setzte als grundform ein german. **madlám* neben dem herschenden **máþlam* an. auch das verhältnis des ahd. *mahal* (anord. *māl*, aengl. *mæðel*) zum got. *maþl* stellte Sievers Beitr. 5, 531—535 fest. german. *þl* wird darnach im inlaut zu *χl* (*hl*), das in den nordgerman. sprachen weiter in stimmloses *l* übergeht unter dehnung des voraufgehnden vocales (anord. *nǭl* 'nadel' aus **nēþlō*; *mǽla* 'sprechen' zu got. *maþljan*); im ahd. und alts. entwickelt sich wenigstens teilweise ein *hl* (ahd. alts. *mahal*). das altengl. erhält das *þl* durchgehends (*mæðel, nǽdl* usw.).

[1] Strnadt bezieht das *handtgemähl* auf das asylrecht (pro libertate tuenda, Juvavia s. 194).

das altniederfränk. (*nálda* 'nadel' aus **nahalda*) und altfries. (*nélda*) kennen anscheinend nur *hl*, doch tritt im mnl. auch ein *madelare* = 'zaakwaarnemer' (Mnl. wörterb. IV 945) auf, wie ahd. *Madal-* in eigennamen (Förstemann I 920 ff). neben *mahal* ist ahd. *nâlda* (Tatian 106, 4), mndd. *nâlde* (Sachsensp. I 24, 3; Kilian und Dieffenb.) der einzige beleg für den deutschen lautwandel *þl* > *hl*[1], sonst erscheint immer *-thal* und *-dal*, ahd. *wedil* 'schweif' (anord. *véle*), alts. *tanstuthlia* 'zahnreihe' (anord. *stál* 'parenthet. satz in einer halbstrophe'), *bodlôs* n. pl. häuser (anord. *ból*).

Diese lautgesetze stellen die identität des fränk.-latein. *anthmallus* und des altsächs. *handmahal* aufser jeden zweifel. die ahd. form *-gimahili* (german. *-*ʒamaþlįam*) weist als svarabhaktivocal ein *i* auf gegenüber dem *a* in *mahal* (aus **mahl*), beeinflusst durch das *i* der endsilbe; vom 12 jh. ab dringt auch hier der (secundäre) *i*-umlaut durch, der bislang durch das unmittelbar voraufgehnde *h* verhindert worden war. secundärer *i*-umlaut wird meist *ä* geschrieben (XII—XV), seltener *e* (XI), daneben bleibt auch das alte *a* unverändert erhalten (VI—X). — das *hantgemâl* des Sachsenspiegels (III) und der von ihm abgeleiteten darstellungen ist die lautgesetzliche fortsetzung des altsächs. *handmahal*; schon in altsächs. denkmälern schwindet intervocal. *h* unter dehnung des voraufgehnden vocals, zb. *slâ* 'schlag' (Eltener glossen), *mâl* 'iusticia ac census' (Heliand: *mahal*; urkunde Ottos I von 959 in MGDipll. I 205).

Eine eingehndere besprechung erheischt ahd. *hantgimâli* (Juvavia 145), mhd. *hantgemæle*. da ein ahd. *-aha-* (mhd. *-ahe-*) auf bajuvarischem boden erst im ausgange des mittelalters zu *â* contrahiert wird, legte diese abweichende form die verwantschaft mit ahd. *mâl* sehr nahe. in der recension von Sievers Tatian, 2 aufl. (Anz. XIX [1893] 235—244) wies nun RKögel, an das tatianische *sinu* (aus *sih-nu*) anknüpfend, aao. s. 244 zuerst nach, dass german. *h* vor *l, r, n, w* auch im inlaute, selbst in der compositionsfuge schwinde. neben ahd. *fihala* steht *fîla* 'feile', neben *uuthrouch* (anal. nach *uuth*) *uutrouch*,

[1] nnl. *naald*, groning. *nal*, *nalle* (aus *nālde*), drenth. *naold* (Molema Groning. wb. 275), nordemsländ. und bentheim. *näle* beweisen, dass das niederländische als der ausgangspunct für diese wortform anzusehen ist.

neben *lthlauui* 'cicatrix' *ltlewi* (Ahd. gloss. IV 258, 3 aus dem 12 jh.); selbst *h* aus *ch* (germ. *k*) schwindet öfters, zb. *chiruuarta* 'ecclesiarum provisores' (Ahd. gloss. II 342, 9). auch an unserer stelle findet sich ein beleg für dies lautgesetz: neben *Rihni* (i. e. *Rich-ni*) wird auch *Rhini* (Juv. 145) geschrieben. demnach stellt ein ahd. *-gimdli* aus *-gimahli* die natürliche fortsetzung des german. **-ʒamaþliam* dar, während ein *-gimahili* nur durch analogische entwicklung eines svarabhaktivokals (der in *mahal* lautgesetzlich eintrat) sein *h* intact erhielt. ahd. *-gimdli* muste zu mhd. *-gemæle* werden, wie ein vorauszusetzendes *-gimdlidi* mit angehängtem *-iþi*-suffix die vorstufe des Wolframschen *-gemælde* bildet.

Was ist nun die ursprüngliche bedeutung von **-ʒamaþliam*? — got. *maþl* n. (Marc. 7, 4) übersetzt das griech. ἀγορά (lat. *forum*, Tatian 84, 4 *strdza*), 'kaufmarkt'. — ahd. *mahal* ist in den glossen *contio*[1] (9 jh. Ahd. glossen II 260, 12; 11 jh. Tegernseer codex, aao. I 368, 29); *pactum* (8 jh. Keron. glossen, I 256, 19; 9—10 jh. Reichenauer hs., II 349, 1); *pactio* (I 225, 16); *foedus* (*nuptiarum*, II 147, 30) und *forum* (niederd. 10 jh., Oxforder Vergilglossen, II 717, 58). auch der SPetrier codex (Glosse zur lex Ripuaria tit. 36 § 11, Ahd. gl. II 354, 7) meint wol den gesamten kaufvertrag, wenn er die worte: '*spatham*[2] *cum scogilo pro* 7. *solid. tribuat. spatham absque scogilo pro tribus solidis tribuat*' — mit *mahal* glossiert. — im Heliand v. 1312 (Mon.), 2891 (Mon.), 3834 und 4710 (Cott.) kann *mahal* überall versammlung (*concio*, *samenunga*, Gloss. I 473, 22. IV 272, 14) bedeuten, obgleich Brunner Rechtsgesch. I 144 in v. 1312 gerichtstätte, Rückert in v. 2891 gericht übersetzt. diese bedeutung hat das wort sicherlich im Muspilli v. 31. 63 und im lied vom hl. Georg (*Georio fuor ze malo*). an letzterer stelle findet sich wider ein beleg für das Kögelsche gesetz: **mahl* > *mahal*, **mahlô* (instrum.) > *mdlu*(*o*). wenn Muspilli v. 61 *ze demo mahale* lautet, so ist dies eben eine analog. neuschöpfung nach dem nominativ. — in den Edden ist *mál* in der bedeutung 'gericht' nirgendwo überliefert; sprache, rede, wort,

[1] auch *mallus* wird als übersetzung von *concio* gegeben. MGScr rer. Meroving. IV 165, 1 ff.

[2] *spata swert*. Gloss. III 258, 2. 289, 12. 309, 12. 623, 8 u. ö. 668, 26. zu *scogilum* (scheide) vergl. alts. *skôh* 'schuh'.

beratung, spruch in gebundener rede, vortrag sind die gewöhnlichen übersetzungen. der plur. *mǫl* ist gedicht, lied.

Denselben bedeutungsinhalt zeigt das zugehörige verbum got. *maþljan* (Joh. 14, 30 λαλεῖν, loqui; Tatian 167, 7 *sprehhan*); *maþleins* (Joh. 8, 43) ist λαλία (loquela; Tat. 131, 18 *sprâhha*); *fauramaþleis* = ἄρχων u. ä. (Matth. 9, 34; Luc. 8, 41 u. a.). neben altnord. *mǽla* 'sprechen' steht alts. *mahlian*, *gimahlien* 'dicere, loqui, confiteri' (Heliand v. 139. 165. 914 u. ö. = Luc. 1, 18. 20. Joh. 1, 20; dixit, *gimâlda*, Cott. v. 3993, Joh. 10, 16). im Hildebrandsliede: *Hiltibrant gimahalta*; in den glossen *pactos gimahlida* (II 718, 37; vgl. II 16, 34; 407, 5. 467, 27); bei Notker *mâlôn* 'arguere' (Ps. 49, 8 im Cod. Sangall.; der Cod. Vindob. hat an dieser stelle *frâgên*).

Das übereinstimmende zeugnis des got., anord., ahd. und alts. beweist, dass wir in dem german. **maþlam* eine, etwa rhythmisch gegliederte und mit starkem accente vorgetragene rede zu sehen haben, wie sie der thinggenosse bei der volksversammlung zu halten pflegte. in den Edden ist aus der poetischen seite dieser ursprünglichen bedeutung das *mál* 'vers, strophe' und die *mǫl* 'gedicht, lied' erwachsen, im ahd. und alts. die volksversammlung, das volksgericht[1] überhaupt, daneben auch (wie im got.) wegen des innigen zusammenhanges von volksversammlung und markt der kaufmarkt, forum. — Leo Meyer Die got. sprache § 344, s. 402 verglich zuerst das aind. *mantram* 'zauberspruch', *mantrayati* 'berät, spricht' (awest. *mąθra* 'wort, heiliges wort'), das sich mit dem german. **maþlam* in der gemeinsamen bedeutung 'rhythmisch gebaute, pathetische rede' zusammenfindet. die lautliche form (aind. *mantram* geht etwa auf **montlom*, got. *maþl* auf **motlom* zurück) macht dagegen schwierigkeiten, die man zt. aus dem wege schafft, wenn man aind. *mantram* von *manas* (griech. μένος) trennt und statt dessen zur wurzel *mē̆* 'messen' stellt[2]. —

[1] *mahal* ist über die ahd. zeit hinaus nicht mehr gangbar in der deutschen sprache, an seine stelle tritt das ding (got. *þeihs* = χρόνος, καιρός, urverwant mit latein. *tempus*; langobard. *thinx*), das, wie *mahal* die rede auf der versammlung, ursprünglich nur den zeitpunct des gerichtes bezeichnete. — *mallum dinc* Ahd. gloss. III 124, 41. 209, 50.

[2] lat. *mo-dius*, griech. μέ-τρον, μέ-διμνος, got. *mi-tan*; latein. *me-tiri*; griech. μήν, got. *mēna*, lat. *mēnsis*; got. *mēls* zeigen ebenso mannigfache suffixe wie aind. *ma-ntram*, got. *ma-þl*.

Um das resultat kurz zusammenzufassen, so ist germ. *-*zamaþlįam*, ahd. *gimahili*, *gimdli* der inhalt einer rede, eines vertrages, der etwa auf einer volksversammlung (*mahal*) geschlossen wurde; bei dieser deutung bleibt kein zweifel, dass der erste component des handgemals (wie schon der glossator des Sachsenspiegels will) hier nur die schwörende hand bezeichnen kann, die als wichtigstes glied des menschlichen körpers symbolisch den vertrag bekräftigt und seine erfüllung garantiert. noch der Windberger psalter (1187; oben nr VIII) fasst das handgemal in diesem sinne (*testamentum* = bundesvertrag; Notker ps. 82, 6: *ioh iegelich kezumft ioh einunga heizzet testamentum. Also iacob unde laban testamentum* (*des einunga*) *taten, daz sie ioh lebinde uueren solton*); und der codex Falkenstein. (1180; oben nr VI) spricht klar und deutlich von dem cyrographum (in glossen: *hantfesti*, *hantgiscrip*), *quod teutonica lingua hantgemahele vocatur*, also einem schriftlich niedergelegten bundesvertrag über den gemeinsamen besitz (*nobilis viri mansus*). im einzelnen vgl. die betr. abschnitte im dritten capitel.

3 CAPITEL. DAS SACHLICHE.

Das handgemal — um die mannigfachen gestalten des namens in dieser durch den Sachsenspiegel berühmt gewordenen form zusammenzufassen — tritt vom 9 bis zum 13 jh. in drei verschiedenen landschaften auf: in Oberitalien, Baiern südlich der Donau und Sachsen, speciell Ostfalen. festere wurzeln hat es nur in Oberbaiern und Salzburg geschlagen, denn das sächsische handgemal ist nur dadurch in den vordergrund des historischen interesses getreten, dass Eike vRepgow diesem institut einen bevorzugten platz in seinem Sachsenspiegel gönnte. im allgemeinen sind die forscher bei der erklärung des handgemals vom Sachsenspiegel ausgegangen und haben die übrigen stellen, an denen es erwähnt wird, nur secundär herangezogen; erst Meister (aao.) strebt eine individuelle und landschaftliche sonderung an, geht aber dabei noch immer zu wenig radical vor. der untersuchung der einzelnen stellen seien hier zum besseren vergleiche die definitionen des handgemals von Homeyer, Gengler, vAmira, Adler, Heck und Wittich vorangestellt.

Homeyer (s. 43 f) definiert es als: 'das freie, mit einem etwa wehrhaften wohnsitze versehene grundstück eines vollfreien, welches als haupt- und stammgut des geschlechtes ungeteilt auf

den ältesten der schwertseite sich vererbt.' — Gengler (aao I 176; aus d. j. 1889): 'das durch anbringung der geschlechtsmarke gekennzeichnete sondergrundstück, woran für eine familie das allen sippegenossen, auch den weiblichen, jederzeit zu gute kommende zeugnis ihres freienstandes haftete, und welches darum unveräufserlich, unteilbar und nur im mannsstamme vererblich erschien, so dass in dasselbe lediglich eine individual-erbfolge mit vorzug des ältesten von der schwertseite platz greifen konnte.' — vAmira (Pauls Grundriss 2 aufl., III s. 172) : 'unteilbarkeit und vererbung des stammgutes auf den ältesten schwertmagen zeichneten .... diejenige erscheinungsform des erbgutes aus, die .... als *hantgemahele* .... vollfreier und in der regel ritterbürtiger leute auftritt.' — Adler (aao. s. 8; a. d. j. 1902) : 'handgemal, als das von jeder abhängigkeit freie, insbesondere auch steuerfreie, oft mit dem wohnsitze des herrn verbundene dominicalland eines vollfreien, das vielleicht schon in dieser epoche das wesen eines stammgutes annimmt.' — Heck (Der Sachsenspiegel s. 504): 'heimat im geschichtlichen sinne, ort der herkunft.' — Wittich (aao. s. 42. 49) : 'ein minimales bauerngütchen im besitz jedes geschlechtsgenossen .... die rechtswürkung bestand vor allem in dem nachweis der schöffenbarkeit, der durch ihren rechtmäfsigen besitz geführt wurde, und ferner darin, dass sie für ihren inhaber eine heimat im rechtssinn begründete.' — in ähnlichem sinne — meist nach Homeyers definition — wird das handgemal aufgefasst bei FWalter Deutsche rechtsgesch. (Bonn 1853, § 417, s. 477f), HZöpfl Deutsche rechtsgesch. (3 aufl., Stuttg. 1858, s. 320ff), AQuitzmann Die älteste reichsverfassung der Baiwaren (München 1866, s. 40), HSchulze Das erb- und familienrecht der deutschen dynastieen des mittelalters (Halle 1871, s. 24—27. 56), HPetz (aao. s. XXVI), AHeusler Institutionen des deutschen privatrechts (Leipz. 1885, I 166ff), HSiegel Deutsche rechtsgesch. (2 aufl., Leipz. 1894, s. 12. 57. 424 n. 5. 432 n. 38. 625 n. 9), ELagenpusch Das germanische recht im Heliand (Breslau 1894, s. 29—32) und wider AHeusler Deutsche verfassungsgeschichte (Lpz. 1905, s. 165).

I Das handgemal bei den Langobarden.

In zwei extravaganten zum texte C (Karlisch. rechtsb.) der Lex Salica, die Amedeo Peyron im codex 33 des domcapitels zu

Ivrea, einem alten langobardischen herzogssitze, entdeckte, wird das handgemal unter dem namen *anthmallus* erwähnt (Merkel s. 99ff; Behrend², s. 165ff). der schreiber der extravaganten, die aus dem 9 jh. stammen, fühlt sich als Italiener den Franken gegenüber (extr. v : *ita tenent Franci. nos tamen in Italia propter Hludouuici et Lotharii capitulare* ....), wie schon der fundort für oberitalischen, dh. langobardischen ursprung spricht. die zweite extravagante ist klar : wenn jemand einen andern als seinen sclaven anspricht, so hat der beklagte, falls er ausländer ist, *in suo anthmallo* seine freie geburt nachzuweisen. *Si quis quemlibet mallaverit ad servitium ... qui in alia regione fuit natus aut longe infra patria, et ille dicit quod ipsius servus non sit et suam libertatem in suo anthmallo proportare possit, tunc comes faciat illum dare uuadium ad suam libertatem proportandam.* wenn nun der beklagte keinen eideshelfer stellen kann, so hat ihn der graf unter bewachung des klägers *in anthmallo suo* zu führen, dass er dort seine freiheit nachweise. dann folgen genaue angaben über die wahl der eideshelfer.

Der text der ersten extravagante ist verderbt. es heifst dort: *Si quis aliquem ad servitium mallaverit, et ille uuadium dederit, et fideiussorem posuerit, ut*[1] *anthmallo legitimos in patria de qua est testes sue libertatis dare debeat, faciat tunc comes, in cujus [praesentia mallatio facta est, duas epistolas uno] tenore, et unam habeat ille qui mallat, alteram similem ille qui mallatur.* es folgen bestimmungen über das erscheinen des klägers *ad constitutum.* RSohm (Altdeutsche reichs- und ger.-verf. I 316, note 77) list *anthmallo legitimo*, dh. also : wenn jemand einen anderen als seinen sclaven anspricht, und der beklagte stellt einen eideshelfer, dass er *anthmallo legitimo*, in seiner heimat, zeugen für seine freiheit aufweisen könne, dann hat der graf zwei urkunden anfertigen zu lassen, gleichen wortlautes, eine soll der kläger, eine gleichlautende der beklagte erhalten.

Homeyer erklärte den *anthmallus* als die durch das stammgut bestimmte heimat (ebenso Zöpfl Heidelb. jbb. 64, 179—180);

[1] nach Peyron (von dem auch die in eck. kl. gesetzte ergänzung stammt). — Merkel las : *aut*, was Homeyer (s. 56, note 93) wider in *ut* verbesserte, und interpretierte : *ut legitimos* [*in*] *anthmallo* [*i. e.*] *in patria de qua est, testes* .... Zöpfl will lesen (Heidelbger jahrb. 64, 179f.): *ut in patria, de qua est, aut anthmallo* .....

RSohm (aao. s. 318 ff) trennte den *anthmallus* vom handgemal und zog es zu *mallus*, also 'echte dingstätte = legitimus sui sacramenti locus.' Geffcken Lex Salica, erläut. 285 fasste es ebenfalls als gericht auf (auch Meister aao. s. 398 und note 1)[1], da *anthmallo in patria*, wenn *anthmallus* auch heimat wäre, die unsinnige bedeutung hätte: in der heimat in der heimat. diese bemerkung ist aber nicht ganz unanfechtbar, da *patria* (wie Sohm aao. 316 ff nachweist) hier wie an andern stellen, so im capitulare Ludwigs des frommen (*in aliena patria*), einfach land bedeutet, also *longe infra patria* 'fern im lande', *in patria de qua est* 'im lande, aus dem er stammt'.

Aus dem vereinzelten auftreten des anthmallus in dieser spätlangob. quelle, wo überdies noch der name selbst eine fränkische form trägt (dem fränk. *mallus* entspricht ein langob. *mahal*), kann für die bedeutung des wortes mit sicherheit nichts geschlossen werden. die allgemein angenommene erklärung 'gerichtsstätte' basiert nur auf der secundären bedeutung des fränk. *mallus* und der Zobel-Schmellerschen übersetzung 'forum competens' (für Sachsenspiegel und Heliand). der *anthmallus* (*suus a., a. legitimus*), wo der beklagte seine freie geburt nachweisen soll, kann jedesfalls nicht das heimatland sein, da er in *patria de qua est* ligt, also geringeren umfanges ist. die freie geburt eines mannes war aber an den freien landbesitz des vaters geknüpft, kann also in unserm falle nur auf dem väterlichen erbgute nachgewiesen werden. wie bei dem altsächs. *handmahal* und den bairischen handgemalstellen gezeigt werden wird, hat dort das handgemal einen weitern inhalt als das *uodal* 'erb- oder stammgut'; ob dies auch hier zutrifft, ist unklar, möglich ist, dass diese ältere bedeutung für die vorliegende späte zeit der langobardischen rechtsverhältnisse schon zu der eines einfachen stammgutes abgeblasst ist. weiter aber — bis zur gerichtsstätte, die für den beklagten zuständig ist — darf aus den extravaganten nichts geschlossen werden.

Ein indirectes zeugnis für die existenz eines langobardischen handgemals aus dem 7 jh. wird erst bei gelegenheit der bairischen stellen aufgezeigt werden, da sich zwischen ihm und dem anthmallus des 9 jh.s keine brücke schlagen lässt.

[1] Meister schreibt Sohm fälschlich die übersetzung 'stammgut' zu, während dieser nur sagt: wenn *anthmallus* = handgemal wäre, könnte es nur 'stammgut' bedeuten.

n) Das handgemal bei den Sachsen (Thüringern).

Hier kommen vor allem die beiden stellen Heliand v. 346 und 360 (Mon.) in betracht, aus denen mit sicherheit auf einen grundbesitz geschlossen werden kann, wenn auch in der landläufigen interpretation der umfang desselben falsch bestimmt wird[1].

Hel. v. 345 ff:

Hiet man that alla thea elilendiun man iro ôdil sôhtin,
helidos iro handmahal angegen iro hêrron bodon,
quâmi te them cnuosla gihue, thanan he cunneas was,
giboran fon them burgiun.

Hel. v. 358 ff:

(Joseph) sôhta im thô thiu wânamon hêm,
thea burg an Bethleem, thar iro beidero was
thes helides handmahal endi ôc thera hêlagun thiornun,
Mariun thera gôdun.

Joseph und Maria gehören uns nach altdeutschem begriffe nicht nur zu den freien (gemeinfreien), sondern auch zu den edlen (nobiles), wie aus der mittelalterlichen literatur genugsam bezeugt ist; vgl. Otfrid I 11. 19 ff. an der stelle, die unserer nach dem inhalte entspricht:

[illegible]

[illegible]

hausgenossenschaft (got. *heiwa-* 'haus'), die schar der nächsten blutsverwanten — ähnlich, nur in umgekehrter reihenfolge, Hel. v. 347:

qudmi te them cnôsla gihuê, thanan he cunneas was.

denn *cunni*[1] ist die sippe, der weitere stamm, *knôsal* die engere familie (Lagenpusch Das german. recht im Heliand [Breslau 1894] s. 22 f). dem entsprechend stehn sich auch die parallelen *ôđil* (v. 345) und *handmahal* (346), wie *cnôsal* und *cunni*, als engerer und weiterer erbbesitz einander gegenüber. *ôđil*, altengl. *édel*, afries. *ēthel*, ahd. *uodal*, ist das erb- oder stammgut, über dessen besitz der eigentümer nur beschränkt verfügen konnte, auf das dem mannesstamme der familie die vorhand eingeräumt war. wenn also das *handmahal* einen weitern verwantschaftskreis angeht, so kann es nur der stamm- und erbbesitz mehrerer familien (bzw. einer sippe) sein, die zum stande der edeln zählten. Joseph und Maria, deren gemeinsames *handmahal* (*iro beiđero was . . . handmahal*) in Bethlehem gelegen war, gehörten in der tat wol zu éiner sippe, aber sie waren doch nicht aus éiner hausgemeinschaft, familie, entsprossen.

Die dritte Heliandstelle (v. 4127), deren text in den beiden handschriften verschieden überliefert ist, weist wenigstens in einer hinsicht einen klaren sinn auf; dort wird das *handgemal* des gesamten judenvolkes in Jerusalem localisiert, was zu der aus v. 346 und 360 erschlossenen bedeutung eines sippengutes (bezw. mehreren familien eigenen besitzes) aufs trefflichste stimmt.

v. 4125 ff: *sôhtun im liudi ôđra*
an Hierusalem, thar Judeono was,
heri endi handmahal[2] *endi hôbidstedi,*
grôt gumskepi grimmaro thioda.

Weder die bedeutung noch die quantität noch der casus des *heri* stehn unumstöfslich sicher fest. Grein zog es als genitiv sing. appositionell zu *Judeono* (Germ. 11, 214), er list *heri handmahal*; Piper folgt ihm in der construction, list aber *hêri* und nimmt dies als genitiv der mehrzahl. da aber in diesem falle der artikel nicht fehlen dürfte (Sievers), so muss *heri* als nominat. sing. angesehen werden. ob das *e* in *heri* lang oder kurz ist,

[1] *genus chunni*; Glossen III 68, 48. 177, 39.

[2] conj. von Heyne; Mon. *hereo endi handmahal*, Cott. *heri huand mahal*. Heyne folgen Rückert und Sievers (vgl. auch Zs. 19, 68). Piper list: *hêri handmahal*, Behaghel: *heri handmahal*.

ist ebenfalls nicht sicher, metrisch ist beides zulässig (FKauffmann Zur rhythmik des Heliand Beitr. 12, 283—355; besonders s. 340). *heri* m. würde menge, umstand bedeuten (Lagenpusch aao. s. 49 ff. 53 ff), *hêri* f. maiestas, magnitudo, magistratus[1] (Ahd. glossen II 388, 41. 439, 17. 491, 26. 507, 28. 541, 70. 588, 51. 611, 54), und dies ist Heliand v. 1898 Mon. *for thea heri* (= Lucas 12, 11 : *ad magistratus*). 3526 *te theru heri* (= Marc. 10, 33 : *principibus sacerdotum*), 5413 Cott. *thiu heri* (Matth. 27, 20 : *princeps . . sacerdotum*), und 5876 *thero heri* (Matth. 28, 11 : *principibus sacerdotum*) mit sicherheit einzusetzen. *hôbidstedi*[1] bezeichnet nach Sievers die residenzstadt (in glossen *toparchas houbitstetti*), eher wol, wenn man *heri* als volksmenge auffasst, die hauptstätte, dh. die stätte, wo die hauptmasse der Juden safs, denn in Jerusalem konnte doch nicht die residenzstadt sein (*thar . . . was . . . heri endi handmahal endi hôbidstedi*). aus diesen erwägungen heraus ist zu übersetzen: 'in Jerusalem, wo der Juden volksmenge, stammesbesitz und hauptstätte war, und eine grofse schar böswilligen volkes', eine übersetzung, die weder grammatisch noch inhaltlich anstöfsig ist.

Für das Ostfalen des 9 jhs, wo höchstwahrscheinlich der Heliand entstand, [illegible]

[illegible]

man als besitzer oder anteilhaber des handgemals erscheint. dann auch tritt hier die beziehung des handgemals zum zuständigen gerichte — ähnlich wie in der langobardischen extravagante — stark hervor, wie sie im Heliand noch völlig latent ist. ob nun im einzelnen die auffassung Hecks oder Wittichs die zutreffende ist, kann dahingestellt bleiben. sicher ist, dass das handgemal des Sachsenspiegels — weil später als der Heliand — eine weitere entwicklung desselben darstellt; wie weit diese im 13 jh. bereits gegangen ist, ob noch geschlechtsgut nach Homeyer (legitimationsdeutung), oder bereits einzelgut nach Wittich (vindicationsdeutung) oder einfach heimat nach Heck (hist. deutung), kann nur durch die eingehnde erforschung der damaligen rechtsverhältnisse und die fruchtbare discussion der fachgelehrten entschieden werden. da jede der drei genannten auffassungen nur verschiedene stufen einer gradlinigen entwicklung darstellt, und alle aus der von mir für den Heliand ermittelten bedeutung abgeleitet werden können, so ist hier eine weitere untersuchung überflüssig. — dem niederdeutschen glossator, der, durch den gleichklang der worte *mâl* 'zeichen' und *mâl* 'gericht' geteuscht, eine dementsprechende etymologie (vom schöffenabzeichen) gibt, war das handgemal offenbar nicht mehr etwas lebendiges, sondern schon im absterben begriffen.

Die rechtsbücher, die in den fufsstapfen des spieglers wandeln und das wort *hantgemâl* von ihm übernommen haben, scheinen den begriff meist nicht mehr zu kennen (Rechtsbuch nach distinctionen IV 23 dist. 16, ed. FOrtloff s. 231 ff; Magdeburg. weichbild ed. ChrZobel art. 33). charakteristisch ist hier das verschiedene verhalten des Deutschen- und Schwabenspiegels. während dieser für das niederdeutsche *hantgemâl* das entsprechende hochdeutsche *hantgemahel* einsetzt, behält jener die nordd. form[1] bei, ein zeichen, dass sein bearbeiter, der etwa um die mitte des 13 jh.s in Augsburg (Schwaben) schrieb, den begriff nicht kannte. dem verfasser des Schwabenspiegels, der vielleicht aus der diöcese Bamberg stammte und in Baiern oder Schwaben schrieb (s. unten III Das handgemal bei den Baiern), war dagegen das rechtsinstitut wenigstens dem namen nach aus hochdeutschen landen bekannt.

[1] dass es nicht die fortsetzung des ahd. *hantgimâli* sein kann, beweist das Wolframsche *hantgemælde*, Kaiserchron. *hantgemæle*, mit ihrem umlaut. die umlautlose form *-gemahel* verdankt die erhaltung des *a* eben dem folgenden *h* (s. oben 2 cap.).

Zum schluss ist noch die überschrift zu rechtfertigen: 'das handgemal bei den Sachsen (Thüringern).' es ist nicht unerheblich für die geschichte des handgemals, dass es beide male, da es auf sächsischem boden vorkommt, dort erscheint, wo die Sachsen erst nach der vernichtung des thüringischen reiches im jahre 531 sich angesiedelt haben (*pagus Nortthuringowe Saxonicus*). selbst die — freilich sehr unsichern — stellen aus urkunden, die Heck (aao. s. 509. 510) und Wittich (aao. s. 42. 45) aus dem Hildesheimschen urk.-b. beigebracht haben, beschränken sich fast ausschliefslich auf Ostfalen. diese bevorzugung eines neueroberten landesteiles in der erhaltung alter rechtsverhältnisse gegenüber den erbsitzen der Sachsen im westen und norden weist darauf hin, dass die institution des handgemals nicht sowol den Sachsen, als den von ihnen unterworfenen Thüringern, den enkeln der Ermunduren, eigen war. dann erklärt sich — wie bei den vielgewanderten Langobarden, deren reich im 9 jh. auch schon längst vernichtet war — sehr leicht die schwache erhaltung des handgemals entgegen dem viel zahlreicheren vorkommen desselben auf altbairischem gebiete, aber auch seine schnelle bedeutungsentwicklung. bezeichnet doch *anthmallus* sowol wie *handmahal* und *hantgemâl* ausschliefslich einen grundbesitz, während, wie in III gezeigt werden soll, das bairische *hantgemahele* in der mehrzahl der belege noch die alte bedeutung des vertrages durchblicken lässt, ja zt. noch (wie im Windberger psalter) mit bundesvertrag übersetzt wird.

III Das handgemal bei den Baiern.

Wie sehr auch Heliand und Sachsenspiegel das handgemal in weiten kreisen bekannt gemacht haben, so ist es doch bei einem anderen stamme zu hause, nämlich bei den Baiern. hier wird es vom 10 bis zum 14 (17 ?) jahrhundert oftmals urkundlich und litterarisch erwähnt, und zwar in einer bedeutungsentwicklung, die man gleich von anfang an deutlich verfolgen kann. *testamentum, lex, mundiburdium, cyrografum* wird es genannt — gleichzeitig aber auch im letzten falle *nobilis viri mansus* und weiterhin *curtilis locus, particula proprietatis* und *pars una pro libertate tuenda*. erst später tritt es als *feodum*, noch später als *haus und gärtel* auf, und in einem auf römische verhältnisse übertragenen sinne wird ein amphitheater in Rom (*spilhûs*) zum *hantgemæle* gerechnet.

A. 'Testamentum, lex, mundiburdium, cyrografum.'

An der spitze dieses abschnittes steht billich die version des wortes *testamentum* mit *hantgemahele*, die der Windberger[1] psalter von 1187 (psalm 24, 17 ed. Graff) bietet. ps. 24, 14: *Firmamentum est dominus timentibus eum, et testamentum ipsius ut manifestetur illis* = Windb. ps. : *Ein ueste ist der herro den furhtenten inen, unde daz hantgemahele sin selbes, daz iz eroffenet werde in.*

Die in betracht kommende stelle übersetzt Notker : *unde er tuôt daz in geóffenot uuérde sin éa dié er in benéimda.* Du Hamel merkt zur erklärung des psalmverses an (I 648 fufsn.) : 'Deus quasi pactum init cum timentibus se . . .' *testamentum* ist ein vertrag, nicht nur wie der erblasser ihn zu gunsten seiner erben aufsetzt, sondern auch, wie zwei lebende ihn mit einander schliefsen, wie Augustinus zu ps. 82, 6 bemerkt : *testamentum sane in scripturis non illud solum dicitur quod non valet, nisi testatoribus mortuis : sed omne pactum et placitum testamentum vocabant. nam Laban et Jacob testamentum fecerunt, quod utique etiam inter vivos valeret.* diese erklärung übernimmt auch Notker (ed. Piper II 343) : *testamentum . . . einunge. Testamentum heizzet peidiu ioh daz. daz dir netoûg. âne tôten penéimedarin. ioh iégelich kezumft ioh éinunga (placitum) heizzet testamentum. Also iacob unde laban des éinunga tâten. daz sié ioh lébinde uuéren solton.* und zu ps. 77, 10 schreibt Notker : *Si nehuôtun Gotes éo. Testamentum (pinéimeda) ist lex. also ouch dârfóre testimonium (sîn ûrchunde)*[2]. man sieht, dass die übersetzung von *hantgemahele* im Windberger psalter durch 'bund, vertrag, vertragsurkunde' genau mit der oben etymologisch entwickelten bedeutung 'schwurvertrag, pactum' übereinstimmt.

Die gleichsetzung Notkers (aao.) : *Testamentum ist lex* wirft ein klares licht auf die stelle in der Juvavia s. 145, wo es heifst: *excepta lege sua, quod vulgus hantgimali*[3] *vocat.* es ist dies in

[1] das prämonstratenserkloster Windberg, gestiftet 1141 vom grafen Adalbert I vBogen und seiner gattin Hedwig, ligt am Bogenbach, nördl. des schlosses Bogen, noch im bairischen Donaugau. — Mon. Boica XIV 1—110; Mon. Windbergensia, I teil : Verh. des hist. vereins für Niederbaiern bd 23 (1884), s. 137—179.

[2] *testamentum* und *urchunde* setzt Notker auch zu ps. 24, 10 gleich.

[3] Mon. Boica XIV 361 lesen hier : *hantigimali.*

einer tauschurkunde zwischen erzbischof Uodalbert II von Salzburg (923-935) und der edlen frau Rihni, datiert Rohrdorf (im Chiemgau) vom jahre 924, und Salzburg vom 1 april 927. Rihni übergab in diesem tauschvertrage dem erzbischof durch ihren bevollmächtigten Deotrich ihre besitzungen in Seeon, ferner Zeidlarn, Kirnbach, Pietelbach, Schönberg, Hörlsheim und Holzhausen[1] — aufser ihrer 'lex', die auf deutsch *hantgimali* hiefs. reichlich sind die bislang versuchten erklärungen — Homeyer (aao. s. 18): 'die unter dem namen hantgemal bekannte particula und das daran hängende recht'; AQuitzmann (Oberbayr. archiv 32, 118 f): 'das vom gesetze sanctionierte zeichen der vollen standesfreiheit'; Gengler Ein blick auf das rechtsleben Bayerns unter herzog Otto I vWittelsbach (Erlangen 1880, s. 8): 'sein stammrecht'; EMayer (Verf.-gesch. I 417): 'berechtigung = markgenossenschaftsrecht'; SAdler (aao. s. 6, note 6): 'standesrecht i. e. dingliche grundlage für dasselbe'. —

Zum rechten verständnis dieser clausel, die offenbar den vorbehalt eines (vertragsmäfsigen oder urkundlich festgelegten) rechts[2] darstellt, muss vorerst auf stand und geschlecht der Rihni eingegangen werden, worauf bislang keine untersuchung rücksicht genommen hat[3]. Homeyer und seine nachfolger erklärten es trotz des prädicats '*nobilissima femina*', das ihr in der urkunde beigelegt wird, für fraglich, ob sie zu einer edlen familie gehörte (s. 32. note 36); zu der auffallenden erscheinung, dass eine frau besitzerin des handgemals war, vermutete Homeyer (s. 43 note 66), es sei entweder nach schwertmagen an sie gefallen, oder was wahrscheinlicher, dass sie aus ihrem früheren besitztum ein stück aushob, das ihren stand und ihr heimatsrecht in dem bezirke für sie und ihre nachkommen festhalten sollte. — die sache ligt völlig anders. Rihni (auch Rihina genannt) war die gattin des grafen im Chiemgau Uodalbert (residenz : Rohrdorf?), der von seiner grafschaft aus 923 auf den erzbischöflichen stuhl von Salzburg berufen wurde und nach 12 jähriger regierung, in der er sich

[1] wol Grofs-Holzhausen im bezirksamt Rosenheim.

[2] der *anthmallus legitimus* geht sicherlich aus demselben grundgedanken hervor.

[3] über Rihnis bezw. Uodalberts familie handeln Seb. Dachauer Oberbayr. archiv für vaterl. gesch. bd 2 (München 1840). s. 367—369; AQuitzmann, ebda bd 32 (1872—1873), s. 104.

besonders eifrig um die mehrung des kirchlichen grundbesitzes und seine arrondierung bemühte, am 14 november 935 starb. er hatte mit seiner gattin zwei söhne: Diotmar (930 'D. filius Odalberti', Juv. 153. 161; 'D. et filius eius Paldrih', ebda 170; 927 'D. o filio Rihni', ebda 147) und Bernhard (931 'consanguineus archiepiscopi', ebda 164 f; 931 'Diotmar et Pernhart frater eius', ebda 165 uö.) — der letztere war schirmvogt der salzburgischen stiftsgüter im Chiemgau — und drei töchter: Heilrat (verm. mit dem früh verstorbenen grafen Dietrich zu Tüssling), Alte (verm. mit dem gaugrafen Otachar zu Hohenaschau; nobilis vir O., verm. mit Alte, Juv. 162; tochter Rihni, ebda 164) und Susanne (verm. mit dem grafen Rafolt). aus welchem geschlechte Rihni selbst stammte, ist nicht bekannt, jedesfalls hatte sie aber eine gleichnamige schwester: Rihni monialis (Juv. 160 f, von 938). vor 938 ist sie gestorben.[1]

Hieraus folgt, dass Rihni nur dadurch in den besitz der familiengüter sowie des handgemals gekommen war, dass ihr gatte durch den nachträglich gewählten geistlichen stand, durch den er zu lebzeiten von seiner familie getrennt war, seinen stammbesitz nicht verwalten konnte. diese aufsergewöhnliche rechtslage legt freilich einen anderen sinn des wortes *lex* nahe, nämlich = 'gesetzlicher anteil', wie er aus den Leges Grimoaldi reg. Langobard. cap. 5 (MGLeges IV 401[a]) erhellt: *similiter et si filiae legitimae . . . . . . et si filii naturales . . . . fuerint, habeant legem suam* usw. indessen ist doch die oben gegebene deutung 'lex = testamentum' wahrscheinlicher, da sie der übersetzung *hantgimali* eher entspricht. dazu vergleiche man noch die erklärung Augustins zu ps. 77, 5 (*et suscitauit testimonium in Iacob et legem posuit in Israhel*): *ita lex et testimonium duo sunt nomina rei unius*, was Notker übernimmt: *selbiu diu éa* (*lex*) *uuas daz úrchúnde* (*testimonium*). —

Eine schwierige glosse in einem codex des ehemal. benedictinerklosters SEmmeram zu Regensburg aus dem 12 jh. (München, cod. latin. 14 628) bringt zu einer stelle im Corrector des Burchard vWorms (cap. 46 = Burchards Decrete XIX 39)

[1] MGNecrol. II 14 (nr 35, z. 11), 40 (nr 100, z. 5. 8) und 41 (nr 101, z. 2) werden im ältesten verbrüderungsbuch von SPeter, 9—10 jh., vier frauen des namens Rihni verzeichnet.

ebenfalls unser wort. der betreffende Canon Poenitent.[1] lautet: '*Rapuisti uxorem tuam et vi sine voluntate mulieris vel parentum, in quorum mundiburdio tenebatur, illam adduxisti?*' *mundiburdio* ist glossiert mit *hantgemehele* (Ahd. Glossen IV 342, 1—2); am rande steht dann noch : *hantgemehele* (*-hele* übergeschrieben) *mundicia libertatis. vel liber a servitute.* da *mundiburdium*, eigentlich = tuitio, schutz, vogtei überhaupt, an unserer stelle in der präcisen bedeutung 'vormundschaft der eltern' gebraucht ist, kann der glossator das wort nicht im zusammenhang des satzes als *hantgemehele* aufgefasst haben ; dagegen spricht auch die weitläufige anmerkung am rande, die die undeutliche glosse offenbar erklären soll. *mundicia libertatis* ist die ungetrübte, unanfechtbare freiheit (eig. 'reinheit der freiheit'), wie in der Lex Salica, 2 variante (ed. Behrend² s. 166) *mundus* vom freien in gleicher bedeutung angewant wird[2]. der glossator muss also *mundiburdium*, das er aufser dem satzzusammenhang nahm, als schutz bezw. schutzurkunde[3] i. e. der freiheit genommen haben. in diesem sinne freilich scheint *mundiburdium* in der mittellateinischen litteratur nicht vorzukommen; wol aber kennt die mittelalterliche geschichte das mundiburdium als vogtei, gerichtsbarkeit, wie zb. den stiftern Salzburg und Passau das mundiburdium, dh. die weltliche gerichtsbarkeit über ihre untertanen in Österreich und Steiermark von Karl dem Dicken und Arnulf (9 jh.) verliehen worden war. wäre *hantgemehele* gleich diesem *mundiburdium*, wofür aber kein beweis gegeben werden kann, umsoweniger, als die anderen stellen nicht zu dieser bedeutung stimmen, so könnte hierher vielleicht das *hantgemahele* der edlen in der Vorauer Genesis gehören, die natürlich — im gegensatz zu den gemeinfreien, die nur freien landbesitz haben — die gerichtsbarkeit ausüben. dass diese gerichtsbarkeit hier — wie beim *anthmallus* und mndd. *hantgemâl* — hereinspielt, ist wol möglich.

[1] FWHWasserschleben Die bufsordnungen der abendländ. kirche nebst einer rechtsgeschichtl. einleitung (Halle 1851) s. 641.

[2] . . . . *si ex paterna genealogia mallatur, adhibeat ex materna progenie [septem] testes . . . . et ex paterna quattuor* (und umgekehrt) . . . . . [*ita ex q*]*ua parte mundior est, ex ipsa parte plus dabit testes.*

[3] auch Homeyer (s. 8) stellt *mundiburdium* mit 'handfeste' gleich, freilich ohne den zusammenhang der stelle zu kennen. als beleg führt er aus Mabillon einen autor des 11—12 jh.s an : *praecepta vel mundiburdia magnatum et saecularium potestatum.*

Während die bislang besprochenen stellen auf bairischem boden ausschliefslich den vertrag bezw. die vertragsurkunde beim handgemal betonen, weist der Falkensteiner codex von 1193 bereits den übergang zum inhalte des vertrages, dem gemeinsamen stammbesitze, auf. die darstellung dieses wertvollen traditionsbuches lässt uns einen tieferen blick in das wesen und die bedeutung des handgemals tun, als es bei den erwähnungen in glossen, urkunden und litterarischen schriftwerken möglich ist; hier setzt eben der schreiber beim publicum eine genauere kenntnis voraus, während graf Siboto vFalkenstein und Neuburg für die folgezeit schrieb, also dies rechtsinstitut genauer bezeichnen musste. der wortlaut ist folgender (fol. 2a[1]; Mon. Boica VII 434; Drei bair. traditionsbücher aus dem 12 jh., festschr., edd. Hans Petz, dr Hermann Grauert und JohMayerhofer, München 1880, s. 3):

De predio libertatis sue notum sit omnibus, qualiter actum sit, quomodo illud testimonio optinuit coram Ottone palatino situm apud Giselbach possidendum iure perenni, eo quod senior in generatione illa videatur. Huius rei testes sunt: Ruodpreht Wolf de Pochsberch, Chuono de Megelingin, Pabo de Éringen, Alber de Brucgeberc[2], *Sigiboto de Antwrte, Gebehardus comes Hallensis, Dietricus de Slibingen, Otto de Mösen, Ortolf* de *Kekingen et alii nobiles viri shefen scilicet et dinclûte. Acta sunt hec Möringin*[3].

De cyrografo.

Ne igitur posteros lateat suos cyrographum, quod teutonica lingua hantgemalehe vocatur, suum videlicet et nepotum suorum filiorum scilicet sui fratris, ubi situm sit, ut hoc omnibus palam sit, hic fecit subscribere: cyrographum illud est nobilis viri mansus, situs est apud Giselbach in cometia Morsfuorte; et hoc idem cyrographum obtinent cum eis Hunespergere et Prucchepergere.

Für die interpretation unseres documentes kommen vor allem vier stellen in betracht: 1) *De cyrografo. Ne igitur posteros lateat suos cyrographum . . .* — 2) *De predio libertatis sue*

[1] am rande des blattes ist eine offene, flache hand (mit ärmel) gezeichnet, die nach dem texte hinweist.

[2] im codex: *Brungeber.* — die verbesserung stammt von FChrHöger Kleine beiträge zur bestimmung und erklärung der im cod. Falkenst. etc. vorkommenden personen- und ortsnamen (progr. Freising, 1882) s. 1 *(Brucceberc).*

[3] etwa um 1180.

. . . *nobilis viri mansus*. — 3) *situs est apud Giselbach in cometia Morsfuorte*. — 4) *et hoc idem cyrographum obtinent cum eis* [der familie der Falkensteiner] *Hunespergere et Prucchepergere*. die gemeine deutung von 1 und 4, die von Homeyer herstammt und nach ihm trotz vereinzelten bedenken einiger forscher immer festgehalten ist, wird sich im verlaufe der untersuchung als verfehlt herausstellen.

Was ist *cyrografum*? seiner theorie zu liebe, die das handgemal von der hausmarke ableitete, erklärte es Homeyer für das handzeichen des grafen vFalkenstein, das an dem *nobilis viri mansus* angebracht war und sein eigentumsrecht an diesem kennzeichnete. auch Gengler (Ein blick auf das rechtsleben Bayerns usw. s. 8) schreibt: 'marke, am gute angebracht, ist *cyrografum*', — obgleich er anderswo (ebda s. 27, note 47) richtig bemerkt: 'der ausdruck *cyrographum* begegnet übrigens in anderen stellen des salbuchs in der gewöhnlichen bedeutung von urkunde'. umgekehrt stellt AQuitzmann (Oberbayr. arch. 32, 119) diese anderen erwähnungen des *cyrografum* der an unserer stelle in der bedeutung '*hantgemahele*' gleich, während Meister (aao. s. 399) *cyrografum* (= *hantmal*)[1] für eine falsche übersetzung von *hantgemahele* hält, die durch die ähnlichkeit der beiden deutschen worte hervorgerufen sei.

Chirographum (*ciro-*, *cyrografum*) wird in althochdeutschen glossen widergegeben mit *hantkiscrip* — *edho hantmal*[2] —(Glossen I 170, 17—18; II 302, 29 : *hantgiscrip*) und *hantfesti* (ebda I 773, 7. III 163, 34. 414, 79. IV 307, 1); auch die Murbacher Hymnen (9 jh.) bringen die gleiche übersetzung : *a chirographo*, *fona luzzilemu kascribe* (x 3, 4 ed. Sievers 41)[3]. eine glosse um 1300 setzt die bedeutung des *chirographum* weitläufiger auseinander: *cirographum cautio manu debitoris scripta uel cirographum est scriptum quo confirmatio pacti certa manet. uulgariter hantfesti. exemplar huius scripti dicitur antigraphum* (AHolder Zs. f. d. wortf. v 6). im hochstift Würzburg wurden die hochstiftischen zinsbauern (SKiliansleute) in besondere verzeichnisse, *cyrographa*,

[1] über *hantmal* vergl. den excurs am ende des capitels.

[2] *edho hantmal* nur im Sangaller codex 911 (8 jh.). der Pariser und Reichenauer codex haben nur *hantcascrip* (*hentikiscrip*).

[3] Dieffenbach 123ª; Nov. gloss. 92ᵇ. 93ª aufserdem noch schuldbrief. — vergl. Du Cange II 308ᵇ ff.

eingetragen (Gengler Die verfassungszustände im bayerischen Franken bis zum beginn des 13 jh.s [Erlangen und Lpz. 1894] s. 78). eine urkunde bischof Embrichos von 1141 bringt folgende stelle : *servicio beati Kyliani martiris mancipati sunt in vetustissimo cyrographo suo . . .* (Mon. Boica XXXVII 59. 60). der Falkensteiner codex endlich kennt das wort in gleicher bedeutung 'urkunde, handfeste' auf fol. 21ª (Mon. Boica VII 469. Traditionsbücher s. 24) : *Sciant universi scire cupientes, ubi reposita sint nostra cyrographa de advocatiis nostris conscripta : quod unum videlicet est apud sanctum Petrum Maderane de advocatia Chimissensis monasterii conscriptum; illud autem cyrographum, quod est de aduocatia monasterii sancti Petri Maderane conscriptum, in monasterio Chimissensis ad clericos querendum est.* am rechten rande findet sich hier, mit der feder gezeichnet, die abbildung eines länglichen zettels, mit eingeschriebenem *cyrographa* und aufgelegter hand. Aventinus gibt als deutsche fassung : *Hantuesti ubir des grauin Siboti vogitaigi : der ist ainu uf santi Petersbergi von der vogitaigi zi Kiemisse; diu hantveste von der vogitaigi santi Petirsbergi diu ist zi Kiemisse.*

Wenn also auf fol. 21a *cyrografum* wie überall im mittelalterlichen latein 'urkunde' bedeutet, so muss es auch an unserer stelle fol. 2a in diesem sinne gefasst werden und steht nun der bedeutung nach dem *testamentum*, *lex* und *mundiburdium* gleich. es ist eine vertragsurkunde über den besitz des freien gutes und den rang eines freien bezw. edlen herrn. wenn es dann weiter lautet : *cyrographum illud est nobilis viri mansus*, so kann dies nichts anderes heifsen, als dass der in der vertragsurkunde (*hantgemahele*) charakterisierte besitz eben der edelhof in Geiselbach ist — hier zeigt sich deutlich der bedeutungsübergang vom schwurvertrag (*testamentum*) und der darüber aufgesetzten urkunde (*lex*, *mundiburdium*, *cyrographum*) zum freien grundbesitz, stamm- bezw. sippengut (*nobilis viri mansus*), den die urkunde verzeichnet, und der seinerseits wider die freiheit des besitzers sicherstellt (*predium libertatis sue*).

Graf Sibotos handgemal — um auch den grundbesitz so zu nennen — befand sich zu Geiselbach in der grafschaft Morsfuorte (*-fuorte* bair. form für *-furte*). diese fast unbekannte grafschaft — Otto v vWittelsbach safs in der grafschaft Morsfuorte zu gericht (Heigel und Riezler Das herzogtum Bayern zur zeit

Heinrichs des Löwen und Ottos i vWittelsbach [München 1867] s. 296f) — verlegt man meist in das gebiet der beiden orte Moosen a. Vils und Furten a. Isen, östl. von Erding (im Westergau), und identificiert Giselbach mit einem der beiden dörfer Ober- und Unter-Geiselbach (zwischen Erding und Dorfen a. Isen) [1].

Die wertvollste aussage des Falkensteiner salbuches, die den angelpunct dieser untersuchung darstellt, bedeuten die schlussworte des capitels '*De cyrografo*': *hoc idem cyrographum obtinent cum eis Hunespergere et Prucchepergere.* die forscher giengen von der voraussetzung aus, dass das handgemal im besitz éiner familie sei, und schlossen aus dieser — völlig unbewiesenen — prämisse, dass die beiden genannten familien nebenlinien der Falkensteiner sein müsten : so Homeyer (s. 19) und Wittich (aao. s. 38). auch Zöpfl (Heidelberger jahrb. 64, 173) gibt, wenn auch zweifelnd, zu : 'gemeinsames stammgut mehrerer adeliger familien, die sonach alle demselben stamme entsprossen zu sein scheinen'. — die beiden in betracht kommenden familien sind die edlen herren vHaunsperg [2] (bei Laufen, Salzburg) und vBruckberg [3] (a. d. Isar, grafsch. Moosburg). der erste urkundlich erwähnte Haunsperger ist Fridericus deHounsperch, 1093 unter den nobiles zeuge einer tradition des erzbischofs Thiemo vSalzburg an das kloster Admont (Juvavia 113); zur zeit des codex Falkenstein.

[1] Freudensprung Die im i tomus der Meichelbeck. hist. Frising. aufgeführten . . . . örtlichkeiten, (Freising 1856) s. 20; Gengler Ein blick auf das rechtsleben Bayerns s. 24 note 11; Höger aao. s. 1.

[2] litteratur : Bucelinus Germania topo-chrono-stemmatographica sacra et profana ii (1662) pars 3, p. 153; Zedlers Univ.-lexikon xii 815; Gauhe Adelslexikon i 793. 794; Kneschkes Adelslexikon iv 246; vStramberg in Ersch und Grubers Encyklop., ii sect., 3 teil, s. 151; wappen im neuen Siebmacher vi 1, s. 15 (tafel 12, 13). — ält. quellen : Juvavia s. 113; Tradit.-bücher 3. 18. 28 (Minist.), 39 (dass.), 49 (im cod. tradd. Garz.); Necroll. Germ. ii 103. 130. 150. 183; Deutsche Chroniken iii 720, 12. — über die herschaft Haunsperg : Juvavia s. 427 anm. i.

[3] litteratur. a) Bruckberg : Mon. Boica i 365. 399 ; Trad.-bücher 3; Necroll. Germ. iii 203. 209. 212 (Weihenstephan). 303 (SEmmeram). 362f. 363. 365. 367 (Säldental); Quellen und erörterungen zur bair. geschichte i 216f. 217f. (Trad. d. stiftes Obermünster in Regensburg). 270 (Berchtesgad. tradd.); Oberbayr. archiv, bd ii tradd. Moosb. 20. 23. 24. 25. 28. 34. 53. 56. 99. 135. 138. 148. 214 (Minist.); vLang Baierns alte Grafschaften s. 39. 149.— b) Wolf von Bocksberg : Trad.-bücher 3. 34. 35. 37f. 38 (sämtl. Falkenst. cod.); Quellen und erörter. i 90 (SEmmeram. tradd.). 270. 340 (Berchtesgad. tradd.) ; Oberbayr. archiv aao. 14. 20. 24. 25. 34. 56. 148.

blühte Gotescalch de Hunsperch, der unter den nobiles als zeuge einer tradition des grafen Siboto vor 1174 auftritt (fol. 17 a, Trad.-bücher s. 18). der letzte des freiherrlichen geschlechtes ist Gotascalcus . . . liber homo, 1211 in einer urkunde erzbischof Eberhards II vSalzburg (Juvavia s. 427 anm. i). der 1266 erscheinende Heinrich vHaunsperg, mit dem die ununterbrochene stammreihe beginnt, gehört dem ministerialengeschlechte an, das mit Witigo de Hunsperch um 1182 zuerst urkundlich bezeugt ist (codex Falkenstein. fol. 23², 33² = Trad.-bücher 28. 39)[1]. 1654 wurde die familie in den grafenstand erhoben, erlosch aber bereits am 9 jan. 1724 in weiblicher linie mit Maria Katharina gräfin vKönigsfeld, geb. gräfin vHaunsperg, auf deren grabstein das familienwappen gestürzt eingemeifselt ist. — die Bruckberger sollen mit den Wolf vBocksberg eines stammes sein[2]. Friedrich vBruckberg (1140—1150) und sein bruder Albero (um 1180; verm. mit Ephemia), wie Adelbero Wolf vBocksberg (1133—1140; verm. mit Mechtildis) und sein bruder Ruprecht scheinen die ältesten beider familien zu sein, deren namen uns in urkunden überliefert sind. bis in das 14 und 15 jh. hinein treten uns mitglieder der familie vBruckberg in nekrologen bairischer klöster entgegen. — aus diesen kurzen bemerkungen geht klar und deutlich hervor, dass die grafen vFalkenstein und Neuburg[3], die zuerst im 11 jh. mit namen genannt werden, unmöglich eines stammes mit den freiherrn vHaunsperg und vBruckberg sein können : ihre stammsitze in drei verschiedenen gauen, verschiedene wappen und verschiedene personennamen sprechen gegen eine solche annahme. — wenn nun aber die drei geschlechter, die an dem handgemal zu Geiselbach teil hatten, in keinerlei verwantschaft zu einander stehn, so muss daraus die notwendige folgerung gezogen werden, dass das handgemal, wie schon oben aus der anwendung des wortes im Heliand geschlossen wurde, nicht im besitz einer familie ist, sondern das gemeinsame, urkundlich be-

[1] vStramberg aao. machte zuerst auf diese tatsache aufmerksam.

[2] vgl. Quellen und erörterungen I 216, note 2 (1856) und Höger aao. s. 1 (1882).

[3] Genealogia Comitum de Neuburg et Falkenstein (Tegernsee 1802). widerholt bei Petz. — manche gelehrte setzen unser grafengeschlecht mit den grafen vAndechs und Diessen in verwantschaft, was nicht wahrscheinlich ist.

siegelte vorrecht mehrerer edler familien darstellt, die verschiedenen sippen angehören, sich aber in einem schwurvertrage zu bestimmten zwecken — wobei der gemeinsame besitz eine wichtige rolle spielte — vereinigt haben. die definition entspricht ebenso wie die übersetzung 'testamentum — lex' vollkommen der etymologischen bedeutung des wortes *hantgemahele*.

Die aus dem codex Falkenstein. ermittelte ursprüngliche form des handgemals führt uns durch den langobardischen anthmallus des 9 jh.s und eine stelle im Langobardischen gesetzbuch des 7 jh.s auf eine ausschliefslich germanische sitte, die neben dem natürlichen sippenverbande noch einen eidlichen treuverband von männern verschiedener sippen kannte, die bundes- oder schwurbruderschaft. auf nordischem boden reich entwickelt (*fóstbróþralag*) und bei den Angelsachsen wenigstens bekannt, war sie bislang bei den übrigen germanischen stämmen nur für die Langobarden dem namen nach bezeugt, also für das volk, das nach dem zeugnis der extravaganten von Ivrea noch im 9 jh. die letzten reste des handgemals kannte. die leges Rothari regis cap. 362 (MGLeges IV 389[b]) haben uns die benennung der durch schwurbruderschaft verbundenen männer erhalten : *Si aliquis de . . . sacramentalibus mortuus fuerit, potestatem habeat ille qui pulsat, in loco mortui similem nominare de proximis legitimis, aut de naturalibus, aut de gamalis i. e. confabulatis. fabula* ist *pactum, conventio; confabulati* sind zb. die, *qui ex fabula seu foedere nuptiali orti sunt* (Du Cange II 493[c] und III 387[a]). der name *gamahalos*[1] für 'schwurbrüder' entspricht dem namen für den zwischen ihnen eidlich geschlossenen treu- und schutzvertrag, *hantgimahili*, der den gemeinsamen besitz der vertragsgenossen sicherte. über die schwurbruderschaft im einzelnen vgl. cap. 4.

Durch diese verknüpfung der germanischen schwurbruderschaft mit den langobardischen *gamahalos* und den bislang besprochenen bairischen stellen ist die definition des Falkensteinschen

[1] zu *gamahalos* vgl. Bruckner Sprache d. Langobarden § 10, QF. 75, 41 und Wörterb. s. v. *gamahal*. die hs.lichen formen *gamaalos* und *gamalos* mögen zt. aus der vulgärlatein. orthographie stammen, die ein *h* regellos setzte, zt. auch spätere langobard. sprachentwicklung sein. Bruckner aao. § 82, s. 160 ff; Diez Roman. gr. I 275 f.

handgemals gegeben als : 'das zwei oder mehr durch schwurbruderschaft vereinigten edlen geschlechtern gemeinsame eigen von der mindestgröfse einer hufe[1], dessen verwaltung dem jeweilig ältesten jedes geschlechtes, bezw. eines bevorzugten geschlechtes unter den vertragsgenossen, auf lebenszeit obligt, und dessen urkundlich fixiertes eigentumsrecht den beteiligten familien die volle herrenmäfsige freiheit sichert'. —

Das gleiche schwanken zwischen urkunde und urkundlich garantiertem besitz bezw. freiheit wie der codex Falkenstein. zeigt auch die stelle in der Vorauer Genesis[2] (JDiemer Deutsche gedichte des 11 und 12 jh.s [Wien 1849] s. 15, 3), wo von den söhnen Noes als den ahnherrn der drei stände (edle, freie und ministerialen) gesprochen wird :

daz sin deu dreu geslahte,
deu gestent mit durnahte:
einez daz ist edele,
di hant daz hantgemahele;
di andere frige lůte
di tragent sich mit gůte;
di driten daz sint dinestman,
also ich uirnomen han,
darunder wurden chnehte.

Die verwendung des bestimmten artikels *(di hant daz hantgemahele)* beweist, dass der verfasser nicht an das einzelne gut dachte, sondern an das gesamte institut, an das — für einen teil Baierns wenigstens — der stand der edlen gebunden war. die Genesis mag in Kärnten entstanden sein (JGrimm Kl. schr. v 280; Scherer QF I 60); woher aber der dichter stammte, ist fraglich. der erste prälat von Vorau, Luitpold († 1185), war früher domherr in Salzburg gewesen, und vor seiner berufung in das neugegründete stift dechant in Seckau. sicherlich stammt die kenntnis des handgemals in unserer Genesis aus bairischen oder salzburgischen landen.

[1] *mansus huoba*; Ahd. glossen III 117, 43. 212, 46.

[2] erhalten in einer Vorauer hs., die unter dem ersten prälaten Luitpold (1164—1185) geschrieben wurde. — über Vorau vgl. Augustin Rathofer Das chorherrenstift Vorau in Steiermark, in SebBrunners Chorherrenbuch (Würzburg und Wien 1883) s. 638—680.

B. 'Nobilis viri mansus, curtilis locus, particula proprietatis'.

Falkensteiner und Vorauer handgemal schillern noch zwischen der bedeutung des schwurvertrages und des durch ihn gewährleisteten gemeinbesitzes. dagegen scheinen drei salzburgische urkunden aus dem 10 jh. (Juvavia 155. 175. 194), tauschverträge aus der zeit erzbischof Uodalberts II (923—935) und eb. Friedrichs (963—976), nur das sippen- bezw. stammgut zu meinen, wenn auch wegen der knappen schilderung kein sicheres urteil gegeben werden kann. am 27 märz 925 tradiert der edle Gaganhard dem erzbischöflichen stuhle seinen besitz im Isengau bei Berlesheim, ldger. Mühldorf: *proprietatem suam quam in Isnagouue ad Paldrichesheim totam quam habere visus est*; nur einen teil seines gutes nimmt er aus, der auf deutsch 'handgemal' heifst: *verum etiam quod premisit sibi particulam proprietatis quod hantkimahili*[1] *vulgo dicitur.* zum ersatz überträgt der erzbischof ihm eine verlassene hufe *in aquiloni plaga montis Hegilonis* (zwischen dem Staufen und Salzburg). — zur selben zeit ungefähr überträgt der edle Uodalhard dem erzbischof in einer undatierten urkunde sieben hufen in Ergoldsbach: *ad Ergeltespach hobas* VII, *in recompensationem, et omne videlicet territorium quod ibidem visus est habere,* aufser einer hofstatt im westen, die auf deutsch 'handgemal' heifst, *exceptis in unaquaque parte quam celga vocamus jugeribus tribus et uno curtili*[2] *loco ad occidentalem partem quod vulgo hantkimahili vocamus.* als ersatz tradiert der erzbischof seine besitzungen in Weidenbach a. Isen. — endlich erscheint das handgemal — wenn auch nicht ausdrücklich mit namen genannt — in einer tauschurkunde aus der zeit erzbischof Friedrichs vSalzburg (963—976), wo der edle Luidolf dem erzbischöflichen stuhle sein gut in Hüttich (am Wallersee, Salzburg)[3] überträgt, sich aber einen teil zum schutze seiner freiheit vorbehält (*tale praedium quale habuit in loco, qui dicitur Uticha ... et dempsit partem unam pro libertate tuenda*). die auffassung des handgemals als schutz der freiheit und die wahl des wortes *tueri* decken sich mit der glosse *mundiburdium-hantgemehele* (mundib.

[1] hs. *hantkirnahili.*

[2] *curtile houestat*; Ahd. glossen III 124, 67. 209, 60. 229, 61. — vgl. Kleimayrn Juvavia s. 294; Homeyer s. 34 f; Zöpfl Heidelberger jbb. 64, 174.

[3] Luschin vEbengreuth aao. s. 79, note 30.

= tuitio), sodass die bei der besprechung der glosse versuchte erklärung noch durch unsere urkunde bekräftigt wird.

Es ist wol wahrscheinlich, dass auch andere bairische edelgeschlechter, zb. der weitverzweigte stamm der Scheyern, sich eines handgemals rühmen konnten; die burg Scheyern aber (*mons et castrum Schyren non ab uno vel duobus principibus, sed a pluribus communis habitabatur* MGScriptores XVII 620, 29 ff), die Heusler (aao.) als handgemal des geschlechtes in anspruch nehmen will, scheint nicht diesen charakter gehabt zu haben. zur zeit der stiftung von kloster Scheyern (1119)[1] war das handgemal in Baiern noch lebendig, und die edelherren jener tage behalten sich vorsichtig die garantie ihres herrenstandes vor, wenn sie auch aus ökonomischen gründen andere güter um das handgemal herum veräufsern. stammburg ist eben nicht = 'handgemal', sondern bei der freude des mittelalters an symbolen genügte das mindestmafs von landbesitz, das ein freier sein eigen nennen muste, nämlich eine hofstatt und eine hufe landes — wie die lex Baiwar. XVII 2[2] bestimmt, und auf niederdeutschem gebiet Ssp. I 34, § 1[3].

Diesem sprachgebrauch der salzburgischen urkunden mag nahekommen die erwähnung des handgemals in Wolfram vEschenbachs Parzival 6, 19 (ed. Lachmann):

sie gerten, als ir triwe riet,
rîch und arme, gar diu diet,
einer kranken ernstlîcher bete,
daz der künec an Gahmurete
15. *bruoderlîche triwe mérte*
und sich selben êrte,
daz er in niht gar verstieze,
unde im sînes landes lieze
hantgemælde, daz man möhte sehen
20. *dâ von der hérre müese jehen*
sîns namen und sîner vrîheit.

[1] F. H. graf Hundt Kloster Scheyern, seine ältesten aufzeichnungen und seine besitzungen (München 1862); Gengler Beiträge z. rechtsgeschichte Bayerns I 135—139.

[2] Der eideshelfer *debet habere 6 solidorum pecunia et similem agrum* (MGLeges III 426, 40 f).

[3] [Der freie mann] *behalde ene halve hove unde ene word, dar man enen wagen uppe wenden moge; dar af sal he deme richtere sines rechten plegen.*

Das *hantgemælde* im lande des königs von Anschouwe soll dem jungen Gahmuret also stand (i. e. des edlen) und freiheit garantieren. *name* ist 'rang', nicht = nhd. 'name', auch nannte sich kein adlicher nach dem handgemal, das ja in der regel nur eine kleine hofstatt und hufe darstellte. nicht unmöglich ist es, dass Wolframs *hantgemælde*, wie dem *hantgemahele* der Vorauer Genesis, teilweise noch die ältere bedeutung innewohnt: 'urkundliche garantie des grundbesitzes', doch kann man dies mit sicherheit nicht behaupten. während die SGaller handschrift das für den urtext anzusetzende *hantgemælde* (*-gemélde*) bringt, haben die Münchener handschrift (*hantgemahele*) und eine andere derselben classe (*hantgemæhel*) abweichende, aber weiter verbreitete formen, ein beweis, dass ihren schreibern das in frage stehnde institut nicht unbekannt war. leider ist die heimat der betreffenden handschriften nicht festgestellt, sodass die abweichenden namensformen nicht localisiert werden können. — woher hat aber Wolfram selbst namen und begriff des handgemals? obwol Franke von geburt, hat Wolfram seine sporen vermutlich in Baiern verdient, so dass er sich selbst einmal geradezu einen Baiern nennt, die erwähnung der *marcgrâvin . . . vonme Heitstein* (Parz. 404, 1), Elisabeth, der gattin markgraf Bertholds II vVohburg, tochter herzog Ottos I von Baiern (verwitwet 1204 oder 1209) weist darauf hin, dass unser dichter den Vohburgern nahegestanden hat — nicht unwahrscheinlich, dass er bei ihnen, die noch auf altbairischem boden safsen, das handgemal kennen gelernt hat. seine fränkische heimat konnte ihm, nach allem was wir von der verbreitung des namens wissen, diese kenntnis nicht geben.

Nur ein bekanntsein des begriffes setzt die namensform des handgemals im Schwabenspiegel voraus, dessen verfasser, der sonst seine vorlage, den Sachsenspiegel, wörtlich übersetzt, das bekannte *hantgemâl* durch das entsprechende hochdeutsche *hantgemahel* ersetzt. der Schwabenspiegel soll von einem angehörigen der Bamberger diözese in Baiern oder Schwaben verfasst sein, etwa im letzten viertel des 13 jh.s.

C. 'Feodum, haus und gärtel.'

Mit dem 1899 von EMayer (aao.) nachgewiesenen handgemal des 'preco' (schergen, gerichtsdieners) von Schneitsee im Chiem-

gau haben die letzten forschungen ziemlich fleifsig operiert[1]. die stelle lautet: [*In officio Wazzerburch ex altera parte pontis.*] — *Argoltzingen.* I *feodum habet preco de Sneitse a duce pro Hantgemaehil. Secundum feodum seruit* XXII *denarios rat*[*isponenses*], *agnum ualentem* V *denarios* (urbarium von Oberbaiern ca. 1280; Mon. Boica XXXVI 1, s. 235). die befremdende tatsache, dass es nur ein lehen ist, wurde von Heck gegen die alte auffassung von freiengut ins feld geführt, während Meister (aao. s. 401 und note 1 und 2) die späte zeit zur erklärung heranzieht. dass diese methode nicht richtig ist, beweist die fast gleichzeitige aufführung des handgemals im Schwabenspiegel nach niederdeutschem vorbild, aber in erinnerung an oberdeutsche tatsachen.

Das *handtgemähl*[2] von Langen-Peuerbach im Innviertel gibt uns in seinem späten vorkommen, noch dazu in dem so abgeblassten sinne *haus und gärtel* eine sichere deutung des handgemals von Argoltzingen (Assling a. Attel?) an die hand, die auch Meister (aao. s. 401) streift, aber zu gunsten einer anderen wider aufgibt. natürlich kann in beiden fällen nur das handgemal (haus und garten, wie oben hofstatt und hufe) eines erloschenen edelgeschlechtes in betracht kommen, das nach dem aussterben seiner besitzer an den landesherrn — etwa als verwanten oder anderweitigen erben — gefallen war und wegen seiner ehemals so hohen rechtlichen stellung von dem neuen herren als zinsfreies lehen ausgetan wurde. — die grafschaft Wasserburg, in der Argoltzingen ligt, wurde 1247 vom herzog Otto von Baiern in besitz genommen: nach der ächtung graf Konrads († nach 1255), dessen schwester Agnes mit herzog Otto I vermählt war. vielleicht handelt es sich hier um das handgemal der Wasserburger grafen[3].

D. Römisches amphitheater.

Schon im Heliand fanden wir das handgemal auf nichtgermanische verhältnisse übertragen, und beim gemeinsamen *handmahal* der juden in Jerusalem sogar eine in der gesamten litteratur unbekannte form des instituts, die nur aus poetischen absichten

[1] EMayer aao. I 47; Adler aao. s. 8; Heck Sachsensp. s. 504 anm. 1.
[2] Peuerbacher urbar von 1598—1608; JStrnadt Peuerbach (1868) s. 43 note 2.
[3] vLang Baierns alte grafschaften s. 107 ff.

heraus erklärt werden kann. ähnlich steht es mit dem *hantgemæle* der Kaiserchronik[1] (v. 7136 ff. ed. EdwSchröder):

> *daz buoch chundet uns daz,*
> *Hêlius Pertinax*
> *der besaz dô daz rîche.*
> *iz chom dar zuo wunderlîche.*
> 1140 *der site was sô getân:*
> *ze Rôme was luzel dehain edel man,*
> *er neworht im ain hantgemæle,*
> *daz man iemer von im sagete ze mære.*
> *Dô chom iz alsus*
> 45 *daz der kunic Hêlius*
> *ain spilhûs worhte,*
> *sô er baz nedorfte:*
> *von guotem marmelstaine,*
> *mit golde gezieret claine.*

[illegible] sieht (s. 24) in dem handgemal, das der römische [illegible] einen privatpalast, und diese auffassung ist auch auf [illegible] die nächstliegende. wenn man aber die partie vom hantgemæle [illegible] mit der folgenden über das *spilhûs* [illegible] 282. 23. 721. 48. — *gimnasium* [illegible] Pertinax [illegible], so kann *hantgemæle* [illegible] ein öffentliches gebäude, [illegible] die ganze erzählung [illegible] Pertinax ein- [illegible] wenn nicht die [illegible] die specielle [illegible] wenn [illegible] das *hantgemæle* [illegible] *spilhûs* [illegible] gemeinsame [illegible] gebäude [illegible] römisches [illegible]

Dase da burich wonnen,
dae werense burcheren toe Roem,
dae camense mit riuchta ordel toe fridome,
want hit een ald riucht was,
(5) *dat dy man fry was in alle landen,*
deer toe Roem burgher was;
dat een man onder da galga stoed,
ende coem et him to moed,
dat hi op da roemsche burgerschip teghe,
(10) *ende hyt aller wirdic leghe,*
hi moste wessa ontbonden,
al ont hit toe Roem worde onderfonden.

'denn es war ein altes recht, dass der durch alle lande frei war, der römischer bürger war; wenn einer unter dem galgen stand, und es kam ihm in den sinn, dass er sich auf das römische bürgerrecht bezog[1] — und wenn er auch jedes wort (*aller werde ek*) log — er muste losgebunden bleiben, bis es in Rom untersucht wurde'. — sicherlich spielt der gedanke, dass das römische bürgerrecht frei mache, in der Kaiserchronik unausgesprochen mit, sodass die beiden charakteristischen merkmale des handgemals (garantie der freiheit und gemeinsamer besitz mehrerer familien) auch hier vorhanden sind.

Die Vorauer (12 jh.) und Wolfenbütteler handschrift (14 jh.) der Kaiserchronik bringen die contrahierte form (*hantgemæle* bezw. *hantgemeld*; Diemer Die Kaiserchronik s. 219, v. 5; Maſsmann ad v. 7161, Schröder ad v. 7142), die des reimes wegen (*hantgemæle* : *mære*) für den urtext anzusetzen ist; die Münchener handschrift des 14 jh.s, die aus dem ehemaligen chorherrenstift SNicola bei Passau stammt, liest *hantgemähel*. wie bei der änderung des Schwabenspiegels (*hantgemal* zu *hantgemahel*) und der Münchener handschrift des Parzival (*hantgemælde* zu *hantgemahele*), muss auch aus der schreibweise der Münchener handschrift der Kaiserchronik geschlossen werden, dass dem mönch zu SNicola, der unsere handschrift herstellte, das handgemal aus seiner heimat oder seinem würkungskreise nicht unbekannt war.

[1] man vgl. die darstellung mit der extravagante der Lex Salica (untersuchung an ort und stelle) und dem Sachsenspiegel (*sik . . . to sime hantgemale . . . . tien*).

IV *Hantmâl* und *anemâl*.

Cirographum (urkunde) glossiert der Sangaller codex 911 aus dem 8 jh. mit *hantkiscrip edho hantmal* [1]. das ἅπαξ εἰρημένον *hantmal* (in den übrigen handschriften der Keronischen glossen fehlt es) bildete für Homeyer den ausgangspunct zu seiner theorie vom handgemal, und auch Meister glaubt (aao. s. 399), dass die übersetzung graf Sibotos vFalkenstein: *chirographum* '*hantgemahele*' einer verwechslung mit *hantmal* ihr dasein verdankt. aufser sachlichen gründen spricht schon dagegen, dass der illustrator des cod. Falk. beim *hantgemahele* (fol. 2 a) nur eine hand zeichnet — *-gemahele* war ihm jedesfalls unverständlich — während beim *chirographum* auf fol. 21 a die abbildung einer urkunde mit der schreibenden hand erscheint. in der ausgesprochenen bedeutung 'urkunde' erscheint das wort *hantmal* in der ganzen deutschen litteratur nicht wider, dagegen ersetzt es vom 11 jh. ab zt. ein ähnlich klingendes wort des gleichen stammes (zu ahd. *mâl*, got. *mêl*): *anamâli*, mhd. *anemâl*, nhd. *Anmal*, *Anmahl* (*Ammal*) 'cicatrix, stigma, nevus' [2].

Zuerst erscheint es in dieser neuen bedeutung in den Kölner Prudentiusglossen (11 jh.): *stigma hantmali* (Ahd. gl. II 564, 41; ebenso in den Brüsseler aus derselben zeit, ebda II 573, 67), wo aber der schreiber das *h* nachträglich hinzugefügt hat; augenscheinlich dachte er zuerst an das bekanntere *anemal*. zu ende des 13 jh.s gebraucht der niederdeutsche Hermann der Damen *hantgemêle* in der sichern bedeutung 'stigmata': *do er* (Christus) *die hant gemele enpfienk* (MSH III 161 a, nr 26).

Beide bedeutungen: 'urkunde bezw. urkundliches handzeichen' und 'narbe, wunde' vereinigt der gebrauch des wortes in dem mitteldeutschen (thüringischen) gedichte von Alexander und Antiloye (nach der Dresdener handschrift aus dem 14 jh.) v. 540 ff *den stis her ane sorgin und gab im ein hantmal, das von Rome ein cardenal des nicht vulschriben kunde* (Haupt Altdeutsche blätter I 250 ff).

[1] Ahd. glossen I 170, 17—18.

[2] *cicatrix*, Ahd. glossen, I 275, 43. 353, 28. 49. — II 409, 16. 498, 32. — III 695, 23. *stigma*, ebda I 351, 9. 768, 26. — II 556, 71. 564, 41. — III 221, 5. 256, 19. 307, 64. — IV 256, 46. AHolder Zs. f. d. wortf. 1, 111. *nevus*, Dieffenbach Gl. 379 b; Schmeller Bair. wb. II 563. *stigmarit animalid*, Ahd. glossen II 410, 18. 455, 23. 511, 29. — vgl. DWb. I 405.

Dass das wort in der ersten bedeutung (handzeichen) nicht recht bekannt war, beweist die änderung, die in Heinz Sentlingers Weltchronik von 1394 mit der stelle vorgenommen worden ist : 415 *daz twerc gap im ein hantmal, daz er lac uf dem wal. daz wart im da kunde* (Zingerle Germania 18, 223 ff). hält man dem *hantmal* des thüringischen gedichtes die gleiche form *hantmal* gegenüber, die Joh. vBuchs Glosse (ca. 1330—1340) und das Weichbild (14 jh.) für das handgemal des Sachsenspiegels bieten, so scheint es nicht unmöglich, dass dem dichter von Alexander und Antiloye, der zur selben zeit und in derselben gegend lebte, das handgemal wol bekannt war, so dass er in seinem gedichte darauf anspielen konnte. die bedeutung 'handzeichen, urkunde', wie sie in der ahd. glosse belegt ist, kommt ja das ganze mittelalter hindurch nicht mehr vor, so dass kein leser die anspielung würde verstanden haben.

4 CAPITEL. DIE SCHWURBRUDERSCHAFT.

In deutschen landen hat das handgemal wol niemals einen weitern bedeutungsinhalt gehabt, als oben für das *hantgemahele* des cod. Falkenst. festgestellt wurde. soweit wir kenntnis von ihm haben, ist es nach inhalt und verbreitung im steten abnehmen begriffen, bis im 17 jh. in einem österreichischen spätling uns nur ein 'haus und gärtel' entgegentritt. diese überraschende verengerung des begriffes ist bei genauerem zusehen wol erklärlich, da die grundlage des institutes, aus der es in vorhistorischer zeit erwuchs, schon zu beginn unserer quellen verschwunden ist — wenn wir das vereinzelte auftreten der langobardischen 'gamahalos' als eideshelfer ausnehmen. die germanische schwurbruderschaft, die in den verschiedenen dialekten verschiedene namen trägt, also wol erst nach der ausbildung der einzelnen germanischen sprachen entstanden ist, hat sich nur auf nordischem boden zu einer volkstümlichen und rechtlich bedeutenden einrichtung entwickelt (altn. der vertrag: *fóstbrøþralag*; die teilnehmer : *fóstbróþr, stallbróþr, eiþbróþr, svarabróþr*) [1], während in England (altengl. *wedbróder*) und Deutschland meist nur die nachwürkungen auf andern gebieten (handgemal, confra-

[1] MPappenheim Die altdänischen schutzgilden. ein beitrag zur rechtsgeschichte der germ. genossenschaft. Breslau 1885; ders. Ein altnorweg. schutzgildestatut nach seiner bedeutung für die geschichte des nordgerm. gildewesens. Breslau 1888.



ternitas und gilde) zu spüren sind. auch der schutz der freiheit, der von den ältesten zeiten an zu den wesentlichen merkmalen des handgemals gehörte und in späteren epochen nur an ein symbol (urkunde, mansus) geknüpft war, konnte allmählich das handgemal entbehren, da die freiheit des edlen — der hier vor allem in frage kommt — auf andere weise viel sicherer gewährleistet werden konnte, und zudem die ritterwürde, die ja auch den unfreien ministerialen nicht verschlossen war, für das spätere mittelalter eine höhere schranke gegen das niedere volk aufrichtete, als die blofse freiheit.

Die germanische schwurbruderschaft war ein ersatz für den indogermanischen sippenverband, wo er durch äufsere oder innere ursachen gelockert war. bei primitiven völkern, wo sohn und enkel des ahnen seine siedelstätte in der nähe des stammsitzes wählt, bildet eine solche vereinigung der nächsten verwanten, die sippe (got. *sibja* = aind. *sabhā*), die natürliche arbeits-, fehde- und cultgenossenschaft, die sich gegen fremde sippen abschliefst und ihren mitgliedern die persönliche freiheit sichert (aind. *priyás* 'lieb' = got. *freis* 'frei'; vgl. alts. *friund* 'verwanter'). gegenseitige unterstützung im kriege, rache für den ermordeten sippengenossen und eintreiben des wergeldes für den mord, gemeinsamer totencult (opfergelage) und unterstützung der witwen und waisen, eideshilfe vor gericht und zuletzt, aber nicht als geringstes, der gemeinschaftliche grundbesitz [1] — alle diese charakteristischen merkmale des geschlechtsverbandes finden sich auch bei dem eidlich geschlossenen bundesvertrage der schwurbrüder. wo ein mann durch erlöschen der sippe oder frühes sterben der nächsten verwanten oder auch durch auswanderung in spärlicher besiedelte länder einem sippenverbande entfremdet wurde und gefahr lief, seiner freiheit verlustig zu gehn, da tat er sich mit gleichgesinnten und gleichaltrigen männern, mit denen er vielleicht im kampfe schulter an schulter gegen einen gemeinsamen landesfeind gefochten hatte [2], zu einem treubunde zusammen, der durch ein

[1] dieser gehörte freilich nicht wesentlich zur schwurbruderschaft, wurde aber oft als bekräftigendes moment hinzugefügt.

[2] in der späteren nordischen entwicklung sind es meist pflegebrüder (*fóstbróþr*), die nach weit verbreiteter sitte einem pflegevater (*fóstre*) übergeben waren und dann mit dessen söhnen unter dem aufgestochenen rasen die *fóstbróþralag* eingiengen.

symbol, die aufhebung der rechten hand, als des wichtigsten körpergliedes, bekräftigt wurde. durch die darreichung der hand gab und nahm der vertragsgenosse die treue, die den neuen bund halten sollte. — ein solcher vertrag, german. **mahlam* oder **gamahljam*, der die teilnehmer einander gleichstellte (subordinierend war die adoption an sohnes statt und die gefolgschaft unter einem fürsten), wurde auch eingegangen, wenn zwei sippen durch die ehe zweier mitglieder einander nähertraten; daher auch der gleiche name für schwurbruderschaft und ehe: ahd. *mahal* 'pactum' und 'foedus (nuptiarum)', langobard. *gamahalos* 'schwurbrüder' und ahd. *gimahalo* 'gatte'[1], ahd. *ēwa*, *ē* (eigentlich gesetz) und mlatein. *testamentum*, *lex* als bairische bezeichnung für das handgemal. — wie der sippenverband dem *gesibbo* (*consanguineus*; Ahd. gl. III 67, 32. 176, 42), so gab die schwurbruderschaft dem *gamahal* (*confabulatus*) die garantie der freiheit, und diese als wertvollste eigenschaft von den versippten und schwurbrüdern empfundene würkung der besitz- und standesgemeinschaft ist es auch gewesen, die am längsten am handgemal haften blieb. der Langobarde wie der niederdeutsche schöffe, der bairische graf und der salzburgische edle — sie alle führen ihre freiheit auf das handgemal zurück, das in ihrem geschlechte seit alters her vererbt worden ist. daneben bildet das handgemal auch die rechtliche grundlage der heimat, wo sein besitzer sich vor gericht zu verantworten hat.

An dieser stelle mag auch noch eine kirchlich-mittelalterliche einrichtung erwähnt werden, die offenbar aus der germanischen schwurbruderschaft hervorgegangen ist und noch heute in den mönchsorden der katholischen kirche blüht, die confraternitas oder gebetsverbrüderung. Adalbert Ebner, dem wir die umfassendste darstellung dieser verhältnisse verdanken (Die klösterlichen gebets-verbrüderungen bis zum ausgang des karolingischen zeitalters, eine kirchengeschichtliche studie. Münchener theol. dissert., Regensburg 1890)[2], widmet der entstehung der confraternitas nur auffallend wenige worte; ihren ursprung sieht er — nicht ganz richtig — in der alten kirchlichen anschauung von

[1] vgl. hier das spätmhd. *hantgemahel* 'gattin zur linken hand.'

[2] dort reiche litteratur. von älterer ist noch immer wichtig: GZappert in den Sitzungsber. d. Wiener akad. x (1853), s. 417—463; XI (1854), s. 5—42.

der bruderschaft der gemeinde (Tertullian ad uxorem II 3 : *stupri reos esse constat et arcendos ab omni communicatione fraternitatis*). wol ist die idee von der fraternitas aller christen eine altkirchliche, aber die bis ins einzelne gehnde durchbildung der gebetsbrüderschaft, die noch dazu in der hauptsache auf Deutschland beschränkt ist, beruht auf germanischer grundlage. die *confraternitas* (auch *fraternitas*) erscheint zuerst im ausgang des 7 jh.s bei den benedictinern in England, wo so viele christliche begriffe durch aufpfropfung einheimischer sitten den Germanen mundgerecht gemacht worden sind, und wurde durch Bonifatius in Deutschland [1] bekannt; von dort aus verbreitete sie sich bald über die fränkischen und italischen länder, die unter deutschem einflusse standen (Ebner aao. s. 27 ff. 30. 35 ff). die wichtigste pflicht der germanischen schwurbruderschaft, dem toten bundesbruder den vorgeschriebenen cult durch opfergelage (alts. *geld*, altengl. *ȝild* [2] 'convivium') und blutrache zu besorgen, wurde bei der confraternitas in messopfer und gebetspflicht umgewandelt. noch heute wird der tod eines mönches allen mit dem convente durch confraternitas verbundenen klöstern mitgeteilt (eine vorläufige anzeige geht schon dem tode voraus), worauf jeder bruder für den verstorbenen die messe list. auch bei gegenseitigen besuchen gilt ein mönch in einem bruderkloster für die zeit seines aufenthaltes als rechtmäfsiges mitglied des conventes und geniefst alle rechte eines solchen. in grofsen verbrüderungsbüchern (libri vitae), die ehemals auf kostbare weise ausgestattet wurden, stehn noch heute die confratres verzeichnet.

Handgemal und schwurbruderschaft sind auf dem deutschen continente nur bei drei benachbarten volksstämmen nachgewiesen, bei den Langobarden, Thüringern (vor dem 4/5 jh. Ermunduren) und Baiern (Markomannen), deren sitze Tacitus an der mittleren und unteren Elbe kennt. es waren kriegerische und politisch hochentwickelte völker, die in der germanischen staatengeschichte

[1] in der älteren deutschen litteratur erscheint sie zb. bei Otfried (Ad monachos SGalli 149) : *bruederscaf*, und Otloh (Denkmäler[3], nr 83, 65): *bruderscaft* (lat. . . . *ex fraternitatis communione*).

[2] daher der name der gilden, die gleich den confraternitäten ihren ursprung ebenfalls von der germanischen schwurbruderschaft herleiten. — über die französ. communiae und conjurationes des 12—14 jh.s vgl. Hefele Konziliengesch. v 665. 765. 876 f. 919. 959. vi 543; Histor.-polit. blätter 51, 507 ff; EMayer Verf. gesch. i 524—554.

eine bedeutende rolle spielen: das Markomannenreich des Maroboduus im alten Bojerlande, Irminfrids thüringischer staat, der von der Elbe bis zur Donau reichte und im jahre 531 dem vereinten ansturme der Franken und Sachsen unterlag, das Langobardenreich Alboins und Rotharis in Oberitalien, das erst durch den grofsen Karl vernichtet wurde; sie alle beweisen, dafs in diesen verwanten völkern entgegen germanischer unsitte ein zusammenhaltender und staatenbildender geist lebte, dem sicherlich auch die ausgestaltung der schwurbruderschaft und des handgemals zugeschrieben werden mufs. Tacitus rechnet Langobarden, Ermunduren und Markomannen zu der grofsen suebischen völkergruppe, deren religiösen und staatlichen mittelpunct der Semnonenhain bildete; dort wurde der *regnator omnium Deus*[1] (Tac. Germ. 39), Mars, der germanische *Tīuaz* (altnord. *Týr*, alts. *Tio*, ahd. *Ziu*) verehrt, der gott des krieges und der volksversammlung. wenn auch die zugehörigkeit der Langobarden und Ermunduren zu den Sueben bestritten wird — der hauptgott der Langobarden war in der tat Wodan — so kann doch auch die alte nachbarschaft der drei stämme den übereinstimmenden brauch der schwurbruderschaft erklären. wol verliefse ndie Markomannen im 1, die Langobarden im 4 jh. ihre stammsitze, aber fortwährend blieben sie einander benachbart, wie auch ihre sprache die gleiche entwicklung nahm; und als die Baiern im 6 jh. in Noricum, die Langobarden ein halbes jahrhundert später in Oberitalien einwanderten, grenzten widerum ihre staaten aneinander, nur dass sie in umgekehrter reihenfolge safsen als zu Tacitus zeiten. vor das 4—5 jh., die zeiten der völkerwanderung, wird schwerlich die ausbildung der schwurbruderschaft zu setzen sein, aber gerade jene kriegerischen zeitläufte, als die Baiern noch in Bojohaim, die Langobarden in Pannonien safsen, waren der vereinigung zu treubünden besonders günstig.

Anmerkung. Handgemal und schwurbruderschaft hatte ich bereits miteinander combiniert, als ich um weihnachten 1906 die skizze von AMeister las. im juli 1907 war meine studie in der vorliegenden gestalt vollendet, als ich kenntnis von der abhandlung PhHecks erhielt: Das hantgemal des codex Falken-

[1] *praecipuus deorum Mars* Tac. Hist. IV 64. — *praesul bellorum* Jord. Get. c. 5.

steinensis und andrer fundstellen [1]. Heck bringt zum handgemal der Rihni und der Falkensteiner einige neue tatsachen bei, indessen wird die vorliegende studie durch seine darstellung in keinem puncte verändert. zu s. 340 n. 3 (Rihnis familie) ist zur litteratur nachzutragen : Hauthaler Salzburger traditionsurk., Cod. Odalbert. nr 63; Egger Das Aribonenhaus, Archiv f. österr. gesch. 83, s. 409. 10.

[1] Mitteilungen des instituts f. österreich. geschichtsforschung, 28 bd, 1 heft (Innsbruck 1907) s. 1—51 (ausgegeben märz 1907).

Münster i. W. HERMANN SCHÖNHOFF.

Zu s. 353 ff.

(HANTGEMÆLE IN DER KAISERCHRONIK.)

Ich übersetze die oben abgedruckte stelle, über die ich mich im glossar s. z. nicht ausgelassen habe, jetzt so : 'Damals herschte in Rom die sitte, dass sogut wie jeder edelmann bestrebt war, ein denkmal zu schaffen, das sein gedächtnis für alle zeit festhalten sollte. Helius Pertinax (der diesem brauch folgte) wählte sich dafür den bau eines prächtigen spielhauses'. Schönhoff begeht zunächst den fehler, dass er das *hantgemæle* des ersten absatzes mit dem *spilhûs* des zweiten gleichsetzt, während doch deutlich von dem allgemeinen zum speciellen fortgeschritten wird. für *spilhûs* aber gibt das glossar noch eine frühere stelle an die hand, wo ein zusammenhang mit *hantgemæle* nicht vorligt; unter Titus heifst es v. 5485 f : *Bi den ziten was ze Rôme ain spilhûs, gehaizen was iz asilus.* beide erzählungen gehn auf jene quelle, eine fabulose sammlung von 'Mirabilia urbis Romae' zurück, die ich in der einleitung s. 66 erschlossen habe : an der früheren stelle ist dorther der ausdruck *asilus* mit falscher form (**theatrum quod vocabant asylum*) entnommen, an der späteren erblick ich die spur des lateinischen wortlauts eben in dem deutschen worte *hantgemæle*; denn dies übersetzt, wie ich oben andeutete, einfach ein lateinisches *monumentum*, des weitern sinnes wie die Römer diesen ausdruck brauchten : 'alles was das andenken an eine person oder sache erhält : gebäude, tempel, statuen, galerieen'. dass dabei eine entstellung oder etymologie (**manumentum*) mitwürkte, ist möglich aber nicht notwendig. die berührung dieses *hantgemæle* mit wort und sache im rechtlichen sinne (soviel die spätere zeit überhaupt davon bewahrte) ligt darin, dass beide in irgend einer sichtbaren form die zugehörigkeit einer person festhalten oder beweisen. man vgl. insbesondere die Parzivalstelle: *hantgemælde, daz man möhte sehen* usw. und in der Kaiserchronik: *hantgemæle, daz man iemer von im sagete ze mære.* E. S.

MITTELHOCHDEUTSCHE FRAUENGEBETE IN UPSALA.

Die universitätsbibliothek zu Upsala besitzt einige bruchstücke zum teil gereimter mittelhochdeutscher gebete, die wol noch aus dem 12 *oder* 13 *jh. stammen und deren verwantschaft mit der durch die Vorauer und Milstätter sündenklage u. ä. vertretenen gattung unverkennbar scheint. wie die bei Diemer s.* 375 *ff abgedruckten Vorauer gebete und verschiedene von den uns erhaltenen prosabitten werden sie einer frau in den mund gelegt; es geht dies aus mehreren stellen sowol in dem gereimten wie in dem prosaischen text hervor. in ihrer ganzheit mögen die bruchstücke reste einer für den gebrauch eines nonnenklosters abgefassten gebetssammlung darstellen. ihr nebeneinander von bitten, in denen Gott und Christus und neben ihnen um ihre hilfe oder fürbitte die heilige jungfrau, SMichael und die engel, der täufer und der apostel Petrus angerufen werden, mahnt an den aufbau von sündenbekenntnis und litanei oder an ein gebet an Gott und alle heiligen* (*zb. Anselm Cant. nr* 36). *als teile einer gereimten litanei* (*s. zb. Mone Hymn.* 625. 627. 628) *können wenigstens die dicht aufeinanderfolgenden bitten an SMichael, SGabriel usw. und den Johannes Baptista gelten. wie in Heinrichs litanei in ihrer jüngeren fassung befindet sich unter den angerufenen heiligen auch Johannes der evangelist und die Maria Magdalena. ähnlich oder zum teil ähnlich angelegte gebetssammlungen werden aus dem* 12 *jh. mehrfach überliefert sein. es genüge die lateinischen frauengebete mit deutschen reimüberschriften in dem Zs.* 20, 184 *ff beschriebenen SLambrechter gebetbuch zu erwähnen, oder die neuerdings von Schönbach veröffentlichten Klagenfurter gebetbruchstücke, in denen das gemisch von reim und prosa an die vorliegenden erinnert.*

Die blätter, 4 *doppelbll. perg., stammen aus der incunabel* 35 : 63, *nr* 1196 *des jetzt fertiggedruckten katalogs* (*JCollijn Die incunabeln der kgl. universitätsbibliothek in Upsala*), *gr. folio, Nürnberg, Andreas Frisner et Johann Sensenschmid,* 7. 10. 1476, *früher im besitz der domcapitularbibliothek in Olmütz* (*inhalt: Petrus de Monte Brixiensis, Repertorium utriusque juris P.* 1, 2); *sie sind neuerdings von dem vorder- und hinterdeckel derselben, wo sie zu zwei freien vorsatzblättern in der ungefähren größe*

41 $^1/_2$ × 30 *cm zusammengeklebt waren, abgelöst und der bruchstücksammlung der bibliothek beigelegt worden.*

Von den vier doppelblättern gehören drei, die ich unten I 1—6 *bezeichne, unzweifelhaft inhaltlich zusammen; sie haben die drei inneren blätter einer und derselben lage gebildet. von dem vierten doppelblatt, unten* II *bezeichnet, kommt hier nur die eine hälfte* II 1 *in betracht, die andere enthält lateinische gebete* (Protege *usw.*).

Erhalten in der urspr. gröfse oder wenig beschnitten sind von den acht blättern nur I 5 *und* I 6; *sie haben eine höhe von ca.* 24 *cm. und eine breite von* 16 $^1/_2$ *bis* 17 *cm. die schriftcolumne beträgt* 19 $^1/_2$ × 12 $^1/_2$ *cm.; die inneren und äufseren ränder sind je* 2 *cm breit;* 20 *zeilen gehn auf die seite.* — *bl.* I 1 *und* I 2 *sind in ihrer höhe vollständig, aber am äufseren rande schräg beschnitten, so dass die breite der schriftcolumne von oben nach unten gerechnet auf bl.* 1 *ca.* 10, 9 *bis* 10, 8 *cm. beträgt, auf bl.* 2 *etwa* 12, 2 *bis* 11, 7 *cm.* — *bl.* I 3 *ist in der breite vollständig, unten abgeschnitten, die schriftcolumne* 16, 2 *cm. hoch; die drei unteren zeilen fehlen.* — *bl.* I 4 *ist sowol unten wie am äufseren rande beschnitten; beschriebener raum* 16, 2 × 11, 2 *bis* 11, 5 *cm.; vier zeilen fehlen.* — *bl.* II 1 *unten abgeschnitten, beschriebener raum* 16 $^1/_2$ *cm. hoch; drei zeilen fehlen.*

Die schrift, ca 4 *mm. hoch, ist deutlich und gut erhalten, nur an wenigen stellen etwas abgegriffen. ihre züge weisen wol auf das ende des* 12 *oder den beginn des* 13 *jh.s. die anfangsbuchstaben der abschnitte sind rot-grün* (*bl.* I 1. 2), *rot-blau* (I 3. 4. 5) *oder rot-grün-blau* (*bl.* II 1. 2) *zu sinnbildlichen figuren, tierbildern usw. ausgemalt. von kleineren, rot, grün oder blau tingierten initialen ohne verzierung stehn drei, unten z.* 116, 141 *und* 149, *am beginn neuer gebete oder abschnitte, an der ersten stelle ohne absatz, nur vom vorausgehnden abgerückt. die verse der reimgebete sind nicht abgesetzt, sondern durch reimpuncte getrennt. eine* — *ziemlich willkürliche* — *interpunction findet sich auch in den prosagebeten.*

Die sprache der bruchstücke ist oberdeutsch, wol bairisch. ich verzeichne bair. eu *für* iu : *n. sg. f.* ellev *z.* 178, armev *z.* 182. 225; *weitere beispiele* 51. 130; *n. pl. n.* sibinev *z.* 105; *a. pl. n.* disev *z.* 218; *ferner* ch *für* c *in* tach *z.* 29, lach *z.* 105, mach *z.* 211, *Bair. gr.* § 186; *prät.* kom *usw. z.* 44. 62. 146. 155. 236. 237. — *bairisch oder vorzugsweise bair.* lichname *z.* 99.

106; *part. präs.* -unde, *z.* 115; 2 *sg. prät.* bræhte *z.* 150; *obd. prät.* bildot *z.* 74. — *gegen bairischen dialekt spricht nicht* mohte *z.* 31. 123. 130 *als gemeinmhd. form für echtbair.* mahte. *im ganzen ist die mundart wenig ausgeprägt gegenüber der gemeinmhd. schreibweise. durchgängig steht für den alten diphthongen* ei *gegen (überwiegendes)* ei *neben* ai *im bair. des* 12 *und* 13 *jh.s, Weinh. Mhd. gr.* § 123, *Bair. gr.* § 76. *ebenso im anlaut überall* b, *niemals* p, *für germ.* b, *wie zb. auch in der Vorauer Sdkl. (Vorauer hs. bl.* 125ᵃ—128ᵇ) : *Weinh. Mhd. gr.* § 159, *Bair. gr.* § 121 *führt eine reihe von bair. hss. des* 12 *und* 13 *jh.s an, in denen* b *über* p *überwigt, als beispiele der seltenheit des* p *besonders Windberg. ps., Benedictb. pred., Wernh. Maria A. weniger zum bairischen schreibgebrauch stimmt die regelmäfsige verwendung von* k *statt* ch *als beginnletter in worten und selbständigen wortteilen:* kom, kint, kunden, dekein, erkennen *usw.* (*echtbair.* chom *usw.*) *gegenüber* werchin *z.* 30, gedenche *z.* 221. 233 *usw.* (*nur einmal im fremdwort* chore *z.* 119 *neben* kore *z.* 169). *vielleicht darf aus dem gesamtcharakter der sprache gefolgert werden, dass die hs. eher aus dem norden oder westen als aus dem südosten des bair. dialektgebietes stamme.*

Unter den auf unseren bruchstücken enthaltenen gebeten mag das reimgebet an die heilige Maria Magdalena, unten z. 14—69, *eine besondere aufmerksamkeit verdienen. es entstammt in seinem zweiten teile, z.* 42—69, *dem* 74 *gebete des Anselm von Canterbury. der beginn von Anselms gebet :* sancta Maria Magdalena, quae cum fonte lacrimarum ad fontem misericordiae Christum venisti, de quo ardenter sitiens abundanter es refocillata, per quem peccatrix es justificata, a quo amarissime dolens dulcissime es consolata; tu domina mea carissima, per temet ipsam es experta, qualiter peccatrix anima creatori suo reconcilietur, quod consilium miserae animae expediat, quae medicina languenti salutem restituat. satis enim scimus, cara amica dei, cui dimissa sunt peccata multa, quoniam dilexit multum *kehrt offenbar beinahe wort für wort in dem deutschen gedicht wider. von dem wortlaut bei Anselm entfernen sich erheblicher erst die zeilen* 59 *bis* 62 : *sie gemahnen, freilich etwas entfernt, an die Vorauer Sündenklage v.* 62 *ff* (*Diem.* 296, 19). *das in z.* 61 *unvollständig erhaltene wort mag irgend eine der sünden bezeichnen, die nach den kirchlichen schriftstellern zusammen die erbsünde — den siech-*

tuom *z.* 62 — *constituieren, demnach die* avaritia, *die* luxuria *oder* gula — *die Vor. Sdkl. nennt v.* 76 (*Diem.* 296, 29) *die* chelgitecheit *als die sünde Adams — oder auch die* superbia, *die* vana gloria. *der zusatz gegenüber dem lateinischen gebet z.* 65 *entspricht den in der Maria Magdalenenlitteratur — vgl. zb. Hartmanns Credo v.* 2123, *Mone Hymn.* 1054 — *typischen worten* in domo Simonis leprosi *Matth.* 26, 6, *Marc.* 14, 3; *die beiden schlussverse z.* 68 *f knüpfen an Luc.* 10, 39 *an. der rest des gedichtes, z.* 14—41, *steht in keiner näheren beziehung zu Anselms gebet und bewegt sich in herkömmlichen gedanken und ausdrücken, z.* 28—34 *in deutlicher anlehnung an die römische beichtformel. dem herkömmlichen gehört auch an die bitte um hilfe gegen den teufel, der die ungebeichteten sünden verzeichnet, um im jüngsten gericht als zeuge gegen den sünder aufzutreten : z.* 16 *ff, vgl. Milst. Sdkl.* 330 *ff, Heinr. Lit. Fundgr.* II 227, 11 *ff.*

Bei dem formelhaften charakter der stücke finden sich überall anklänge an andere erzeugnisse der geistlichen dichtung des 12 *und* 13 *jh.s; es wäre eine leichte mühe, aus ihr gleichlautende wendungen zu fast jedem verse anzuführen. vielleicht ist eine engere beziehung zu der Vorauer Sündenklage nicht zu leugnen. allerdings gelten die übereinstimmungen meist ausdrücken und gedanken, die als gemeingut der gattung angesehen werden können oder sonst von geringer beweiskraft sind. von stellen, die vielleicht in unsern reimgebeten nachklingen, verzeichne ich aus der Sündenklage v.* 18 *ff* (*Diem.* 295, 14 *ff*) : nu wis hiute ein bote an dînen einborn sun . . . der allez manchunne enbant, trût frouwe, mit dir zu sînen hulden hilf du mir. — 30 *ff* (295, 22 *ff*) : nu bevilhe ich, frouwe, mînen geist zu [dîner] helve, wâriu maget, . . . ja getrûwe ich dir verre, himelisgiu chuniginne! wie verre ich an dich dinge daz heil mîner sêle! — 44 *ff* (296, 8 *ff*) : ze sêle unde ze lîbe getrûwe ich vil wol dir, ein bote wis hiute mir an den heiligen Crist; ein teil du mirs sculdig bist daz du mir helvest umbe got. — 62 *ff* (296, 19 *ff*) : nu verdîlige mîne sunde unde heile mîner sêle, die hulde mînes hêrren di hilf mir gewinnen. *damit vgl. unten reimgebete z.* 8 *ff* : des hilf du mir, hêrre (= des hilf du mir, trehtîn *Sdkl.* 734, *Diem.* 313, 3) want ich getrûwe dir vil verre in allen mînen dingen. ich wil an dich gedingen daz du mir behaltest sêle unt lîp. — 21 *ff*: wir sundære

hân des gûten gedingen, frouwe, ze dir, niht ne zutvelen wir. — 56 *ff*: wie da sol gewinnen diu sundige sêle die huld ire hêrren nu soltu mîner armen sêle gewinnen ir hêrren hulde, unt irwirf mir den ..... um dâ von kom uns der siechtûm. — 128: du wis min bote ze dem heiligen kriste; *ausserdem findet sich noch manches übereinstimmende in formelhaften wendungen und reimen, im ganzen aber zu wenig, um einen directen zusammenhang ohne vorbehalt zu behaupten.*

Den gereimten stücken ist wol auch das z. 211 *ff endende gebet, wahrscheinlich ein reimgebet an Gott, zuzuzählen. von den prosabitten, die gelegentliche reime und rhythmische sätze aufweisen, wie sie die geistliche prosa der reimpredigt entlehnt, ist das gebet an den heiligen Petrus z.* 70—109 *bereits aus anderweitiger überlieferung bekannt. es ist das nämliche gebet, das WWackernagel zuerst Altd. leseb.* 275 *ff* (= *Altd. pred. u. geb. nr* 77 *s.* 217 *f*) *aus der gleichfalls frauengebete enthaltenden hs. von Muri* (12 *jh.*) *veröffentlichte; auf einen näheren vergleich zwischen der alemannischen fassung und der vorliegenden darf ich hier verzichten; beide gehn wol auf das gleiche lateinische gebet zurück. aus lateinischen vorlagen stammen gewis auch die Mariengebete und das gebet an Christus z.* 181 *ff, das letztere aus irgend einer* oratio ad deum et omnes sanctos (*vgl. Anselm* 15 *und* 39, *Otlohs gebet usw.*).

Die gebete unserer sammlung könnten im einzelnen verschiedener herkunft sein. die reime der poetischen bitten entbehren ausgeprägter dialektformen, widersprechen aber nicht dem bairisch-österreichischen des 12 *jh.s. der reim* harte : worte *z.* 67 *könnte sogar ein beweis bairischer herkunft sein, wenn er nicht eher als technisch unvollkommen zu gelten hätte. nach Baiern oder Österreich weisen sowol Vorauer Sdkl. wie sonstige reimgebete der gattung bis auf die aus jüngerer zeit stammende sog. Bair. Sündenklage Zs.* 18, 137—144, *in der Schönbach einen sicheren anklang an seine Klagenfurter gebete feststellt. unter den märtyrern, die im gebet an Christus und alle heiligen z.* 205 *ff angerufen werden, finden sich auch heilige, die besonders in Baiern verehrt wurden. mit der märtyrerliste in Otlohs gebet trifft die aufzählung, abgesehen von den traditionell an der spitze stehnden Stephan und Laurentius noch in acht namen: Hippolitus, Vincentius, Kilianus,*

Georgius, Vitus, Mauricius, Dionysius und Sebastianus zusammen; sieben von den märtyrern : Georgius, Blasius, Vitus, Dionysius, Pantaleon, Christoforus, Eustachius sind unter den später als nothelfer verehrten heiligen, deren cultus sich allmählich von der oberen Maingegend aus über Deutschland verbreitet haben soll. aus alledem eine beziehung zu Baiern, spec. SEmmeram, dem classischen ort für ahd. gebete, zu folgern, wäre kaum statthaft, da ausführliche heiligenlisten wie die vorliegende aus verschiedenen gegenden mehrere gemeinsame namen aufweisen können oder müssen.

Die altertümliche metrik : übergewicht klingender ausgänge, häufigkeit vierhebig klingender verse, ungenügende reime, weist wol auf die zweite hälfte des 12 *jh.s. allerdings ist die enge anlehnung an die lateinische vorlage schuld an denjenigen reimen, die am meisten gegen eine spätere verskunst verstofsen : z.* 42. 45. 59. 65 *und wol z.* 6.

In dem folgenden abdruck sind ergänzungen des fortgeschnittenen in klammern gegeben, unsichere, nur in spuren erhaltene buchstaben und worte cursiv bezeichnet, lücken im text bei fehlenden zeilen der hs. durch puncte, bei weggeschnittenen buchstaben durch doppelpuncte angedeutet. die gröfseren abschnittsinitialen sind fett, kleinere farbige initialen halbfett gedruckt, die zeilenschlüsse durch senkrechte striche kenntlich gemacht.

I

1 1a **H**erre fce iohannes ewngelifte,
ein [heili]|ger gotes trut du bift.
nu hilf mi[r umbe] | den heiligen krift,
daz er fich erbarme
[uber] | mich uil arme 5
unt mich befchirme
[5] uo[r den] | ubelen ræten miner uiende;
des hilf d[u mir] | herre,
want ich getruwe dir uil uerre.
[in al]|len minen dingen, 10
ich wil an dich gedi[ngen] | ,
daz du mir behalteft fele unt lip,
wan[t ich] | bin din uil armez dieneft wip.

4*f formelhaft und häufig wie auch* 16*f.* 24*f ua.* 9 wande ich dir getruwe verre *Vor. frauengeb. Diem.* 377, 2, *vgl. auch Vor. Sdkl.* 34, *Diem.* 296, 1, *Greg.* 596 *usw.*

[10] Frowe ſcā Maria magdalena,
ich [beuilhe] | dir minen lip unt mine ſele. 15
durc[h die] | dine guete
uor dem tieuel mich behůt[e.
er uir]|brieuet mine ſunde:
er wil ſi ze urkun[de
ze] | iungeſt ſure bringen. 20
[15] wir ſundære ha[n des] | uil guten gedingen,
frowe, zu dir.
niht [ne zui] | uelen wir;
want got dich erloſte
uns *a*[rmen] | ze troſte 25
uon den ſelbin dingen,
da w*i*[r mite] | ringen.
min unreht iſt maneger ſlach[t,
michel] | ſunde tach unt nacht
[20] mit willen un[t mit] | werchin. 30
wie mohtich armiv gemerc[hen] ||
ɪ 1b [die ſu]nde hovbethaſte,
die ich han geſrumet | [oſte]
*m*it hure unt mit meineiden?
.minner | [dan ei]*n* heidin 35
forhtich der ſele;
der ſunden | [du d]ich hæle.
nu riwet iz mich ze ſpate,
[5] nu | [iz wir]*t* uil drate,
daz ich den lip ſol uirenden | 40
[in di]ſem ellende.
Nu frowe ſcā Maria mag|[dalen]*e*,
du mit brunnen der zæheren
kome | [ze unſ]erme herren,
der da iſt ein brunne der | [gnade]n; 45
da du wurde enphangen,

15 *formelh. Lit. fundgr.* ɪɪ 234, 18. 25 *oder* allen; *formelh.* 28*ff vgl. beichtformel* multa quidem et innumerabilia sunt peccata mea, quæ recordari nequeo in factis in dictis et in cogitationibus. 36 forhuch*?* 38 *Rödiger zu Milst. Sdkl.* 167 (*Zs.* 20, 285) *usw.* 40 swenne ich disen lip verende *Vor. Sdkl.* 187 (*Diem.* 299, 15); unze wir disen lip verenden *Lit. fundgr.* ɪɪ 230, 17.

[10] do du dur‖[ſtend]e hiceliche
gelabet wurde genubtecliche | ;
[da du] der ſunden inne
gewaſchen wurde | [uzen] unt inne; 50
da du geſerigetev biterliche |
[geſrov]et wurde ſuzecliche.
Frowe ſcā Maria | ,
[15] : : : : *l*eſt gotes trutinne,
du haſt ſelbe beſun‖[den 55
w]ie du ſol gewinnen
div ſundige ſele
die | [hulde i]r herren.
nu ſoltu miner armen ſele
ge‖[winne]n ir herren hulde, 60
unt irwirf mir den | : : : : : um,
da uon kom uns der ſiechtum | ;
[danne]n ich erkenne
die gotes friundinne | ,
[20] [der in] des miſelſuchtigen huſe 65
ɪ 2a uirgæbin wur‖din ir ſunde,
want ſi minnete got uil harte:
e[r] | ſi dicke mante
mit werchin unt worten | .

Herre ſcē petre, din gnade ſuchich ſun[di] | giv; dines gewæ- 70
gedes unt dines geding[es] | bitich dich unwirdige umbe die not
unt u[m]‖be die angeſt, da ich bin mit beuangen. Geh[uge] | wol,
herre ſcē petre, der gnaden, die unſer h[erre] | uber dich tet,
do er dich uon erde ze menneſ[chen] | bildot, ſam er uns ſun-

49 *l.* dev sunderinne? 54 *oder* : : : : deſt? — *bei Anselm im folgenden* electa dilectrix dei; *zum reim vgl.* Marien : kuninginne *Glouben* 1964 60 hulde gewinnen *Rödiger zu Milst. Sdkl.* 315 61 irwirf mir '*depelle a me*' — : : : : *tum oder* : : : : *rum? vgl. Bamb. beichte* 133 : ich habe gesundot in uppiger guotlichi, in ruome etc., *und* spuan er ... inan ... zi gire ioh zi ruame etc. *Otfr.* ɪɪ 5. 7 *ff* — hunc videlicet gula et avaritia et vana gloria tentavit *Rab. Maur. zu Matth.* 4, 3 *ff* 70 ich bitte gewegedes unte gedinges ... minen hêrren sancte Petrum etc. *Benedictb. beichte* ɪ 31 74 *formelh. und rhythm.* — als er uns alle hat getan *Muri, Wackernagel nr* 77, 7. *so auch* 92 : der ich nu gemanit han *W.* 77, 28; *vgl.* also du si alle hast getan der ich dich gemant han *Klagenf. Geb.* 5.

digen hat getan, daz [du] | mir gnadeſt, als dir unſer herre gna- 75
dete, d[o] | er dich im ſelbem nande muter unt ſweſt[er] | unt dar
nach friunt. Hilf mir herre ſce̅ pe[tre] | , uon allen minen noten
uon allen minen a[ngeſ]|ten, alſ du den gwalt enphangen haſt uon
[un]|ſerme herren dem almehtigen gote. Gehug[e] | wol, herre ſce̅
petre, der gnaden die unſer [her]|re ubir dich tet, darnach do 80
du ſin uir lovg[netes] | eines nahtes driſtunt unt dar nach din
he[rze] | mit ſere unt mit ſmerzen beuienge umb[e] | den tivren
ɪ 2ᵇ tot unſers herren unt umbe d[ie] ‖ ſunte, die du an im getan
hete, wie er dir do | gnadete in allen dinen angeſten unt in allen |
[d]inen noten. alſo hilf du mir, herre ſce̅ petre | , [d]urch minne 85
des heiligen cruces unſers herren | [d]es almehtigen gotes, uon
den noten unt uon | [d]en angiſten, da ich mit beuangen bin.
Gehu|[g]e, herre ſce̅ petre, der mandunge do din heili|[g]ez herze
mit getroſtet wart, do unſer herre | [u]on dem tode erſtunt unt
dir daz kunden | [hi]ez mit den heiligen apl̄is, wie er hin in 90
galileā | [ſu]re, wie er in da geſæhin ſolde. Herre ſce petre |,
[ic]h bite dich unt beſwer dich durch der gna|[den] der ich gemant
han, daz du mir umbe un|[ſe]ren herren helfeſt, daz er min | ſer
unt min angeſt | [un]t alle mine not geſemſte, da ich nu mit
be|[ua]ngen bin. Ich bite dich, herre ſce̅ petre, in | [un]ſeres 95
herren namen unt in der minne des | [hei]ligen kriſtes, daz du
gehůgende ſiſt der gna|[de]n, die unſer herre got uber dich tet,
ɪ 3ᵃ do dich | [he]rodes gebant in ſibin ſteten, den dinen uil ‖ hei-
ligen lichnamen mit den iſenen keten. | Gehuge wol, herre ſce̅ petre,
wie dich unſer | herre enbant unt erloſte uon der uiende ge|walt. 100
Nu erbite mir uon dem ſelbin urloſære|, daz er mich erloſe durch
ſine gnade unt durch | dine minne uon den noten da ich mit be-
uan|gen bin, alſo dich unſer herre got erloſte uon | der uinſterniſſe
des karckæres unt uon den | gebenden herodis. De gebende waren
ſibinev | : der lach einez umbe den dinen uil heren hals, | einez 105
umbe den dinen lichnamen, zwei umbe | dinen ellebogen, einez
umbe dine hende, einez | umbe dine ſůze. uon den gebenden allen
ſamen | erloſte dich unſer herre. alſo erloſe du mich | uon allen man-
nen unt wiben, die mir dekein | not tun ode dekeiner ſreiſe uaren |.

93 herren *fehlt* 98 do d. h. g. in sibin stetin . mit isinin chetin *Muri W.* 77,33; *auch sonst reime :* enbant : gewalt 100, kint : enphienc 152, sunterinne : willen 182, dir : mir 227 99 mit] unt? 104 de] *l.* der?

13ᵇ *Herre hilf mir* umbe alle mine not : : : : : | . . . | ſci petri 110
gnade unt der heiligen zwelf bo|ten unt aller gotes heiligen
umbe alle die | not unt umbe alle die angeſt, da ich nu | mit
beuangen bin. Ich bite dich |, herre got, diner gnaden unt aller
diner hei|ligen, gewegedes, daz miner uiende wille | an mir icht
irfullet werde; des bitich al | waltunder got. 115

Herre ſcē michael |,
ſcē raphael, ſcē gabriel,
[10] wegit miner armen | ſele.
alle himeliſche chore,
die muzen mich | erhoren. 120
ia ne wart ich nie getriwe noch | gewære
dem minem ſcephære.
wie moh|tich armiv denne geneſin,
ir en woldit min | helfere wæſin.
helfet mir alle gotes holden | , 125
[15] daz er mir werde unerbolgen | .

Herre ſcē iohannes baptiſte,
du wis min | *bote ze* dem heiligin kriſte,
daz er mich | . . .
14ᵃ wie mohtich ſundigev widir zu im ged[ingen] |, 130
ir ne woldet mich widir bringen.
nu h[ilf], | tovfære here,
daz ich mich bekere,
daz [ich] | durch mine ſunde
icht geualle in daz [abe]|grund[e]. 135

Heiligeu frowe ſcā Maria | , ich bite dich durch die frovde die
[du] | hete, do dir ſcs gabriel der heiliger eng[el] | erſchein, unt

110 *halb weggeschnitten* 114 daz inheinis minis uiendis wille iemir an mir irvullit werde *Muri W.* 85, 35 = *Vor. frauengeb. Diem.* 376, 6: ê ane mir werde ervullet deheines mines uiendes wille 116 nu bevilch sanct Michaêle die angest dîner sêle etc. *SLambr. gebete, Zs.* 20, 185 119 *f formelh. vgl. Lit. fundgr.* II 232, 15 *und bes. SLambr. geb., Zs.* 20, 186: diz gebet ist von allen himelischen chôren nu ruofe wir si an daz si uns erhôren 123 *f* er scol unser helfere wesen daz wir alle genesen *Adelbr. Joh. Bap.* 262 128 *von* bote *in der halb weggeschnittenen zeile nur geringe, aber wol sichere spuren — der ausdruck ist formelhaft: Vor. Sdkl.* 18. 46. 216 (*Diem.* 295, 14. 296, 9. 300, 9), *Arnst. Ml.* 222 130 *f vgl.* 123 *f.*

durch den gru[z da] | da mite er dich gruzte, do er dir die botefchaft *b*[rah]|te, daz du gotes muter foldeft werdin; d[u] | trofte mich in difen noten. | 140

Gaude đi genitrix uirgo immaculata, [gau]|de que gaudium eterni luminis claritat[is] | fufcepifti, gaude mater, gaude fca đi gen*i*[trix] | , uirgo tu fola mater innupta, te laudat *o*[mnis] | I 4[b] creatura genit'cem luminis; fis p nobis gs̄ : : : | . . . . ‖ [die] hirte heten an der nacht, do in die en|[gel] kunten den fride unt 145 die gnade, div allen | [men]nefken kom ze fride unt ze gnaden uon | [krifte]s geburte; fo erhore mich unt gefrowe | [mic]h in minen angeften . AMeN.

Frowe fca Maria durch | [die f]rovde die du hete, do du dinen trut fun | [ze d]em bethufe bræhte, fo getrofte mich al|[fam] 150 der fælige fymeon getroftet wart unt | [gefr]owt, do er daz heilige kint an finen arm | [enp]hiench, des er lange gegert hete; alfo [mu]ze ich irhoret werdin unt gefrowt in | [min]en noten.

Heiligiv frowe fcā Maria, | durch die frovde die du hete, do I 5[a] die | kunige uon ir lande komen unt die | . . . . ‖ mich in 155 difen noten |

Frowe fca Maria, durch | die frovde die du hete, do din | trut fun uon dem tode erftunt, an des mar|ter din fele gewundit wart, unt als himel | unt erde unt alle gotes gefchephede gefrovt | wart uon finer urftende; alfo muze ich uon | diner helfe gefrovt 160 werdin an difen angeften.

Frowe fca Maria, durch die frovde die du | hete, do din uil liebir fun uon dem tode erftunt mit dem men|nefclichen lichnamen, den er uon dir enphan|gen hete, unt ze himel fur; unt do du mit | dinen ovgen fæhe, daz div mennefcheit erho|het wart 165 ubir die kore, die du niûn manode | in dinem libe getragen hete; fo gelichet mir | dife angeft unt gefrow mich nach dinen gna|den.

Heiligev frowe fca Maria, durch die frovde | die din heilige fele I 5[b] hete, do fie erhohet ‖ wart ubir die kore der heiligen engel; durch | die frovde die du hete unt iemir an ende mit | dinem 170

140 magnificat etc. aue etc. *hier und nach den folgenden Mariengebeten* 141 *vgl.* 174 *ff* 145 in] im 152 er] es 155 *von der folgenden hsl. zeile ist nur das letzte wort* durch *in spuren erhalten* 163 uon dem tode erftunt *fehlt.*

heiligen kinde haben folt, der uon dinē | magetlichem libe geborn wart, mit dem du | iemir folt richfen; du gefrov mich in difie an|geften unt in allen minen noten mines libes | unt miner fele.

Gotes muter, frowe dich, | umbewollenev maget, du die frovde en|phangen haft uon dem engel, frowe dich daz dir geborn ift 175 der fchin des ewigen liehtes | ; frowe dich muter, frowe dich ewige maget, | gotes muter; du bift ein beflozene muter; dich | lobet ellev gotes gefchephede, als uon rehte eine muter des ewigen libes; du wis uns wi|dir dinen fun ein ewige helferinne. AMeN. | 180

Herre ihu xpe, troft aller der die dich in noten unt in angeften fuechint, ich | armev funterinne bite dich durch diner | heiligen

16ª geburte willen unt durch dine | marter unt durch din heiligez cruce. Ich bite dich durch die not unt durch die angeft | die du hete do du diner marter nahenteft. Ich bite dich durch des 185 gebetes willen daz | du bæte dinen uater, daz er dich der mar|ter ubir hûbe, obez fin mohte. Ich bite dich durch den fweiz der in blutes wife uon dir ran, unt durch den rûf den du riefe an dem hei|ligen cruce, do du riefe: herre got, herre got |, wie hafte mich fo uirlazen. Ich bite dich herre durch dinen tot, 190 durch din blut, durch din urftende, durch din uf uart. Ich bite dich durch alle die gnade unt barmunge, die du dem men-nefchen erzeiget haft, daz du mich getrofteft unt mir min un-frowde fchiere ze frowden uirwandeleft, unt mir mine not | unt min angeft zeftôreft, alf du zefurteft die helle floz an der 195 nacht, do dine erwelten da uznæme, unt alf du zefurteft die

16ᵇ gebende | fci pet'; alfo bite ich dich herre, daz du durch | din underdige min angeft zefureft unt benemift. Ich bite dich herre durch willen diner heiligen muter miner frowen | fce Mærien unt durch willen der heiligen erzengele Michaelis. gabrielis. raphaelis. 200 unt alles engelifchen heres. Ich bite dich, herre durch den willen diner heiligen patarchen unt durch den willen diner heiligen wiffagen. Ich bite dich durch den wi|llen diner heiligen zwelf boten fci petri. pauli. andree. iohannis. unt aller diner iungeren.

172 l. disen   174 *die lat. vorlage dieser bitte ist nach dem ersten Mariengebet* s. 141 f. *in den deutschen text eingemengt*   175 en-phangen   179 l. liehtes *nach* 144   182 mir armen sunderinne durch diner geburte willen *Vor. frauengeb. Diem.* 375, 15.

Ich bite dich durch den willen diner | heiligen marterære ftephani 205
laurentij : | hippoliti. Vincentij. Kyliani. Blafij. Georij. | Cofme
damianj. Viti. Mauricij. Dyonifij | pantaleymonis. agapitj. xpofori.
Johannis | & pauli. ofwaldi euftachij. Fabiani. Sebafti|ani. unt
durch aller der willen, die ie dekein | marter erliten in dinem
namen. Ich bite dich | herre durch den willen diner babifte unt ‖ 210

II

II 1ᵃ mit ir minne niemen mach dine hulde gwinnē. | Ds mifereratur
nri. Pater nr. Credo in dnū | Sci fpc quefumus domine corda
nra mundet | infufio. & fui roris intima afpfione fecundet. p |

Mifericors dne qui chananeam et publicanū | uocafti ad peniten- 215
tiam et petrum lacrimantē | fufcepifti, Du uirgæbe fco petro, do
er weinde, daz er din het uirlovgent unt dich uir|fworn hete.
Du uirgebe dem publicano alle fine | funde durch difev wort,
die er zu dir fprach | : Ds ppicius efto m' peccatori. mit den
felbin wor|ten fo gnade du mir uil funtigen mennefchen, | unt 220
gewer mich miner bete in nomine dni aM. | Herre gedenche an
die chananeam, div dich | bat umbe ir tohter daz du fi gefunt
mahteft | . fiv rief zu dir mit difen worten : Ihu fili dauid, |
II 1ᵇ miferere mei. die erhortiftu do, die gewertes *d* : : | . . . ‖ herre,
nu bin ich din uil armev div fur dich ko|men unt han hie fûr 225
dich braht mine tohter | , die mine uil armen fele unt andir
min angeft | . Nu rūfe ich zu dir: Ihu fili di gnade mir: gewer |
mich miner bet. daz werde war in nomine dni . aM |. Alfo
du zir fpræche, alfo fprich du zu mir : deftu | gebetin habeft,
des fiftu gewert, uade in pace |. Herre du gewertes den latronem 230
dines himelriches | umbe daz er fprach : Memento mei dne, du
ueniris | in regnum tuum. Do antwurteft du im hie mite |: Amen
dico t': hodie mecū eris in paradyfo. Geden|che min, herre, in
dinem riche unt gewer mich | des ich dich bite. daz werde war
in nomine dni . aM |. Herre, du uirgæbe Marien magdalenen 235
uil michel | ir funde. div kom zu dir in des mifelfuhtigen fy |
monis hus, der dich geladet het ze finer wirt|fchefte. Div kom
uile fchamende undir die mene. |

208 unde dur allir der willen die ie dihein itewiz odir diheine martire dur dine minne irliten *Muri, W.* 85, 31 *f* 212 Sancti spiritus domine corda nostra mundet etc. *auch Muri, W. s.* 286 231 *l.* cum.

Upsala. HJ. PSILANDER.

MITTELDEUTSCHE WECHSELSTROPHEN UND SCHERZLIEDER.

Unter den deutschen handschriftfragmenten der königlichen bibliothek in Stockholm finden sich zwei ursprünglich zusammenhängende, jetzt von einander losgerissene papierblätter, zweispaltig, in der gröfse 35 1/2 × 25 *cm, die nach den auf ihnen enthaltenen zeichnungen und den schriftzügen des reimtextes ins ende des* 15 *jhs gehören. dazu stimmt auch, wie mich Roethe belehrt, der charakter der stücke, die zuweilen an den ton der fastnachtspiele erinnern, und vielleicht die erwähnung der Hussiten* (III 3). *nach einer bleistiftnotiz auf dem umschlage ist das fragment* 1884 *aus dem reichsarchiv in die königliche bibliothek gekommen. die mundart des textes ist offenbar die westmitteldeutsche; das eigentliche niederrheinische und moselfränkische bleibt ausgeschlossen, so dass vielleicht am ehesten der rheinpfälzische oder rheinhessische, jedesfalls ein rheinfränkischer dialekt in betracht kommt.*

Die strophen in stück I *sind zweizeilig in verspaaren (langzeilen) geschrieben; die verse der beiden lieder* (II. III) *sind abgesetzt.*

I

Bl. 1^r *und* 1^v : *acht bilder, frauen in nonnentracht darstellend; unter jedem bild der name der schwester :* 1ra Lyfe, Bingel; 1rb Konigunt, Cristin; 1va Anna, Yfendrut; 1vb Hille, Hillegart. *bl.* 2ra *und* 2va, *oben : zwei mönchsbilder; unter den bildern:* Rudolff, Bruder ebendin. *alle zehn figuren links oder rechts von einem streifen umgeben, worauf die unten folgenden wechselstrophen stehn*[1]. *man denkt bei diesem gegenüber von männern und frauen alsbald an fastnachtspiele wie Kellers nr* 11. 59. 95. 102, *namentlich aber an* 61, *wo auch zuerst die reihe der frauen, dann die der männer zu worte kommt; üblicher ist es in der technik des fastnachtspiels allerdings, dass nur auf der einen seite eine anzahl von personen steht, während die andere nur durch einen sprecher vertreten ist. — vielleicht führt von derartigen wechselgesprächen zwischen mönchen und nonnen eine brücke zu dem spätern gesellschaftsspiel, über das Bolte Zs. d. v. f. volkskunde* 6, 98 *einiges beigebracht hat.*

[1] *die folgenden bemerkungen verdank ich Roethe.*

Lyſe.

1ra 1. Ich ſolde dich wyſen uff gude fart;
Deſz weiſz ich nit, es liget mir hart:
Dan ganck zu bruder lodeman,
Der kan dir wol die warheyt geſan.

Bingel.

2. Ich se gerne wer mich kuſſen wolde,
Dz ich inne zertlich byſſen ſolde:
Dar von ich nit vil ſagen wil;
Dan ganck zu bruder eychen ſtyl.

Konigunt.

1rb 3. Ich ſede dir gerne gude mere,
Die dir gar ſuſſze were:
Deſz kan ich mich nit verſten;
Du ſalt zu bruder rudolff gen.

Criſtin.

4. Ich mercken dz dir gar vil gebriſt,
Wan du gar node von dir gibſt:
Deſz ganck von mir uff dyſer fart
Vnd ganck zu bruder runckart.

Anna.

1va 5. Mir liebet uſz ganczem herczen
Hubſcher lude ſcherczen:
Doch mag ich dir nit vil geſan;
Dan ganck zu bruder gardian.

Yſendrut.

6. Ich ſolde furen eyn geiſtlich leben;
Vil lieber wer mir eyn man gegeben:
Auch mag ich dich nit erſchrecken;
Dan ganck zu bruder Ecken.

Hille.

1vb 7. Daſz ich dich wol gewyſen konne,
Alſz ich dir von herczen wol gonne,
Dz dede ich gerne in guder begir:
Zu bruder gerhart rade ich dir.

Hillegart.

8. Ich han zu kuſſzen gude geluſt,
Dan ich myns liebgyns han gebruſt:

Ich kan dich nit befcheyden recht;
Dan ganck zu bruder Eckebrecht.

Rudolff.

2ra 9. Recht vnd eben haftu gewendet[1],
Din heil dz wirt dir nit verzucket,
Die jungfrauw vnd fwefter kynigūt
Du den gut zu dyfer ftunt.

Bruder ebendin.

2va 10. Ruwet dich din wenden,
So clag von dynen henden.
Der fteỿbock ift dir hertte;
Er gert dỿ geferte.

II

2ra 1. Truren faltu gar begeben
Vnd nem an dich eyn fanfftes leben;
Dir wirt ufz fchiffen vnd von wagē
Gutt mit fecken zu gedragen.
2. Du weift nit eben wer fy fint,
Die da fynt diner eren fynt,
Vnd fuchen fchande uff dich zu laden;
Ewig fy mogen dir nicht gefchaden.
3. Stant uff geringe vnd birge dich fnelle,
Dafz dich keyn hunt nit ane belle;
Wan din gluck wirt zu dir flichen;
Aber billt der hunt, fo mufz efz wichē.
4. Dir wirt entreumē fremde wife,
Wie dafz du ficzeft uff eyme ryfe
Vnd fingeft nachtegallen gefang;
Defz faltu haben ỿmer danck.
2rb 5. Du blibeft gerne uff guder fart.
Du haft din truwe gar wol bewart
Geyn dynem werden frundgin zart;
Dir wirt fyn truwe auch nit verfpart.
6. Eyn lieplich menfche ift dir vereynet,
Dafz dich in groffzer dugent meynet.
Syn liebe ift nit von dir zu keren;
Efz wil fyn liebe mit flyffe beweren.

[1] *l.* verrucket.

7. Mich duncket efz wolle fich eben fugen,
Dafz dir wol wirt eyn grofz benugen.
Dan gib dinen armen frunden auch;
Du weift doch wǫl: fye byffet der rauch.

8. Dir ift an rechter eren gach;
Die folget dir auch billich nach.
Nu faltu fingen, efz ift zyt;
So wurftu nit der eren qwit.

9. Gelobet fy gott der guden ftunden:
Efz wirt in kurczer zytt befunden,
Dafz dir men [1] gluckefz zu handen gett
Dan dir harefz uff der zungen ftett.

10. Dir wirt entreumen von muffen,
Wie dz fye lauffen in rufen:
Dafz dudet dz dyns frundchens munt
Dich kuffen fal zu mancher ftunt.

11. Din hercz fwebet in rechten truwē;
Dafz wirt dich nӯmer beruwen.
Nyemant fal dich anderfz zihen,
Von truwe wirt dir gutt gedyhen.

12. Etwan biftu in dem wane,
Dafz din liebgin wolle abelone;
Dafz gleube nit an keynē ftucke:
Efz hatt dich lieber wan allefz vngluck.

III

2ᵛᵃ 1. Vntruw vnd arges mutes,
Selten ganftu yemans gutes.
Wafz nu do von gedyhet dir,
Dafz faltu deilen nit mit mir.

2. Ich mufz in zuchten mit dir fcherczen:
Dir gett die liebe alfo fere zu herczen,
Dz du fuckeft fo manchen fluch;
Vor liebe rūpelt dir der buch.

3. Die huffen werden dich bedaften
Vff durnftag zu nacht in der fron faften,
Vnd wollen dir noch me befcheren,
Dafz du dich armus [2] falt ernerē.

[1] *l.* mer [2] *l.* armuts

4. Din ere ist gar sere gekrencket;
Du hast sye an den zun gehencket.
Dar an ist sye verworren;
Sy musz alda verdorren.

2vb 5. Hettestu uff sant Johannes nacht
Elff werbe bysusz vmb dich gemacht
Vnd zwelffwerbe durch dz fure gerant;
Noch were din vngluck nit verbrant.

6. Du sagest nit gerne zu dyser frist,
Wasz dir nu entreumet ist:
Du fochtest [1] eyn schanden blaster;
Zwar esz dudet uff dich eyn laster.

7. Swer dir gleubet guder truwen,
Den sal esz wol werde beruwen.
Du magst nit truw vmb truw geben [2];
Du bist wol vngetruw zu schelten.

8. Du hast din liebgin gar erschrecket:
Esz ist uffz suffzem slaffe erwecket.
Da dir der arsz ist uff gegangen,
Da hat esz surē lufft enphangen.

9. Du sugest wol in eyn solich lant,
Do man gerne gebe zu hant.
Du woldest gerne, wustu wie,
Rich werden; dz helffet nit hie.

10. Du hast der eren bach durch waden
Vnd hast doch nust uff dich geladen:
Du bist also drucken durch gegāgē,
Dz ir keyn bleib an dir hangen.

11. Dz gluckratt ist vmb gegangen;
Eyn vngluck ist daran gehangen.
Dz selbe wartet dir gar eben:
Ich fochtē sere, esz blibe dir kleben.

12. In swerem draum du nu lege,
Da duchte dich din ganck so drege;
Nit nymsz von mir ubel dasz
Esz dudet uff dich eyn grossen hasz.

[1] = forchtest [2] *l.* gelten.

Upsala. HJ. PSILANDER.

POSENER BRUCHSTÜCKE DER CHRISTHERRE-CHRONIK.

Die von dem herrn museumsdirector dr Erzepki in Posen aufgefundenen bruchstücke, jetzt eigentum der Gesellschaft der freunde der wissenschaften in Posen, bildeten die rückeneinlage eines zur bibliothek des ehemaligen Bernhardiner-klosters zu Kobylin (prov. Posen) gehörenden lateinischen folianten. sie bestehn aus zwei pergamentstreifen, die zusammen ein 18½ *cm hohes und* 16½ *cm breites doppelblatt darstellen. die seiten sind zweispaltig beschrieben, der obere rand hat durch beschneiden gelitten, so dass etwa* 6 *zeilen in wegfall gekommen sind, aufserdem sind die versausgänge der zweiten spalte auf der ersten blattseite und die versanfänge der ersten spalte auf der zweiten blattseite verstümmelt, ferner einzelne verse in der mitte des textes durch überkleben unlesbar geworden. die verse stehen auf linien, die zweiten verse der reimpaare sind etwas eingerückt, während die anfangsbuchstaben der ersten reimverse durch eine senkrechte linie abgetrennt sind. die hs. gehört dem* XIV *jahrh. an. der text gehört der Pseudo-Rudolfschen Weltchronik (christherre-chronik) an und entspricht nach einer mitteilung des herrn professor dr Ehrismann in Heidelberg, dem ich mich für seine bemühungen zu lebhaftem danke verpflichtet fühle, cod. Pal. germ.* 321 *fol.* 144b—145a. *in Schützes auszug aus dieser Chronik (Die historischen bücher des Alten Testaments etc. Hamburg* 1779) *findet sich die partie der Posener fragmente nicht vor.*

Bl. 1r

	a	*b*
	(oben abgeschnitten)	*(oben abgeschnitten)*
1	rubenes kinden unde gad	ein ewart vō gotes gebote
	manasses wart galaad	von selben ern . . . . . .
	tes suns kunne hiez machir	. . in ter . . . .
	von ten geborn was iair	daz keinem man gezeme
5	und ter da in sinem lande	daz er immer . . . . . .
	nah im stete uñ torfer nante	von in sins geslehtes fruht
	daruber sin gewalt geriet	durh al solher genuht
	kurtzlich darnah beschiet	und durch al . . . .
	got moyses die lant	daz sich verm . . . .
10	die sin geheiz im het benant	zem anter die . . . .
	nach ir vier enden gelegenheit	wan daz under . . . .
	mit vor gerihter unterscheit	belibe in siner . . . .
	uñ nant im die hohsten gar	ein gesleht . . . .

von isliches geslehtes schar
15 un̄ wie die solten sin genant
die in teilen solten die lant
mit iosue un̄ eleazar
er hiez in al die schar
verteilen den leviten
20 un̄ in ten selben geziten
aht un̄ vierzig stete nemen
da nider laz in solt gezemen
ter solten sechse wesen vri
dise sit des iordanes bi
25 un̄ iensit ouch also vil
die ich her nach bescheitdē wil
Von machir daz kunne sprah
(blau) ze moyses to ditz geschach
in unserm erbe teile sint

Darnach vil . . . .
(rot) . . . .
. . . .
von egipte . . . .
moyses sich . . . .
als die wisen noch . . . .
daz sin ende tac im . . . .
un̄ mit kunste zu . . . . .
er samente zein and . . . . .
al die israhelischen . . . . .
zem iordanne in ein . . .
reht an die stat . . . .
ein groze stat ist . . . . . .
alda kundet in . . . .
mit gotes lere die . . . . . .
als sie vor tem . . . .

Bl. 1v.

a

(*abgeschnitten*)

1 . . . . . . vō basam
. . . . . . geborn
. . . . . schribē stat
. . . ere in rabat
5 . . . . . . da mans phlac
. . . . lac
. . . . was
. . . . als ich las
. . . . clafter wit
10 . . . . zit
. . . . sich bewac
. . . . lac
. . . . . . nach beschiet
. . . . . israhelische diet
15 . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
20 . . . . ter iordan
. . . . . . was also getan
. . . . einen man
. . . . ter dar entran
. . . . vil sicher sa
25 . . . . ten magen da
. . . . . . uzwendic erslagen
. . . . . . magē in ten tagē

b

(*abgeschnitten*)

ieman durch hazzens . . .
ob er des uberwunten wart
so was daz vil lutzel ungespart
er muste lip un̄ leben
vor rehte dar zu buze geben
unte in half an ter geschiht
dirre stete vriheit niht
Wie dise stete warn genant
(blau) daz tut die schrift erkant
in rubens teile bosor
der im ze teile wart davor
un̄ ramod in galaad
in tem geslehte von gad
un̄ golam in basan
die lagen uber ten iordan
. . . .
. . . .
. . . . ir stift
hat niht genennet die schrift
dar umbe laze ichs ungenant
moyses ter gotes wigant
ander malte in aber sa
gotes gebot mit lere alda
unde seit in waz got durh sie
grozer wunder vil begie
unde in der wuste manig^{s} not
in sine helfe vil dicke bot

. . . . . . nieman an im do
. . . . . . beleip er also
30 . . . . . . mit sune sich bot
oder an die zit daz tot

unde wie von alter ir gewant
nie swacher wurde erkant
danne als ez was to siz an
zem ersten tage to sie dan

Bl. II[r].

a
(*abgeschnitten*)

1 von bosen wurmen fiurin
uñ wie in got vil manige pin
ringerte mit siner phlege
biz an ten tac uf tem wege
5 Dar (*rot*) nach beschiet er in mere
daz sie dme gotes lere
wolten vil sere halten
unde durch not steter walten
in dem geheizen lande alda
10 danne in egipte od[s] anderswa
daz seit er in mit beschaft do
un beschiet ez in also
daz egiptus daz lant
genuhtsamer were erkant
15 danne daz land dar sie wolten
unde . . . . besitzen solten
wan ez die . . . . befluzzen
uñ in mit rehter zit beguzzen
die ez wol mahten fruhtic
20 gut berhaft uñ genuhtic
so musten die geheizen lant
die in got het benant
ir fruht nach rehten ziten
des himelregene biten
25 wanne in den sante gotes gebot
uñ durh daz so solten sie got
baz eren in dem lande
daz er in regen sande
uñ gemein weter in rehter zit
30 darnah der iare zil gelit

b
(*abgeschnitten*)

U (*blau*) . . . .
die sie besitzen solten do
un sprah witer sie also
iglich stat iu wertẽ muz
die noch betritet iwer fuz
von eufraten dem wazzer groz
daz oster daz lant under vloz
gein sudert als die wuste lit
uñ do lac uñ sider an dise zit
nordert als libanus
lit ein berc geheizet sus
westert anz mittel mer
die lant iu wertent ane wer
als sie got het benant
ouch beschiet in gotes wigant
wer die . . . solten wesen
die gotes segen solten lesen
uber die . . behielten . . .
dise ê uñ sie . . . . . .
uñ gotes vluch uber die
die gotes ê versmæhtẽ hie
an welhen steten uñ wa
ditz solt sin ouh lert er sa
wie gotes wille daz wolte
daz man den zehentẽ solte
geben uñ in teilen gar
wem uñ welhẽ uz der schar
der zehentẽ soltẽ . . leben
den man in do solte geben
Furbaz (*rot*) gebot er mere
mit sines gebotes lere

Bl. II[v].

a
(*abgeschnitten*)

1 daz man in dan versteinte
mit gerihte uñ vermeinte
durch dieselbe missetat
und den d[s] im gebe den rat

b
(*abgeschnitten*)

uñ swelher d[s] solte geben
durch gerihte sin leben
daz im daz nieman neme
ê mans in uberquæme

5 durch den suntlichen wan
un̄ alsus tet man gein man
stat gein stat ub^{s} al daz lant
die hieran schuldic werd erkant
und die furte gar
10 dabi gebot er ouch der schar
swelch fleisch also verturbe
daz ez von dem selber sturbe
daz sie des niht æzen
un̄ swenne sie gesæzen
15 in ir lant un̄ sie furwar
begiengen ir sibende sank iar
und daz ir dehein und^{s} in
durch deheiner hande gewin
eische an sinen genoz
20 gulte kleine weder groz
sin gulte moht er wol dan
eischen einen vremden man
In dem sibendē iare man lie
(blau) sunde abe die ieman begie
25 un̄ was als die warheit seit
daz lant mit riwe an arbeit
danne von hiez ez sus
annus iubileus
daz frolich sanc iar
30 dabi . . . . . furwar

mit zwein geziugen oder drin
die mit rehte verteiltē in
und die so warhaft wæren
daz sie allen falsch verberen
die solten uber in einen eit
gein himel swern mit warheit
darnach die schulte wære
un ob die rihtere
daz rehte urteil kunden niht
daz man umbe die geschiht
den ewart vragen solte
swaz der sprechen wolte
ze rehte dar uber daz wer sleht
un̄ swer versprah daz reht
daz er san den lip verlur
unde drumbe sin ende erkur
Nu hat von dem gerihte sus
(rot) geschriben der wise iosephus
daz bi den rihtæren
in den elichen steten weren
siben helfære volkomen
an tugenden uzgenommen
die rehtes sich versinneten
un̄ reht un̄ warheit minneten
nach slehtlichem rehte
wibe un̄ eigen knehte.

Die blätter erlauben wegen ihres geringen umfangs keine sichere localisierung der mundart des schreibers. die vorlage wird wol obd. sein, in die jedoch ein md. schreiber einige md. eigenheiten gebracht hat. zu den letzteren gehören einige e *für* ae, *so in* steter (*comp.*) II^{r}, *a*, 8. were II^{r}, *a*, 14. rihtere II^{v}, *b*, 12; qu *für* k *in* quaeme II^{v}, *b*, 4; td *in* bescheitden I, *a*, 26. *weiter das fehlen der umlautszeichen* (u = ů, uo, ue) *und der häufige gebrauch von* t = d *zb.* torfer I, *a*, 6; witer II^{r}, *b*, 2; schulte II^{v}, *b*, 11; verturbe II^{v}, *a*, 11; wertent II^{r}, *b*, 12. *dieses* t *für* d *hat wol ein md. schreiber gesetzt, der obd. schreiben wollte : er setzte dann das obd.* t *auch da ein, wo es nicht hingehörte, dh. für obd.* d. *das anlautende* t *im artikel* (ter I^{r}, *a*, 23; tes I^{r}, *a*, 3; ten I^{r}, *a*, 4) *kann allerdings auch obd. sein, ein alter überrest des nicht mehr verstandenen Notkerschen anlautgesetzes. wo der schreiber zu haus war, ist nicht sicher zu bestimmen, wahrscheinlich in Thüringen.*

Tremessen, im sommer 1907. A. WUNDRACK.

WALTHERS ZWEITES TAGELIED.

Man pflegt das gedicht 88, 9 schlechtweg als Walthers tagelied zu bezeichnen. diese singularität macht das lied unter denen unseres grösten mittelalterlichen lyrikers noch isolierter — sein 'einziges tagelied', in dem er nach Lachmanns geistreichen ausführungen (z. st.) 'sich selbst ganz unähnlich' ist und im stil Wolframs gedichtet hat — 'ganz das sehnsüchtige ahnungsvolle, die verbindung entfernt scheinender gedanken, die unverknüpften sätze, wie überall bei diesem dichter', kurz ganz in dessen romantischem ton. diese sonderstellung wird dem gedicht *Friwentlichen lac* niemand bestreiten, als etwa der, der es Walther überhaupt abspricht, wofür ich so wenig stimmen würde wie die editoren, biographen und commentatoren des dichters es getan haben. aber die andere einzelstellung scheint mir fraglicher. ist würklich 88, 9 Walthers 'einziges tagelied'? ich glaube nicht; ich meine, dass wir in die so merkwürdige und verwickelte, trotz Bartsch und Scherer, trotz de Gruyter und Roethe, Jeanroy und Schläger noch keineswegs vollständig aufgeklärte geschichte des tageliedes noch eines der berühmtesten gedichte, ja dasjenige einfügen müssen, das nach allgemeinem urteil 'das schönste ist, das er je gesungen hat' (Schönbach Walther v. d. Vogelweide s. 129) : das lied *Under der linden*!

Was sind die kennzeichen eines tageliedes und in welchem mafse besitzt sie W. 39, 11?

Zunächst : dass es hier feste kriterien gibt, ist nicht wol zu bezweifeln (Schläger s. 36). denn *tageliet* ist eine feste bezeichnung (vgl. Bartsch Vortr. u. aufs. s. 264), die als solche schon eine genau umschriebene gattung voraussetzt — die natürlich der individualität noch spielraum zur genüge bietet (Burdach Reinmar und Walther s. 82 anm.). aufserdem wissen wir, dass Ulrich vLichtenstein sich mit dieser gattung auch theoretisch beschäftigt hat (vgl. de Gruyter tagelied s. 25); sie besitzt ihre specialisten in Wintersteten, Hadloub, Botenlouben, Wissenlo und dem grofsen Wolfram; sie hat ihre eigene vor- und nachgeschichte. ja es gibt überhaupt in der mhd. poesie keine liederart, die sich so selbständig wie diese heraushöbe (in der provenzalischen sind tenzone und sirventes nicht minder deutlich charakterisiert).

Das wichtigste kennzeichen ist natürlich die situation: zwei liebende im liebesgenuss; in der regel, beim streughöfischen

tagelied immer, bildet das bett im gemach (es ist wol an ein turmzimmer zu denken) die ausstattung des raumes. die liebenden werden im seligsten beisammensein von dem wächter gestört; zumeist einem dazu angestellten vertrauten, doch kann auch die natur selbst durch vogelgesang oder einfach durch den aufgang des morgensterns als hilfreicher wecker eintreten (vgl. bes. de Gruyter s. 9f). darauf erfolgt ein abschied, der jedoch nicht notwendig ausdrücklich vorgeführt oder erzählt wird. es bleibt als kern: der heimliche (und darum von gefahr bedrohte) liebesgenuss in höchster dramatischer spannung geschildert.

Formelle merkmale sind die häufigkeit des refrains, die in der (geistlichen und volkstümlichen) grundlage der gattung ihre ursache hat; dann eine aufgeregte sprache, gern in kurzen sätzen und versen (worin eben Walther dem classiker der gattung Wolfram folgt); sinnlicher ausdruck, wenn auch oft euphemistisch verhüllt (de Gruyter s. 33). diese beiden sprachlichen eigenheiten sind natürlich in der situation begründet; sie können bis zu dramatischer lebhaftigkeit, ja bis zu eigentlich theatralischer gestaltung gesteigert werden.

Nur das materielle kennzeichen: die schilderung des gefährdeten und in der erregung der angst nur um so süfseren liebesgenusses ist unentbehrlich. der wächter kann fehlen (gegen Schläger s. 39), der wecker ersetzt werden; der refrain fehlt oft, zb. auch W. 88, 9; die sprache weifs nicht jeder dichter mit Wolframs glut oder Reinmars anschaulichkeit zu beherschen. auch kann das dramatische absichtlich, in parodistischer tendenz, umgebogen werden, wie wider bei Reinmar (vgl. de Gruyter s. 23). im ganzen machen solche abweichungen keine schwierigkeit: ob ein gedicht noch ein tagelied zu nennen sei, ist in so wenigen fällen fraglich wie etwa — um in eine ganz andere richtung zu weisen — ob ein lied ein vaterlandslied heifsen dürfe.

Betrachten wir nun Walthers berühmtes *Under der linden* im licht dieser kriterien.

Drei abweichungen fallen sofort ins licht, die ich deshalb vorweg nehme: wir haben einen episch-lyrischen bericht über vergangenes statt dramatischer vorführung der situation; der liebesgenuss ist nicht durch die dringende gefahr gewürzt; es fehlt, was mit diesen beiden puncten zusammenhängt, die cha-

rakteristische angabe des anbrechenden tages, die doch auch bei dem nacherzählenden vortrag anzubringen gewesen wäre.

Vor allem das erste moment hat wol zumeist die eingliederung des gedichtes unter die tagelieder verhindert. man wird denn auch jetzt sofort erwidern, es fehle dem lied *Under der linden* mit der dramatisch bewegten schilderung des liebesgenusses der kern des tageliedes. aber mangelt denn würklich diese schilderung? ist sie nicht vielmehr nur durch den lyrisch-epischen vortrag gedämpft? mit der beschreibung der *bettestat* und dem vers 40, 10 rückt doch jedesfalls das gedicht an jene situationsschilderungen viel näher heran als irgend ein anderes minnelied. nun aber kommt die umwandlung der dramatischen in epische vorführung ja auch bei ganz zweifellosen tageliedern vor. grade bei ganz kurzen volkstümlichen tageliedern hab ich diese form schon früher nachgewiesen (Zs. 29, 232):

Bei der liebsten hab ich gelegen,
Bei der liebsten hab ich geschlafen;
Wie der hahn hat gesungen,
Bin ich nach hause gegangen —

ein bericht, hier vom manne gegeben, durch den hahnenkraht besonders deutlich als tagelied signiert, und doch ohne dramatische rollenverteilung auch nur in indirecter rede! so hat denn auch Botenlaubens letztes gedicht (MSH I 32) immer als tagelied gegolten, obwol nur die frau spricht, worauf dann ein epischer bericht folgt, und obwol obendrein dies gedicht der typischen situation — die bei W. 39, 11 gegeben ist — vorausligt. auch Winli (MSH II 30; nr VIII) hat ein — schwerlich unvollständiges — gedicht, in dem nur die liebende spricht, allerdings in dramatischer vergegenwärtigung der situation.

Besonders nah aber steht — in dieser hinsicht — dem gedicht Walthers das schöne volkslied bei Uhland nr 27 (Volkslieder I 68). es ist der lyrische bericht eines liebhabers, bei dem aber der liebeslohn nur als erträumt geschildert wird, übrigens mit dem liebesgenuss im gärtelein, dem kosen und der zurückdrängung der precären situation, die immerhin mit tageliedmäfsigen euphemismen (*sie het mich freundlich umbfangen, sie gab mir vil der frewd*) gezeichnet ist.

Dass aber jenes ominöse wort von der *bettestat* nicht als zufall aufgefasst wurde, beweist Hadloub in seinen schon von

sammungen von Walthers
298). in denen das
die situation des
in den vorder-
liederdichter be-
dem säculum der
ein lieblings-

anders. auch
stil des ganzen
farben:

aber die be-

vorhanden. aber
steht
aber
wird
ge-
das
unterschied
es

Freilich, ein *offen süeze wirtes wîp* schildert auch Walther nicht — die ehelichen freuden im stil des tageliedes zu verherlichen wäre denn doch würklich 'der gipfel der geschmacklosigkeit'. aber es war an eine der vielen bedenklichen seiten der gattung gerührt.

Das tagelied dient dem starken erotischen bedürfnis der mittelalterlichen sänger zur entladung. in dem eigentlichen minnelied müssen sie sich streng höfisch halten, je länger je mehr den minnelohn zart umschreiben und als etwas ideales hinstellen. aber die volkstümliche gattung, die diese rücksichten nicht kannte, nirgends kannte, liefs den eigentlichen wunsch der sänger in dramatisch-epischer verhüllung sich ausleben. nun aber bot eben diese realistische enclave im minnesang, diese volkstümliche einlage in die höfische dichtung einen doppelten grund zum einspruch. erstens: eben dass die unverhüllte schilderung mit ihrer aufregung und wildheit von dem ton des geduldigen minnedienstes so gefährlich abstach: und dies fühlt Wolframs unverdorbenes stilgefühl heraus. zweitens: dass die eine grofse fiction, auf der die minnepoesie beruht, die nämlich einer welt aus lauter höfischen gestalten, mit einemmal durch das einbrechen des wächters bedroht wird: und dies fühlte (wie Oswald vWolkenstein: vgl. de Gruyter s. 53) Ulrich vLichtenstein, gerade weil er mit dem ganzen minnewesen ernst machen wollte. er war im grunde doch ein rationalist, und weil er die von Reinmar geschilderte romanwelt nicht sah, suchte er sie realistisch herzustellen. dabei muste er sich denn auch die inscenierung des tageliedes überlegen und sich fragen, ob würklich das alles so zugehn könne? aber auch diese frage muste schon früher aufgetaucht sein. Steinmar freilich kann in Österreich in diese discussion hineingezogen sein, an der er theoretisch teilnimmt, um sie dann praktisch durch die naturalistische parodie des tageliedes zu beenden. und Konrad von Würzburg theoretisiert über das tagelied (vgl. Bartsch s. 283) als rechter epigone. aber bewegt sich nicht der ganze 'gegensang' (Uhland v 244 f) in ähnlicher richtung? ist nicht vor allem eben W. 39, 11 ein zarter vorklang jener dörperlichen tagelieder der Schweizer naturalisten?

Dies mein ich allerdings.

Mit vollstem recht hat Burdach seiner glänzenden charakteristik Walthers (ADB 41, 83) den satz vorangestellt: 'Walther ge-

winnt allmählich der sinnlichen welt in der lyrik einen raum, wie es bis dahin im minnesang nicht erhört war'. auf ihn kann man würklich Theophile Gautiers definition des dichters anwenden: für ihn 'existiert die sichtbare welt' — die zb. für seinen lehrer Reinmar kaum vorhanden ist. so ringt er sich mehr und mehr dazu durch, die poesie mit grösserem gehalt zu erfüllen. nicht er allein — die gleiche tendenz zeigen schon vor ihm die Thüringer, fast gleichzeitig mit ihm andere Österreicher, und das tagelied verbürgt sie für die ganze ausdehnung des minnesangs; er aber mit der grösten genialität — und wol auch dem klarsten bewustsein.

Hier muste er sich mit der poesie des volkes berühren, der eben auch das tagelied, auch Hamle und Lichtenstein ihre grössere anschaulichkeit entnehmen. er muste auch dem officiellen vertreter der volkspoesie innerhalb der minnedichtung begegnen: eben dem tagelied. er konnte es versuchen, Wolfram die kraft der sinnlichen schilderung abzulernen. aber die leidenschaft, die dieser in erotischen schilderungen miterlebte, fühlt Walther nur wo sein politisches interesse erregt wird. das lied SS, 9 blieb eine geistreiche copie. um seinem liederschatz jene gattung einzuverleiben, muste Walther sie ganz eigenartig, ganz persönlich aufassen. wol hebt Burdach an jener stelle mit recht das dramatische in seinen dichtungen hervor, und unser lied selbst zeugt für diese begabung und neigung Walthers. wie sorgfältig ist die scene vorbereitet, das auftreten der hauptpersonen eingeleitet, die steigerung durchgeführt! aber dramatische spannung von der heftigkeit Wolframischer tagelieder ist da nicht, wie auch nicht SS, 9 — wo im gegenteil Walthers vergebliche anstrengung eher zu einer gewissen lahmheit führt. vielmehr besitzt 39, 11 gerade wie etwa 74, 20 oder auch 54, 17 dasjenige mafs unmittelbarer vergegenwärtigung, das sich mit lyrischepischem vortrag noch verträgt. *Nemt frowe disen kranz* ist in der ganzen anlage zu vergleichen: lyrisch-epischer bericht des liebenden, leise steigerung der handlung, das liebliche bild der errötenden schönheit als höhepunct (man denke nur an GKellers 'sinngedicht' und seine vorlage bei Logau!), und die betonung der *tougen minne* als abschluss.

Diese richtung nun auf die lyrisch-epische milderung des allzu grellen tageliedes gehört ja wider nicht Walther allein!

Lichtenstein lässt (Lachmann s. 447; nr xxxvi) ein wolframisierendes situationsbild episch ausklingen; könig Wenzel bringt novellistische neuerungen: die frau geht zum fenster und besticht den wächter aufs neue; ein anonymus (Bartsch s. 273; Liederdichter 98, 305) dehnt diese epischen zutaten: die frau bringt dem ritter die kleider. endlich gipfelt diese episierung des tageliedes in der ballade Günthers vdVorste (ABD 40, 311, vgl. Roethe Anz. xvi 78 und Reinmar von Zweter anm. 165), wo die volksliedmäfsige sentimentalität und die mehr als epische breite (23 strophen! eine Nibelungen-aventiure lang!) den dramatischen kern völlig aufgezehrt haben.

So hat also bei Günther vdVorste, und vielleicht auch schon bei Lichtenstein die epische tendenz sich am volkslied genährt und gestärkt. diesen rückhalt müssen wir auch bei Walther suchen. war doch all den dichtern, die aus der leere des 'reinen' minnesangs nach greifbarem inhalt strebten, ein anschluss an die volkstümliche dichtung selbstverständlich: Neidhart wie dem dichterkreis des prinzen Heinrich, den späteren Österreichern, den letzten Schweizern; hat doch gerade für Walther Burdach schon in seinem ersten buche diese entwicklung, von Reinmar fort zu volkstümlicher poesie hin, aufgewiesen.

Under der linden ist ja schon längst mit der volkspoesie in unmittelbaren zusammenhang gebracht worden. Martin (Zs. 20, 66) sah in CBur. 125a das unmittelbare 'freilich unendlich übertroffene' vorbild. dem widersprach Burdach (Reinmar und Walther s. 169) mit der begründeten einschränkung: 'ist aber damit nur gemeint, Walther habe ähnliche lieder wie CB 125a, die denselben gegenstand behandelten, gekannt und auf sich würken lassen, so ist nichts dawider einzuwenden'. so vergleicht er denn auch selbst (aao. s. 15) *Under der linden* mit MFr. 34, 3, 'wo eine ähnliche situation dargestellt ist': der vogelsang auf der linde als präludium, die rosenbedachte stätte. ebenso habe ich (Zs. 29, 223) an eine französische pastourelle erinnert, in der es heifst:

du liebes gras,
verrate nicht, wer auf dir safs —

wie bei Walther:

bî den rôsen er wol mac
merken wâ mirz houbet lac.

In der tat ist an der volkstümlichen grundlage des liedes nicht gut zu zweifeln. der dreiklang linde : rose : nachtigall gehört dem volkslied (zb. Uhland nr. 15: I 49). linde und nachtigall wenigstens begegnen auch würklich in episch-lyrischen volkstümlichen tageliedern. dahin gehört das gedicht, das Uhland selbst wol mit anspielung auf Walthers gedicht 'Unter der linde' überschrieben hat (nr 116. I 263): linde und nachtigall als präludium (vgl. auch Bartsch s. 297), kurze andeutung von liebesgenuss, abschied, epische fortführung mit neuem dramatischen dialog. die nachtigall wenigstens fehlt auch in einem andern tagelied — mit dem wächter an der zinnen, der den hellen tag anbläst — nicht (ebda nr 81: I 176), in dem (wie bei Walther) das singende vöglein den abschluss bildet. dagegen ist die nachtigall für das höfische tagelied im allgemeinen schon zu bestimmt (vgl. de Gruyter s. 29), während später neben ihr auch lerche, drossel und andere vögel sich melden (ebda s. 59).

Aber auch die ganze tendenz, die wir in Walthers zweitem tagelied vermuteten, ist an sich volkstümlich. gerade im volkstümlichen tagelied greift das epische um sich (de Gruyter s. 55): hier haben wir die episch-lyrische auffassung, entweder rein wie in dem schon erwähnten volkslied (Uhland nr 27: I 68), oder mit [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

die reime aber wie in 88, 9 in Wolframs art zu verstecken, verbot die anlehnung an die einfache art des volkslieds.

So ist denn das tageliedartige des gedichts auch schon früher gefühlt worden. Wilmanns (Leben Walthers s. 280) bringt wenigstens 'die kunst in der behandlung des gegenständlichen, zuerst geübt im tagelied' in die nähe unsres liedes; und die törichte herleitung von *Under der linden* aus dem Hohenlied, die Gelbhaus (nach Michael Geschichte d. deutschen volkes IV 269 anm.) versucht hat, kann sich immer noch am ersten auf 'jene tageliedsituation des Hohenliedes' (Roethe Anz. XVI 89 anm.) berufen.

So kam also durch einen grofsen dichter 'der einheimische kern des tagelieds' (ebdä s. 92) wider zu ehren. um die gattung, die seinem (mit Herder zu reden) 'sachenvollen' geiste genehm sein muste, dem eignen ton anzueignen, führt Walther sie dahin zurück, von wo sie kam: in die volkstümliche schilderung des liebesgenusses, doch ohne die dramatisch erregende nähe des bestellten wächters (wenn auch nicht ohne angabe des nahenden morgens, wie ihn das volkstümliche mit dem geistlichen tagelied teilt: Bartsch s. 277), ohne turmgemach und ohne lüsternes ausmalen der situation, dafür aber mit linde und blumen, vogelsang und refrain (welche beiden dinge Walther glänzend zusammenfasst: die *nahtigal* 39, 19 kehrt 40, 16 refrainartig wider, und der kehrreim klingt wie vogelgezwitscher). sein eigener episch-lyrischer stil, am volkslied gebildet, schuf ein ganz neues, einziges werk, das kaum noch den alten gattungen anzugehören schien, wie Goethes letzte anacreontica kaum noch so heifsen dürfen.

Aber die kühnheit brachte doppelte gefahr. gröbere naturen konnten nur das heraushören, was am auffälligsten war: Hadlaub das bett auf der wiese, Steinmar (MSH II 157, vgl. de Gruyter s. 23) das lachen statt der trähnen. ferner aber war auch das tagelied nun einmal so stark in die dramatische rollenteilung aufgegangen, dass es sich kaum noch in einen lyrischen monolog zurückverwandeln liefs. daher jene schwierigkeit, die Scherer (Gesch. d. d. litt. s. 208) zuerst hervorhob: 'ein mädchen, so beschaffen wie dieses gedacht ist, wird ein solches erlebnis überhaupt nicht, oder nicht so erzählen.' zwar meint Wilmanns (gr. ausgabe, 2 aufl. s. 203), Walthers kunst täusche über die innere unwahrscheinlichkeit hinweg, und 'conventionell' ist

schliefslich die grundvoraussetzung jedes lyrischen berichts; aber bezeichnend bleibt es doch, wie auch dieser versuch, aus der convention herauszukommen, wider in sie hineinführte!

Dieser zwang nähert denn Walthers zweites tagelied, wenn wir es nun so nennen dürfen, andern volkstümlich gehaltenen liedern des minnesangs. aber seine originalität kann das nicht zerstören. das tagelied dient ja gleichsam als ein mittel, den spielraum freier ausbildung auszumessen, der für gegebene stoffe dem mittelalterlichen lyriker gegönnt war. die geschichte des tageliedes überhaupt ist für die mittelhochdeutsche litteraturgeschichte deshalb so bedeutend, weil hier drei wichtige probleme sich treffen: die berührung von höfischer manier und volkstümlicher tradition, von conventionellem und anschaulichem inhalt, endlich von epos und lyrik. die letzte frage freilich, wie sich das wechselverhältnis epischer und lyrischer minnedichtung stellt — wol nicht minder verwickelt als das verhältnis der deutschen und lateinischen strophen in den CB! — ist noch gar nicht ernstlich angerührt worden; wir wissen erst das äufserlichste, obwol die lieder der dichtenden epiker, Veldeke, Hartmann, Wolfram, Bligger, Gottfried, Konrad vWürzburg immer neue rätsel aufgeben. an eine einseitige befruchtung nur der lyrik aus dem epos glaube wenigstens ich nicht — schon weil die mischgattungen wie das büchlein oder eben das halb dramatische tagelied vom sangbaren lied noch stärker als vom vorzulesenden roman beeinflusst sind.

Ist so das tagelied überhaupt in gewissem sinn, nicht seiner äufseren sondern seiner inneren bedeutungen wegen, die centrale gattung des minnesangs, so kommt in Walthers beiden gedichten 88, 9 und 39, 11 — denn so müssen wir sie wol ordnen — noch das moment seiner persönlichen genialität hinzu. fast wie in Wolframs tageliedern spielt sich ein dramatischer kampf ab: das ringen mit der ihm eigentlich fremden form, die überwältigung, das eintauchen in den eigenen stil — und die verabschiedung. etwa wie Goethe mit der form des versepos gerungen hat. und auch Walther liefs den geist, mit dem er gerungen hat, nicht eh er ihn gesegnet hatte.

Berlin, 5. 1. 07. RICHARD M. MEYER.

ZWEI UNGEDRUCKTE DEUTSCHE MYSTIKER-REDEN.

Da ein werk, das auch nur die wichtigsten predigten und schriften der sogenannten 'deutschen mystiker' umfasste, bei dem stand der dinge wol noch in weiter ferne ligt, ist es nötig und nur nützlich, wenn wichtigere unbekannte mystikerstücke, wo sie auftauchen, provisorisch bekannt gemacht werden, damit die forschung auf sie aufmerksam werde.

Die beiden reden, die ich hier folgen lasse, sind m. w. ungedruckt und so gut wie unbekannt. es sind die — wie mir scheint — wichtigsten (unbekannten) stücke aus der handschrift nr 972a *in* 4° *der stiftsbibliothek zu SGallen*[1], *deren benutzung mir die verwaltung der bibliothek in freundlichster weise verstattete.*

Ich gebe die texte getreu nach der handschrift. nur die üblichen abkürzungen der handschrift löse ich auf. auch alle zeichen, als puncte, kommata, gedankenstriche, klammern, auslassungszeichen — sowie die einteilung nach abschnitten — stammen natürlich von mir. einziger anhalt für die zeichensetzung in der handschrift sind grofse buchstaben, die meist den beginn eines neuen satzes anzeigen; wo sie (wie öfter) unmotiviert erscheinen, tilge ich sie. einige besserungen und erläuterungen geb ich unter dem text; nicht für alle verderbten stellen hab ich rat gewust.

I

(*cod.* 972a *p.* 260—276.)

Es ist ain, got bekennen vnd von got bekant ze sinde, got sehen vnd von got gesehen ze sind. An dem erkennent wir got vnd sehen in, das er vns sich machet bekennend vnd sehend. Als der luft erlüchtet, ist nüt anders ist wan daz er erlüchtet[2]; da von erlüchtet er, wan er erlüchtet ist. Alsus bekennent wir, 5
daz wir bekant sind, vnd er vns sich machet bekennend. Da von sprach Christus: 'ander werb ir sehend mich (daz ist in dem daz ich üch mach sehend vnd bekennend dar nach volgend), vnd üwer hertz sol werden erfröwet (daz ist in der gesicht vnd in der bekantniss mines), vnd üwer fröd nimet nieman von üch[3].' 10

[1] *vgl. die kurze beschreibung bei GScherer Verzeichnis der hss. der stiftsbibliothek von SGallen* (*Halle* 1875) *s.* 365.

[2] *lis*: anders wan daz er erlühtet ist. [3] *citat — ohne das in klammern geschlossene — aus Joh. ev.* 16, *v.* 16 *und* 22.

Es sait Iohannes, wel minn vns got gegeben hat, daz wir gotes kind gehaissen werdent vnd sin[1]. So sprich ich: also wenig der mentsch mag sin wis an witz, also wenig mag der mentsch gesin der sun gottes an daz sünlich wesen des sunes 5 gottes. Nuwan er enhab denn daz selb wesen des sunes gottes, daz der sun gottes selber hat, ane daz mag er als wenig gesin der sun gottes, als wenig er mag gesin wis an witze. Da von sprich ich: solt du sin sun gotes, des enmacht du nit gesin, du enhabist dann daz selb wesen gottes, daz da het der sun gottes. 10 'Dis ist vns noch verborgen.' Darnach ist geschriben: 'vil lieben, ir sind gottes sün.' Waz wissen wir[2], daz ist, daz er zû lait vnd ir werdent im gelich, daz ist daz selb wesen vnd smaken vnd verstan vnd alles daz selb, daz denn ist, so wir in sehen als er got ist. Her umb sprich ich, daz got nit machen mocht, daz 15 ich wär der sun gottes vnd nit hette daz selb wesen des sunes gottes, daz der sun gottes selber hat; als wenig er machen mocht, daz ich wär wis an witzes wesen. Wie werden wir der sun gottes? Daz wissen wir noch nit, es ist uns noch nit offen. Wan als vil wissen wir von disem, daz er spricht: 'ir werdent 20 im gelich.'

Es sind etlichü ding, die vns dis verbergent in vnsern selen vnd vns bedekent dis bekantniss. Du sel het etwas in ir, ain fünkli der beschaidenhait, daz niemer erlöschet. In daz fünkeli setzen wir daz bild der sel als in[3] oberste tail des gemütes. Och 25 han wir ain bekennen in unsren selen ze ussren dingen, als daz sinnelich verstandenlich bekennen, daz da ist nach glichniss vnd nach beschaidenhait, daz vns dis verbirget. Wie werden wir der sun gottes? Daz ist, daz wir ain wesen habent mit im. Doch daz wir etwas verstand von disem, daz wir sin der sun gotes, 30 daz ist ze verstänne von dem usserlichen inrlich verstenne. Daz inrlich bekennen daz ist daz, daz sich[4] vernünfteklich sunder mass ist in vnsere sel wesen vnd enist doch nüt der sel wesen, mer es ist dar in gewitzelt vnd ist etwas lebens der sele. Wan wir sagen, das daz verstan si etwas lebens der sele, daz ist: 35 vernünftiges leben. In disem leben wird der mentsch geborn gottes sun vnd zû dem ewigen leben. Dis bekennen ist an zit

[1] 1 *Joh.* III *v.* 1 *(und* 2) (= *thema der rede*), *woraus die meisten der folgenden citate.* [2] *l.* wir wissen [3] *l.* in daz [4] *tilge* sich — *oder ist für* ist *s.* 32 setzet (leit) *einzustellen?*

vnd an stat, an hie vnd an nu. In disem leben sind ällü ding ain gemain, vnd ällü ding al, vnd al in al al ain geainiget.

Des gib ich ain gelichnuss: In dem lib sind alle tail des libes geainiget vnd ain. Als des[1] fûss ist des ogen vnd daz og ist des fûsses. Möcht der fûss reden, er spräch, daz das age als aigenlich sin wäre (daz an dem hopt stat), als ob es an dem fûss stûnd. Daz selbe spräch daz oge hin wider von dem fûss. Alsus main ich: alle die gnade, die Maria het, die ist des engels, vnd ist me vnd aigenlicher sin vnd in ime, dann ob es[2] in im wär. Dir sin ist noch ze grob vnd ze liplich, wan er hanget an liplicher glichniss. Herumb wil ich ain ander sin sprechen, der lutere vnd gaislicher ist. Ich sprich, daz in dem rich der himel al in al ist al ain al. Was Maria het der gnade, daz ist in mir, ob ich da bin. Und ist me in mir vnd min aigen die gnad, die da ist in unser frowen, denn ob si in mir wär. Nit als usquelle noch als usfliessen von Maria, mer: in ir — vnd min aigen; nût als frömdes abkomen. Da von sprich ich: was da ainer hat, daz hat och der ander, nût als von dem andem[3] noch als in dem andren. So die gnad, die in aim ist, die ist ze mal in dem andren, als sin aigen gnad in im ist; alsus ist, daz der gaist ist in dem gaist. Herumb sprich ich, daz ich nit sin enmag der sun gantzes[4] an das sünlich wesen gotes sunes, nuwan ich enhab denn daz selb wesen gotes sunes, daz gotes sun selber hat. Und von habung des selben wesens werden wir im gelich vnd ir[5] sehen in als er got ist.

'Aber daz enist noch nit offen, waz wir werden'. Herumb sprich ich, daz in disem sinde kain gelich ist noch kain vnderschaid; wan an allen vnderschaid werden wir daz selbe wesen vnd substanci vnd natur, daz er selber ist. Des enist uns nun nit offen, denn wirt es vns offen, so wir in sehen, als er got ist. Got machet vns sich selben bekennen, vnd bekennend machet er vns sich selben, vnd sin wesen ist sin bekantnuss; vnd daz ist das selb, daz mich machet bekennent, vnd[6] daz ich daz ain bekenne. Herumb ist in dem maister, daz er ler, vnd in dem sun, daz er geleret wirt. Wan dann sin bekennen min ist vnd sin wesen sin bekennen ist (vnd sin substanci vnd sin natur), da von so ist sin substanci sin natur vnd sin wesen

[1] *l.* der [2] *l.* si? [3] *l.* andern [4] *l.* gotes *oder* gotes gantz? [5] *l.* wir [6] *str.* vnd

min. Wan dann sin substanci vnd sin wesen vnd sin natur min ist, herumb so bin ich der sun gottes. 'Nu sehend', brûder, 'welhe minn uns got gegeben hat, daz wir gotes kind gehaissen sind[1] vnd sind'.

Wa von sin wir der sun gottes? Daz ist da von, daz wir 5 daz selbe wesen hand, daz der sun gottes selber hat. Wie mag dis sin, daz wir daz selb wesen habend, daz der sun gottes selber hat, vnd daz wir der sun gottes selber sind? Got ist doch nieman gelich!

Daz ist war; Ysaias spricht: 'wem habend ir in gelichet oder 10 waz bildes gebend ir im'? Sit denn gottes natur ist, daz er nieman gelich ist, so mûss daz von not sin, daz wir nieman sin, daz ist, daz wir niht sin; so mugen wir gesatzt werden in daz selb wesen gottes, daz er selber ist. Wenn ich dar zû kom, daz ich mich gebild in niht, vnd niht gebild in mich, vnd us-15 getribe vnd usgewirfe alles daz in mir ist, so mag ich gesatzt werden in daz bloss wesen gottes, daz got selber ist, daz ist in daz bloss wesen des gaistes, da enkain gelich ist nach dem[2] vnderscheid. Da mûss es[3] getriben werden vnd us geworfen alles gelich vnd alle vnderschaid, daz ich über gesatzt werd in 20 got vnd ain werd mit im: ain substanci vnd ain wesen vnd ein natur, ain wishait vnd ein fröde, — vnd der sun gottes. Und nach dem daz dis geschehen ist, so enist nit in got, daz mer[4] verborgen si, vnd daz mir nit offen si, vnd daz nit min ensi. Da bin ich wis, mähtig, vnd ällü ding als er, vnd ain vnd daz 25 selbe mit im. Da wirt syon ain wares sehen, daz ist ain sehen der masse gottes, dem enist nit verborgen in der gothait; da wirt der mentsch in got geborn.

Aber daz mir nit werd verborgen in got, es werd mir offen, so mûss kain gelich in mir sin offende noch kain bild; wan kain 30 bild ist vns offen[5] dü gothait noch sin wesen. Belibe kain bild in dir, du enwirdest niemer ain mit got. Aber darumb, daz du ain sigest mit got, so sol niht in dir sin, weder in gebiket noch us gebiket[6], daz ist, daz nüt in dir si bedeket, daz nit offen werde noch nit us getriben werd.

35 Merk, was gebrest si. Der ist von niht. Darumb was des niht es[7] in dem mentschen ist, daz mûss usgetriben vnd us-

[1] *l.* sund (= sullent) [2] *l.* noch kein ... [3] *l.* us [4] *l.* mir [5] *l.* offende
[6] *vermutlich ist zu lesen:* ingebildet noch usgebildet ...
[7] *vielleicht zu bessern:* .. von iht. Darumb waz des ihtes ..

geworfen werden. Wan als lang der gebrest in dir ist, so enbist du nit der sun gottes. Wiltu wissen, ob din kind geborn werde vnd ob es enplösset[1], daz ist, ob du der sun gottes gemachet siest, daz merk: als lang du laid hast in dinem hertzen umb din sünd[2] kain ding, es sige noch umb sünd, so enist din kind 5 nit geborn. Hest du hertzlaid, du enbist nit müter; velibt bistu in der geberung vnd nahend der geburt. Darumb zwifel nit, ob du laidig bist für dich oder für din fründ: ist es nit geborn, es ist doch nahend der geburt. Aber denn ist es volkomenlich geborn, so der mentzsch laid von hertzen nit bevindet vmb kain 10 ding, es si dis oder das. Denn het der mentzsch daz wesen vnd substanci vnd natur, vnd alles daz got hat. So wirt daz selb wesen gottes sunes, daz gotes sun selber hat, vnser vnd in vns, vnd koment in das selb wesen gottes, daz got selber ist. Cristus sprach: 'wer mir volgen welle, der verlogen sin selbs vnd nim 15 uf sin crütz vnd volge mir'; daz ist:ällü herzelaid wirf us, daz nitwan stätü fröd in dinem hertzen si. So ist daz kind in dir geborn. Und wenn daz kind in dir geborn ist, sehestu du[3] denn dinen vatter vnd dine müter vnd din geschwüstergit vnd din kind vnd din fründ liplich vnd gaistlich von[4] dinen ogen toten, 20 darumb werd din hertz niemer bewegt. Werd aber din hertz da von bewegt, so enwär daz kint nit geborn; aber vilibt wär es in der geberung vnd nahet der geburt.

Ich sprich, daz got vnd alle engel so gross fröd hand von ainem iekliclien werk aines güten mentschen, daz sich kain fröd 25 der fröd gelichen möcht. Dis sprich ich darumb: komest du dar zü, daz dis kind in dir geborn wird, so gewinnest du so gross fröd von ainem ieklichen güten werk, daz geschiht in dirre welt, daz din fröd wirt die aller gröst stätikait, daz si sich nit enändret. Da von sprach er: 'vnd üwer fröd nimet nieman 30 von üch'[5].

Bin ich wol übergesatzt in got, so ist got min vndällü sin gothait, vnd ich wird gesatzt in daz götlich wesen; daz ist, daz ich wird gesatzt in das bloss wesen gotes, das got selber ist, da enkain statt laid[6] hat; wan wir sehen, das in got betrübde 35 noch beswärde, pin noch laid nit enist. Wie es doch schine, daz er etwenn zürne über den sunder: es enist nit zorn, es ist

[1] *l.* enplösset si [2] *str.* din sünd [3] *str.* du [4] *l.* vor
[5] *ev. Joh.* 16, 22 [6] *l.* laid statt

minne, es komet von grosser götlicher minn. Die er minnet, die straffet er, wan er ist die minn, die da ist der hailig gaist. Hierumb gat der zorn gottes us der minne, wan er an liden zürnet. Komest dar zû, daz du in dinem hertzen nit han maht
5 betrübde noch beswärde, pin noch laid vmb iht, es si dis oder das, also daz dir laid nit laid ist, vnd daz dir ällü ding ain luter frid sind, so ist daz kind in der warhait geborn. Und alsus main ich, daz ir üch flissent nit allein, daz das kint geborn werd, mer geborn si, als in got ällü zit der sun geborn ist
10 vnd ällü zit geborn wirt.

Daz wir komen zû diser lutren warheit vnd zû diser volkommehait, also daz alle götlich warhait vnd alle volkomen warhait, dü got ist, an uns werd volbracht, also daz gottes ere vnd sin lob daran si, — des helf vns die ie wesend warhait, dü got
15 ist. Amen.

II

(*cod.* 972 *a. p.* 316—328.)

'Homo quidam nobilis abiit in regionem longinquam accipere regnum et redire etc.[1]' Dis wort ist geschriben in dem ewangelio vnd spricht in tütsch: 'es waz ain edel mentsch, der gieng us in frömde land von im selber vnd kam richer wider hain'. Und
20 liset man in aim ewangelio, daz christus sprach: 'nieman mag min iunger gesin, er volg mir denn nach'[2] vnd hab sich selber gelassen vnd hab im niht behalten; vnd der hat ällü ding, wan niht enhaben daz ist ällü ding haben. Aber mit begerung vnd mit hertzen sich vnder geworfen[3] got, vnd sinen willen al ze
25 mal setzen in gottes willen, vnd enhain gesicht haben uff die geschaffenhait: der alsus us gegangen wär sin selbes, der sol im selber aigenlich widergeben werden.

Güti in sich, güti, daz stillet die sele nit: si loket der sele vnder, si bestat, vnd lüget[4] herus. Gût beraitschaft in alles daz
30 gût ist in ainer gemainsami, vnd gnad belibet bi der bigerung. Und geb mir got dehain ding uswendig sines willen, ich achtete sin nit; wan daz minst, daz mir got in sinem willen git, daz machet mich sälig.

[1] *Luc.* 19, 12, *wonach die letzten, ziemlich unleserlichen textworte verbessert sind.* [2] *Luc.* 14, 27, *frei widergegeben. der redner erweitert das citat durch einen eigenen zusatz.* [3] *l.* gewerfen
[4] *l.* lûget, *das voranstehnde unklar.*

Alle creaturen sint usser gottes willen geflossen, kund ich allain gottes güti begeren? Der will ist als edel, daz der hailig gaist sunder mitel dar us fliessend ist. Alles gût flússet us der uberflússigkait der gothait gottes. Ja vnd smakt mir der will gottes allain in der ainikait, da die gottes rûw der gothait in 5 allen creaturen ist. In dem si da rûwet vnd alles daz wesen vnd leben ie gewan als in ir lesten end, da solt du den hailgen gaist minnen als er da ist in der ainigkait; niht an im selber, sunder da er smelzet mit der gothait gottes allain in der ainikait, da ällü güti us flüsset uss der überflüssikait der gothait gottes. 10 Dirre mentsch kumet richer wider hain, denn er usgegangen was. Der alsus usgegangen wäre sin selbes, der sölti im selber aigenlicher widergeben werden. Und ällü ding, als er sü gar gelassen hat in der manigualtikait, daz wir[1] im alzemal wider[2] in der ainualtikait, wan er sich selber vnd ällü ding in dem 15 gegenwürtigen nu der ainikait vindet. Und der alsus usgegangen wäre, der käm vil adelicher hain, denn er usgegangen was. Dirre mentsch lebt nu in ainer ledigen frihait vnd in ainer lutern bloshait, wan er enhat sich enkainer ding ze underwinden, noch an ze nemende lützel noch vil; wan alles daz gottes aigen 20 ist, daz ist sin aigen.

Die sine antwurtend got nach sinem höchsten tail: in siner grundlosen tieffi, in siner treffender[3] demütikait. Ja der demütig mentsch bedarf darumb nit bitten, sunder er mag im wol gebaiten[4]. Wan die höhi der gothait kan es anders nit angesehen 25 denn in der tieffen der demütikait; wan der demütig mentsch vnd got sind ain vnd nit zwai. Dirre demütig mentsch ist gottes also gewaltig, als er sin selbs gewaltig ist; vnd alles daz gût, daz in allen engeln vnd in allen hailgen ist, daz ist alles sin aigen, als es gottes aigen ist. Got vnd dirre demütig mentsch sind 30 alzemal ain vnd nit zwai; wan waz got würket, daz würket och er, vnd waz got wil, das wil och er, vnd waz got ist, daz ist och er: ain leben vnd ain wesen. Ja bi got: wär dirre mentsch in der hell, got müst zû im in die hell, vnd die hell müst im ain himelrich sin. Er mûss dis von not tûn, er wurdi be- 35 zwungen dar zû, daz er es tûn müsti; wan da ist dirre mentsch gotlich wesen, vnd götlich wesen ist dirre mentsch. Wan hie so geschiht von der ainikait gottes vnd von dem demütigen

[1] *l.* wird [2] *viell.* widergeben . . . [3] *l.* der tieffen siner . . [4] gebieten? *R*

mentschen der kuss. Wan die tugend die da haisset demütikait, dü ist ain wurtzel in dem grund der gothait, dar in si gepflantzet ist, daz si allain ir wesen in dem ewigen ain hat vnd niena anderswa. Ich sprach ze Paris in der schůl, daz állü ding sond
5 volbracht werden in dem reht demütigen mentschen. Vnd darumb sprich ich, daz dem reht demütigen mentschen enkain ding geschaden mag noch geirren mag. Wan es ist enkain ding, es flihe daz, daz es ze niht möhte gemachen. daz fliehen állü geschaffnen ding, wan sü sind nihtes niht an
10 in selber. Und darumb so flühet der demütig mentsch alles, daz in gottes geierren mag. Darum so fluch ich den kolen, wan er mich ze niht machen wolt, wan er wolt mir min wesen benemen.

Aristotiles nam ain bůch für sich vnd wolt sprechen von
15 allen dingen. Und sprach : 'ain mentsch gieng us'. Nu merkent, waz aristotiles spricht von disem mentschen. Homo daz ist als vil gesprochen als ain mentsch, dem forme zůgefüget ist, vnd git im wesen vnd leben mit allen creaturen, mit redlichen vnd mit unredlichen, mit allen liplichen creaturen — vnd red-
20 lich . . . . . . mit den engeln. Und er sprichet also : als alle creaturen mit bilden vnd formen in den engeln begriffen sind vernünfteklichen, vnd die engel bekennent vernünfteklich ain ieglich ding mit vnderschaid — dar an der engel so grossen lust hat, daz es ain wunder wäre den di es nit befunden, vnd
25 hetten si[1] sin nit gesmeket — : also verstat der mentsch vernünfteklichen aller creatur bild vnd form vnd vnderschaid. Dis gab Aristotiles dem mentschen, daz der mentsch da von ain mentsch si, daz er állü bild in[2] form verstat : d a r u m b si ain mentsch ain mentsch. Und daz was die höchst bewisung, dar
30 an Aristoteles bewisen moht ainen mentschen.

Nu wil ich o c h wisen, was ain mentsch si. Homo sprichet als vil als ain mentsch, dem substanci zůgeworfen ist, vnd git im wesen vnd leben vnd ain vernünftiges wesen. Ein vernünftiger mentsch ist, der sich selber vernünfteklichen verstat vnd in im
35 selber ab geschaiden ist von allen materien vnd formen. Ie me er abgeschaiden ist von allen dingen vnd in sich selber gekeret, ie me er állü ding clarlich vnd vernünfteklich bekennet in im selber, sunder uskeren : — ie me es ain mentsch ist.

[1] *str.* si? [2] *l.* vnd

Nu sprich ich: wie mag das gesin, daz abgeschaidenhait des verstentniss sunder form vnd bild in im selber ällü ding verstat sunder uskeren vnd verwandlung sin selbes? Ich sprich, es kum von siner ainualtikait. Wan ie luter, ainualtiger der mentsch sin selbes in im selber ist, ie ainualteklicher er alle manigualtikait 5 in im selber verstat vnd belibt vnwandelber in im selber. Boecius sprichet: got ist ain vnbeweglich gût, in im selber stillständ, vnberüret vnd vnbewegt vnd ällü ding bewegend. Ain ainualtig verstantniss ist so luter in im selber, daz es begriffet daz luter blos götlich wesen sunder mittel. Und in dem influss enpfahet 10 es götlich natur glich den engeln (dar an die engel enpfahend gross früd, daz man möcht gesehen am engel). Darumb möcht man in der hell sin tusend iar, — dis verstantniss ist so luter vnd so clar in im selber, was man in disem liecht sähi, es wurd ain engel! 15

Nu merket mit flisse, daz Aristotiles spricht von den abgeschaidnen gaisten in dem bûch, daz da haisset mechaphisika. Der höhst vnder den maistern, der von natürlichen künsten ie gesprach, der nennet dis abgeschaiden gaist vnd sprichet, das si enkainer ding form sien, vnd si nemend ir wesen sunder mittel 20 von got usfliessend; vnd also fliessend si och wider in vnd enpfahend den usfluss von got sunder mittel, obwendig den engeln, vnd schowent daz bloss wesen gottes sunder vnterschaid. Dis luter bloss wesen nennet Aristoteles ain 'was'. Daz ist daz höchst, daz Aristoteles von natürlichen künsten ie gesprach, vnd über 25 das so enmag kain maister höher gesprechen, er spräch dann in dem hailgen gaist. Nu sprich ich, daz disem edlen mentschen genüget nit an dem wesen, daz die engel begriffent vnformlichen vnd dar an hangent sunder mittel; im begnüget nit[1] an dem ainigen ain. 30

Ich hab och me gesprochen von dem ersten begin vnd von dem höhsten end. Der vater ist ain begin der gothait, wan er begriffet sich selber in im selber. Us dem gat daz ewig wort inne belibend, vnd der hailig gaist flüsset von in beiden inne belibend vnd gebirt in nit, wan er ein ende ist der gothait 35 (inne belibend) vnd aller creaturen, da ain luter rûw ist vnd ain rasten alles des, daz wesen ie gewan. Daz begin ist durch

[1] *es ist wol* nit wan *oder ähnlich zu lesen.*

des endes willen, wan in dem lesten end rûwet alles, daz daz[1] vernünftig wesen ie gewan. . . . .[2] des wesens ist daz vinsterniss oder daz unbekantniss der verborgenen gotbait. Dem dis liebt schinet[3], vnd dis vinsterniss enbegraiff daz nit. Darumb
5 sprach Moyses : 'der da ist, der hat mich gesant. der da sunder namen ist, der ain logenung aller namen ist vnd der nie namen gewan.' Vnd darumb sprach der prophet : 'wärlich, du bist der verborgen got in dem grund der sele, da gottes grund vnd der sele grund ain grund ist. So man dich ie me sûchet, so man
10 dich ie minder vindet.' Du solt in sûchen, also daz du in niena vindest. Sûchest du in nit, so vindest du in. Daz wir also sûchent, daz wir ewenklich bi im belibent. des helf vns got amen.

Die beiden reden sind ausführlich und verhältnismäßig gut überliefert. verfassernamen nennt die handschrift nicht. für das zweite stück haben wir indes eine spur. der redner sagt: Ich sprach ze Paris in der schûl, daz ällu ding sond volbracht werden in dem reht demütigen mentschen. *und Pfeiffer Deutsche mystiker* II 306. 40f *(in nr 94) heißt es:* Dar umbe seite ich zuo Paris, daz an dem gerechten mentschen erfüllet ist, swaz diu heilige schrift und die prophêten ie geseiten. *beide male derselbe gedanke (nur in ein wenig verschiedenem gewande) mit demselben rückverweis verbunden. diese beiden letzteren stücke haben also den gleichen verfasser. so viel lasst sich mit sicherheit sagen. Pf. nr 94 aber hatte Pfeiffer für Eckhart in anspruch genommen, ob mit recht oder unrecht, muss weitere prüfung ergeben. — auch ohne rücksicht auf das letzt gesagte halte ich beide oben abgedruckten stücke für eckhartisch, will aber damit nur meinen persönlichen eindruck widergeben. stichhaltige beweise für meine behauptung kann ich bei dem augenblicklichen stand der dinge — ich hoffe nur bis auf weiteres — nicht bringen. als reden Eckharst verwertet werden dürfen beide stücke also vorläufig noch nicht.*

[1] *ein* daz *ist zu tilgen.*

[2] *die hs. hat nach* gewan, *den rest der zeile ausfüllend, eine mit roter tinte ausgeführte schlangenlinie. ein auslassungszeichen? denn hier ist etwas ausgefallen.* [3] *ergänze* in die vinsterniss *(Joh. 1. 5), doch scheint der eingang des satzes verderbt.*

Schleusingen, 5 nov. 1906. MAX PAHNCKE.

Vom 20. juli bis 20. november 1907 sind bei der redaction dieser zeitschrift folgende schriften eingelaufen, abgesehen von solchen, welche als zur besprechung ungeeignet oder weil sich kein recensent fand, zurückgesandt wurden: Arnold, Das moderne drama. — Baesecke, Der Münchener Oswald. — Bartels, Zu Schillers 'Das Ideal und das Leben'. — Binz, Untersuchungen zum altenglischen sog. Crist. — Brom, Vondels bekering. — Cederschiöld, Clari saga. — Dessauer, Wackenroders 'Herzensergießungen' in ihrem verhältnis zu Vasari. — Harring, Andreas Gryphius u. das drama der jesuiten. — Heinzel, Kleine schriften. — Helm, HvHeslers Apokalypse. — Hille, Die deutsche komödie unter d. einwirkung d. Aristophanes. — Holz, Der sagenkreis der Nibelungen. — Joachimi-Dege, Deutsche Shakespeare-probleme im 18 jh. u. im zeitalter der romantik. — Jónsson, Den islandske litteraturs historie tilligemed den oldnorske. — Kåland, Palaeografisk atlas ny serie. — Kochendörffer, Tilos von Kulm gedicht von 7 ingesigeln. — Lachmann-Kraus, Die gedichte Walthers vdVogelweide, 7 aufl. — Manacorda, Della poesia latina in Germania durante il rinascimento. — Muth-Nagl, Einleitung in das Nibelungenlied, 2 aufl. — Noll, Otto der Schütz in der litteratur. — Olrik, Nordisk aandsliv i vikingetid og tidlig middelalder. — Petsch, Chr. Weises Masaniello. — Pohlig, Eiszeit u. urgeschichte des menschen. — Schatz, Altbairische grammatik. — O.E.Schmidt, Fouqué, Apel, Miltitz. — Schneider, Jean Pauls jugend und erstes auftreten in der litteratur. — Springer, Sebastian Brants bildnisse. — Tschersig, Das gasel in der deutschen dichtung u. d. gasel bei Platen. — Volksliederbuch für männerchor, partitur 2 bde. — Weigand-Hirt, Deutsches wörterbuch 5 aufl., 1 lief. — Weise, Die deutschen volksstämme und landschaften, 3 aufl. — Witkowski, Goethes Faust, 2 bde. — Wossidlo, Mecklenburgische volksüberlieferungen bd. II.

A. Die einleitung des Parzival. a) 1, 1—14.
Stæte — *Unstæte*.

Stæte und *unstæte* müssen ethische und zugleich religiöse begriffe sein, da durch sie die menschheit sich spaltet in behaltene und verworfene, da sie leben und tod der seele bestimmen.

Die *unstæte* ist nicht nur eine einzelne sündhafte veranlagung, vielmehr die verdorbenheit der sittlichen natur des menschen überhaupt ('der sittlich haltlose', Bötticher Das hohelied vom rittertum s. 15). nicht einmal die hauptsünden sind so verderblich, da es gegen sie das mittel der bufse gibt. am besten lernt man das wesen der *stæte* und der *unstæte* durch Thomasin kennen (vgl. Martin Anz. XII 207. Parzival I s. 5), denn die tugendlehre seines Wälschen gastes beruht eben auf dem gegensatz dieser beiden seelischen beschaffenheiten (Scherer Gesch. d. d. litt.[8] 222). nachdem er im ersten buch die gesellschaftlichen vorschriften über *zuht* und *hüfscheit*, v. 1708, gegeben hat, beginnt er mit v. 1789 seine moralphilosophie, und zwar mit der *stætekeit* : *man sol an tugent stæte sîn*, *daz was ie der rât mîn* 1793 f, *ich wil daz man sîn arbeit alrêrst an die stætekeit wende, sô gewinnt man baz die andern tugende, wizzet daz . die andern tugende sint enwiht, und ist dâ bî diu stæte niht* 1815—1820, worauf die *unstæte* gegenübergestellt wird : *niemen mac die stæte hân*, *ern well die unstætekeit verlân . swer unstætekeit verlât*, *die stæte er begriffen hât . Da von sol diu unstætekeit von mir alrêst werden geseit* 1821—1826; *wir suln alrêste mit getæte sîn an guoten dingen stæte* 1833 f; darauf die begriffsbestimmung : *Waz ist unstæte? . . . unstæte ist stæte an bœsen dingen* 1837—39 (vgl. Freidank 44, 25 f : *Swer stæte an unstæte ist*, *da ist ouch ander valscher list*, s. San Marte, Parzival-Studien II 168); endlich die charakterisierung ihres äufseren treibens : *unstæte gar unmüezec ist mit allen dingen zaller vrist. swaz unstæte hiute tuot, daz dunket si niht morgen guot. si zimbert daz vil schiere hât zebrochen ir unstæter rât* 1849—54, *der wandelung si nie bedrôz: daz wênege machet si ze grôz*, *daz grôze macht si aver kleine. nu loufet si*, *nu gêt si seine*, *nu stîget si*, *nu vellt si nider*, *hiut vert si hin*, *morgen wider*, *nu hin ze gebirg*, *nu hin ze mer*, *hiut ist si eine*, *morgn mit her*, *nu hin ze holz*, *nu în der stat . . .* 1861—69. die ersten sechs bücher, das sind nahezu dreiviertel des werkes, sind aufgebaut auf dem thema von der *stæte* und der *unstæte*. mit dem

achten buch v. 9851. verlässt sie der dichter, indem er kurz widerholend die *unstæte* als vertreterin der untugenden, die *stæte* als solche der tugenden aufstellt, um zu ihren schwestern der *unmâze* und der *mâze* überzugehen. am abschluss der betrachtung v. 12335—40 fasst er nochmals das über die *stæte* und *unstæte* und ihre schwestern gesagte zusammen, der rest des werkes ist dem recht und der milde gewidmet.

Rückert hat in den anmerkungen zu seiner ausgabe (bes. zu v. 1862. 1883—1964, s. auch Gervinus Gesch. d. d. dichtung II[5] 20 f) die wichtigsten quellen für diese sittenlehre angegeben: es sind Horaz Ep. I 1 und Senecas Episteln, bes. I 2. Senecas moralphilosophie gipfelt in dem satze '*Sapientis est semper idem velle atque idem nolle*' (vgl. Erdmann Grundriss d. gesch. d. philos.[3] I 174); die weisheit, das ist die tugend, wird in die beständigkeit gesetzt.

Dieselbe lehre treffen wir bei dem andern classisch moralisierenden didaktiker des deutschen mittelalters, bei Wernher von Elmendorf Zs. 4, 306, 815—845, bes. u.a. *Manic is dez gewone, Kumit er di vnstetikeit ane, Daz er also vaste daran steit, Daz iz mac heizen sin stetikeit* 837—840 (zu Wernh. v. Elmend, s. HVSauerland Zs. 30, 1—58, bes. s. 22 u. 44 f, Schönbach Zs. 34, 55—75, bes. s. 66 f). was Thomasin zu einem pragmatischen system ausgebildet hat, gibt er in aphorismen. diese sind, wie Schönbach nachgewiesen hat, der Moralis philosophia des Wilhelm vConches (oder Hildebert vLe Mans?) entnommen. hier kommt die stoische weisheit stärker zur geltung als bei dem laienhaften Thomasin. die *constantia* ist der inbegriff der leidenschaftslosigkeit und der innern freiheit: *Constantiae vero est officium in utraque fortuna gravitatem tenere*. '*Praeclara enim in omni vita eadem frons et idem vultus; nam argumentum bene compositae mentis est posse consistere et secum morari*'; und weiterhin dieselbe bestimmung wie bei Thomasin und Wernher vElmendorf: *Haec quidem lex est constantiae, ut nec in malis constantes nec in bonis vagi simus. Est enim in malis constantia, quae non est virtus . . . Huic virtuti contraponitur inconstantia, quae est motus animi circa varias occupationes. In quo vitio adeo sine intermissione laborant quidam, ut dicatur eorum constantia esse instabilis* (Migne 171, 1033). und so stellt auch Abälard an den eingang seiner ermahnungen an seinen sohn Astralabius den

Die Redaction der Zeitschrift sowol wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinsam geführt. manuscripte für beide teile werden aber an die adresse von prof. SCHROEDER, Göttingen, Grünerweg 2 erbeten.
Bücher, deren besprechung gewünscht wird, möge man unter der adresse der redaction an die Weidmannsche buchhandlung, Berlin SW., Zimmerstr. 94 einsenden.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

Seite

DES ANZEIGERS

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)

ÜBER WOLFRAMS ETHIK.

'Das hohelied vom rittertum' nennt Gotthold Bötticher den Parzival Wolframs von Eschenbach, denn hier ist der 'ritterliche geist unter sittlichem gesichtspunct aufgefasst' und als 'eine sittliche lebensmacht verherlicht'. damit hat er ausgesprochen, dass der ethische gehalt des gedichtes nicht allein in den religiösen bestandteilen liege, sondern dass Wolfram aus den im rittertum selbst vorhandenen kräften das sittliche ideal seines standes sich entwickeln liefs. aber er hat sich in seinen arbeiten nur das ziel gesetzt, eben die weltliche seite dieses ideals, den unverzagten mannesmut, zu verfolgen, von der mitwürkung der religiösen erziehung hat er nicht gehandelt. und so neigt die forschung der letzten jahre dazu, den weltlichen charakter von Wolframs Parzival mehr und mehr zu betonen und über den geistlichen gehalt hinaus in den vordergrund zu rücken (vgl. Ergebnisse und fortschritte der germanistischen wissenschaft s. 276 f). dagegen konnten selbst Friedrich Vogts und Victor Michels ebenso treffende wie schöne darstellungen von Parzivals innerm wesen (Neue jahrbücher f. d. klass. Altert. usw. II [1899], 133—153 bezw. Gött. gel. anz. 1897, 741) nicht genügend zur geltung kommen. da aber das leben in diesen bunten bildern der ausdruck einer weltanschauung ist, die mittelalterliche weltanschauung sich aber auf das christentum gründet, und da zudem das gedicht selbst ganz durchzogen ist von religiöser stimmung, so muss bei einer untersuchung über die leitenden ideen den theologischen fragen doch ein viel gröfserer raum gewährt werden. vor allem sind die ethischen begriffe auf ihren inhalt hin zu prüfen, immer selbstverständlich in ihrem verhältnis zur theologie. in feinsinniger weise hat San Marte in seinen Parzivalstudien II und III das sittliche leben in dem gedichte auf grund der einzelnen erscheinungen entwickelt, aber er hat das scholastische moment zu wenig berücksichtigt. umgekehrt hat Sattler (Die religiösen anschauungen Wolframs vEschenbach) nur dieses, nicht aber die ritterlich-weltliche bedeutung in betracht gezogen. Seeber endlich hat in seinen Studien über die leitenden ideen im Parzival (Histor. jahrb. der Görres-gesellschaft 2, 54—75 und 178—200) die grofsen züge trefflich herausgearbeitet, aber auf die grundlagen im einzelnen einzugehn lag nicht in seiner absicht.

die drei göttlichen tugenden *fides, spes, charitas*; und ebenso sieben hauptsünden, die von Gregor dGrofsen eingeführt wurden: *superbia, avaritia, gula, luxuria, ira, invidia, accidia.* jene reihe aber, in welcher die *stæte* und die *unstæte* an der spitze stehn, geht unmittelbar auf den stoicismus zurück und bildet also ein neben dem kirchlichen siebener-canon hergehndes system. doch haben die beiden psychischen qualitäten der *stæte* und *unstæte*, wie schon die citate aus den SBernhard zugeschriebenen tractaten und aus Richard von SVictor zeigen, ebensogut kirchliche geltung, da sie ja den christlichen dualismus zwischen Gott und welt ausmachen. die beharrlichkeit, *perseverantia*, welche eine sonderart der *stæte* darstellt, ist aufserdem in der bibel selbst bestätigt: die hauptstellen sind Math. 10, 22 und 2 Timoth. 2, 1—5. darum nimmt sie auch in der kirchlichen morallehre eine bedeutende stelle ein (vgl. besonders Alanus Summa de arte praedicatoria cap. XVII). und so sind einzelne formen der *stæte* auch in das erweiterte siebener-system aufgenommen, in dem jeder tugend und jeder sünde eine anzahl von einzelformen als töchter oder begleiterinnen beigegeben werden. die beständigkeit, *constantia, stabilitas*, und die nah verwandte beharrlichkeit (*perseverantia*) sind allgemein unter der haupttugend der tapferkeit untergebracht (s. unten s. 413), so auf der arbor virtutum Hugos von SVictor Migne 176, 1003. 1010, in der Summa theol. des Thomas vAquino II 2, quaest. 167, bis auf die neueren lehrbücher der moraltheologie wie zb. bei Steininger III 345. 350 f, Antoine I 286[b]. das gegenteil der *stæte* aber, die *unstæte*, ist nicht in gleicher weise entsprechend unter die laster aufgenommen worden. sie findet sich nicht auf der arbor vitiorum Hugos von SVictor und nicht in der Summa des SThomas, wol aber in der populären sittenlehre, und zwar da unter der *accidia*, der trägheit, so im Renner 15927 (*unstêtikeit*), in der Tafel des christl. lebens aus dem ende d. 15 jh.s bei Bahlmann Deutschlands katholische katechismen s. 69 (*Vagacio mentis, Unstedicheit des herten*), in der neueren morallehre, zb. bei Steininger III 313 (die ausschweifung des gemütes). Steininger bestimmt das laster folgendermassen : 'hierher gehören die neugierigen, die nichts zu tun wissen als andere beobachten . . . und in einer steten unruhe, unfürsichtigkeit und zerstreuung zu leben.' im grunde ist also diese unstätigkeit soviel wie die neugierde. diese aber, die

curiositas, fällt unter die begleitschaft der hoffart, *superbia.* der übermut hat Lucifer und das erste menschenpaar zu fall gebracht, die neugier der Eva speciell war die erste verschuldung des menschen, vgl. SBernhard Tract. de gradibus humilitatis cap. x: *Primus itaque superbiae gradus est curiositas. . . . . quod per curiositatem a veritate ceciderit, quia prius spectavit curiose, quod affectavit illicite, speravit praesumptuose. Iure igitur in gradibus superbiae primum curiositas vindicat sibi, quae etiam inventa est initium esse omnis peccati*; Thomas in seiner Summa theol. lässt unter der *superbia* als der sünde der ersten menschen auf die versuchung die abhandlung über die *curiositas* folgen (Summa theol. II 2, quaest. 153—157); vgl. auch Wessobrunner Glaube u. beichte, MSD. xc 136 *in firuuizgerna, in niugerni,* = Bamberger Gl. u. b. MSD. xci 136, unter den varianten *der ubermuoti.* infolge der unsicherheit der begriffsbestimmung wird die *unstæte* nun sogar unter die beiden laster der hoffart und der trägheit, *superbia* und *accidia,* eingeordnet, so von Hugo von Trimberg im Renner 1878 ff. (*virwitze und unstétikeit*), in der obengenannten tafel (s. 68) als *Novorum invencio, Nye vunde*; als *novitatum inventio* in der neueren morallehre unter *superbia,* Antoine I 123. [1]

Und nun noch einige beispiele für die *stæte* und die *unstæte* in dem classicierenden sinne Thomasins, wonach sie die grundrichtungen des sittlichen lebens bilden. Berthold vRegensburg I 63, 37 ff: die siebente tugend, *diu heizet stætikeit. Seht, daz ist diu érste tugent unde vellet zuo der jungesten, unde dar umbe müezet ir dise tugende alle sehse haben . . . . hástu sie alle sehse unde die sibenden niht, diu dá heizet stætikeit, dín wirt niemer rát: dû muost die tugende alle sehse hán unde danne die sibenden dar zuo, daz dû mit disen sehs tugenden stæte blíbest als ein adamas*; I 402, 3 ff: *Unde dá von bezeichent der máne den unglouben, wan der máne só gar* u n s t æ t e *ist in só maniger lûne* (vgl. oben s. 408). *Er ist hiute junc und elter morgen; hiute nimet er abe, morgen nimet er zuo; nû kleine, nû grôz; nû gét er hôhe an dem himel, morgen gét er nider; nû hin, nû her, nû sus, nû sô.* Der Minne Fürgedank, Doc. Misc. II, 176 f: *Er ist*

[1] Das system der tugenden und laster im späteren mittelalter hoffe ich an anderer stelle eingehender behandeln zu können. [die eben erschienene, höchst inhaltreiche abhandlung von Marie Gothein: Die todsünden, Archiv f. religionswissenschaft 10, 416—484, konnte ich nicht mehr benützen].

an der sel genesen Swer pfligt der stätikait Mit triwen ane kunterfeit, Es schwebet vil manges tugend ob Und zimet werdes mannes lob, Das man in nenne stäte. Wie gern er missetäte, Das enlat in div reht stätikait ... Er sol niht künnen wenken, Hin und her gedenken Hivte lieb, morgen lait, Daz zimpt niht rehter stätikait. Vintler 4682 : *Die stätichait oder vestichait ... das ist ein starkes vestes gemüet*; 4844 : *Die unstät die hat nindert rest und ist ain widerwärtiger prest der rechten volchomen stätichait ... wann der unstät begeret nicht chain stätichait in seiner pflicht.* Buch der Rügen, Zs. 2, 63. 629 : *stæte ze bœsen dingen* (Martin Parz. II 627). in Reinbots HlGeorg 5765 (vKraus) ist *Stæte* die erste der kammern in der wunderburg.

Gleich in der äulseren, stilistischen form der darstellung lässt sich die geschichte der unstätheit verfolgen. das widerspruchsvolle in ihrem wesen ist schon bei Horaz ausgedrückt durch kurze antithesen : *nunc agilis fio ... nunc in Aristippi furtim praecepta relabor* Ep. I 16—18, *Quod petit spernit, repetit quod nuper omisit ... Diruit, aedificat, mutat quadrata rotundis* 98—100. in dieser charakteristischen formensprache wird dann in der folgezeit mit vorliebe das bild des von der *unstæte* umgetriebenen entworfen, so auch schon an mehreren der angeführten stellen, und, um noch zwei stark ausgeprägte beispiele anzufügen : in den pseudoaugustinischen Soliloquien cap. II *Nunc gaudeo, statim tristor, nunc vigeo, iam infirmor, nunc vivo, statim morior, nunc felix appareo, semper miser, nunc rideo, iam fleo. Sicque omnia mutabilitati subiacent, ut nihil una hora in uno statu permaneat. Hinc timor, hinc tremor* usw.; und im Renner v. 1910ff : *nu wil er diz, nu wil er daz, nu kalt, nu warm, nu trucken, nu naz, nu wiz, nu rôt, nu grüene, nu val, nu kurz, nu lanc, nu breit, nu smal, nu wil er slâfen, nu wil er wachen, nu wil er kurzwîle machen.*

Wenn also Wolfram die *stæte* als grundbedingung der sittlichkeit auffasst, so folgt er einer allgemeinen moralischen anschauung seiner zeit. aber für ihn, den dichter der treue, ligt in diesem lehrsatz in der tat das heiligste seiner sittlichen überzeugung. er will ja von *grôzen triuwen* (4, 10) erzählen. und der begriff der *stæte* steht dem der *triuwe* nahe, beide können unter umständen gleichbedeutend sein, indem sie das festhalten in sittlicher hinsicht mit einander gemein haben. aber in ihrer

ethischen bestimmung sind sie doch ganz verschieden. die *triuwe* ist eine sociale tugend, ja die tugend des altruismus schlechthin (s. unten), die *stæte* dagegen ist die dem individuum in allen seinen handlungen dauernd eigene naturanlage; und während die *triuwe* im verhältnis zum nebenmenschen zur geltung kommt, besteht die *stæte* in ihrem eigentlichen sinne zunächst nur in per beziehung des menschen zu sich selbst.

Unverzaget mannes muot — Zwivel.

Zu den beiden sittlichen beschaffenheiten *stæte* und *unstæte* stehen die gegensätze *unverzaget mannes muot* und *zwivel* in parallele, *stæte* und *unverzaget mannes muot* sind verwante tugenden, *unstæte* und *zwîvel* verwante laster. *unverzaget* ist eine wesentliche nicht nur eine nebenbestimmung, *unverzaget mannes muot* ist nicht bloßs 'tapferer männlicher sinn' (Nolte Der eingang des Parzival s. 21), sondern '*unverzagter* männlicher sinn' (Paul Beitr. 2, 68 f), 'unablässig strebender sinn' (Bötticher Zs. 45, 151), eine willenskraft, die sich auch durch die schwersten hindernisse nicht abbringen lässt, nach dem vorgesetzten ziele zu streben. die geschichte Parzivals selbst ist ein beispiel für das unverzagtsein, und Trevrizent fasst seine lehren zusammen in die mahnung '*belîb des willen unverzagt*' 592, 30. durch die zufügung des begriffes *unverzaget* erhält der *mannes muot* überhaupt erst die starke ethische färbung.

Durch die begriffliche vertiefung, welche in *unverzaget* ligt, wird die bloßs ritterliche, auf mut und kühnheit beruhende tapferkeit zu einer besondern form, zur beharrlichkeit, *perseverantia* (s. oben s. 410). beide unterscheiden sich in dem kirchlichen tugendsystem nach den bestimmungen Thomas vAquino Summa theol. II 2, 123 folgendermaßsen: *alio modo potest accipi fortitudo, secundum quod importat firmitatem tantum in sustinendis et refellendis his, in quibus maxime difficile est firmitatem habere, scilicet in aliquibus periculis gravibus* (Schütz Thomas-lexikon s. 324), dagegen die beharrlichkeit (Summa theol. II 2, 137, 1): *per se autem ad perseverantiam pertinet, ut aliquis perseveret usque ad terminum virtuosi operis, sicut quod miles perseveret usque ad finem certaminis et magnificus usque ad consummationem operis* (Schütz s. 592). das bestimmende moment der beharrlichkeit ist also der zweck, das ziel. ist somit die beharrlichkeit im verhältnis zu der *stæte* die 'tapfere beständigkeit', das ausharren

in einer einmal unternommenen aufgabe, so ist sie der tapferkeit gegenüber die 'beharrliche tapferkeit'.

Dem beharrlichen streben nach dem guten aber kann sich der zweifel zugesellen, dem lichten glanze nie verzagenden heldenmuts die dunkle ausgeburt der höllischen finsternis. weshalb in *zwivel* ein religiöser sinn nicht enthalten sein sollte, ist eigentlich nicht einzusehen. Wolfram baut die innere entwicklung seines helden vom anfang bis zum schluss auf religiösen gedanken auf, weshalb sollen nun diese gerade im prolog, der doch die stimmung des ganzen anschlagen soll, zurückgedrängt sein? Nolte kommt in seiner, übrigens mit methodischem geschick geschriebenen abhandlung über den eingang des Parzival zu dem ergebnis, dass *zwivel* soviel sei wie *unstæte*. aber der geselle der *unstæte* ist ganz schwarz und fährt unter allen umständen zur hölle, der mit *zwivel* behaftete ist nicht ganz verloren, sondern kann noch gerettet werden. die beiden begriffe sind eben von grund aus verschieden. die *unstæte* ist eine dauernde charaktereigenschaft, ein habitus, der *zwivel* nur ein gewisser zustand des bewustseins, sei es des intellects (zweifel an der richtigkeit einer vorstellung, mag dieselbe die vergangenheit, gegenwart oder zukunft betreffen) oder der gemütsstimmung (furcht, angst, sorge, Nolte s. 8 f) oder des willens (ob man etwas tun soll oder nicht). nur in einer der gruppen Noltes trifft *zwivel* mit dem ethischen begriff der *unstæte* als eines — wenigstens scheinbaren — charakterfehlers überein, nämlich im minniglichen sinne (vgl. Martin Anz. xii 206). es ist *zwivel* hier aber nur die unbeständigkeit in der galanten minne, wenn die dame dem minnedienenden herrn zu seinem verdruss 'untreu' wird, dh. einen andern verehrer erhört (= *valsch*). darin ligt noch nicht einmal ein besonders starker moralischer vorwurf, es handelt sich da nur um eine regel im reiche des gottes Amor (*nostra doctrina*, die lehre des höfischen minnewesens, stellt der caplan Andreas in seinem minnebuche den geboten Gottes, *Dei mandatis*, gegenüber, Trojels ausg. s. 255). *unstæte* wäre für solche aristokratischen launen ein viel zu harter ausdruck, denn *unstæte* in der liebe ist untreue des gatten oder der gattin, ist ehebruch und als solcher eine hauptsünde, die zu der *luxuria* gehört, vgl. Berthold vRegensburg i 106, 6. ii 182, 18 (*unkiusche, une*), Renner-hs. m einige auf 11911 des Bamberger druckes

folgende verse, H. vKrolewitz Vaterunser 1952. den unterschied macht Wolfram selbst 732, 1 und 733, 12 : *unstæte* bei der ehelichen treue, *zwivel* bei scheidbarem verhältnis.

Wenn nun im minnewesen der *zwivel* das gegenteil von *stæte* ist, so ist er also doch nicht das nämliche wie *unstæte.* ebenso beweist die stelle 119, 25—28 nicht, dass *zwivel* = *untriuwe* ist (Nolte s. 12f), denn die *untriuwe* des teufels ist die schlechte gesinnung, der hass, den er aus neid gegen die menschen hat, weil sie seine stelle in dem reiche Gottes eingenommen haben. diese eigenschaft des teufels, der wille zum bösen, konnte nie mit *zwivel* bezeichnet werden.

Die theologische bedeutung von *zwivel* sucht Nolte s. 31 f auszuschalten, aber die von Vogt aao. s. 146 für dieselbe angeführten puncte Parz. 464, 8 und Willeh. 1, 23, gegen die er sich in erster linie wendet, befinden sich mitten in so ausgesprochen von religiöser stimmung eingegebenen gedankenreihen, dass das wort hier zum mindestens eine religiöse färbung hatte. denn wenn Parzival über die geburt Adams im unklaren war, so war er eben über eine kirchliche anschauung im zweifel (Parz. 464, 8), und wenn die taufe durch ihren trost vom zweifel erlöst, so betrifft der zweifel eine religiöse gewissensfrage (Willeh. 1, 23). an einer stelle aber, und an einer vollkommen klaren — über die Nolte allerdings rasch hinweggeht (s. 9) — gebraucht Wolfram das wort *zwivel* in lediglich theologischem sinne, nämlich Willeh. 332, 8—17 : *Pêter, des himels portenoys, der gotes tougen vil für wâr heimliche erkante manec jâr, dar zuo ers offenliche sach: von zwivel im drîstunt geschach daz er an got verzagete. hôhen prîs ez sît bejagete: sîn manheit wart alsô wert* . . . Petrus ist in der theologischen litteratur der typus des innerlich sittlichen menschen, der in zweifel gerät und durch die gnade Gottes widerhergestellt wird, vgl. Augustin Pred. 4, 2 (Migne 38, 34), 147 (Migne 38, 797 ff), 286, 3 (Migne 38, 1298), 297 (Migne 38, 1359 ff), vgl. auch 76, 8 (Migne 38, 482) und 75, 8 (Migne 38, 477); Abälard Sic et non cap. 96 (Migne 178, 1482); Werner Deflorationes, Migne 157, 882 . 1108; SBernhard pred. in festo SSPetri et Pauli I und III, Domin. VI post Pentecosten III; Berthold vRegensburg I 45—47 . 548; Gailer Granatapfel, Augsburg 1510 B. II^v; Albr. vEyb Sittenspiegel, bei Hasak Die letzte rose s. 160. sehr häufig begegnet das beispiel vom

zweifelnden und wieder entsündigten Petrus zur erläuterung der kraft der beichte. also der fall durch den zweifel und die wider-erhebung durch die innere erkentnis : gerade dies ist aber das schicksal Parzivals. und wenn wir irgend Wolframs dichtung für ein selbstbekenntnis seines eigenen innern lebens halten dürfen, so werden wir den zweifel in dem ersten verse seines Parzival als eine religiöse irrung auffassen müssen, als zweifel an der güte und macht Gottes, wie Kläden (vdHagens Germ. 5, 222—246), San Marte Parz.-studien II 175 f, Paul aao., Sattler s. 13 f, Vogt s. 146 ('verlust des gottvertrauens') und Rieger Zs. 46, 175—181 nachgewiesen haben.

Im christlichen moralsystem ist der zweifel eine abart der *tristitia* oder der *accidia : aufer a te tristitiam, quia ipsa est soror dubietatis* in dem unter Bernhards vClairvaux werken sich befindenden tractat De modo bene vivendi cap. XI; im Renner gehört er dementsprechend unter das ingesinde der trägheit, *accidia*, v. 15729, ebenso in der Sünden widerstreit v. 1069; trauer ist die ursache des zweifels nach den beiden von Lachmann über den eingang des Parz., Kl. Schr. I 486 citierten stellen aus dem jüngern Titurel (*daz trûren dich in zwîfel iht sî jagende*) und aus Lassbergs LS. III 30; auch im Trost in verzweiflung Zs. 20, 346, 7 f ist der zweifel an die trägheit (in Gottes dienst) angeknüpft, und die acht ersten zeilen dieses gedichtes berühren sich dann wider mit dem eingang der Oratio pro ecclesia in Kelles Spec. eccl. s. 8. der glaubenszweifel ist aber wie der unglaube auch eine sünde gegen die verehrung Gottes und wird als solche unter dem ersten gebot des dekalogs behandelt. über die verzweiflung s. unten s. 444.

Mit diesen gedanken reiht sich Wolframs Parzival ein in die grofse geistesbewegung des 12 und 13 jh.s. der mut zum eigenen nachdenken war erwacht und machte nicht mehr halt vor den geheiligten satzungen der kirche. überall erhoben sich zweifel gegen die göttliche offenbarung, man schreckte selbst nicht mehr zurück vor der läugnung der wichtigsten heilslehren (vgl. bes. Reuter Gesch. d. relig. aufklärung im ma. I 164—168 uö.). viele wurden durch den lauf der welt oder durch das eigene schicksal ins wanken gebracht : die welt ist so ungerecht, kann es einen gerechten Gott geben? ein solcher zweifler, und einer der aufrichtigen herzens die wahrheit sucht, ist Parzival.

b) 1, 15—2, 22.

Den folgenden erörterungen lege ich zu grunde, was Paul Beitr. 2, 69 f. und Bötticher Das hohelied vom rittert. s. 15 ff über diese verse gesagt haben. Bötticher hat den standpunct klargelegt, von dem aus sie zu betrachten sind : mit den *tumben* und den *wîsen* meint Wolfram sein publicum, die einen, die seine lehre nicht verstehn können oder wollen, die anderen, die ernst darnach trachten, sie zu verstehn.

Wolfram folgt, indem er das verhältnis zwischen dichter und publicum zum gegenstand der einleitung nimmt (s. auch die prologe zu b. VII [Paul Beitr. 2, 83 ff.] und zu b. VIII : 399, 1—6. 401, 23—402, 6. 404, 11—16), nur einem allgemein üblichen gebrauche, der, wie es scheint, seinen ursprung in der volkstümlichen poesie hat : der dichter tritt vor seine zuhörer und fordert sie auf, anständig zuzuhören. das gilt vor allem für die *tumben*. Kaiserchron. 3—13 *daz* [sc. *liet*] *scult ir gezogenlîche vernemen: jâ mac iuch vil wole gezemen ze hôren âlliu frumichait. die tumben dunchet iz arebait, sculn si iemer iht gelernen od ir wîstuom gemêren. die sint unnuzze unt phlegent niht guoter wizze, daz si ungerne hôrent sagen dannen si mahten haben wîstuom unt êre*; den *tumben* gegenüber werden die *wîsen* gestellt 39—42: *lugene unde ubermuot ist niemen guot. die wîsen hôrent ungerne der von sagen.* Eilhart schon sieht in denen, welche kein interesse für sein gedicht zeigen, persönliche gegner und schlechte menschen von bösem willen : *nû wuste ich gerne ab îman in desir wîse ummir wêre der sulchir rede gerne entbêre: des wolde ich hir getrôsten mich. doch man in lâze, her touget sich an bôsem willen schîre* Tristr. 6—11, *bôsheite mag men sî gelîchen und dar umbe wol schelten, wan sie sîn billîche engelten. die selbin warne ich hie mite, daz sie der selbin bôsin setin eine wîle varin lâzin* 18—23, *her ist klûkir sinne ein kint, swer sulche rede vorstôret die man gerne hôret und die nutze ist vernomen und gûten lûten wol mag vromen. ich sage ûch, wolt ir swîgen stille . . .* 26—30. auch in der einleitung zum Herzog Ernst B wird das verhalten als unmoralisch dargestellt : [*sie*] *velschent die rede swâ sie mugen, sie strîtent vaste dâ wider und druckent die rede nider, als ez mit alle ein lügene sî: den wonet niht guoter tugende bî* 16—20; ebenso von Ulrich vZazikhofen mit dem gegensatz der höfischen und der neider : *ez ist mîn bete und ouch mîn rât, daz*

hübsche liute mich vernemen, den lop und êre wol gezemen. der hulde ich wil behalten und wil hie fürder schalten die bœsen nîdære: den fremde got diz mære, des ich hie wil beginnen. Si gânt doch schiere hinnen, swenne si diz liet hœrent sagen; si mügen kûme vertragen daz eime ritter wol gelanc, der ie nâch stæten tugenden ranc Lanz. 14—26. bei Ulrich und dem verfasser des herzog Ernst ist der neid der bekrittler nicht so sehr gegen den dichter selbst als gegen seinen helden gerichtet, dessen taten er preist. man sieht die persönliche teilnahme des hörers an den gestalten der erzählung. er lebt mit ihnen, er liebt sie, und dann ist er im sinne des dichters gut und höfisch; oder er ist von neid erfüllt, dann hat er einen schlechten charakter, wie Keii, der nie jemanden seines neides erliefs. die volkstümliche aufforderung zum schweigen bringt noch Wirnt vor: *swer guote rede minne und die gerne hœre sagen, der sol mit zühten gedagen und merke si rehte: daz ist guot* Wigal. 7, 22—25; er verwahrt sich dann besonders gegen die falschen ausleger und verleumder, gegen die spötter, die dem schweine an gemeinheit gleichen, das sich mit kot besudelt, die niemand etwas gutes lehren kann 4, 7—19. 7, 34—8, 23; und diesen wider stellt er die partei der guten gegenüber: *swer nâch êren sinne triuwe und êren minne, der volge guoter lêre* 4, 20—22. wenn er das lob der besten für sich hat, kann er das herunterreifsen der tadler leicht verschmerzen 4, 18 f. Thomasin macht den unterschied zwischen dem *guoten* und dem *unguoten*, dessen *übel* und *nît* das gute immerdar verkehrt, WGast v. 1—10; die *unstæten* und *bœsen* sollen sein buch nicht zu gesicht bekommen v. 132—136. auch er setzt sich über das übelwollen der bösen hinaus: *bœser liute spot ist mir unmære. hân ich Gâweins hulde wol, von reht mîn Key spotten sol . . . swer vrumer liute lop hât, der mac wol tuon der bœsen rât* usw. 76—86. gegen die feindseligen kritiker (*kündigære*) wendet sich auch die einleitung zum Cato (1—6).

Auf die höhe eines künstlerischen urteils hat aber einzig und allein Gotfrid von Strafsburg diese polemik gegen die *tumben* oder *valschen* oder *bœsen* gestellt. er tut die gegner nicht einfach ab als moralisch oder intellectuell minderwertige creaturen, sondern behandelt das verhältnis zwischen sich und jenen als das des künstlers zu seinen kritikern. er führt die schon in den einleitungen volkstümlicher dichtungen liegenden ansätze durch

zu dem würklichen begriff einer litterarischen kritik (vgl. hierzu die kritik der maler MFr. 245, 13 und Schönbach, Wiener SB. 141, 30 f.). also nicht lediglich von ethischen gesichtspuncten aus verurteilt er diejenigen, welche sein werk *velschen* sondern von dem der kunst aus, indem er ihnen den vorwurf ungerechter kritik macht. diese richtung hat Wolfram dem inhalt seiner vorrede nicht gegeben. seine gedanken hätten ihn auch nie dahin geleitet. er beurteilt die menschen nach ihrem moralischen werte, das wesen des daseins überhaupt stellt sich ihm dar als sittliche weltordnung. das ist ethische auffassung des lebens. Gotfrid dagegen sieht die welt mit den augen des künstlers. ihm schwebt als ziel vor die feine menschenbildung und der edle genuss eines schönen daseins. das ist ästhetische auffassung des lebens. der gegensatz der beiden sich abstofsenden naturen offenbart sich damit sogleich in den ersten versen ihrer werke. — Hartmanns prologe kommen hier nicht in betracht, da sie nach andern gesichtspuncten gebaut sind. er geht von den vorschriften der lateinischen poetik aus (AHeinrich, Iwein, s. Zs. f. d. wortforsch. 5, 142), die jene starke, unmittelbare bezugnahme auf das publicum mit dem schelten der toren und dem preis der einsichtigen nicht kennt. auch hierin zeigt sich seine schulmäfsige bildung, denn er hatte diese art den prolog zu gestalten in dem cursus der rhetorik gelernt.

Von den späteren dichtern hat noch Rudolf vEms im Willehalm den mehr volkstümlichen ton angeschlagen, indem er die, welche *mit spotlichen siten* da sitzen, weg gehn heifst, statt deren ein mann eintreten soll, *der guotiu mære erkennen kan* (Junk v. 17—39). im epilog zum Guten Gerhard schliefst er sich, nachdem er um gerechte beurteilung gebeten und die ungerechte (*spoten, spot*) gebrandmarkt hat, ganz an Gotfrids prolog zum Tristan an, v. 6844—6880. auch Konrad vWürzburg flicht in die breit angelegte einleitung zum Partonopier den tadel der *tumben* und das lob derjenigen ein, welche *williclîchen merken swaz man singet oder sagt* 667. noch in Johanns vWürzburg durch die einleitung zum Parzival beeinflusste vorrede zum Wilhelm von Österreich klingt das motiv von den übelgesinnten lesern nach; es sind die *tugentlôsen* mit den falschen zungen, gegenüber den *tugenthaften*, die sich gern von tugend unterhalten (Regel v. 15—123). sonst sind die beiden

typen meist nur in moralischem sinne aufgefasst, und nicht mehr als litterarische parteien, die dem verfasser wolwollend oder übelwollend gegenüber stehn. so in der Krone, Fleckes Flore. bei vielen wird der gegensatz der guten und bösen zuhörer mit dem zwischen der guten alten und der bösen neuen zeit verbunden, mit der klage über den verfall der dichtkunst und die zunahme der verrohung des publicums, das keinen sinn für die kunst mehr hat. so in Bertholds vHolle Krane und Demantin, in des Pleiers Meleranz, Konrads vStoffeln Gauriel und besonders in dem von einer hohen auffassung der dichtkunst zeugenden prolog Konrads zu seinem Trojanerkrieg. unmittelbare ausschreibungen von Wolframs einleitung sind dann der kärgliche eingang in Lutwins Adam und Eva und die ihr vorbild schmählich entstellende verwässerung im jüngern Titurel 46—54 (vgl. Lachmann Kl. schr. I 506—508).

Wolframs charakterisierung der beiden classen seines publicums ist also typisch, wie die übereinstimmung mit den oben gegebenen beispielen zeigt. die weisen sind diejenigen, welche aus der erzählung des dichters nutzen und gute lehre ziehen, 2, 5—16. die andern, die gegenpartei, sind entweder *tumbe liute* 1, 15—2, 4, unstäte, die nicht bei der sache bleiben können, denen es mühselig dünkt den gedanken des dichters zufolgen; oder es sind die *valschen*, die *ungetriuwen* 2, 17—22 (= 404, 13—16), denen in andern vorreden *valscheit, bôsheit, bœser wille* vorgeworfen wird. von den *tumben* unterscheiden sich die letzteren dadurch, dass ihnen nicht die urteilskraft mangelt, von den *wîsen*, indem sie nicht guten, sondern im gegenteil bösen willen haben (Bötticher s. 24). es sind also intellectuell vollwertige, aber sittlich minderwertige individuen.

in der auffassung dieser drei gruppen *tumbe, wîse, ungetriuwe* schliefse ich mich widerum Bötticher an (s. 15—25). nur über die dritte, denen der dichter *valsch geselleclîchen muot* beilegt, möcht ich einen nachtrag versuchen. die genauere bestimmung dieses begriffes hängt von der bedeutung ab, die man *geselleclîchen* beilegt. *geselle* kann auch den standesgenossen bezeichnen und wird speciell von collegen in der dichtkunst gesagt: *alse mîn geselle Spervogel sanc* MFr. 20, 18, *Hœrâ Walther, wiez mir stât, mîn trûtgeselle von der Vogelweide* Walther 119, 11 f. es wäre nicht unmöglich, dass Wolfram mit denen, die *valsch geselleclîchen*

muot tragen, seine gegner unter den dichtern treffen wollte, in erster linie also Gotfrid (Bötticher nimmt an, dass Wolfram auch mit den *tumben* seine gegnerischen kunstgenossen meinte s. 21). das beispiel eines getreuen kunstgenossen hat Walther gegeben, der in seinem nachruf auf Reinmar den ruhm seines nebenbuhlers rückhaltlos anerkannt hat.

Sind nun auch die charakteristiken der toren, der weisen und falschen genossen von Wolfram in erster linie auf sein publicum bezogen, so können sie doch im weiteren sinne ebensogut auf die menschen insgesammt ausgedehnt werden, denn es sind zugleich allgemein gültige moralische typen damit gezeichnet. und dass 1, 15—2, 22 zugleich als allgemeine lehren gedacht sind, das geht aus den folgenden versen hervor: *dise manger slahte underbint iedoch niht gar von manne sint* 2, 23 f. *underbint* in stilistischem sinne ist hier so viel wie abteilung, abschnitt, absatz, wie lateinisch distinctio, articulus eines buches ('diese verschiedenartigen sätze' Mhd. wb. I 131[a]). *dise* bezieht sich nicht nur auf die vorhergehnden einzelnen artikel in 1, 15 bis 2, 22, sondern auf alle *underbint* der einleitung zusammen, also auch auf die folgenden artikel, die von den frauen handeln: 'alle diese verschiedenartigen puncte, die ich hier vorbringe, handeln nicht ausschliefslich vom manne: für die frauen insonderheit stecke ich folgendes als ziel, dem sie nachstreben sollen'. dadurch dass Wolfram auch die frauen in das thema seiner einleitung einbegreift, zeigt er eben, dass er es nicht auf sein persönliches verhältnis zu seinen lesern beschränken will. er dehnt es zu einer allgemeinen sittenlehre aus, in welcher er wichtige regeln für männer und frauen kurz formuliert (vgl. Thomasin im WGast 391 ff, Die Mafse Germ. 8, 100, 121 ff). damit erhebt er die einleitung zu einer kundgebung der sittlichen anforderungen, die er an die gesellschaft stellt. und das ist wider ein zug, wie bei ihm die gedanken nach einer grofsen lebensanschauung drängen.

B. Parzivals fall und erhebung.

Die wandlungen in Parzivals innerm leben sind stufenweise gekennzeichnet durch die drei didaktischen haltpuncte, das sind die lehren der mutter, des Gurnemanz und des Trevrizent: das kind wird zum knaben erzogen, der knabe zum jüngling, der jüngling zum mann. es sind die lehrjahre des helden. aus dem

toren, als der er von der mutter schied, bildet der ritterliche oheim einen höfischen mann von welt, für den die *werdekeit* das höchste ziel ist. aber statt den naiven gottesglauben, den ihm die mutter ins herz pflanzte, zu höherer erkenntnis zu entwickeln, bringt er ihm nur einige äufsere formen des gottesdienstes bei, 169, 17—20. das beste, was Parzival besitzt, ist doch seine angeborene edle natur: die *triuwe* hat er von seiner mutter ererbt — *du bist geborn von triuwen* 140, 1 —, vom vater den unablässig strebenden mannesmut (bes. 317, 11—318, 4; vgl. Seeber aao. 2, 179 f). aber einmal hat er die *triuwe* verletzt. er, den als kind der tod der vöglein zum weinen brachte, der als jüngling an keinem menschenelend vorbeigieng ohne teilnahme zu äufsern (138, 28. 141, 25. 153, 17. 158, 27. 179, 5. 195, 13, 246, 11. 248, 19. 249, 27 u. ö.), ihn hat höfische erziehungskunst so unsicher gemacht, dass er das gefährlichste tat was möglich war: er ist in dem entscheidenden augenblick sich selbst untreu geworden (Bötticher Parzivalübersetzung s. xxxv). er hat seine edle natur verletzt, und gegen den fluch, der ihn darauf trifft, kann keine ritterliche tugend helfen, auch wenn sie — bis zu einem gewissen grade — sittlich verdienstvoll ist, nicht kühnheit und tapferkeit, nicht vollendete bildung und feinstes empfinden für gute sitte (319, 4—11). die höfische erziehung hat ihn nur oberflächlich gemacht. den kindlichen glauben hat sie ihm genommen und dafür den übermut grofsgezogen, der ihn nun zu dem äufsersten frevel verleitet, zum hass gegen Gott. seine edle natur, die *triuwe* und der *unverzaget mannes muot*, bewahrt ihn auch jetzt noch in der nacht des zweifels vor dem sittlichen untergang. zum lichte aber führt ihn die dritte lehre, die des einsiedlers: zur erkenntnis Gottes.

Das neunte buch.

Das IX buch besteht aus zwei sich durchschlingenden handlungen, der inneren geschichte Parzivals und der sage vom Gral. deutlich ist ein bestimmter plan in der abwechslung der beiden stoffe eingehalten, denn auf je einen in sich abgeschlossenen gedankenkreis über Parzival folgt einer über den Gral. gegliedert ist das buch, von der einleitung 433, 1—434, 30 abgesehen, in drei scenen, in denen der schauplatz und die personen — aufser Parzival — wechseln: I scene: Sigune, II scene: die Pilger, III scene: Trevrizent; die dritte scene zerfällt wider in vier unterteile. auf

scene I und II sowie auf teil 1 2 3 der scene III folgt jeweils eine episode über den Gral. demnach ergibt sich folgendes schema: I scene, Sigune, 435, 1—443, 4, darauf Gral I 443, 5—445, 30 (kampf mit dem templeisen). II scene, die Pilger, 446, 1—452, 28, darauf Gral II 452, 29—455, 24. III scene, Trevrizent, 1 abteil. 455, 25—486, 22, darauf Gral III 468, 23—471, 29; 2 abteil., 471, 30—476, 22, darauf Gral IV 476, 23—484, 30; 3 abteil. 485, 1—489, 21, darauf Gral V 489, 22—499, 10; 4 abteil., schluss, 499, 11—502, 30, untermischt mit drei fragen über den Gral (500, 2. 500, 24. 501, 20).

Das neunte buch bildet den höhepunct in der entwicklung des helden und damit das geistige centrum des gedichtes. in den bewegungen des seelenlebens vollzieht sich hier die handlung, alle äufsern vorgänge sind diesem zwecke dienstbar gemacht. in der waldeinsamkeit bei stillen, frommen menschen wird das herz des von der bittersten seelennot gepeinigten mannes genesen. die klausnerin, die pilger, der einsiedler, sie helfen mit bei dem erlösungswerk, sie zeigen dem irrenden den weg zu seinem hohen ziele, dem Gral. in den Artusromanen treten oft personen auf, welche den helden zu dem bevorstehenden abenteuer fördern sollen (ACLBrown Iwain, Studies and notes in philology and litterature vol. 8 passim), gestalten, die in der irischen sage ihren ursprung haben. bewunderungswürdig ist, wie der dichter diese typischen märchenfiguren, die in den Artusromanen nur als staffage das romanhafte der ereignisse auszuschmücken haben, umgeformt hat zu trägern eines grofsen religiösen gedankens. indes auch sie sind nicht die würklich zum heil treibenden kräfte, sie sind nur diener einer höheren idee, über ihnen steht als urheber der beweger zu allem guten, Gott mit seiner gnade.

Die drei scenen bilden eine steigerung. die mahnungen der Sigune und noch mehr die des grauen ritters sind vorbereitungen zu dem läuterungswerk, das Trevrizent an dem helden vollbringt. am eingang aber stehn die worte: ***sîn wolte got dô ruochen*** 435, 12: auf abenteuer war der junge degen ausgeritten, aber Gott wollte ihn in seine obhut nehmen, ihm seine gnade zuwenden. die gnade ist der urquell, aus dem alles gute entspringt, das der mensch hervorbringen kann.

Sigune.

Da findet er die klausnerin 435, 13 (scene I). in der unter-

haltung mit ihr löst sich die stimmung aus, welche den grundton für die ganze entwicklung des IX buches bildet. von leidenschaftlicher sehnsucht verzehrt nach seinem verlassenen weibe und noch mehr nach dem unerreichbaren, dem Gral (441, 4—14), tritt der friedlos umherschweifende der jungfrau entgegen, die nach noch schwereren schicksalen, ohne an der überirdischen güte irre zu werden, ihre ruhe gefunden hat im gottvertrauen. etwas von dieser beseeligenden ruhe dem ruhelosen zu geben und die hoffnung in ihm zu stärken, das ist die aufgabe der Sigune, und sie erfüllt sie, indem sie ihm trost zuspricht mit der hindeutung auf ihn, *dem aller kumber ist bekant* 442, 9—14. es ist das erste mal, dass Parzival zur heilung seiner leiden auf Gott verwiesen wird, aber der gottentfremdete versteht den wahren sinn der frommen worte nicht. die grundstimmung der trauer begleitet Parzival durchs leben von seiner verstofsung an bis zu seiner widererhebung. der dichter legt sichtlich grofses gewicht auf diese innere verfassung seines helden. aufklärung über ihr wesen und ihren ethischen wert gibt erst Trevrizent 468, 1 ff, hier in der begegnung mit Sigunen wird sie nur als der seinem gemütsleben eigene seelenzustand dargetan. es ist, nach der scholastischen terminologie, die *tristitia* und gehört als solche zu den *passiones*.

Die Pilger.

Mit der zweiten scene schreitet die psychologische entfaltung weiter zu dem intellectuellen vermögen, der *ratio*, denn den mittelpunct in dem gespräche mit Kahenis bildet die frage nach dem wesen Gottes, und diese gehört in das tätigkeitsgebiet der intellectiven seele. in der lösung dieser frage beruht der läuterungsprocess Parzivals. er hat eine falsche auffassung vom wesen Gottes, dieses ist eine störung des rationellen denkvermögens — weshalb später Trevrizent sagt: *swer iuch gein im in hazze siht, der hât iuch an den witzen kranc* — und die läuterung besteht eben darin, dass die richtige ordnung des vernunftmäfsigen denkens widerhergestellt, das heifst, dass Gott von Parzival erkannt wird.

Diese wandelung in Parzival hervorzurufen übersteigt die kraft des wallfahrenden ritters. seine aufgabe besteht nur darin, auf das unvernünftige und auf die undankbarkeit hinzuweisen, die in seinem verhalten gegen Gott ligt, und ihm das mittel zu nennen, durch

welches er aus diesem ungeordneten zustand herauskommen kann. als solches gibt er ihm an, den rat Trevrizents einzuholen: der heilige mann wird ihn durch das heilsmittel der bufse wider in das richtige verhältnis zu Gott bringen können. er, der laie, hat dazu nicht die machtvollkommenheit wie der dem dienste Gottes lebende einsiedler.

Mit der frage um gott ist in ihrem zwiegespräch das religiöse gebiet betreten, und zwar wird die verhandlung darüber in form eines religionsgesprächs geführt. den anlass gibt Parzivals gottvergessene nichtachtung des karfreitags (am freitag hat Gott den menschen die gröste liebe erzeigt). auf den tadel des grauen ritters schlägt er das thema der disputation an 'von der mangelnden gerechtigkeit Gottes'. auch diese situation hat ihren anhalt an dem würklichen leben. aufserordentlich rege war das interesse der laien damals an religiösen dingen und äufserte sich, besonders in Frankreich, in einer gewissen disputiersucht über die glaubenssätze (vgl. Reuter aao. I 248). die methode des lehrstuhls war auf die strafse getragen. ein litterarisches beispiel eines solchen bei zufälliger begegnung eröffneten religionsgespräches bietet unsere Parzivalstelle.

Die disputation zwischen den beiden bleibt unentschieden. Parzival reitet fort, den alten hass gegen Gott im herzen (450, 18), und beim abschied lautet sein grufs wie der des aufgeklärten weltmannes '*gelücke iu heil gebe, und fröuden vollen teil!*' 450, 25f, nicht wie ehemals der des im kinderglauben befangenen toren '*got halde iuch*' 145, 9,—147, 30. aber doch würken die mahnungen der pilgers in der seele des zweifelnden weiter. sie finden eine empfängliche stätte, denn in Parzivals seelenleben sind gewisse dispositionen zum guten vorhanden, sittliche anlagen, die ihn vor völligem versinken bewahrt haben. in dem augenblick da er sich von Gott lossagte, wendete er sich doch inneren idealen zu, zu denen er sich in dem strudel seines höfischen lebens nicht aufgeschwungen hätte: seine einzige verehrung gilt nun seiner eigenen frau und sein ganzes streben der erringung des Grals. diese ideale und die mit ihrer erstrebung verbundene seelische stimmung, das *trûren*, die *tristitia* 451, 14, die not eben um den Gral und um sein weib, sind solche für seine sittliche rettung günstige bedingungen, und aufserdem die 451, 3—8 genannten individuellen tugenden: *dem riet sîn manlîchiu zuht, kiusch unt erbarmunge:*

sît Herzeloyd diu junge in het ûf gerbet triuwe. diese haben zweierlei ursprung : die treue ist ererbt von der treuen mutter, *manlîchiu zuht* ist ihm von Gurnemanz zu teil geworden (188, 15—19); sie würkt in ihm *kiusche* (hier = *honestas*, s. unten s. 439) und barmherzigkeit, *erbarmunge* (170, 25. 171, 25). auch die höfische erziehung kann bis zu einer gewissen stufe der sittlichkeit führen, sie reicht aber nicht aus zur sittlichen vollendung. der begriff von angeborner und anerzogener tugend entspricht den eingegossenen und erworbenen tugenden des Thomas vAquino (*virtutes infusae* — *virtutes acquisitae* Werner Thomas vAquino II 507).

Auf so vorbereiteten boden fällt das samenkorn, das mit seiner lehre der graue ritter ausgestreut hat. statt seinen sinn nur immer auf äufsere grofstaten zu richten, kehrt Parzival bei sich selbst ein und hält umschau in seinem innern. *sich huop sîns herzen riuwe* (schmerzliches gedenken an sein vergangenes leben) 451, 8. jetzt fällt ihm ein, dass Gott sein schöpfer ist, woran er zwar nie gezweifelt, woran er aber auch nie mehr gedacht hatte. und der begriff Gottes als des schöpfers löst zugleich, in naturgemäfser ideeentwicklung, den begriff von Gott als dem inhaber der macht aus, und wie ein hoffnungsstrahl leuchtet es in dem verworrenen herzen auf : der die macht hat, hat vielleicht auch hülfe für dein unermessenes leid. damit ist der umschwung eingeleitet vom trotz zur selbstbescheidung, vom irrtum zur wahrheit. bisher glaubte er aus eigener kraft sein ziel erreichen zu können, nun aber ist er zu dem bewustsein gekommen, dass es eine höhere macht über ihm gibt, die stärker ist als er, und der er sich unterordnen muss, wenn sein sehnen sieghaft sein soll. aber sein sittliches bewustsein ist noch getrübt, denn er meint, seine werke ritterlicher tapferkeit allein müsten ihm schon ein anrecht verleihen, dass Gott ihm zur erlangung des höchsten gutes verhelfe 451, 15—22. doch überlässt er sich nun der führung Gottes, aber widerum nicht in sicherem vertrauen, sondern wie einem orakel des köhlerglaubens, noch zweifelnd über den ausgang. aber Gott ergreift die zögernd ausgestreckte hand des sinkenden. zum zweiten male führt ihn die gnade auf den weg des heils. das orakel wird zum göttlichen wunder, er kommt zu Trevrizent.

Trevrizent[1].

Der einsiedler (dritte scene) ist dazu ausersehen, Parzivals zweifel zu brechen und ihn mit Gott zu versöhnen. er bewürkt in ihm das werk der läuterung. das mittel, wodurch diese innere widerherstellung geschieht, ist das von Gott zur befreiung von der sünde eingesetzte sacrament der bufse.

461, 1—468, 23.

Scene III abteil. 1. Mit dem bekenntnis seiner sündhaften beschaffenheit tritt Parzival vor den einsiedler und bittet ihn um seinen geistlichen rat 458, 29 f. in der ersten abteilung der III scene legt er dem beichtiger zwei puncte vor, die sein inneres beschweren (461, 1—26) : *mirst freude ein troum, ich trage der riuwe swæren soum* 471, 1 f., und *ouch trage ich hazzes vil gein gote: wand er ist miner sorgen tote* 461, 4—26. der geistliche berater beantwortet sie in umgekehrter folge, denn der zweite punct ist der schwerere : der hass gegen Gott, die höchste potenz des unglaubens, eine sünde gegen das erste gebot Gottes und vor allem gegen die göttliche tugend der liebe, muss zuerst aus dem gemüte des sünders beseitigt und der glaube widerhergestellt werden. dies tut er in einer dogmatischen und religionsgeschichtlichen belehrung 461, 28—466, 10. dieselbe zerfällt in den eingang 461, 28—462, 17, den hauptteil 462, 18—467, 4 und den schluss 467, 5—10. im eingang stellt Trevrizent ganz allgemein das verhältnis zwischen den menschen und Gott fest : *habt ir sin, sô schult ir got getrûwen wol* 461, 28 f, 'wenn ihr vernünftig seid, so sollt ihr an Gott glauben und ihm vertrauen' (vgl. auch 463, 2 f). das ist der grundgedanke der christlichen philosophie : vernunft und glaube sind identisch. nachdem er den beichtenden zu wahrheitsgetreuer darlegung seiner schweren sünde der gottesfeindschaft aufgefordert und seine ungerechte anklage gegen Gott zurückgewiesen, geht er zur hauptsache über, zu der belehrung. diese behandelt a. die eigenschaften Gottes : *triuwe* und *wârheit* (und gerechtigkeit s. s. 430) 462, 18—30; b. die heilsgeschichte in kurzen zügen : Lucifers sturz, sündenfall, Kains brudermord, menschwerdung Christi und seine zwei naturen, befreiung vom teufel 463, 4—465, 30; c. nochmals die eigenschaften Gottes : *minne* 466, 1—14; als d folgt dann

[1] man wird bemerken, dass der folgende einteilungsversuch der Trevrizent-scenen vielfach abweicht von Noltes gliederung in seinem artikel Die composition der Trevrizent-scenen, Zs. 44, 241—248.

noch ein abschnitt von gedanken und werken 466, 15—467, 4. der schluss 467, 5—10 ist wider ein unmittelbarer vorhalt an den beichtenden.

Den mittelpunct der lehre Trevrizents bildet das wesen Gottes, seine eigenschaften der *triuwe*, der *wârheit* (der gerechtigkeit) und der *minne*. die heilserzählung ist nichts anderes als die historische offenbarung der treue und liebe Gottes. es erhebt sich somit nun die aufgabe, diese drei begriffe psychologisch und theologisch zu bestimmen.

Den begriff der *triuwe* haben San Marte (II 157—164) und Bötticher (Parzival-übersetzung s. 285 f.) aus dem sprachgebrauche Wolframs trefflich entwickelt. sie ist im weitesten sinne der altruismus, die summe der sympathischen tugenden bezw. der entsprechenden pflichten. aus der grundbedeutung von 'treu' = dem man vertrauen, auf den man sich verlassen kann (vgl. Michels Gött. geb. anz. 1897, 742 und bes. Osthoff Etymol. parerga I 150) lassen sich die einzelnen abarten erklären: a. die treue im eigentlichen sinne, *fides*, *fidelitas* (auch *pietas*, nach Thomas Summa theol. II 2, quaest. 101, art. 1), das treuverhältnis zwischen freunden, gatten, eltern und kindern, verwanten, liebenden, dem herrn und dem untergebenen, auch zwischen den mitbürgern und vaterlandsgenossen (Thomas aao.). b. die wahrhaftigkeit, *veritas*, nach Thomas Summa theol. I 16, 4 *virtus qua homo in dictis et factis ostendit se ut est* (Schütz Thomas-lexikon s. 844); sie gehört zu den räten des evangeliums (consilium evangelicum oder evangelii), vgl. u. a. HWeber Die Bamberger beichtbücher s. 30, aufserdem fällt sie unter das fünfte gebot Gottes. c. die gerechtigkeit, *justitia*, eine der cardinaltugenden, nach Thomas Summa theol. II 2, 80 (Schütz s. 434) *ratio justitiae consistit in hoc, quod alteri reddatur quod ei debet secundum aequitatem*[1]. d. die nächstenliebe, *caritas*, barmherzigkeit, *misericordia*, das mitgefühl und die teilnahme, *compassio*, die wolwollende liebe zu allen menschen, *benevolentia*, *benignitas*, *bonitas* (früchte des

[1] treue, wahrheit und gerechtigkeit zusammen machen das *reht* aus, Vom rechte 18f. 20—23. 24f (vgl. dazu Scherer Geistl. poeten der d. kaiserzeit II 7, Kraus Wiener SB. bd 123, 102f). dem entsprechen die formeln *triuwe und wârhaft*, *getriuwe und gewære*, *gereht und gewære*; *got ist das reht und diu wârheit* Ammenhusen Schachzabelb. 4283; *judicium* und *veritas* als begleiterinnen der *justitia* auf Hugos vSVictor baum der tugenden, Migne 176, 1003. 1010; Wernher vElmendorf v. 603f.

heiligen geistes). e. die liebe gegen Gott, *caritas* (auch *pietas*, Thomas aao). und die pflichterfüllung gegen ihn im glauben und gottvertrauen.

Da diese verschiedenen begriffe äufserungen ein und derselben sittlichen idee sind, so gehn die einzelnen leicht in einander über. keine dieser formen besteht ja auch für sich allein, immerhin aber hebt die specielle benennung eine vorherschende seite heraus. so sind *triuwe* und *wârheit* 462, 18—30 beide als gegensätze zu *valsch* und *wanc* dargestellt, aber *wârheit* hat eine eigene färbung dadurch, dass es unmittelbar ein name für Gott ist: *got heizt und ist diu wârheit* 462, 25 nach Johannes 14, 16 *ego sum veritas*, denn Gott wird auch ohne weiteres *Veritas* genannt. unter *veritas* ist mehr die intellectuelle seite des altruismus verstanden, während *triuwe* mehr als eine tätigkeit des willens aufgefasst ist, denn Wolfram versteht unter der *triuwe* Gottes seine bereitschaft zu helfen (461, 30. 465, 16) und seine güte, die sich am höchsten darin zeigt, dass er *durch uns ze menschen bilde wart* 462, 24, auch 448, 10 ff. 465, 8—10.

In der auffassung, welche hier von der treue gilt, empfindet man, wie naiv die denkart des mittelalterlichen rittertums noch war. Parzival stellt sich die treue zu Gott wie ein rein menschliches verhältnis vor, wie das zwischen dem herrn und dem gefolgsmann, die sich gegenseitig durch ein treubündnis verpflichtet sind. in dieser auffassung treffen die anschauungen von gottesdienst und minnedienst zusammen. das ganze vorstellungsleben bewegt sich in den verhältnissen des lehensstaates. treue und minne sind gedacht als leistungen des dienstes und der huld, als gegenseitige pflichtverhältnisse mit den bedingungen von dienst und lohn; so hier die *triuwe* zu Gott, besonders *ich was im diens undertân* usw. 332, 5—8, *ich diende eim der heizet got* usw. 447, 25—30, *wie der mensche sol beliben mit dienste gein des helfe grôz* usw. 462, 14—16, *swer ab wandelt sünden schulde, der dient nâch werder hulde* 466, 13 f. so sind die beziehungen des menschlichen zum göttlichen aus dem religiösen vorstellungskreise in die sphäre der ritterlichen geisteswelt hereingezogen, die dinge werden als erscheinungen eines ritterlichen weltbildes gesehen. das ist dieselbe naive denkweise wie sie zb. der dichter des Heliand hat. schon dort spielt die gestalt des miles christianus herein (Scherer Lit.-gesch.[6] s. 45, Jellinek

Anz. xxi 216). auch könig Ludwig wird von Otfrid nach dem vorbild von David als gottes *man*, *thegan*, gezeichnet, ad Lud. 37 ff, ebenso der junge Ludwig iii im Ludwigslied (*Ther gerno gode thionôt*, *Ich uueiz her imos lônôt* v. 2). später dann tritt hier die figur des kreuzritters ein als *gotes dienestman*, zb. Rolandslied 3922 (Turpins kreuzpredigt), oft in Wolframs Willehalm (s. unten). in Thomasins kreuzpredigt, im WGast bes. v. 11467 ff., auch v. 8320 ff., s. ferner Wolfram Zs. 30, 106 ff. der glaube an werke und lohndienst war allgemein im mittelalter. dass Gott, sein lehensherr, ihn, seinen treuen dienstmann, im stiche gelassen habe, verletzt Parzivals gerechtigkeitsgefühl, und darauf gründen sich seine vorwürfe gegen ihn (332, 5 ff. 447, 25 ff, s. unten). indem Trevrizent diesen scheingrund zu seinem hass widerlegt, lehrt er ihn eine weitere eigenschaft Gottes kennen, seine gerechtigkeit (sie ist mit namen nicht genannt): *er hilft iu, wand er helfen sol* 461, 29, *sîn helfe ist immer unverzagt* 462, 10. nochmals weist er 466, 11—14 auf die gerechtigkeit Gottes hin, und mit ihr schliefst er seine ganze rede ab 467, 5—10: Gott lohnt und straft nach verdienst, die entscheidung zur liebe oder zum hass gegen ihn steht dem menschen zu.

Oft sind die begriffe von *triuwe* und *minne* in ein und demselben empfindungsact vereinigt. das ist zumal der fall in der *caritas*, das ist die liebe zu Gott und zum nächsten. sie ist nach Thomas vAquino die form aller tugenden oder die mutter aller tugenden, ihre wurzel und ihr zweck, wie das gebot der liebe Gottes und des nächsten das hauptgebot des christentums ist und alle andern in sich schliefst (Schütz Thomas-lexikon s. 96— so ist Gott aus *triuwe* zu uns in den tod gegangen 113, 22. 448, 10, und die göttliche *minne* hat uns aus der hölle errettet 465, 29. selbst in die trinitätsformel hat *triuwe* für *minne* als benennung des heiligen geistes eingang gefunden in dem MSD ii[3] 257 anm. besprochenen (vgl. auch Kraus aao. s. 102 f.), von JHaupt Wiener SB. 69, 144 ff herausgegebenen fragment (*triuwe* ist die dritte hypostase insofern hier genannt, weil sie als *minne bant*, auf gegenseitigkeit beruhende liebe des vaters und des sohnes, connexio, vorgestellt ist).

Die krönung des heilswerkes ist die liebe, die *minne*. mit dem neid beginnt die menschheitsgeschichte, 463, 7—14, mit der liebe endet sie, 465, 28 f. in seliger verklärung preist der

greis die wonne der wahren minne dessen, der nie in seiner liebe wankt 466, 1—6. diese so besonders geartete eigenschaft Gottes hätte niemals mit *triuwe* entsprechend widergegeben werden können. minne ist der begriff der absoluten liebe, ist einzig die empfindung der seligen gemeinschaft mit Gott, nicht wie die treue verbunden mit dem gefühl eines gegenseitigen pflichtverhältnisses und daraus entspringenden lohnes. in gewisser beziehung verhalten sich *minne* und *triuwe* wie *amor* und *caritas*. den unterschied beider hinsichtlich ihrer psychologischen beschaffenheit bestimmt Thomas dahin : *amor est passio*, ein zustand des sensiblen begehrungsvermögens, *caritas* ist eine tätigkeit oder eigenschaft des vernünftigen willens (vgl. Werner Thomas II 486). dagegen kommt die stufenfolge *amor dilectio caritas* (vgl. Schütz aao. 45. 96. 231) im deutschen nicht zur geltung.

Das erste seelische problem der ritterlichen dichtung, die minne, beschäftigt auch Wolfram in hohem maſse, aber wie er überall über die endlichen dinge hinaus die gedanken zum transcendentalen führt, so stellt er auch der irdischen minne die himmlische entgegen. wenn die andern höfischen dichter die minne anklagen, weil sie das herz krank mache, dass es sich verzehre, so hat Wolfram gegen diese art von sinnenreiz viel schärfere worte : diese minne vergiftet die seele, sie raubt dem menschen sein edles teil und zieht ihn in die materie hinab, 291, 1—293, 16. die frau Minne, die göttin Venus, ist die *concupiscentia*, das rein sinnliche verlangen, welches die herschaft über die vernunft erlangt hat : *frou Minne, iu solte werren daz ir den lîp der gir verwent, dar umbe sich diu sêle sent* 291, 27—30. die himmlische liebe aber ist die minne, die nun Trevrezent dem ratsuchenden offenbart, indem er ihm *von dem wâren minnære* erzählt. die verse 466, 1—6 sind in unmittelbarem gegensatz gedacht zu 291, 1—293, 16. aber die irdische liebe besteht nicht nur in der mode des minnedienstes, es gibt auch auf erden eine edle liebe. das ist die rechte minne : *reht minne ist wâriu triuwe* 532, 10. diese hat Parzival zu seinem weibe. und damit hat Wolfram auch die irdische minne verklärt, indem er sie zur treue erhob

Die göttliche liebe hat uns aus den banden des teufels erlöst, 465, 28f. (vgl. WGast 8286ff., ebda. 8318 *daz got habe durch uns vil getân* = Parz. 462, 22). die liebe geht von Gott aus

und erweckt gegenliebe in den menschen : ***swem er minne erzeigen sol, dem wirt in siner minne wol*** 466, 5 f. dieses ist der kernpunct der versöhnungslehre Abälards, in welcher der tod Christ lediglich als liebestat, sein verdienst ganz als liebesdienst aufgefasst ist (Harnack Dogmengeschichte III[1,2] 358 ff. Deutsch Peter Abälard s. 370 : unsere erlösung besteht in der liebe, welche durch das leiden Christi in uns erweckt wird; s. 382 : demnach ist der letzte und tiefste gedanke Abälards der, dass die versöhnung in der persönlichen gemeinschaft mit Gott beruht), und in den versen 465, 28—30 ***ser helle uns nam diu hœhste kant mit der gotlichen minne: die unkiuschen liez er dinne*** ist es die liebe, welche den unterschied zwischen den kindern Gottes und den kindern des teufels ausmacht, wie bei Abälard (*caritas*) ***sola filios Dei a filiis diaboli discernit*** (Deutsch s. 390 bes. anm. 3). die ***unkiuschen*** sind die, welche die göttliche minne nicht haben, die fornicatores spirituales.

Noch in einem andern puncte steht dieser letzte abschnitt auf jener freieren seite der theologie, deren geistreichster vertreter Abälard war, nämlich in der beurteilung des heidentums. als autoritäten für die erlösungsgeschichte citiert Trevrizent Plato und die Sibyle, nicht die erzväter und propheten oder kirchenväter. so auch stellt Abälard Plato unter die ersten zeugen der wahrheit, und die Sibylle preist er in rhetorischer übertreibung, im geiste des Lactanz, als hervorragendste verkünderin der taten Christi, speciell gerade der [illegible] in den worten : *Quae nec* [illegible] *resurrectionis gloriam praetermittens,* [illegible] *superexcessit evangelistas,* [illegible] epist. VII, Migne 178, 246.

[illegible] 466, 11—14 [illegible] aber es folgt noch [illegible] beziehende [illegible] wodurch dann [illegible] wird. [illegible] versündigen. [illegible] durch [illegible] und [illegible]

zugeschriebenen Tractatus de interiori domo cap. 24,] *von des lône tuon i'u kunt, in urteilt sîn selbes munt.* bei der gewissensprüfung legt der christ sich rechenschaft ab über seine gedanken, worte und werke, bei der innern einkehr sind diese die drei anhaltspuncte für die erkenntnis seiner selbst. ganz eindringlich werden sie zur erweckung des innern menschen eingeschärft in dem Tract. de interiori domo cap. 15—36, zusammengefasst in cap. 17, im übrigen ohne systematische ordnung. die bösen gedanken besonders sind es, welche das herz unrein machen, indem sie die begierden reizen und die seele von Gott abziehen (cap. 16. 17. 22. 27. 29. 30. 34. 35). so verweilt auch Wolfram bei ihnen am längsten. auch hat er diesem abschnitt, 466, 15—30, eine besondere aus der umgebung herausfallende stilistische fassung gegeben, denn er besteht aus einzelnen gnomen, die zt. anaphorisch eingeleitet sind, wie das häufig in sentenzensammlungen der fall ist, zb. im Freidank [1], im Renner, bei den spruchdichtern (Roethe Reinmar s. 309). — der grund, weshalb der dichter diese drei puncte hereingezogen hat, ist darin zu suchen dass sie zu den beichtregeln gehören : er bringt sie auch gerade im zusammenhang mit der aufforderung zur beichte vor 465, 13. 466, 13. auch der tractat de interiori domo ist eine vorbereitung zur beichte und enthält unmittelbare vorschriften für das verhalten in der beichte. die drei puncte sind eben die in der beichte zu bekennenden dreierlei sünden des herzens, des mundes (wortes), des werkes (*corde ore opere*), denen die vollkommene bufse folgt als *conpunctio cordis, confessio oris, satisfactio operis*, vgl. Petrus Lombardus Sentenzen IV dist. 16 (Migne 192, 877), Alanus Liber poenitentialis (Migne 210, 287), Bandinus Sent. (Migne 192, 1099), Weber Bamberger beichtb. s. 17, Joh. Wolff beichtbüchlein ed. Battenberg s. 36, 308.

Schliefslich ist auch noch die form dieser ersten lehre Trevrizents beachtenswert. sie entspricht dem dogmatischen

[1] über die gedanken handelt Freidank 115, 12—20 in dem abschnitt 38 Von erkantnisse. dieser berührt sich mehrfach mit dem tractat de int. domo, jedoch betrifft er nicht allein die selbsterkenntnis, sondern erkenntnis und wissen und jegliche art von erfahrung im allgemeinen. auch die minnesinger haben das grübeln über die gedanken in ihren psychologischen motivenschatz aufgenommen. einen zusammenhang mit der theologischen auffassung zeigt zb. Reinmars kreuzlied MFr. 181, 13, wo die *gedanke 'die ledeclîche varn', 'die toben wellent'* deutlich ihren religiösen ursprung verraten.

inhalt, sie ist eine kleine summa theologiae. das muster einer theologischen summe sind die vier bücher sentenzen des Petrus Lombardus. der grundplan derselben ist vorbildlich für die andern compendien der dogmatik. buch I handelt von Gott, buch II von schöpfung und sündenfall, buch III von Christus, buch IV von der kirche, den sacramenten und den letzten dingen. noch im heutigen katholischen katechismus ist im grofsen und ganzen dies der grundriss des lehrgebäudes. in Trevrizents summe verteilt sich der stoff folgendermafsen: I 461, 28—462, 30 von gott, II 463, 1—464, 22 schöpfung und sündenfall, III 464, 23—466, 9 von Christus, IV 466, 10—467,10 von dem sacrament der bufse, vom ausgang des menschen, ob verloren oder behalten. die gliederung als theologische summe ist übrigens ein für die darstellung religiöser stoffe geläufiges schema. aufser der heilsgeschichte im Ezzolied und der heilslehre (Vogt Pauls grundris II², 164) der frühmittelhochdeutschen Summa Theologiae sind so auch aufgebaut das jüngere Anegenge, Walthers leich, die disputation in Konr. vWürzburg Silvester (v. 2872 ff. trinität, 3055 ff. Christi leben und leiden, 3438 ff. schöpfung und sündenfall, also mit umstellung von II. III), die Erlösung, der Renner, Heinrichs von Neuenstadt Gottes zukunft, und endlich auch gehört hierher Freidanks Bescheidenheit[1].

Mit 467, 10 hat Trevrizent seine erste aufgabe gelöst: er hat Parzival die erkenntnis Gottes gelehrt und damit seinem herzen das glück widergegeben, freude empfinden zu können, und zwar die ächte *laetitia spiritualis*, das frohsein über Gott, und das ist der beweis der anhebenden reinigung in ihm (*hêrre, ich bin des immer frô, daz ir mich von dem bescheiden hât, der nihtes ungelônet lât, der missewende noch der tugent* 467, 12—14).

[1] unter den theologischen versen im Freidank sind zweierlei bestandteile zu unterscheiden, dogmatische und ethische; das dogma tritt aber sehr zurück, das wichtigste ist, dem populären zwecke entsprechend, die ethik. diese besteht in der hauptsache aus der behandlung der laster. legt man das schema einer theologischen summe als vergleich unter, dann ist I von Gott = 1, 5—10, 6; II schöpfung und sündenfall = 10, 7—148, 3, wobei, wie in den mittelalterlichen summen, die sieben todsünden an den sündenfall angeschlossen werden; III = 148, 4—164, 2 von Christus, ist ersetzt durch den abschnitt von Rom und Ackers — ein schneidender gegensatz zwischen Christi leiden und dem schönen leben des papstes, zwischen der stätte da Jesus würkte und dem was jetzt aus dem heiligen land geworden; IV von den letzten dingen = 172, 9—180, 7.

Es bleibt aber noch das zweite thema zu behandeln: *mirst freude ein troum: ich trage der riuwe swæren soum* 461, 1 f (s. obens. 427). hat der beichtvaterdas richtige verhältnis der vernunft in Parzival widerhergestellt, so muss er ihn nun auch über seine gemütsverfassung belehren, über die berechtigung seiner traurigkeit.

Das wesen der geistlichen tristitia (die bibelstelle dafür ist II Cor.7, 9—11) ist eindringlichst gefasst in der abhandlung De modo bene vivendi cap. XI (unter SBernhards werken). sie kann gut oder schlecht sein, gutes oder schlechtes würken, je nachdem es die trauer ist um himmlische oder um irdische dinge, die *tristitia spiritualis* bezw. *cœlestis* oder die *tristitia secularis: Qui secundum Deum tristitiam habent, sapientes sunt, qui autem secundum seculum tristitiam habent, sunt stulti. Tristitia spiritualis bona est, tristitia vero, quae nascitur ex cupiditate temporalium rerum, est mala.* Thomas vAquino hat in seiner lehre von den leidenschaften die *tristitia* ebenfalls eingehend behandelt (Werner aao. II 492 ff.). sie kann verderblich sein, da sie die denktätigkeit hindert, aber auch etwas gutes kann in ihr liegen, da durch sie der mensch von der gelegenheit zur sünde fern gehalten wird; s. auch Wasserschleben Bufsordnungen s. 456.

Parzival nennt die ursache seines leides: *mîn hœhstiu nôt ist umben grâl: dâ nâch umb mîn selbes wîp* 467, 26 f. den kummer um sein weib nennt der einsiedler gerecht. die ehe ist ein sacrament, ein mittel zur gnade und heiligung (*res bona est conjugium*, Petr. Lombardus Sentenzen IV 26, 4), darum kann auch die rechte traurigkeit, die von der ehe kommt, gut sein. die sehnsucht nach dem Gral nennt er eine torheit, denn ihn kann nur der erlangen, der im himmel dazu berufen ist. er weifs nicht, dass Parzival zu den auserwählten gehört, und dieser verschweigt ihm, dass er dort gewesen. er ist noch nicht in der selbstüberwindung so weit vorgeschritten, um das schwerste zu bekennen. dies wird als letztes aufgespart. aber es ligt ihm am herzen, über das ziel seiner sehnsucht nähere kunde zu erhalten und so fragt er den alten um das wesen des Grals. dieser ist als geistlicher berater verpflichtet, ihn über seine gewissenssorge aufzuklären. so ergibt sich folgerichtig aus dem zusammenhang Trevrizents erste rede über den Gral 468, 23—471, 29, welche die erste abteilung der scene III schliefst.

472, 1—476, 22.

Scene III abteil. 2. von dem grundübel, dem hass gegen Gott, ist Parzival durch den glauben geheilt, das religiöse leben ist wider in ihm erweckt. nun lasten noch drei einzelne sünden auf ihm. ihn von diesen zu lösen ist die weitere aufgabe seines beichtigers zuvor aber ist die wurzel aller laster in ihm auszurotten, die hochfart, *superbia*, denn er ist noch immer des wahns, er könne aus eigener kraft sein ziel erreichen, Gott müsse ihm für seine tapferkeit den Gral verleihen. an dem beispiel des Anfortas zeigt ihm Trevrizent die verderblichkeit der *hôchvart* und predigt ihm *diemüete*, 473, 1—4. demut ist die der sünde der hochfart entgegengesetzte tugend, *humilitas*, vermöge welcher der mensch sich selber für gering achtend alles gute Got zuschreibt (Werner Thomas II 610).

Auch die *kiusche* steht in einem gewissen gegensatz zur *hôchvart* (472, 13—17, vgl. auch bes. WGast 9995 ff), denn sie ist die zügelung der sinnlichen triebe, diese aber dienen wesentlich zur ungeordneten selbsterhöhung, *superbia* (Werner s. 534). der begriff der *kiusche* bei Wolfram (San Marte II 181—186, Kinzel Zs. f. d. phil. 18, 447—458, Bötticher Parzivalübersetzung s. 287 f. 292 ff) muss, wie jede andere ethische erscheinungsform im mittelalter, im zusammenhang mit der christlichen sittenlehre erklärt werden. sie ist eine bestimmte art der *temperantia*. in der *temperantia* sind ihrer definition nach verschiedene qualitäten zusammengefallen, die Thomas vAquino trennt in *temperantia* als *virtus generalis*: '*quia nomen temperantiae significat, quandam temperiem id est moderationem, quam ratio ponit in humanis operationibus et passionibus, quod est commune in omni virtute morali*', und als *virtus specialis*: '*si vero consideretur autonomastice temperantia, secundum quod refrenat appetitum ab his, quae maxime alliciunt hominem, sic est specialis virtus, utpote habens specialem materiam*' (Schütz s. 802). die *temperantia* als *virtus generalis* ist das einhalten des richtigen mittelmafses. das ist der aristotelische tugendbegriff, wonach das tugendhafte handeln im beobachten der richtigen mitte zwischen zwei lastern besteht, μεσότης, das μηδὲν ἄγαν (vgl. Wilmanns Leben Walthers Anm. III 583). diese eigenschaft gehört zum begriff und wesen jeder tugend und ligt somit in jeder tugend. darnach definiert Thomas die tugend im anschluss an Aristoteles: *Virtus in medio sive*

in mediocritate consistit, virtus moralis est habitus electivus in medietate consistens sive existens u. a. (Schütz s. 863); Hildebert vTours De quatuor virtutibus vitae honestae : *De mensuris singularum virtutum . . . Si studeat [vir] certo vivendi fine tenere Singula quem virtus debet habere modum* Migne 171, 1063. die *temperantia* als *virtus specialis* aber, die mäfsigkeit, die bezähmung der sinnlichen begierden durch die vernunft, ist eine der vier cardinaltugenden, die platonische σωφροσύνη : Isidor Orig. II 24, 6 *temperantia, qua libido concupiscentiaque rerum frenatur;* Moralis philosophia (Migne 171, 1034) : *Temperantia est dominium rationis in libidinem et in alios motus importunos;* Hildebert vTours aao. (Migne 171, 1059) De temperantia . . *Quae motus animi temperat atque premit. Quam si sectaris, fluitantia quaeque recide Et desideriis insere frena tuis;* Hugo vSVictor De fructibus carnis et spiritus (Migne 176, 1003) : *Temperantia est in illicito animi impetus rationis firma et discreta dominatio;* die *mensura* als mafs für den *appetitus commodi* bei Hugo vSVictor De sacr. I pars VII cap. 11—22 (Migne 176, 291—297); SBernhard (?) De ordine vitae cap. 7 : *Temperantia affectionem carnis temperat;* Thomas vAquino : *Temperantia quae subicit rationi appetitum* ua. (Schütz s. 803), ferner auch *mensura autem et regula appetitivi motus circa appetibilia est ipsa ratio . . . patet quod bonum virtutis moralis consistit in adaequatione ad mensuram rationis* Summa theol. II 1, quaest. 64, a 1. die zwei formen der *temperantia* als *virtus generalis* und *specialis* werden aber keineswegs so streng auseinandergehalten. so vermischt Alanus in seiner musterpredigt De temperantia vel modestia, Summa de arte praedicatoria cap. 25 (Migne 210, 161) die beiden in den citaten und in den erörterungen.

In der litteratur des deutschen mittelalters hat eigentlich nur Wolfram der *kiusche* die umfassende bedeutung verliehen, indem er sie zur selbstbeherschung, zur herscherin über das heer der leidenschaften erhob. *mâze* ist sonst das übliche wort für beide arten der *temperantia, kiusche* wird mehr auf die *castitas* beschränkt. Wernher vElmendorf stellt die *kiusche* mit der *schame* [1] zusammen

[1] Wernher fasst die *schame, verecundia,* auf im sinne seiner vorlage, der Moralis philosophia, d. i. *verecundia est in gestu, in verbo, in vultu servare honestatem* usw., Schönbach Zs. 34, 67. bei Wolfram hat die *schame* den weiteren begriff wie bei Thomas : *verecundia, quae est timor turpis,*

Zs. 4, 308, 857—872, darauf spricht er lange über die *mâze*, 873—1198, für welche er zumeist praktische lebensregeln als beispiele aufstellt. ganz in aristotelischem sinne bestimmt Thomasin die *mâze*, WGast 9935 ff (Wilmanns Leben Walthers s. 238): *Wizzet daz diu mâze ist des sinnes wâge zaller vrist. diu rehte mâz diu hât ir zil enzwischen lützel unde vil. swer mit der mâz kan mezzen wol, der tuot ez allez als er sol;* 9993 f *Zwischen zwein untugenden ist ein tugent zaller vrist* usw., dann folgt eine rede über die *mâze* als bekämpferin von untugenden. Freidank gibt ganz allgemein lehren über die *mâze*, 114, 5 *ez enwirt ouch niemer guot swaz man âne mâze tuot. swer schône in sîner mâze kan geleben, derst ein sælic man* (citate aus der latein. litteratur gibt Bezzenberger zu 114, 9—12); Winsbeke 30, 5—33, 9 (*mâze* als einhaltung der mitte u n d als selbstbeherschung); das gedicht von der Mâze, Germ. 8, 97—102 (*Muoter aller tugende . . mâze ist siu genant*) beginnt mit der *temperantia* als *virtus generalis* und geht in eine höfische tugendlehre über; ferner Der minne fürgedanc Doc. Misc. II 182 f (höfische tugendlehre); die Warnung Zs. 1, 447, 325—356 (*mâze* beherschung von *des lîbes gelust* v. 345, *kiusche* 1521—1620 gegen die *bœse gir*); Reinbot im hl. Georg trennt *mâze* 5807—5820 und *kiusche* (= reinheit) 5839—5850 (über die tugendburg vgl. vKraus anm. zu 5751 ff); Renner v. 204 *in der mitteln suln wir varn*, v. 4793 ff *mâze machet gesunden lîp* (= mäfsigkeit), 9446 ff u. ö. viele andere beispiele geben das Mhd. wb. II 206, Zingerle Die deutschen sprichwörter s. 99 ff ua. die *mâze* ist die grundlage für die feine höfische bildung, sie ist Hartmanns und Walthers lebensideal, das zugleich ihr ganzes künstlerisches schaffen durchdringt (Scherer Gesch. d. d. litt[6]. s. 161 ff, Wilmanns Leben Walthers s. 229. 232. 238 f und anm., Burdach Walth. I 90. 101, Vogt Grundriss[2] II 273 ua.). — die p o p u l ä r e sittenlehre hat rein praktische zwecke. in ihr spielt die *mâze* als wesensbestimmung der tugend im sinne des Aristoteles keine rolle, denn den mittelpunct dieser volksmoral bildet das system von den sieben haupttugenden und hauptsünden, worin die *temperantia* als eine der vier cardinaltugenden ihre stelle hat. die *mâze* ist da ganz in der m ä f s i g k e i t aufgegangen, so begegnet

verecundia dicitur esse bonum ex suppositione alicujus turpis commissi u. a., Schütz s. 541.

sie oft in predigten, tractaten, und immer in der kirchenlehre der beichtbücher, der katechismen.

Diese *temperantia*, die cardinaltugend, hat einzelne abarten, welchen meist ein laster gegenübersteht, gegen welches sie gerichtet sind. folgende kommen hier in betracht: *abstinentia* und *sobrietas*, die enthaltsamkeit im essen und trinken, welche die hauptsünde *gula*, frafs und trunkenheit, zügeln; *castitas*, keuschheit, gegenüber der *luxuria* unkeuschheit; *verecundia* scheu, scham (*quae est timor turpis*) Thomas Summa theol. quaest. 24, nach der Moralis philosophia, Migne 171, 1059: *verecundia est in gestu, in verbo, in vultu servare honestatem*; *honestas* ehrbarkeit, äufserer anstand, schicklichkeit; *continentia* die enthaltsamkeit in der sinnlichen liebe, gegensatz zur *incontinentia*; *clementia* milde im gegensatz zur grausamkeit, *crudelitas*; *mansuetudo* sanftmut (*castitas, continentia, mansuetudo, modestia* gehören unter die früchte des heiligen geistes, Galat. 5, 22), die dem laster *iracundia* entgegengesetzte tugend; *modestia* selbstbescheidung, bezieht sich auf alle aufserhalb der *abstinentia* und *castitas* liegenden reizungen (Werner 2, 609), *humilitas* demut, die sich besonders als gegensatz zur *superbia* darstellt (Wilmanns aao. anm. III 385). alle diese äufserungen der *temperantia* können in dem mhd. *kiusche* liegen, und Wolfram mit seinem fein ausgebildeten sinn für das sittliche hat das innere leben seiner gestalten gern mit diesen eigenschaften der herzensreinheit ausgestattet. nur war die poetische sprache nicht geschmeidig genug, um diese manigfachen schattierungen ausdrücken zu können. und so verteilt sich die anwendung des wortes *kiusche* auf die angeführten formen etwa folgendermafsen in seinen werken: *abstinentia* und *sobrietas*: P. 238, 28. W. 129, 14. 276, 13; *castitas*, besonders die tugend der frauen und dann mit *honestas* nahe verwant (oft nur schmückendes attribut): P. 3, 2. 26, 15. 28, 14. 54, 26. 103, 5. 87, 8. 90, 22. 115, 2. 128, 2. 131, 3. 137, 8. 167, 12. 176, 12. 192, 3. 252, 16. 260, 8. 264, 9. 332, 12. 337, 18. 367, 27. 404, 27. 409, 14. 457, 16. 458. 9. 472, 30. 477, 12. 14. 526, 5. 527, 11. 732, 3. 21. 734, 12. 742, 28. 743, 21. 800, 6. 809, 13. 819, 24. 824, 7. W. 154. 22. 190, 1. 247, 29. 280, 2. Tit. 83, 3. 105, 4. 110, 3. 123, 2. 149, 2; *abstinentia* und *castitas* steigern sich zur askese bei Trevrizent 452, 15. 20. 28. 459, 22. 472, 12; oft kaum zu scheiden von *castitas* ist *honestas* (häufig *kiuschiu zuht, kiusche site*) P. 159, 17.

201, 27. 414, 23. 427, 6. 437, 12. 441, 10. 451, 5. W. 157, 7. 272, 18. 276, 13; *verecundia* P. 465, 13—16; *clementia* P. 5, 22. 734, 25. W. 87, 18. 253, 29.; *mansuetudo* P. 465, 18. 21. 462, 4. 737, 20. W. 167, 22. 190, 11. (276, 13); *humilitas* P. 446, 20. 472, 16. über allen aber steht als gesamtbegriff die *kiusche* als *temperantia*, die zähmung der triebe, die selbstbeherschung im allgemeinen, so P. 113, 25. 472, 16. Tit. 1, 4 und 5; und endlich die ganze von irdischer sinnenlust gereinigte lebensführung: *des kiuschen got geruochet* 466, 28, *die unkiuschen* lässt er in der hölle 465, 30; *kiusche* des reinen priesters 502, 21, hierher auch wider Trevrizents askese (s. oben). in der reinheit des Grals ist sie zur verklärung erhoben: *wol muos er kiusche sîn bewart* 235, 28, ferner 454, 28. 455, 8. 493, 24. 809, 13. 823, 24, Tit 7, 1; *kiusche* und *diemüete* (*temperantia* und *humilitas*) sind die tugenden, die man zum Gral braucht 472, 16. 473, 4 (mit *kiusche* und *diemuot* hat sich Willehalm die hülfe des höchsten erstritten W. 4, 3—6); '*nu wis kiusche unt dâ bî vrô*' P. 781, 12: froh sein mit selbsbeherschung, durch die vernunft geleitete freude (die höfische lehre verlangte nur *mit zühten vrô sîn*, vgl. Wilmanns Walther 43, 31), wird dem künftigen Gralskönig als lebensregel vorgeschrieben.

Nirgends vielleicht ist die höhe von Wolframs sittlichem standpunct so eigenartig ausgeprägt wie in seiner auffassung von der *mâze* und der *kiusche*. sie sind ihm zwei verschiedene stufen der *temperantia* (vgl. Bötticher aao.). das richtige mafshalten lehrt Gurnemanz: die *mâze* gehört zur bildung des höfischen ritters, dem *êre* und *werdekeit* das höchste ziel sind, und besteht in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher tüchtigkeit. in Trevrizents lehre aber wird *kiusche* verlangt, herschaft über sein selbst und reinhaltung des herzens: sie gehört zu den pflichten desjenigen menschen, der nach dem höchsten gute strebt. kein anderer dichter des deutschen mittelalters hat die *kiusche* so in den mittelpunct des sittlichen lebens gestellt wie er. sie haben ein schönes ideal von der würde ihres standes in sich getragen, das auf die *mâze* sich gründet, aber die vorstellung vom rittertum bewegt sich bei ihnen in den schranken des endlichen; Wolfram allein hat sie darüber hinaus in eine verklärte welt erhoben. solcher reinheit genügte aber nur die *kiusche*, nicht die *mâze*.

Zug für zug entwickelte sich das beichtgespräch aus dem

allgemeinen zum einzelnen, zum rein persönlichen. zuerst die glaubenslehre im grofsen, dann die belehrung über die hauptsünde der hoffart und die notwendigkeit der demut. nun sind noch die drei einzelnen schweren taten des beichtigenden zu tilgen. klug weifs der greis das innere des jünglings, in welchem er seinen neffen ahnt schon ehe er sich zu erkennen gibt, zu erforschen. durch seine fragen enthüllen sich die beiden ersten jener sünden, die erschlagung Ithers, die Parzival selbst bekennt, und die verschuldung des todes der mutter, den er erst von dem oheim erfährt. damit ist widerum ein natürlicher anlass gegeben zu einer mitteilung über den Gral (zweite Gralsrede 477,1—484, 30). um die zweifel, die Parzival an der wahrheit der trauerbotschaft von dem jähen ende seiner mutter hegt, zu zerstreuen, um ihn überhaupt über sein eigen geschlecht aufzuklären, erzählt ihm Trevrizent die geschichte der königsfamilie des Grals.

485, 1—489, 21.

Scene III abteil. 3. die beiden ersten grofsen sünden sind Parzival in ihrer ganzen schwere zum bewustsein gekommen. von demut erfüllt teilt er die einfache lebensweise des klausners. wahre reue wandelt sein ganzes wesen, himmlische trauer, *tristitia coelestis*, ergreift ihn, die ihn nun ganz mit Gott vereint : *got was und wart in béden holt* 487, 22. alle seine grofsen taten in der welt haben ihm keine freude bringen können, in der ärmlichen waldhütte des einsiedlers findet er sich selbst wider, seinen Gott und dessen liebe.

Aber noch bleibt die letzte sünde zurück, jene unheilvolle, rätselhafte, durch die er die erlösung des Gralsreiches verhindert und sein eigenes seelenheil zerstört hatte. vor scham wagt er sie nicht zu sagen, 488, 5. noch einmal, so nah dem ziele, wird seine rettung in frage gestellt. der fluch lastet so mächtig auf ihm, dass er nicht glaubt von ihm befreit werden zu können. er ist der verzweiflung nahe. wenn der beichtiger keine vergebung hat, so ist er unerlöst, 488, 2—20. da rettet ihn widerum der rat des greisen freundes. in neuer belehrung tröstet und mahnt er ihn 488, 21—489, 21. zunächst fordert er ihn zur beklagung seiner sünden auf 488, 22—25. er selbst klagt mit ihm, zugleich aber vertritt er die stelle des trösters 489, 1—4, denn übermafs auch in dem gerechten schmerze ist vom übel. trähnen

schreiben die bufsregeln nicht nur dem beichtenden vor (*poenitentia est peccata deflere* Alanus Liber poenitentialis, Migne 210, 302; sonst sei hier nur auf Schönbach Über Hartmann verwiesen), sondern auch dem beichtvater : Alanus aao., Migne s. 99 210, 289 *debet quoque sacerdos vultum compatientis reo exhibere, ut sic reus saltem verecundia ductus ad poenitentiam invitetur. Lacrymae admonentis lacrymas excitent poenitentis*; Wasserschleben Bufsordnungen s. 252 *Videns autem ille, qui venit ad poenitentiam, sacerdotem tristem et lacrymantem pro suis facinoribus.*

488, 27—30 geht Trevrizent auf die sünde selbst ein, die unterlassene mitleidsfrage. die *triuwe* mangelte ihm, die *caritas* (*misericordia, compassio*), er hat gegen das gebot der barmherzigkeit gefehlt. die betrübten trösten, *consolari tribulatos*, ist eines der sieben (sechs) geistlichen werke der barmherzigkeit, die unterlassung dagegen verletzt das hauptgebot, die liebe zu Gott und dem nächsten (*Wer sie [die sechs werk der heyligen barmherzigkeit] versmecht zcu thun, dem wirt sie got verweysen an den iungsten tag vnd beget ein töllich sünd* Bamberger beichtb. s. 19 f 42. 86). hätte Parzival die mitleidsfrage getan, so hätte er eine der acht seligkeiten erfüllt, der weg zur himmlischen seligkeit wäre ihm offen gestanden, der durch das höchste irdische glück, den Gral, durchführt. *Quanto amplius per compassionem proximis nostris in necessitate succurrimus, tanto amplius Creatori nostro appropinquamus* SBernhard (?) Liber ad sororem cap. 14.

Dabei erläutert Trevrizent den sündhaften zustand, auf grund dessen Parzival diese pflicht der *triuwe* vergessen konnte : er machte einen unrichtigen gebrauch von den ihm verliehenen sinnlichen und intellectuellen kräften. zum ersten haben ihn die fünf sinne betört, 488, 26 f. auch diese haben eine stelle in der volkstümlichen morallehre, vgl. Bamberger beichtb. s. 19 *Funf sein syn genant, die dir sullen sein bekannt : sehen, smecken, greyfen, richen, horen; die funf sullen dich nicht betoren; hab sie stet in grosser hut, so kumstu nit in der helle glut.* dann aber hat seine jugend ihm das denkvermögen getrübt (zu 489, 5—12, vgl. den eingang zu Alanus Liber poenitentialis). er hat zu klug sein wollen. die lehre des Gurnemanz 'Du sollst nicht fragen' (das törichte fragen wird auch in der bibel gerügt, 2 Tim. 2, 23) hat er in seinem verständnislosen bildungstriebe, der nur auf das erlernen der höfischen lebenskunst gerichtet war, allzu wörtlich

genommen, statt dass er seiner angeborenen natur folgte, kraft deren er, ohne sich zu besinnen, in einfältiger herzensgüte um das leid, das ihn umgab, sich bekümmert hätte. so weifs der gütige greis seine schwere schuld, indem er sie ihm erklärt, des unheimlich rätselhaften zu entkleiden und ihr das entsetzliche zu benehmen. denn nicht aus herzensverhärtung ist sie entsprungen, sondern aus trübung der sinne und der vernunft, deren richtigem gebrauch seine jugend noch nicht gewachsen war. damit aber wird sie entschuldbarer: Alanus aao. (Migne 210, 287) *Inquirenda est quoque aetas, utrum reus senex an puer? gravius enim peccat senex, qui rerum habet experientiam, quam puer qui nullam.*

Auf die erklärung der schuld folgt der ratschlag zur besserung. die verse 489, 13—20 enthalten die anschauung, welche Trevrizent vertritt über das verhältnis der fähigkeiten des menschen gegenüber Gott: gottvertrauen gepaart mit selbstvertrauen lassen ihn das ziel erreichen, mit dem höchsten vereinigt zu sein. warm kommen die worte des trostes aus treuem herzen: könnt ich dein herz jugendfrisch machen und kühn, so dass du das hohe ziel erkämpftest und an Gott nicht irre würdest, dann würde dein erfolg etwas so erhabenes erreichen, dass du alles kummers reich belohnt würdest: Gott selber würde dich nicht lassen. mit diesen hoffnungsreichen worten schliefst Trevrizent seine dritte belehrung. zuerst hat er ihm den glauben verkündigt 461, 28—465, 30, dann die liebe 466,1—14 und 467, 5—10, er endet mit der hoffnung 489, 13—20.

Auffallend ist es, dass Trevrizent in dieser ganzen letzten rede gar nicht auf den Gral bezug nimmt. man würde nach der bedeutung, welche die unterlassene frage für die gestaltung von Parzivals leben hat, eine viel stärkere bewegung des greises erwarten. statt dessen behandelt er dieses vergehen, das Parzival selbst für den gipfel seiner untaten ansieht, sehr milde (vgl. San Marte Zs. f. d. phil. 17, 191), nur die beiden andern sünden werden *sünde* genannt 499, 20. die aufklärung gibt er selbst später, als alles sich zum guten gewendet hat, 798, 6 f. 23—28: er wollte ihn vom Gral abhalten, um ihm sein fruchtloses sichaufreiben zu ersparen, da er nicht glaubte, dass er ihn werde erringen können. darum spricht er auch nur von zwei grofsen sünden, die Parzival zu büfsen habe.

Der letzten und grösten gefahr war Parzival ausgesetzt, das ist die verzweiflung an Gottes gnade, *desperatio*. es ist eine sünde gegen den heiligen geist und darum die allerschlimmste, vgl. Petrus Lombardus Sent. II 43, 4, SBernhard (?) De modo bene vivendi cap. XXVII, Schönbach Über Hartmann s. 98. 118 f. 449, Zwierzina Zs. 37, 401. 405; Martin Parz. II, 2, *melancolia* Vintler v 1115 ff). sie ist die höchste potenz des zweifels (s. oben s. 416), und indem Parzival ihr zu verfallen droht, beweist er, dass sein glaube noch nicht ganz zweifellos ist. darum die mahnung des beichtvaters, an Gott nicht zu verzagen, darum aber auch für Parzival die notwendigkeit, im glauben noch mehr zu erstarken und noch in langem lebenskampfe die probe abzulegen.

In dem stammbaum der sieben todsünden gehören zweifel und verzweiflung zur *accidia* (*tristitia*), der trägheit, dem geistigen stumpfsinn (*tristitia* s. oben s. 416. 427. 435, *accidia* Du Cange I 52 f), so auf der arbor vitiorum bei Hugo vSVictor, Migne 176, 1001. 1007, auch sermo 38, Migne 177, 996; Renner v 15930; Bamberger beichtb. s. 22 (*vertsagnus*), Joh. Wolff Beichtbüchlein ed. Battenberg s. 25, Bahlmann Deutschl. kathol. katechismen s. 69 (*Mystroest efft Wanhope*). gegenüber der alle kraft zum guten lähmenden verdüsterung des gemüts wünscht dem in hoffnungslosigkeit gebeugten sein geistlicher ratgeber herzenskühnheit und unverzagtheit in Gott, denn die der *accidia* gegenüberstehende haupttugend ist die tapferkeit, *fortitudo*, besonders deren tochtertugend *perseverantia*, gegenüber der trägheit zum guten steht die beharrlichkeit im guten, so zb. auf dem stammbaum Hugos vSVictor aao. darüber sagt Werner in seinen Deflorationes Lib. II De septem petitionibus, Migne 157, 1069: *Tristitia namque taedium est animi cum maerore, quando mens, quodammodo labefacta et vitio suo amaricata, interna bona non appetit atque omni vigore est mortua, nullo spiritualis refectionis desiderio hilarescit. Propterea ad sanandum hoc vitium deprecari nos opportet misericordiam Dei ... Datur ergo huic petitioni Spiritus fortitudinis ut fatiscentem animam erigat, quatenus illa pristini vigoris virtute recepta, a defectu sui taedii ad desiderium interni amoris convalescat.*

Verzweiflung und unverzagtheit sind die beiden entgegengesetzten pole des sittlichen willens. das problem der eingangsverse 1, 1—9 wird hier variiert. die verzweiflung — dort der

zweifel — bringt der seele verderben, kühnes gottvertrauen — dort *unverzaget mannes muot* — ist das mittel zum heil.

Die nun folgende dritte rede Trevrizents über den Gral 489, 22—499, 10 fügt sich widerum folgerichtig in den zusammenhang. da Parzival erzählt hat, dass er es sei, der beim Gral gewesen, ohne zu fragen, will der alte wissen, wie das alles zugegangen sei; und da aufserdem der tot Ithers und Herzeloydens den gesprächsstoff bildet, so will er über diese beiden nähere auskunft geben und ergänzt somit die mitteilungen über Parzivals geschlecht, die er ihm in der vorhergehenden Gralsrede gemacht hatte.

499, 11—502, 30.

Scene III abteil. 4. hier wechseln die partieen von Parzival und vom Gral rasch mit einander ab: 499, 11—30 von Parzival, 500, 1—501, 10 vom Gral, 501, 11—18 von Parzival, 501, 19—502, 2 vom Gral, 502, 3 bis zum schluss von Parzival. der grundgedanke in den stücken von Parzival ist die bufse. die reue ist vollständig, die beichte ist abgelegt, nun muss die bufse übernommen werden: *wilt du gein got mit triwen lebn, sô solte im wandel drumbe gebn* 499, 17 f, *nim buoz für missewende, unt sorge et umb dîn ende, daz dir dîn arbeit hie erhol daz dort diu sêle ruowe dol* 499, 27—30. doch nur für die zwei grofsen sünden (499, 20), wegen des todes Ithers und der mutter, fordert ihn der beichtvater zur bufse auf, die gleichgültigkeit beim leiden des Anfortas rechnet er nicht mehr mit ein (499, 11—30).

Zur abbüfsung der vergehen gehört schon das asketische leben, das er beim klausner führt (501, 11—18). Parzival erträgt es freudig, *wand in der wirt von sünden schiet unt im doch riterlîchen riet* 501, 17 f. was *riterlîchen râten* ist, das ergibt am besten ein vergleich mit den ratschlägen, die Gregorius in Hartmanns legende seiner mutter gibt, v. 2665—2750 (vgl. Schönbach Über Hartmann s. 98 ff). die situation ist ähnlich wie im Parzival 488, 1 ff: die mutter ist hoffnungslos, Gregorius warnt und tröstet sie: *niht verzwîvelt an gote: ir sult harte wol genesen* usw. 2698 ff. aber die heilsmittel, die Gregorius anempfiehlt, sind gerade die entgegengesetzten. er hofft für seine mutter rettung nur durch die strengste askese, und er selbst ist auf dem wege, das härteste büfserleben anzutreten, während der ritterliche klausner, der ohne gewissensbisse, vielmehr mit freuden,

seiner kampf- und minnefrohen jugend gedenkt, seinem beichtling kraft des herzens erflebt, um in den kämpfen des lebens bei Gott bestehn zu können. dort die absolute weltverneinung bis zur selbstvernichtung, hier die bekennung des irdischen mit dem ziel der selbstveredlung.

Dann folgen zum schluss nochmals zwei, mehr für das sociale leben berechnete lehren: du sollst die frauen nicht hassen und die priester verehren 502, 4—22. diese hat Wolfram schon bei Chrestien vorgefunden (Vogt aao. s. 147), aber die ausführung ist doch für seine lebensauffassung bezeichnend. er tritt hier ganz aus den anschauungen der geläufigen höfischen moral heraus. diese preist als höchste wonne des mannes den frauendienst, hier dagegen wird zum dienst der geistlichen ermahnt: *der* (der pfaffen) *sol dîn dienst mit triwen pflegen* 502, 10. gegenüber der verherrlichung der priester, wie wird hier der preis der frauen heruntergestimmt! die frauen zieren nur das leben, aber wenn du ein seliges ende haben willst, dann must du der pfaffen freund sein 502, 4. 11 f. und während dem auge des minnesingers seine dame sich als das herrlichste darstellt, heifst es hier: *swaz dîn ouge ûf erden siht, daz glîchet sich dem priester niht* 502, 13 f. das ist eine bewuste absage vom minnedienst, dem der gottesdienst als lebensaufgabe gegenübergestellt wird. und so schliefst der rat des einsiedlers mit demselben gedanken, mit dem er begonnen, mit der ermahnung zum dienste Gottes.

Trevrizent hat seine aufgabe, die läuterung des helden zu bewürken, gelöst, er hat ihn wider in das richtige verhältnis zu Gott gebracht. da dieses geschehen, kann er nun dem schuldigen seine sünde abnehmen. als genugtuung legt er ihm nichts anderes auf als seiner lehre zu folgen: *und leist als ich dir hân gesagt: belîp des willen unverzagt* 502, 27 f. unverzagter wille zu den ermahnungen, die er ihm gegeben: es ist dasselbe, was die rituelle absolutionsformel für den beichtenden von der gnade des heiligen geistes erfleht, *perseverantiam in bonis operibus, stâticheit guotes lebenes* Benedictb. Gl. u. b. III, MSD[3] 1, 315, 109. 112, Kelle Spec. Eccl. s. 7. bufswerke im einzelnen nach dem kanon beten, fasten, almosengeben schreibt er ihm nicht vor, und sie sind auch in der folgenden prüfungszeit keine mittel der genugtuung. Trevrizent *riet rîterlîchen*. er hat rücksicht genommen auf den stand des büfsers und ihm nichts auferlegt,

was den anschauungen des rittertums zuwider gewesen wäre. alles ist abgesehen auf die stärkung des willens zum guten, ohne äufsere werktätigkeit. zum christlichen ritter wollte er seinen schützling erziehen, aber nicht im sinne des *miles christianus* der kirche, in welchem der eine begriff, der des rittertums, nur soweit eine berechtigung hatte, als er sich dem jenseitsgedanken der kirche einfügte; vielmehr im sinne der vereinigung von rittertum und christentum: das rittertum als erscheinungsform des irdischen daseins geläutert durch das christentum. symbolisch ist für diesen gegensatz hier am schluss der frauen- und priesterdienst eingesetzt. der kirchliche ritter soll nur die himmlische liebe kennen, Wolframs christlicher ritter darf neben der himmlischen liebe auch die irdische empfinden.

Die innere geschichte Parzivals im buch IX ist ein beispiel für die christliche lehre von der entwicklung des nach dem höchsten gute strebenden menschen. das höchste gut besteht in der erkenntnis Gottes, die sittliche entwicklung vollzieht sich in der herstellung des vernünftigen denkens und in der kräftigung des sittlichen willens. dieses bewürkt in Parzival die erziehung durch Trevrizent. er lehrt ihn Gott kennen und stärkt seinen willen, er erzeugt in ihm das vernunftgemäfse wollen. er befreit ihn von der *ignorantia*, denn der unentwickelte intellect und der infolge davon verkehrte wille waren die ursachen zu Parzivals drei sünden: sie sind in unwissenheit geschehen. als narr verkleidet scheidet *der knappe tump unde wert* (126, 19) von der mutter; *grôziu tumpheit* beherschte ihn, als er an Ither den *rêroup* nahm 156, 24. 475, 5f. 744, 17f; aus jugendlicher torheit unterliefs er die frage, wie ihn Trevrizent selbst belehrt, s. oben s. 442ff und 225, 27. 330, 2. 484, 28. auf den letzten fall, da er die worte des Gurnemanz nicht ganz sinngemäfs verstand, passt, was Thomasin von der unwissentlichen sünde sagt: *von tœrscheit kumt ez, swelich man mit sinne niht erahten kan wier ein rede gelouben sol und wem er sol gelouben wol* WGast 13445—48.

Die *ignorantia rerum agendarum* und die *concupiscentia noxiarum* sind die ursache aller übel nach Augustin Enchirid. 24, und ebenda 81 sind es die *ignorantia* und die *infirmitas*. Petrus

Lombardus macht die unterscheidung zwischen *ignorantia quae excusat* und *ignorantia quae non excusat* Sent II 22, 9, und darauf in art. 10 nennt er drei arten der *ignorantia*, deren zweite auf Parzival zutrifft: *eorum qui volunt* (*scire*), *sed non possunt* — diese art entschuldigt (Migne 192, 699). die unterscheidung Augustins kehrt bei ihm wider bei der bestimmung der sünden gegen den vater, den sohn und den heiligen geist: *peccatum in Patrem id intelligitur quod fit per infirmitatem . . . peccatum in Filium, quod fit per ignorantiam* (die dritte sünde, *peccatum in Spiritum sanctum*, ist vorher auseinandergesetzt worden) . . . *Qui ergo peccat per infirmitatem vel per ignorantiam, facile veniam adipiscitur, sed non ille qui peccat in Spiritum sanctum* Sent. II 43, 4. im selben sinne handelt Richard vStVictor De spiritu blasphemiae, (Migne 196, 1187): *dicunt quod peccare per infirmitatem sit peccare in Patrem; peccare vero per ignorantiam sit peccare in Filium; per solam autem peccare malitiam sit peccare in Spiritum sanctum. Et qui per infirmitatem vel ignorantiam peccant, sicut aliquid excusationis habent in culpa, sic aliquid remissionis accipiunt in pœna.* Alanus Liber poenitent. (Migne 210, 288): *Praeterea inquirendum est, utrum scienter factum sit* (*peccatum*) *vel ignoranter, quia scientia culpam aggravat, ignorantia alleviat.* Würzburger beichte, MSD LXXVI 24 f: *daz ih uuollentèr ode niuuollentèr, uuizentêr ode niuuizentèr giddhta uuider gotes uuillen*; Bair. beichte MSD. LXXVII 5: *de ih uuizzunta teta odo unuuizunta*, ferner Benedictb. gl. u. b. I, MSD. LXXXVII 22; SGaller gl. u. b. I, MSD. LXXXVIII 7 f; Benedictb. gl. u. b. II, MSD. XCIV 9; Benedictb. gl. u. b. III, MSD. XCVI 46 f. (Kelle, Spec. Eccl. 5, 3); Münchener gl. u. b., MSD. XCVII 47. nach dem dogma also sind sünden durch unwissenheit solche, die entschuldigt werden können. aber es kommt doch immer auf das mafs der verantwortlichkeit an, und von diesem standpunct aus ist Parzival in den drei fällen von schwerer verschuldung nicht frei zusprechen. sein gewissen muste schon so empfindungsfähig sein, dass es ihn unter diesen umständen auf den rechten weg leitete. insofern es hier versagte, hat er gegen das natürliche sittengesetz gehandelt (Seeber s. 191). die liebe zur mutter hätte auch den unvernünftigen knaben abhalten müssen, dass er ihr den schmerz bereitete, sie zu verlassen; aus purem eigennutz und ehrgeiz, um eine rüstung zu haben und ritter werden zu können, hat er Ither erschlagen;

und endlich, das natürlich menschliche mitleid muste stärker in ihm sein als der respect vor dem höfischen ceremoniell.

Aus ein und demselben unheilvollen triebe gehn alle diese verhängnisvollen taten hervor: aus der lust zur welt (*concupiscentia carnis*). die freude am irdischen schein trübte sein gewissen und betörte seine vernunft. daher die klage des geistlichen beraters, als er von ihm hört, dass er Ither erschlagen: '*ôwê werlt, wie tuostu so?*' 475, 13ff. es ist dieselbe erfahrung von der welt, die ihre süfse in bitterkeit verwandelt, die auch Gregorius machen muste, als er, wie Parzival, alle warnungen in den wind schlagend aus seiner stillen abgeschiedenheit in die welt hinauszog. die kenntnis des lebens muss mit der unschuld bezahlt werden.

C. Parzivals prüfung und bewährung.

Mit der erziehung durch Trevrizent sind die lehrjahre Parzivals abgeschlossen. ihm ligt nun ob, die erkenntnis, die er gewonnen, zu bewähren. es folgt die prüfung. zwei grofse taten, der kampf mit Gawan und der mit Feirefiz bilden die mittelpuncte, um welche sich die weitere entwicklung gruppiert. es sind tapferkeitsproben die er zu bestehen hat. der ritterliche heldenmut gibt die sichtbare form ab für seine innere bewährung, die sittliche grundlage aber bildet die tapferkeit der seele, die beharrlichkeit im guten, der 'unverzagte mannesmut'. aber freilich, dieses innere leben wird in der darstellung nun bis gegen den schluss von den äufseren vorgängen zurückgedrängt.

Zwei weltliche lockungen treten an ihn heran, vor und nach dem kampfe mit Gawan. das schönste weib bietet ihm ihre minne an: aber was ist Orgeluse gegen sein gemahl, die königin vPelrapeir? (618, 19—619, 14); er ist der gefeiertste ritter am Artushofe geworden: aber was ist die tafelrunde gegen den Gral? (732, 1ff). der Gral und sein weib sind ihm die leitenden sterne geblieben durch die nacht des irrtums, so jetzt in dem grauenden lichte seiner läuterung. aber wer nach dem Gral ringt, muss allem irdischen glück entsagen. noch einmal kämpft er den schwersten kampf durch: wie sehnsuchtsvoll es ihn auch nach seinem weibe zieht, der todsieche mann beim Gral verlangt nach erlösung. es ist der letzte seelenkampf. er folgt der höheren pflicht, aber mit zerrissenem herzen. noch einmal bricht der zweifel durch, dass Gott die güte ist (*got wil mîner freude niht*

733, 8). aber es ist die letzte verzagtheit und die letzte traurigkeit. denn in dem nun folgenden kampfe mit Feirefiz, gegen den alle vorhergehenden nur kinderspiel waren (734, 18ff), ist Parzival mit sich und mit Gott im reinen. nirgends bei seinen heldentaten sind die inneren kräfte so tätig wie in dieser letzten. der äufsere mut ist getragen von dem willen einer starken seele, der erfolg wird von innen geleitet: in seinem kühnen und grofsmütigen herzen ligt das glück (734, 23—26). zu den ihn schützenden mächten des Grals und der gattenliebe (619, 8—12. 737, 27 f. 740, 19—22. 743, 12 ff) tritt nun die höchste macht, das gottvertrauen: *der getoufte wol getrûwet gote sît er von Trevrizende schiet, der im sô herzenlîche riet, er solte helfe an den gern, der in sorge freude kunde wern* 741, 26—30. und Gott löst nun seine schuld ein. das schwert, das er einst dem toten Ither abgenommen, zerspringt, der letzte rest seiner sittlich primitiven lebenszeit, seiner *tumpheit*, wird getilgt durch das übernatürliche, durch das wunder.

Die prüfung ist vollendet, Parzival geht geläutert aus ihr hervor. die ihm den fluch gebracht hat, Cundrie, bringt ihm nun den segen. die gnade Gottes verleiht ihm die krone des Grals 781, 4. 13—16. aber die grofse lebenspflicht bleibt bestehn, das grundgesetz der reinheit: *diu kiusche*, der sittliche wille, 781, 12 (s. oben s. 440). 782, 23. erstritten hat er sich das höchste glück, das ist die ruhe der seele 782, 29 (=499, 3). alles trauern ist zu ende, die wahre freude, die nur der reine haben kann, 782, 17—30, ist ihm zu teil geworden. in der stimmung, mit welcher Parzival die frohe botschaft aufnimmt, ist die innere wandlung ausgesprochen, die er seit seinem falle durchgemacht hat: in verblendetem hasse hat er sich einst gegen Gott aufgelehnt (332, 1—16), trauer über seine sündhaftigkeit bezeugt seine rückkehr zu Gott (485, 1. 487, 17—22. 488, 1 ff), unter trähnen der freude beugt er sich demutsvoll vor ihm, der nun ihn den sündigen menschen erlöst hat. die *tristitia coelestis* ist zur *laetitia coelestis* geworden. (783, 1—17).[1]

Vom sehnen zum glauben, vom glauben zum schauen, das

[1] die bedeutung, die dem Gral und seiner ritterschaft in Wolframs religiösem ideenkreise zukommt lasse ich unerörtert, da über sie, mit ganz andern mitteln ausgerüstet, KBurdach handeln wird. ein widerspruch gegen die kirchliche ordnung der hierarchie ligt in der vorstellung von der Gralgemeinde als dem reiche der irdischen seligkeit nicht. die grundgedanken hat Wolfram schon in der legende vorgefunden. der ritterliche dichter

ist der weg, den auch diese ringende seele durchwandert. als knabe ergreift ihn ein ahnungsvoller schauer bei dem namen Gott, er meint, das sei ein glänzender mann. das sehnen der jugend, unterdrückt in der höfischen verweltlichuug, erwacht in dem ausgestofsenen wider mit dem gefühl der hülfsbedürftigkeit. zum glauben erhebt ihn die lehre des greises, und der glaube führt ihn zum schauen des wonnevollsten wunders, des Grals. das ist die entwicklung, welche der dichter *irdeliche wis* nennt.

D. Wolframs humanismus.

Die gnade Gottes hat Parzival den weg zum heil gewiesen, sie führte ihn zu Sigune, zu Kahenis, zuletzt zu Trevrizent. in der zeit seiner verblendung meinte er, er habe ein anrecht auf lohn, am abschluss seiner sittlichen kämpfe ist er zu der überzeugung gelangt, dass er vielmehr der gnade Gottes seine rettung verdanke. zwischen diesen beiden puncten bewegt sich seine sittliche wandlung.

In der bedeutung der gnade findet die stellung des menschen zu Gott den bestimmtesten ausdruck. die auffassung der gnade bildet den entscheidungspunct in der frage, wie verhält sich Wolfram zu den herschenden anschauungen der kirche? wie weit hat Parzival sein lebensziel erreicht durch die gnade Gottes, wie weit durch den eigenen willen?

Nach der mittelalterlichen theologischen speculation wird das sittliche durch die gnade bewürkt, die gnade bewegt den willen zum guten, für die sittliche selbsttätigkeit des menschen ist, wie sehr auch der freie wille betont werden mochte, eigentlich kein raum geblieben. in seiner abhandlung über die gnade und den freien willen stellt Bernhard vClairvaux das verhältnis zwischen beiden so dar, dass beide zur rechtfertigung gleicherweise nötig sind: De gratia et libero arbitrio cap. I *Quid igitur agit liberum arbitrium? Salvator. Tolle liberum arbitrium, non erit quod salvetur. Tolle gratiam, non erit unde salvetur. Opus hoc sine duobus effici non potest, uno a quo fit, altero cui vel in quo fit* usw. aber im cap. VI wird eine bemerkenswerte einschränkung gemacht: *Velle siquidem inest nobis ex libero arbitrio, non etiam posse quod volumus. Non dico velle bonum aut velle malum, sed tantum velle. Velle etenim bonum profectus est, velle malum*

malte sich seine märchenwelt (vgl. Michels Gött. gel. anz. 1897, 740) mit all dem zauber aus, der eben sein herz erfreute.

defectus, velle vero simpliciter ipsum est quod vel proficit vel deficit. Porro ipsum ut esset, creans gratia fecit. Ut proficiat, salvans gratia facit; ut deficiat, ipsum se dejicit. Itaque liberum arbitrium nos facit volentes, gratia benevolos (guten willens). *Ex ipso nobis est velle, ex ipsa bonum velle.* darum stellt sich zum schluss im cap. XIII die tätigkeit des menschen bei der rechtfertigung, insofern dieser den freien willen dazu zu bieten hat, als bedeutungslos heraus; das gute, welches allein die heilung bewürkt, leistet ja die gnade : *Itaque non liberi arbitrii, sed Domini est salus, immo ipse salus, ipse et via est ad salutem qui ait : Salus populi ego sum . . . Dei sunt procul dubio munera tam nostra opera quam ejus praemia.*

Die anschauung, die Wolfram von der gnade und dem freien willen hat, ist in ihrem untergrund durchaus kirchlich. die gnade gibt ihm den anstofs zur innern einkehr. langsam erwacht bei den frommen mahnungen der Sigune und des grauen ritters der wille zum guten in ihm, des heiligen einsiedlers lehre nimmt er willig auf, die worte vom glauben und der liebe fallen überzeugend in sein herz und durch das sacrament der bufse wird ein neues leben in ihm geschaffen (glaube, liebe und sacrament als heilsmittel zur rechtfertigung s. Deutsch Abälard s. 388). auf grund dieser geistigen wiedergeburt vermag er dann sein ziel zu erreichen.

Die art und weise, wie hier der wille sich äufsert, muss natürlich in einer erscheinungsform des rittertums bestehen, und zwar in derjenigen tugend, welche diesem stand ausgesprochen eigen ist, das ist die tapferkeit. im unverzagten mannesmut offenbart sich der sittliche wille des ritters, er führt Parzival zum siege. er erstreitet den Gral mit dem schwerte 472, 1 ff. 503, 27 ff. 782, 28. 786, 5 ff vgl. 814, 25. nur freilich nicht körperlicher mut und ausdauer und die gewantheit in der fechtkunst allein reichen aus, den Gral zu erkämpfen, sonst hätte auch Gawan zu ihm gelangen können, sondern nur ein wahrhaft frommer mann, der das irdische in sich bezwungen und das göttliche in sich aufgenommen hat, hat die dazu erforderliche sittliche kraft. aber eine vorbedingung ist aufserdem vorausgesetzt, er muss von Gott dazu benannt sein 786, 5 ff : nur ein solcher kann eben jenes hohe mafs des sittlichen handelns erlangen. das ist die prädestination, die augustinische lehre von der gnade. das ist die lösung des widerspruchs, der Trevrizent

die überraschung bereitet hat, dass Parzival den Gral erkämpft hat 798, 25 ff; die prädestination ist das wunder, das hier geschehen 798, 2.

Ein geistlicher dichter aber hätte, in theologischem sinne, das thema von der gnade und dem willen ganz anders durchgeführt. er hätte Parzival als den christlichen ritter nach dem theologisch-idealisierten typus gezeichnet, etwa wie SBernhard in seiner Exhortatio ad milites Templi. und da wäre das verhältnis zwischen jenen beiden grundbedingungen des sittlichen handelns ganz anders geworden. er hätte die askese auch auf das rittertum übertragen. allen glanz der rüstung, alle schönheit der gestalt hätte sein ritter ablegen müssen; er durfte sich nicht an dem ruhm freuen, den ihm sein heldenmut bei den menschen einbrachte, denn das wäre eitle weltfreude gewesen; er durfte nicht an sein weib denken, er hätte ja keines haben dürfen. alle seine schönen taten der tapferkeit wären gepriesen worden als gnadengaben gottes, für seine eigene leistung wäre nichts übrig geblieben. das verhältnis zwischen wille und gnade wäre auf das übermafs der gnade beschränkt worden. und hierin ligt der tiefe unterschied zwischen der darstellung, welche diese frage in dem ritterlichen epos Wolframs findet, und der kirchlichen anschauung. denn wenn auch die gnade die anregerin des guten ist, ihre würkung beim realen handeln tritt hier ganz in den hintergrund. aller schwerpunct ist auf die ausführung, ist auf die tat selbst gelegt und auf den starken willen. indem aber so der wille die bedeutung der gnade zurückdrängt, ist der eigenen kraft Parzivals und seiner mitwürkung beim sittlichen handeln ein viel höherer wert beigelegt als in der kirchlichen lehre. noch verstärkt wird dieser eindruck, wenn man bedenkt, dass die eigentlichen triebkräfte seines handelns, der gedanke an den Gral und an sein weib, aufserhalb der gnade stehn, da sie ja in die zeit seiner gottentfremdung fallen. die eigene kraft also ist bei dem rettungswerk der seele das entscheidende moment, die gnade hat den anstofs gegeben, den ausschlag gibt sie nicht. auch nach der durch die lehre Trevrizents erfolgten innern umkehr Parzivals würkt sie gleichsam nur latent mit.

Aber das verhältnis zwischen willen und gnade und vor allem von der mitsprechenden prädestination ist vom dichter nicht scharf ausgeprägt. die idee ist nicht genügend heraus-

gearbeitet. darin ligt die künstlerische unvollkommenheit des werkes in erster linie. der stoff ist nicht überall gleichmäfsig zum symbol erhoben, besonders in der zweiten hälfte, in der prüfungszeit Parzivals bis zur berufung zum Gral geht das innere leben zu sehr im abenteuerhaften verloren (Gietmann Parzival Faust Job s. 206 ff). in seinen äufseren taten kommt die würkung jener geistigen erziehung durch Trevrizent doch nur allzu spärlich zur geltung (s. oben s. 433 und Herter Welt- und lebensanschauung Wolframs s. 18). in dem zweikampf mit Feirefiz stärkt ihm der gedanke an seine minne die sinkende kraft wie jedem Artusritter (742, 27—744, 13) und nach der versöhnung zählt er rühmend seine grofstaten auf, obgleich ihn Trevrizent demut gelehrt hatte. der dichter hat es nicht vermocht, die überlieferte fabel mit seinen grofsen gedanken ganz zu durchleuchten. darauf beruhen die vielen unebenheiten in der entfaltung des ethischen teiles. aber was er sagt, genügt um auch hier die bedeutung zu erkennen, welche er dem unverzagten mannesmut, oder dem willen, für das sittliche handeln zuerkennt. damit dass er der eigenen kraft so viel vertrauen beimisst, gesteht er dem natürlichen ein recht zu und steht mit diesem optimismus in ansehung der menschlichen natur der pessimistischen ethik der kirche entgegen.

Also die weltbejahung und die weltverneinung treten sich hier gegenüber. und Wolfram fasst im sinne der ersteren sein glaubensbekenntnis mit klaren worten am ende seines werkes 827, 19—24 zusammen : wer sein leben so abschliefst, dass einerseits der leib — der sinnliche teil — seine seele — das göttliche in ihm — nicht Gott entzieht, und der anderseits auch die huld der welt behauptet damit, dass er in ehren besteht, der hat ein nützliches werk getan. Gott und welt sind hier nicht entgegengesetzte pole. man kann seine seele fürs jenseits vorbereiten, ohne dass man das diesseits verschmäht. der einseitige dualismus darf nicht unbedingt die beurteilung des menschlichen daseins beherschen, wie bei dem nur auf das zukünftige leben bedachten mönch : der in der welt lebende muss sich auch mit der welt, nicht mit Gott allein auseinandersetzen. der mensch ist nicht

allein zu messen an seinen beziehungen zu Gott, er hat auch rein menschliche pflichten. die lehre von der sittlichkeit geht nicht auf in der theologie, sondern göttliches und menschliches, *divinum et humanum*, die kräfte des geistes und der sinnlichkeit, sind in der sittlichkeit zu verbinden, sie ist humanität, durch das göttliche geläuterte menschlichkeit (vgl. Bötticher Parzivalübersetzung s. XXXVIII).

Diese anschauung entspricht nicht dem christentum der theologen, sie ist aber darum doch nicht unkirchlich. sie kommt nicht in conflict mit einzelnen fundamentalen glaubenssätzen noch mit den einrichtungen der kirche. sie ist nur nicht theologisch-kirchlich, sondern laien-kirchlich. die kirche hat zu allen zeiten der vielgestaltung der menschen und des lebens rechnung getragen, auch den humanismus der renaissance hat sie in sich aufgenommen. dass für die laien nicht die strengen gesetze gelten können wie für die priester, hat die kirche immer anerkannt. im praktischen gottesdienst wurden dem ritter auch seine weltlichen pflichten eingeschärft, mit dem schwerte das vaterland, den frieden, die kirche zu schützen; sogut wie die geistlichen, die den frieden der eigenen seele betreffen (*militia exterior* — *militia interior*, Alanus Summa de arte praed. cap. 40, Migne 210, 185 ff). dieses populär-christliche würklichkeitsbild des ritters sieht freilich nüchterner aus als das von der mystik poetisch erklärte idealbild des miles Christi. denn unter der schicht der theologenreligion mit ihrem durch die speculation grandios aufgerichteten dogmengebäude und ihrer im enthusiasmus des ewigen alles irdisch vergängliche überschreitenden mystik ligt die einfache, dem naiven gemüte verständliche volksreligion. diese lehrt Trevrizent, diese befolgt Parzival. hier ist es die form, wie ein r i t t e r sich das christentum vorstellen muss. der ritter hat seine aufgabe in der welt zu lösen im activen ergreifen der irdischen dinge. wenn er seine pflicht würklich richtig auffasst, so m u s s er achtung haben vor dem diesseitigen leben, seinem tätigkeitsgebiet, sonst würde er bewust seine lebensarbeit an etwas nichtiges wenden, woraus etwas moralisch gutes niemals entstehen könnte. das verdienst Wolframs ist es, für diese praktische religion des rittertums den erhabenen poetischen ausdruck gefunden zu haben, es ausgesprochen zu haben, dass sein stand das recht hat, sich mit dem diesseits auseinanderzusetzen und das leben lebenswert zu

finden. mit einem derartig stolzen eintreten für die würde des laientums und für die hoheit seiner irdischen aufgaben ('des ritterlichen geistes als einer sittlichen lebensmacht' Bötticher Parzivalübersetzung s. xxxvii, Das hohelied vom rittert. s. 80, Zs. 45, 151) tritt er allerdings der gesamten theologie seiner zeit entgegen. das ritterliche standesbewustsein hat sich seine eigene lebensauffassung geregelt. Martin citiert Parz. ii anm. zu 827, 19—24 die gleichen äufserungen aus Wirnts Wigalois und aus Thomasin Wälschem Gast (vgl auch bes. der Sünden widerstreit 436ff), sie sind die grundlinien der ansicht, welche der ritterstand sich über seine lebensaufgabe gebildet hat. Gott dienen und bei den menschen in ehren stehen : man wird das sittliche empfinden vieler mittelalterlicher dichter auf diese beiden anforderungen auslaufen sehen (*Swer got unt die werlt kan behalten, derst ein sælic man. Got nieman des engelten lât, ob er der werlde hulde hât* Freid. 31, 18—21). aber die rauhe würklichkeit hemmt die entfaltung seiner seelenbildung. deshalb klagt Walther, dass es unmöglich sei, *daz guot und weltlich ère und gotes hulde mère zesamene in ein herze komen* 8, 20—22[1].

Wenn man *humanus* auffasst im sinne des theologischen *humanus*, ganz im allgemeinen als 'was den menschen betrifft', im gegensatz zu *divinus* 'was Gott betrifft', so kann man, wie das mehrfach geschehen ist, Wolframs weltanschauung unter die bezeichnung 'humanität' begreifen, indem sie die menschenbildung zugleich an sich selbst zum ziel hat und nicht nur in absehung auf Gott. damit steht im gegensatz die in ihrem vollen inhalt auf Gott gerichtete auffassung des lebens, die ihren bestimmtesten ausdruck in den regeln des mönchstums gefunden hat von armut, keuschheit und gehorsam. das ist die askese. in diesem puncte treten sich die beiden principien am schroffsten gegenüber. dort die armut, hier die pracht des höfischen lebens, die selbst in der Gralsburg herscht; dort die geschlechtliche keuschheit, hier der preis der ehe; dort der gehorsam, hier das ritterliche herrentum.

[1] diese dreiteilung stammt aus der lateinischen litteratur. die Moralis philosophia hat das *bonum*, *honestum*, *utile* aus Ciceros Officien herübergenommen (Migne 171, 1051 C). es sind die drei grofsen güter Platos; weisheit, ehre und geld, nach denen er die menschen einteilt in *φιλόσοφοι*, *φιλότιμοι* und *φιλοχρήματοι*.

E. Gawan.

Aber dieses ritterliche humanitätsideal steht auf einsamer höhe. eine kluft trennt es nach rechts von der kirche, eine andere nach links von der höfischen gesellschaft. gegenüber Parzival als vertreter des höheren rittertums steht Gawan als vertreter des niedern (Scherer). sie stellen nicht gegensätze dar, sondern zwei stufen ein und derselben idee. man muss sich hüten, Gawan als minderwertig anzusehen. er ist eine edle natur mit denselben guten veranlagungen wie Parzival, nur hat er sie nicht zu dem sittlichen aufschwung gebracht wie dieser, denn er war nicht unter den berufenen. fast alle seine tugenden sind um einen grad geringer als die Parzivals (Seeber Histor. jahrb. 1, 66—75. 194—200, San Marte Parzival-Studien III 15—28). er ist rechtgläubig, aber es genügt ihm das äufsere ceremoniell; er ist treu, aber er huldigt jeder schönen, die ihm begegnet, denn das verlangt der minnedienst; er ist ein virtuos in der irdischen minne, aber die himmlische ist ihm nicht geoffenbart worden; er ist unverzagt im kampf, aber von seinem verlangen nach dem Gral bringt ihn eine liebesaffäre ab; er besitzt die *mâze* des gebildeten mannes und weifs seine haltung zu beherrschen, aber nicht seine sinne, denn er verfällt den reizungen eines üppigen weibes; er zieht nach Munsalvæsche, aber er gewinnt Chastel marveil; seine trauer ist nur die *tristitia saecularis*, der liebesgram, innere kämpfe um sein seelenheil hat er nicht durchgerungen, denn er ist ganz aufs weltliche gerichtet; er fasst das leben als lebenskunst, für Parzival ist es ein sittliches problem.

Aber einen sittlich erzieherischen wert hat die höfische *zuht* doch (Scherer, Seeber). das tritt in dem gedicht vielfach zu tage (bes. 613, 12—14). die würkung der höfischen bildung ist eine veredelung der weltlichen lebensführung. das rein irdische ist in eine schöne form gebracht, aber die tugenden, die dieselbe gestalten, sind auch nur auf das dasein gerichtet. die göttlichen tugenden, die zum jenseits führen, glaube, liebe, hoffnung, gehören nicht in den lehrplan dieser gesellschaft.

So nimmt Wolframs humanität die mitte ein zwischen dem supranaturalismus und dem naturalismus. nach drei richtungen suchen die menschen die glückseligkeit zu erlangen 'im sinnlich-

irdischen genuss', 'im tätigen weltleben', 'im frieden der beschauung' (Werner Thomas 2, 527). den ersten weg, aber den einer durch die *Mâze* verschönerten sinnlichkeit, geht Gawan, den 'sittlichen eifer des tätigen weltlebens' (Werner s. 528) betätigt Parzival, in der contemplation verweilt allein, der sich wie Trevrizent ganz dem dienste gottes weiht.

F. Willehalm[1].

Parzival ist der aus dem irrtum zum glauben strebende, Willehalm der in sich vollendete gläubige mensch. das innere leben ist dort im werden, hier hat es schon seine bestimmte ausprägung erlangt. darum sind auch die seelischen probleme hier einfacher.

Im grunde ist Willehalm der gleiche ethische typus wie Parzival. beide kämpfen für das höchste ideal, das ist das höchste gut, der eine für das irdische abbild des himmlischen reiches, der andere unmittelbar für Gott selbst. beiden leuchtet als zweiter leitgedanke ihres handelns vor die liebe zum eigenen weibe. nur bedingt der legendarische stoff eine gesteigerte religiöse stimmung, wodurch der schwerpunct viel mehr nach dem supranaturalen verschoben wird; und zugleich gewährt er anderseits eine neue seite zur entfaltung des humanitätsgedankens, indem derselbe nun in der form der achtung vor den glaubensfeinden auftritt. und ebenfalls in dem geistlichen stoff ist es begründet, dass die dualistische weltanschauung stark hervortritt. die irdische und die himmlische liebe, das vergängliche erdenleben und der ewige lohn, das heidentum mit seiner weltlust und die christen mit der sorge um ihr seelenheil : in stark sich abhebenden farben ist dieser kampf widerstreitender ideen entworfen, die aber auch hier, in dem bilde des helden und seines weibes, harmonisch zusammenstimmen in einem durch das himmlisch reine verklärten menschentum.

Im eingang, 2, 26—4, 18, ist ein zusammengefasstes charakterbild des helden gegeben. seine tapferkeit ist von gottesfurcht getragen 3, 1—5, mit *kiusche* und *diemuot* hat er Gottes hülfe erstritten 4, 4—6. aber auch das menschliche ist ihm nicht fremd : die minne bereitet ihm herzensnot 3, 7 f, ritterlicher kampf ist seine freude 3, 18—24, und irdischer ruhm und ansehen ist ihm in

[1] zum folgenden verweise ich nochmals ausdrücklich auf Vogts abhandlung in den Neuen Jahrbüchern 1899, bes. s. 148 ff.

reichem maſse zu teil geworden 3, 25—4, 2. in ihm hat Wolfram den christlichen ritter gezeichnet, wie er ihn sich vorstellte, und dieses bild trägt die züge Parzivals und nicht die des weltentsagenden mönchritters, wie ihn Bernhard vClairvaux verlangt. die vermählung des göttlichen mit dem menschlichen ist auch hier die centralidee. und so stehn neben vielen rein religiösen äuſserungen Willehalms auch viele dem weltlichen zugewante. mit der liebe zu gott tritt ihm zugleich die zu seiner frau ins bewustsein: *wil miner manheit ruochen der durch uns an dem kriuze was unt der al sterbende genas, swar Gyburc vert, dar kêr ouch ich* 224, 14—17. alles würde er Terramer zu liebe tun, nur nicht Gott aufgeben und auf sein klares weib verzichten 466, 11—13. am stärksten kommt das natürliche zum ausdruck in der klage, die er an Gott richtet 456, 9—20, und in der minnescene 279, 1—280, 12. und so noch andre rein weltliche stellen wie der minnedienst um Gyburc 95, 10—96, 5; die hauptsorge sind ihm sein weib und seine mage 162, 24f, die minne seines weibes und seiner mage 163, 9f; der selbstruhm 206, 19—207, 30; die askese des fastens nimmt er aus treue zu Gyburc auf sich 176, 10—177, 14. 269, 15—19; seine tapferkeit rettet ihn 226, 7; das glück ist ausschlaggebend 58, 21—59, 8. 109, 4. 144, 20 u. anderes.

Gyburc ist die weibliche wendung des nämlichen typus. auch in ihr vereinigt sich weltliches und geistliches. höfisch ist die belehrung ihrer jungfrauen 247, 1—248, 8. ihren heidnischen gatten hat sie verlassen *durh des hœhsten gotes hulde, ein teil ouch durh den markîs* 310, 18f. in ihrem glaubensgespräch 215, 10—221, 26 durchschlingt sich die liebe zu Gott mit der zum markgrafen: Krist und den markgrafen will sie nicht um Mahmet aufgeben 215, 16f, um den markgrafen und um Gott hat sie ihrem reichtum entsagt 216, 1—3, ihm und der höchsten hand dient sie 220, 30; und selbst wenn die heidengötter mächtiger wären als die *Trinitât*, so würde sie doch in Willehalms gebote bleiben, *der ie werden wîben vor ûz ir rehts alsô verjach, daz man in dienestlîchen sach under schiltlîchem dache* ... 220, 1—10.

Das bekenntnis Gyburcs bildet den mittelpunct der in dem gedichte niedergelegten weltanschauung. es ist auch hier das wahre menschsein, das besteht in der würde vor der welt (220, 21) und dem glauben an Gott. in der anlage entspricht diese stelle

dem religionsgespräch zwischen Parzival und Trevrizent, denn es ist eine disputation zwischen Gyburc und ihrem vater Terramer und der dogmatische teil ist ebenfalls eine kleine theologische summe : I 215. 216, 4—29 Gott und die schöpfung, II 218, 3—20 sündenfall (Sibille und Plato 218, 13), III 218, 21—30 höllenfahrt und erlösung. der religionsstreit verläuft in der gewöhnlichen art dieser disputationen zwischen christ und heiden : der heide bezweifelt die wunder der heilsgeschichte, so Terramer hier die trinität, die magdgeburt und besonders die möglichkeit der erlösung durch einen, der selbst gestorben ist.

Dieses gespräch und der eingang sind die hauptsächlichsten zeugnisse für den religiösen standpunct, den Wolfram in Willehalm einnimmt. gegenüber dem einfachen volksglauben im Parzival kommt hier viel theologische gelehrsamkeit vor. die einleitung 1, 1—2, 22 behandelt das schwierige thema von der trinität: Gott 1, 3, Christus 1, 28, heiliger geist 2, 20, und das wesen der gottheit in den drei hypostasen : der vater als die macht mit den eigenschaften *âne valsch* und *reine* 1, 1 (die absolute unveränderlichkeit und einfachheit, *immutabilis* und *simplex*), schöpfer 1, 3, ewig und unendlich 1, 4f 1, 29—2, 1, allmächtig 2, 1—12, ohne *ebenmâz* 2, 13 (= *immensus*? vgl. Baumgartner Die philosophie des Alanus de Insulis Beitr. z. gesch. d. philosophie d. ma. II heft 4, 128), allweise 2, 14f; der sohn als weisheit 1, 27f; der geist als güte. die güte soll ihm die weisen gedanken zu seinem werke eingeben 2, 23—27; denn der heilige geist verleiht die offenbarung der göttlichen weisheit wie zb. A. Heinr. 863 (vgl. Schönbach Über Hartmann s. 75. 78)[1]. auch in der haltung der beiden religionsgespräche ist der unterschied zwischen der mehr volkstümlichen frömmigkeit im Parzival und der mehr theologisierenden im Willehalm zu beobachten. Gyburc lehrt Gott als gegenstand der

[1] die einleitung des Parzival und die des Willehalm stellen zwei verschiedene typen dar, die eine den weltlichen, die andere den geistlichen prolog (vgl. Rudolfs Barlaam und weltchronik, Heinrichs vKrolewitz Vaterunser, Heinrichs vNeustadt Gottes zukunft). die geistlichen prologe enthalten die anrufung Gottes und bitte um seinen beistand zu der vollendung des werkes. zum formelhaften bestand derselben gehört die demütige selbstverkleinerung, 2, 19—22. der autor setzt seine eigene kraft so viel als möglich herunter. das sind blos stilistische phrasen (vgl. Zs. f. d. phil. 35, 106). irgend welche schlüsse können aus diesen versen, *swaz an den buochen stêt geschrieben* usw., nicht gezogen werden.

intellectuellen erkenntnis, indem sie (wie die einleitung) Gott als die trinität 218, 26—29, Gott als altissimus, als den allweisen künstler und als den allmächtigen 216, 2—29 darstellt. Trevrizent dagegen sucht stärker auf die empfindung zu würken und durch darlegung der tugenden Gottes den willen zum guten anzuspornen, indem er Gott nicht nur als den allmächtigen schöpfer, sondern als den inbegriff der treue, liebe und gerechtigkeit preist.

Den schönsten ausdruck findet Wolframs humane gesinnung in seiner beurteilung der heiden. vielleicht die weihevollste stelle des an religiösem pathos so reichen gedichtes ist Gyburcs bitte für ihre früheren stammesgenossen 306, 25—309, 30. *Schônt der gotes hantgetât* 306, 28 fleht sie, und ebenso Willehalm selbst, der herrlichste held der christenheit: *ez ist gar gotes hantgetât* 450, 15—19. und die letzten worte, die Wolfram der nachwelt hinterlassen hat, reden von der nächstenliebe (Scherer Lit. gesch.[6] 185). als vermächtnis hat dieser dichter der reinsten menschlichkeit seinem volke die mahnung gegeben: seid barmherzig, barmherzig auch gegen die, die anders glauben als ihr, denn auch sie hat Gott geschaffen.

Viel stärker als im Parzival tritt hier die denkform der antithese auf, sogar bis in den einzelnen stilistischen ausdruck. ligt doch im hintergrund aller handlung der kampf des christentums mit dem heidentum, und innerhalb des christlichen vorstellungsgebietes selbst zieht sich durch der dualismus zwischen sinnenwelt und ideenwelt. so ist der stil hier die naturgemäfse formensprache, der organische ausdruck des gedankens. irdischer tod, himmlisches leben, das ist die gewisheit des ritters vom kreuze, als leitmotiv zieht sich diese formel durch das ganze gedicht, immer widerkehrend, wenn der miles Christi auftritt: *er liez en wâge iewedern tôt, der sêle und des lîbes* 3, 4 f, *ûf erde ein flüsteclîcher tac und himels niuwe sunderglast erschein* 14, 8 ff, *die viere heten hie den prîs und sint nu dort en pardîs* 14, 27, *des lîbes tôt, der sêle vride erwurben Franzoysære dâ* 32, 6 f., vgl. ferner 16, 23 f. 37, 19—21 f. 29 f. 48, 29 f. 320, 26—30. 322, 3—30. 344, 28—30. 363, 28—30. 420, 15—18. 454, 18—21. und ebensostehen sich gegenüber die himmlische und die irdische liebe: *durh der zweir slahte minne, Uf erde hie durh wîbe lôn und ze himel durh der engel dôn* 16, 30—17, 2, vgl. auch 299 26. 303, 8—13. 371, 21 f. 381, 21—30. 400, 1—7.

Die heiden kämpfen zwar auch für ihre götter, aber diese

gewähren ihnen keine innere stärkung und keinen ewigen lohn. so sind sie völlig diener der welt. sie sind gezeichnet als höfische ritter mit deren glänzenden tugenden (*manheit, triuwe, milte, stæte* 462, 2—7, *milteckeit, ellen, manlich güete* 368, 17—19). sie sind vollendete cavaliere. ihr denken ist beherscht von der irdischen minne, minnedienst ist ihre losung. frauenminne hält Terramer seinen zehn söhnen als lohn vor, als er sie in die schlacht sendet: *wîbe süeze, [und] ir minneclicher schîn sol iuch hiute lêren iwern prîs bî vînden mêren* 346, 4—6, ferner 346, 16 f. 347, 14 f. 348, 12—14. 349, 1—6.

Aber wie herrlich auch dem gottesstreiter der siegeslohn ausgemalt wird, die stimmung, die über dem gedichte ligt, ist nicht siegesfreudig, vielmehr ist das ganze eine ungeheure klage über den riesenkampf, der den gläubigen gegen den unglauben auferlegt ist. mit *klage* bezeichnet Wolfram selbst den inhalt seines werkes 4, 26. mit unnennbaren leiden muss die verwürklichung des reiches Gottes auf erden erkämpft werden. und so ist die ganze lebensaufgabe Willehalms und Gyburgs ein kampf und eine sorge, und die ruhepuncte dazwischen sind nur da, damit sie wider kräfte schöpfen können zu neuen kämpfen. ihr leben ist ein abbild des menschlichen seins überhaupt: *nâch trûrn sol freude etswenne komn. sô hât diu freude an sich genomn einen vil bekanten site, der man und wîben volget mite: wan jâmer ist unser urhap, mit jâmer kom wir in daz grap. ine weiz wie jenez leben ergêt: alsus diss lebens orden stêt.* die ganze stelle 280, 13—281, 16 spricht des alternden dichters meinung aus von der bedeutung des menschlichen daseins und vom werte des lebens. und er kommt zu dem schlusse, wenn es köstlich gewesen, so ist es mühe und arbeit gewesen: *jâ sol diu manlîch arbeit werben liep unde leit* 281, 7 f. so stehn die beiden seelenverfassungen, zwischen denen unser leben hin und herschwankt, *liep* und *leit*, unter der höhern einheit, dem mannhaften ringen. die streitenden gegensätze sind bezwungen durch die sittliche kraft.

Der Willehalm ist, wie der Parzival, eine kundgebung für das unverzagte streben nach dem höchsten ziele.

G. Titurel.

Scherer hat in seiner litteraturgeschichte die ethische bedeutung von Wolframs Titurel in die richtige beurteilung gerückt.

das gedicht ist ein protest gegen die höfischen schicklichkeitsideale. auch Schionatulander ist ein tapferer ritter ohne furcht und tadel, auch er ist durchglüht von einem hohen ideal, von der minne zu einer reinen jungfrau. aber es ist die rein weltliche minne, dazu noch gekleidet in eine äufserlich conventionelle form, in die standesmode des minnedienstes. das ist nicht ein ziel, welches das streben des mannes ausfüllen kann. während Parzival um den Gral ringt und Willehalm um den glauben, jagt Schionatulander einem hundehalsband nach. damit ist die sittliche würde des rittertums zur spielerei geworden.

Die einseitige cultivierung des weltsinnes, zu der die übertreibung der höfischen ideale, des heldentums und der frauenverehrung, führt, entspricht Wolframs lebensanschauung, der humanität, ebenso wenig wie der asketismus, der jene vollständig negiert. die ihnen im übermafs huldigen, übertreten das natürliche vernunftgesetz und gehn daran unter, so Schionatulander, Anfortas, Gahmuret, Isenhart, Cidegast und die söhne des Gurnemanz, diese als warnende beispiele für die bedenkliche lehre ihres vaters. aber auch die frauen ziehen sie mit ins unglück, Sigune, Belakane, Herzeloyde, Orgeluse. die meisten allerdings nicht ohne ihre eigene schuld, denn sie tragen die verantwortung für den tod ihrer amise. es haftet ihnen noch etwas von ihrer ursprüngichen feennatur an, die helden durch liebe ins verderben zu locken.

Der Titurel ist eine zurückweisung der ausartungen des höfischen bildungsideals.

Schluss.

Mit dem unverzagten mannesmut hat Wolfram den willen zum handeln — nicht den willen zum leiden, wie ihn die askese verlangt — in den mittelpunct seines ethischen systems gestellt.

Das gegenteil ist die willenlosigkeit, die *acidia*, die in der kirchlichen morallehre der *fortitudo* gegenübersteht. das sind begriffe, die zu den allgemein und überall geltenden principien der ethik gehören, denn sie sind die naturgemäfs vorhandenen möglichkeiten des willenslebens, die positive und die negative seite, die bejahung und die verneinung des willens. und so stellt auch das sittliche empfinden des rittertums den preis der tätigen arbeit der verachtung des sichverliegens gegenüber, zb. Thomasin im WGast: *gedenket, ritr, an iuwern orden: zwiu sit ir ze riter*

worden? durch slâfen, weizgot ir ensît. dâ von daz ein man gerne lît, sol er dar umbe rîter wesen? 7769—73, *Swer wil rîters ambet phlegen, der muoz mêre arbeit legen an sîne vuor dan ezzen wol* usw. 7785—87, *Wil ein rîter phlegen wol des er von rehte phlegen sol, sô sol er tac unde naht arbeiten nâch sîner maht durch kirchen und durch arme liute* 7801—5; Winsbeke: *Sun, wil dir lieben guot gemach, sô muost du êren dich bewegen ... waz touc ein junger lîp verlegen der ungemach niht lîden kan noch sinneclîch nâch êren stegen? ... Sun, wizzest daz verlegenheit ist gar dem jungen manne ein slac. ez sî dir offenlîch geseit daz niemen êre haben mac noch herzeliebe sunder klac gar âne kumber unde ân nôt* 42, 1—43, 6.

Chrestien hat in seinem Erec und seinem Yvain diesen gegensatz zum angelpunct der handlung gemacht. er hat das schlichte märchenmotiv vom wahnsinn Cuchulinns erhoben zu dem sittlichen problem von der willenskraft und der willensschwäche. sein Yvain ist eine primitivere form Parzivals, gleichsam ein weniger idealisiertes porträt. wegen eines unbedeutenden vergehens, einer folge ungezügelten tätigkeitsdrangs, der aber widerum doch nur ein mangel an selbstbeherrschung, also an willenskraft, ist, verflucht und aus dem kreis der edeln ausgestofsen, erkämpft er, getragen von der treuen liebe zu seinem weibe durch unverzagten mut im dienste der nächstenliebe sein verlorenes glück zurück, wie Parzival nach dem gleichen schicksal durch dieselbe tugend den einmal verscherzten Gral erringt. Chrestiens natur ist durchaus aufs ethische gerichtet, darum sind sein Erec, Yvain, Perceval wahrhaft symbolische dichtungen. die handlung ist getragen von einer sittlichen idee, die ihr erst volles leben verleiht. er zeigt im bilde, wie die menschen durch schwäche auf abwege geraten und wie sie sich, nachdem sie ihren fehler erkannt, durch den willen zum guten wider herausarbeiten. eine sittliche mahnung steht überall im hintergrund. die gröfse Wolframs besteht darin, dass er die andeutenden striche — denn nur zu solchen ist Chrestien in der symbolisierung seines Perceval gelangt — zu dem sittlichen idealbild des rittertums ausgestaltet hat[1].

[1] dass auch Wolfram in der tat und nicht ein anderer dichter, etwa sein Kyot, der urheber des bestimmten ethischen colorits im Parzival ist, das wird für jeden, der von der beobachtung des ethischen gehalts ausgeht, sicher sein müssen, vgl. bes. Vogt aao.

Im kampf gegen die acidia bewährt sich die sittliche natur des menschen. sie ist das stärkste hemmnis des menschlichen glückseligkeitstriebes. in allen zeiten, wenn neben die naive kunst die sentimentalische tritt, wird die tristitia, die melancholia, und ihre folgeerscheinung, die acidia, die schwachheit des willens (Werner Thomas II 493), als grofses menschliches leiden verkündigt werden. mit der erweiterung der welt durch die widererstehung des classischen altertums ist sie in einer neuen erscheinung aufgetreten, als weltschmerz, und in dieser krankheitsform zuerst erkannt worden von Petrarca (Voigt Widererweckung des klass. altertums[1] s. 86, Körting Petrarcas leben und werke s. 636). im grunde ist diese abart der tristitia wol nichts anderes als die weltverneinung des christentums, nur ihres specifisch religiösen gehaltes entkleidet. der mönch sieht die welt an als strafwürdige entartung der gottheit, doch diesem jammer kann man entrinnen, indem man sich ins überirdische flüchtet. wer aber nicht aufgeht im glauben, der empfindet das leid, mensch sein zu müssen, unmittelbar, immer und überall, und dieses ist hoffnungslos.

In der leidenschaftlichen geisteserregung der renaissance, wo alle fähigkeiten des innern aufs höchste gespannt waren, muste den menschen das gefühl vom wechsel der kraft und unkraft stetig vors bewustsein treten. Dürer hat die beiden seelenverfassungen dargestellt im heil. Hieronymus und in der Melancholia. es ist der friede, zu dem die rastlose arbeit denjenigen führt, der die kraft hat, auszudauern, die traurigkeit, die das ziel nicht erreicht, da sie an der eigenen kraft verzweifelt.

die beiden gegensätze gehören der weltlitteratur an. im Hamlet ist das problem behandelt, wie bei hohem intellect aber unfähigem willen der mensch, vor eine wichtige entscheidung gestellt, zu grunde geht. die acidia ist Hamlets krankheit (vgl. Loening Die Hamlet-tragödie s. 149 ff). Parzival aber, wie schon oft ausgesprochen worden, ist Faust. Wolfram von Eschenbach und Goethe zeigen, dass der zweck des menschlichen daseins ist, mit starkem willen nach hohem ziele strebend grofse pflichten zu erfüllen. sie stimmen überein, wenn sie sagen, jeder in seiner weise, 'wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen', oder *'sorge et umb dîn ende, daz dir dîn* ***arbeit*** *hie erhol daz dort diu sêle ruowe dol'*, und *'belîp des willen unverzagt'*.

Heidelberg. GUSTAV EHRISMANN.

AROLSER BRUCHSTUCK DES WILLEHALM.

Vor jahren hat mir freund Könnecke in Marburg ein paar fragmente altdeutscher dichtungen vorgelegt, auf die er beim ordnen waldeckischer archivalien gestoßen war (vgl. oben s. 159) und deren zugehörigkeit seinem kundigen blicke nicht verborgen bleiben konnte. das kleine Willehalm-bruchstück, mit dem ich dieses blatt fülle, hat zu einer pergamenths. des 14 jh.s gehört und später bei actenumschlägen des klosters Berich — an der Eder oberhalb Waldeck — verwendung gefunden. es handelt sich um einen ungleichmäfsig beschnittenen streifen von ca 145 mm. höhe und ca 54 mm. breite, der in der mitte halbiert worden ist: der schnitt geht durch 89, 27 *und* 90, 29. *dieser streifen ist die obere hälfte eines längsstreifens vom äufseren blattrande, welcher leider die verszeilen nicht vollständig überliefert. das erhaltene stück bietet* 21 *zeilen; da zwischen vorder- und rückseite* 11 *zeilen fehlen, umfasste die spalte* 32 *zeilen; der beschriebene raum war etwa* 186 *mm. hoch, die höhe des ganzen blattes lässt sich auf* 230—240 *mm. berechnen; damit ist dreispaltigkeit ausgeschlossen, es war eine zweispaltige hs. von etwa* 160—170 *mm. blattbreite. diesem bescheidenen format entspricht die schlichte erscheinung der hs. es findet keinerlei rubrum anwendung; die geraden zeilen sind eingerückt, die ungeraden durch majuskel markiert; linien sind vorgezogen.*

Das fragment bietet einige lesarten, die in Lachmanns apparat ganz fehlen: 89, 28 werlich; 90, 1. 2 *umstellung von* sprach; 90, 28 also vaste; *merkwürdig* 91, 1 Siben olpenden; 91, 9 forchtens; *sonst scheint es sich am nächsten zu p zu stellen, mit dem es die sämtlichen übrigen varianten* (89. 25. 90, 27. 29. 91, 10) *gemein hat.*

Das erhaltene ist überall leserlich; sichere aber ergänzte buchstaben hab ich unten in cursiv widergegeben.

Göttingen. E. SCHRÖDER.

vorderseite	*rückseite*
89 .... aven ane not	90, 21 Als euwer vol ....
20 .... *i*m ie gebot	ob ir helf bi ....
.... *n*en ftreit	So weiz ich wol ....
.... ie von in gereit	Mvntfchoy w*a* ....
.... *a*chte herte	25 Vnd vf geworf*e*n ....

	........ich daz werte		Tſchoyse des e........
25	..........*h*ie ſo nahen		Da wart gehvr*t*.........
	........n vorſmahen		vn̄ alſo vaſte........
	..........*m*in^s ritterſchaft		Swen er erreic*h*........
	........erlich kraft	30	die heiden ſlv*h*.......
	..........*n* den kapelan	91	Siben olpenden........
	........*as* kein and^s man		da bliben gela........
90	..........*p*rach zur kvnigin		Mit wine vn̄ mit........
	........ch laz mich in		d^s margrave *w*........
	..........oſt den du wol kanſt	5	Aroſels wapen d........
	........*d*v mich vreuden manſt		wan des kraſt........
	..........och zu vil geſent		Vber alle d^s heide.......
5	........*n* des nicht gewent		daz in keiner *c*.......
	..........aleine		Sie forchtens daz........
	........nem ſteine	10	vn̄ erſchrachen.......
	..........ket werden		Daz ſie inn gewi........

PARZIVAL 399, 1.

Nu hœrt von âventiure sagen
und helfet mir darunder klagen
Gâwâns grôzen kumber.
mîn wîser und mîn tumber
die tuon'z durch ir gesellekeit
und lâzen in mit mir leit.

Den vierten vers erklärt Bartsch: 'mein alter und mein junger zuhörer (in collectivem sinne)'. ähnlich Martin: 'alt und jung unter meinen zuhörern (alle zusammen)'. der sinn ist vielmehr: 'alle, mögen sie weiser oder törichter sein als ich'; vgl. Notker Boeth. 201ᵃ *mîn wîsero* 'sapientior me' und andere beispiele, die Gr. ɪv² 886 angeführt werden. ebenso im Alexanderlied Lamprechts (V) 1406 *daz er fur sînen argeren vellet,* dass er (der übermütige) vor einem geringeren zu falle kommt. zu dieser stelle bemerkt Zacher in der anm. zu Kinzels ausgabe: '*sînen argeren* ist construiert nach analogie von *sînen genôzen, gelîchen*'. ich nehme vielmehr an, dass das pron. poss. für den alten, von einem comparativ abhängigen dativ eingetreten ist. — in dem letzten verse: 'sie mögen es sich mit mir leid sein lassen',

ist *lâzen* mit prädicativem accusativ verbunden [1]. der infinitiv 'sein' war der älteren sprache nicht nötig. O. III 24, 21 *ni lâz thir iz sêr.* I 19, 7 *ni lâz iz untarmuari* ua. Gr. IV 133. 626 a. 2. Mhd. wb. I 945ᵃ. ebenso Alex. 3006 *ich wil dir lâzen schîn,* was Zacher aus analogie von *schîn tuon* erklären will.

[1] dass Wolfram bei *lâzen* den infinitiv fehlen lasse, hat Bock Beitr. 11, 184 f bestritten, und Leitzmann in seiner ausgabe ist ihm gefolgt. Martin hat mit recht an Lachmanns text festgehalten: I s. XVII und anm. zu Parz. 24, 18.

Bonn a. Rh. W. WILMANNS.

ZUM ALEXANDERLIED.

V v. 1401 ff

Und dô man Dario diz gesagete
niuht sêre er ne chlagete.
Er tete, alsô der stolze man tût *etc.*
iedoch sô swûr er ain teil.
er sprach, sô hulfe im sînes rîches heil,
iz ne solte niemer vierzehen naht entgân,
er solte Alexander ûf einen poum hâhen.

Die worte *sô swûr er ain teil* erklärt Zacher (bei Kinzel): '*ein teil* verstärkend: obschon er sich hätte vorsehen sollen, schwur er dennoch ganz entschieden.' wenig befriedigend. ich nehme *swur* als präd. von *swërn* = *swar* (vgl. Pass. K. 454, 17): 'er empfand einigermaſsen schmerz'. die worte stehen in gegensatz zu v. 1402 *niuht sêre er ne chlagete.*

V v. 1421 f

unt chômen mit sô frumen chnehten,
die wol getorsten vehten,
mit allen ir menegen
in daz felt Mesopotamiam.

Die Straſsb. hs. hat den singular *mit aller ir manie* (: *Mesopotamie*); aber der plural wird richtig sein; vgl. ahd. *managi* phalanges, agmina, turbae.

Bonn a. Rh. W. WILMANNS.

NANNENSTÔL UND BRUNHILDENSTUHL.

Spärlich wie die zeugnisse für unsre deutsche mythologie sind, gewinnt ein jeder beleg, der einen weitergehenden rückschluss gestattet, ein besonderes interesse. hierzu möcht ich den Nannenstuhl rechnen, der in der schenkungsurkunde Karls des Grofsen vom jahre 774 an das von Fulrad (von Saint-Denis) im Elsass gegründete kloster Leberau erwähnt wird.[1] Fulrad war in dieser gegend selbst begütert und wird ihr wol entstammen. da die neuerdings mehrfach behandelte urkunde[2] in zwei originalausstellungen[3] vorligt, ist die überlieferung aufs beste gesichert. sie betrifft die alte mark Königsheim (*Quuningishaim*, heute Kinsheim), von der auch die Hohkönigsburg ihren namen hat, aus der ein grofser walddistrict für das kloster ausgesondert werden soll. das gebiet befindet sich um Leberau herum zu beiden seiten der Leber, die hier noch Laimaha heifst, auf der grenze des heutigen Ober- und Unter-Elsass. von den angeführten ortsnamen sind leider wenige erhalten, so dass die bestimmung derselben gröfsere schwierigkeiten bietet und wir den ganzen verlauf der grenzumschreibung um so mehr ins auge fassen müssen, als dieselbe auch ein allgemeineres und methodisches interesse gewinnt. Rübel hat in seinem buch über die Franken für die fränkischen abmarkungen eine art idealtypus aufgestellt, und Wiegand ist ihm für unsere gegend gefolgt. doch glaub ich, dass die verhältnisse eher dagegen als dafür zu sprechen geeignet sind. die stelle der urkunde lautet:

Silva ex foreste nostra . . de una parte Laimaha, ubi dicitur Bobolinocella, et inde primitis, ubi Aetsinisbach venit in Laima; inde vero per Aetsinisbach, ubi ipse surgit, inde etiam Nannenstol, deinde autem de monte usque ad Rumbach, deinde Thidinisberch, deinde in alia Rumbach, deinde in Bureberch, exinde in tertia Rumbach, deinde autem pergit in Achinisragni, inde in fersta per ducias et confinia, inde per Laimaha fluvio in valle de ambas ripas

[1] MGH. Die urkunden der Karolinger I (1906) nr 84. s. 120 f.

[2] Degermann La donation de Charlemagne usw. in den mitteilungen der gesellschaft für die erhaltung der geschichtlichen denkmäler im Elsass 15 (1892) s. 301 ff., zuletzt besonders von Wiegand in der Zeitschrift für die geschichte des Oberrheins 20 (1905) s. 523 ff.

[3] das diplom Lothars I v. j. 854, wonach Förstemann die namen citiert, ist nur eine bestätigung der schenkung Karls d. Grofsen.

per marca Garmaringa et Otolinga [*Odeldinga* B] ***usque Deophanpol et inde per Laimaha fluvio de alia ripa, usque ubi Audenbach in Laimaha confluit, et pergit per ipso fluviolo usque radices Stephanberch per valle sub integritate ipsius monte usque in Stagnbach, inde per Riuadmarca Odeldinga et Garmaringa et inde per confinia usque in Deophanpol.***

Die ersten gesicherten namen [1] sind aufser der Laimaha die drei Rumbachorte, heute Deutsch-, Grofs- und Klein-Rumbach, drei kleine gebirgstäler nördlich der Leber von Leberau bis SBlasien, die heute noch nicht viel mehr als einzelne fermen enthalten. im norden der Leber beginnt also die von osten nach westen fortschreitende umgrenzung, und der *Nannenstôl*, der nur hier erwähnt wird, ist ein berg vor dem ersten Rumbach. der anschluss nach osten bleibt unsicher, so dass wir zunächst dem westlichen verlaufe nachgehen müssen.

Auf den letzten Rumbach, der bei SBlasien in die Leber mündet, folgt *in Achinisragni*. da das *ch* durchaus für den consonantumlaut (*gj*, später *ck*) stehn kann[2], so ist der angenommene zusammenhang des ersten compositionsgliedes mit dem im Lebertal mehrfach vorkommenden ortsnamen Eckerich[3] wol möglich. der Achinisrain ist heute nicht mehr nachweisbar, aber weit von dem letzten Rumbach kann er nicht gelegen haben. vielleicht darf man an den SBlasienrain jenseits der Leber, zwischen der Leber und dem von süden herkommenden SBlasienbach erinnern, der früher Isenbach hiefs (Das reichsland Elsass-Lothringen III s. 563, 14) und zum Isenrain am Tänchel emporführt.

Vom Achinisrain lässt Wiegand die grenze einen weiten bogen im norden und westen der Leber um die Leberquelle und Markirch herum beschreiben, bis etwa in die gegend zurück, wo wir den Achinisrain suchen. den ersten grofsen abschnitt findet er in der 'fersta' wider, die er mit den Vogesenkämmen im norden und westen der Leber identificiert. dass eine so weite strecke nur 'per ducias et confinia' gekennzeichnet wurde, ist

[1] am bequemsten für die orientierung ist die karte der Vogesen im mafsstabe von 1:50000, herausgeg. vom Vogesenclub, blatt XIII (1907) und XIV (1901).

[2] Socin Strafsburger studien I, 235 ff aus den Weifsenburger urkunden.

[3] Das reichsland Elsass Lothringen III (1901 ff) s. 244 verzeichnet vier stellen.

befremdlich. wenn so ausgedehnte confinia bestanden, würde man einige bestimmtere bezeichnungen erwarten, denn dass es im obern Lebertale an namen nicht gefehlt hat, kann gerade unsere urkunde lehren. die annahme, dass die grenzen hier noch unreguliert geblieben, ist wol durch die Rübelschen vorstellungen bedingt und lässt sich durch nichts erweisen. ich meine, dass dies ganze ausgedehnte gebiet, das, so viel wir wissen, niemals zu Leberau gehörte, aufserhalb der karolingischen schenkung fällt, was um so glaubhafter erscheint, als das kloster immer klein und unbedeutend geblieben ist.

Die *fersta* wird schon an dieser stelle nichts anderes als der im mittelalter technisch *die virst* oder *das gefürste* bezeichnete waldgebiet im süden der Leber bis zum Tänchel hin sein[1]. es ist dies im wesentlichen der sogenannte 'Hinterwald', der zum Hury und Rammelstein (Reinoltesstein oder 'Höhe') emporführt, im westen vom Isenbach, heute SBlasienbach, im osten vom Bollen-, heute Mollenbach begrenzt. der südrand desselben bildet noch heute die südgrenze der gemeinde Leberau. wenn dies gebiet schon in alter zeit 'die First' hiefs, was durchaus wahrscheinlich ist, begreift sich bei dem beschränkteren complex das fehlen aller näheren angaben. der blofse hinweis 'per ducias et confinia' konnte genügen.

Auch im weiteren verlaufe scheint mir der schon von Degermann beobachtete zusammenhang zwischen der karolingischen und den mittelalterlichen grenzbeschreibungen rückschlüsse zu gestatten. ich stelle beide fassungen gegenüber, indem ich aus dem mittelalter das von Grimm v 390 ff. (vgl. IV 249) abgedruckte lateinische weistum zu grunde lege, das den deutschen sprachformen nach wol noch dem 13 oder 14 jh. angehören kann und wol das original der von Wiegand (s. 546) herangezogenen urkunde v. j. 1435 ist. wo es sich heute befindet weifs ich nicht, vielleicht im archiv von SGeorge in Nancy.

Urkunde von 774.	Weistum.
inde in fersta	*unum nemus quod vulgo nuncupatur das gefürste* (vgl. §4 *mitten ûf die virst*),

[1] Degermann s. 314, Wiegand s. 549. Das reichsland III 436 und die gleichanzuführenden stellen.

per ducias et confinia,	(das weistum beginnt auf der first selbst:) *et illud incipit in Longo monte*[1] *et trahit ultra ripam que vulgo dicitur der Bollenbach,*
inde per Laimaha fluvio in valle per ambas ripas [per marca Garmaringa et Otolinga usque Deophanpol]	*et trahit in mediam ripam Lebrahe,*
et inde per Laimaha fluvio de alia ripa	*et trahit de predicta ripa Lebrahe*
usque ubi Audenbach in Laimaha confluit,	*usque ad ripam Saherbach,*
et pergit per ipso fluviolo usque radices Stophanberch	*et trahit de ripa Saharbach sursum penes montem Küngesperg,*
per valle sub integritate ipsius monte	*retro Küngesperg tendendo*
usque in Stagnbach	*in ripam lapidis, vulgo dicendo in den Steinbach*

Wir haben also, wenn wir rückwärts gehen, *Stagnbach* = *Steinbach*, *Stophanberch* = *Küngesperg*, *Audenbach* = *Saherbach*, *Laimaha* = *Lebrahe*, den *ambae ripae* entspricht nur die eine südliche *ripa*, *fersta* = *gefürste* oder die *first*. sehr merkwürdig ist, dass die grenze von der First an die Leber zurück geht, dann ein stück an der Leber entlang und wider zurück zur Hohkönigsburg. ein gröfseres stück im süden der Leber, nach den mittelalterlichen weistümern zwischen Bollenbach (= Audenbach) und Sarbach, ist also nicht in die schenkung einbegriffen, offenbar weil es bereits in anderen händen war. nach den weistümern würde man zunächst an Bergheim denken, eine sehr alte ortschaft, die schon aus der römischen zeit eine villa mit mosaikfufsboden geliefert hat, und die wol ebenso wie dies schon früh mit SPilt und Rappoltsweiler der fall war, über den berg bis an die Leber hinüber gegriffen haben wird. die besitzverhältnisse waren hier sicherlich schon in der vorfränkischen alemannischen zeit fest gelegt und

[1] dieser Langenberg kann nicht, wie man gewöhnlich annimmt, der Langenberg oberhalb SPilt ein, sondern muss, wie auch andere grenzangaben lehren, auf der entgegengesetzten bergseite gesucht werden.

die ortschaften aus der ebene (bis Gemar hin) mit ihrem besitz über den berg ins Lebertal vorgedrungen.

Entgegen der ansicht von Wiegand und Mühlbacher (Wiegand s. 547) möcht ich weiter annehmen, dass die Hohkönigsburg nicht mit in die schenkung einbegriffen war. mag die formel 'sub integritate' auch selten sein, die natürliche auffassung der stelle bleibt doch, dass der berg selbst von dem grenzzuge nicht tangiert wurde. dies erweist nicht nur das 'usque radices' und 'per valle', sondern bestätigen auch die weistümer mit ihren *penes montem Küngesperch, retro Küngesperg* v 390, *hinder Kungesberch herusz* s. 393, *jusque vis à vis de Königspurch, au dessoub de Königsbourg en avant* . . iv 249. der Königsberg ist eben beim Königsheim (Kinsheim) verblieben. auch die notiz Odos von Deuil (Wiegand s. 535) scheint mir nichts über einen ursprünglichen besitz von Leberau auszusagen.

Es fehlt noch der grenzzug vom Stöphanberg (dem alten namen der Hohkönigsburg)[1] und Stainbach zurück zum Deophanpol im Lebertal. Wiegand hat ihn offen gelassen und meint, dass schon Fulrad sich hier freie hand behalten wollte. doch ist dies nur ein notbehelf. vielleicht ist die lösung der frage noch möglich. zunächst ist gar nicht daran zu denken, dass die grenze in der ebene in weitem bogen um Kinsheim und Kestenholz herum ins Lebertal zurücklief. andrerseits ist aber nach der urkunde nicht zu bezweifeln, dass von der ebene her auch Gemar im Lebertal schon nahe bei Leberau boden gefasst hatte (s. o. *per marca Garmaringa*), wenn auch nicht so weit am oberlaufe, wie Wiegand annimmt. aufser den *Garmaringa* blieben somit nur noch die *Odel(d)inga* und die *Riuadmarca* zu bestimmen. nun haben wir im norden der Königsburg den niedrigen Grofs-Edelberg und das Grofs-Edelbächel, das mit dem Kaltenbrunnen zusammen bei bahnhof Wanzel in die Leber mündet. 'edel' (zu ahd. *adal* 'geschlecht') und *ōdal* 'stammgut' sind aufs nächste verwante worte, die um so leichter zusammenfallen konnten, als ahd. *ōdal, uodal* im mittelhochdeutschen als selbständiges wort bereits untergegangen ist. bliebe nur noch die *Riuadmarca*. ich habe früher (bei Wiegand s. 547) an eine verschreibung für

[1] also nicht = mhd. *Stoufenberg*, sondern = mhd. *Stuofenberg*, zu ahd. *stuopha* = *uuendelstein* (Ahd. Gl. ii 610) gehörig, wenn nicht noch eine beziehung zu der alten *(ostar) stopha* = vectigal (RA[4] s. 414) vorligt, woran man wider den Zollern (Hohenzollern) angliedern könnte.

Riud- 'Ried-' gedacht, was zu der localität wenig passt. nun ligt aber zwischen Steinbach und dem Grofsedelberg Ober-Ribbach und das Ribbachtal, dessen ältere namensform nicht überliefert ist. jedesfalls ligt die combination zwischen Riuad- und Rib-bach nahe und lässt sich sprachlich auch vermitteln, wenn kein deutsches, sondern ein romanisches wort zu grunde ligt, was an dieser stelle wol möglich ist. *Rib-* kann = lat. *ripa*, rom. *riva, rive* 'ufer' sein und ebenso *Rivad-* = spätlat. *rivaticus*, franz. *rivage*, so dass *Rivad-* genau dem lat. *rivat-* entspricht, und keinerlei verschreibung zu statuieren ist. *rivaticus* hatte aber nicht den engen sinn von 'ufer', sondern ebenso wie *rivière* (*riparia*) den weiteren von wald oder gelände bei einem fluss oder bache, also denjenigen des deutschen 'rain'. dies passt für die ganze bach- und quellenreiche gegend aufs beste. zwischen bahnhof Wanzel und dem Grofsedelberg ligt ein Danielsrain, und 'rain' gehört in dieser gegend zu den üblichsten benennungen. zweifelhaft aber ist, ob Rivad-marca ein besonderer ortsname oder, was mir wahrscheinlicher vorkommt, die *marca rivatica*, die 'ufer-' oder 'rainmark' der Odel(d)inga und Garmaringa bezeichnet. jedesfalls ging hier der grenzlauf von der Königsburg zur Leber zurück und der Deophanpol muss etwas oberhalb dieser stelle gelegen haben.

Das bild das wir so erhalten, lässt freilich keine anlehnung an Rübels vorstellungen von der fränkischen abmarkung zu. selbst in diesem einsamen Vogesental waren die besitzverhältnisse schon zu alt und zu gefestigt, als dass eine so ideale construction möglich gewesen wäre. das gebiet, das von dem karolingischen Königsheim abgetrennt wurde, bestand nicht aus einem, sondern aus zwei oder drei complexen : den Rumbachtälern, dem gegenüberliegenden Gefirste und dem waldgebiete am nordabhange und in der nähe der Hohkönigsburg. zwischen hinein griff von verschiedenen seiten her fremdes terrain. im norden der Leber kann aufser den Rumbachtälern nur noch wenig gelände mit einbegriffen gewesen sein. dazu aber gehört der *Nannenstôl*.

Die *Bobolini cella*, womit die abmarkung beginnt, muss noch westlich vom Saarbach und *Deophanpol* gesucht werden, etwa bei Bois l'Abbesse (Bois-la-Bosse, Bois l'Abbaise) und der *Aetsinisbach*, der von dort zum Nannenstuhl emporführt, schon ganz in der nähe von Leberau. er ist also wol einer der beiden nach dem orte Wanzel führenden bäche, vielleicht die Wanzel selbst, die hier eine

kleine strecke die grenze zwischen dem Ober- und dem Unterelsass bildet. zwischen der quelle des baches und dem ersten Rumbach lag der *Nannenstôl,* der nunmehr zu bestimmen ist.

Fassen wir die gesamtverhältnisse ins auge, so erhebt sich zwischen dem Leber- und dem nördlich davon gelegenen Weilertal ein bergplateau, das im westen bei den Rumbachtälern seine basis, im osten, wo die flüsse zusammentreffen, seine spitze hat. auf der durch eine einsattelung abgetrennten östlichen spitze ligt die von resten einer heidenmauer umzogene Frankenburg, die älteste ruine des Elsasses, aber schon aufserhalb des bereiches der karolingischen schenkung. die herrschaft Frankenburg hat niemals zu Leberau gehört, hängt mit dem Weilertal zusammen und wird heute noch das 'Grither schloss' genannt, von Gereut oder Kreut am nordfufse des berges, wo im kriege die muttergotteserscheinungen stattfanden. das eigentliche grofse plateau nach Leberau zu ist der Altenberg (oder Jungwald), dessen steile abfälle eine natürliche feste bilden, auf der man noch die reste eines schlackenwalles beobachten will. er hat mehrere vorsprünge oder felsgruppen, für welche die bezeichnung 'stuhl' gut passen würde. zunächst den die Frankenburg noch überragenden Kukuksfelsen mit prächtiger rundsicht. aber er ligt zu weit ab von Rumbach, so dass der lauf der grenze über den ganzen berg hin offen bliebe. noch weniger kommt der Hexenfelsen in betracht, so verführerisch der name erscheinen mag. die groteske felsbildung desselben ligt schon ganz nach der seite des Weilertales hin und wird vom Rumbachtal durch einen weiteren einschnitt und eine neue erhebung getrennt, so dass die bezeichnung 'de monte' kaum noch passt. er ist auch kein eigentlicher mons, der als solcher wie die andern von weitem ins auge fällt, sondern ganz in bäumen versteckt und von einem entsprechenden bache zu weit entfernt. es kann, wie mir scheint, einzig und allein der Leberau im nordosten unmittelbar überragende Chalmont gemeint sein, der zwischen die Wanzelquelle und Deutsch-Rumbach, also grade an der gesuchten stelle, sich einschiebt. mit dem Altenberg hängt er durch einen langen schmalen rücken zusammen, der von hohem laubwald bestanden ist. tritt man aber an seinem ende plötzlich ins freie, so wird man durch eine mächtige felsbildung und einen herrlichen ausblick aufs höchste überrascht. der 703 m hohe fels, der oben eine breite, teilweise wie zum

sitzen gebildete fläche hat, fällt eine ziemliche strecke jäh nach unten ab. der blick schweift über das davorliegende Lebertal nach osten in die ebene hinaus über Schlettstadt fort bis zum Schwarzwald hin, im westen, mit dem Rumbachtal unmittelbar zur seite, bis zum kamm der Vogesen, im süden zu den höhen des Bressoir, den man auf dem bilde sieht, zum Tänchel und zur Hoh-Königsburg, und hinten am horizont, wie ich es an einem schönen octobertag dieses jahres sah, bis zu den deutlich empor-



ragenden schneegipfeln der Alpen, der Jungfrau und ihren genossen und den Ostalpen, bis der Schwarzwald sie verdeckt, — das ganze ein 'sitz', der in dieser art seines gleichen sucht und wol eine besondere benennung herausfordern konnte. dass er in der tat der gesuchte grenzberg ist, wird nicht nur durch seine lage und beschaffenheit, sondern auch dadurch erhärtet, dass noch heute die grenze zwischen dem Unter- und dem Oberelsass ihn von dem plateau des Altenberges abtrennt, so dass der letztere zum Unterelsass, der Chalmont allein, wie die ganze karolingische schenkung, zum Oberelsass gehört.

Der name des berges sagt uns leider wenig und ist schlecht bezeugt. er heifst jetzt Chalmont, woraus man einen deutschen Schallberg gemacht hat. nach Stoeber[1] wurde er auch Charlemont (seltener Karlsberg) genannt und von der sage an Karl den Grofsen geknüpft. eine ältere schreibung (von 1596) ist Challemont, eine noch ältere Chainemont (1517), woraus man wider einen deutschen 'Eichberg' gemacht, die ältest vorhandene scheint Chanemont[2] (von 1423) zu sein. die richtige form ist daraus nicht zu reconstruieren, aber vor oder neben der romanischen hat gewis schon eine durch sie verdrängte deutsche benennung bestanden. dass Chane- (oder Chale-) aus Nane- verdreht sei, möcht ich nicht annehmen, aber unmöglich wäre es nicht. unmittelbar neben dem Chalmont findet sich im Rumbachtale noch eine merkwürdige benennung, die ursprünglich nur einem bach oder einer quelle gegolten haben kann. auf unseren karten wird sie Nangigoutte geschrieben. auf den französischen katasterkarten von 1852 find ich Nanji- und häufiger Naugygoutte neben einander, heute wird, wie ich höre, Naugygoutte gesprochen, was eine anknüpfung an Nanna erschwert, welche Nanji- zuliefse.

Wem war nun dieser Nannenstuhl gewidmet? die sage meint, dass hier die feen eine brücke über das tal hätten bauen wollen (Stöber s. 112). jedesfalls ist *Nannen-* der genetiv sing. eines eigennamens, man könnte schwanken eines männlichen oder weiblichen. im ersteren falle würde *Nannen* für *Nannin* (nom. *Nanno*), im zweiten für *Nannun* (nom. *Nanna*) stehn.

Die abschwächung der endvocale im ersten teil zusammengesetzter namen ist schon in den ältesten urkunden ziemlich gewöhnlich[3]. so hat die von demselben Hitherius wie die unsere ausgestellte originalurkunde nr 27 v. j. 786, in der dem Fulrad güter im Elsass und der Ortenau bestätigt werden, neben den richtigen masculinis *Ansulfisheim* und *Grucinheim* gerade im femininum *Mordenaugia* für die reguläre hochdeutsche *Mortunowa* (Förstem. II 1112). so kann auch *Nannen-* für *Nannun-* stehn, und die weibliche *Nanna* allein kommt in betracht.

[1] Die sagen des Elsasses[2] I nr 159 vgl. s. 151.
[2] Das Reichsland III 159, Bulletin de la Société XV 309.
[3] vgl. *Birgenowa*, *Hohenaugia* usw. aus dem 8 jh., wie anderseits *-un* auch ganz gewöhnlich für *-en* steht, Socin s. 254.

Der wortstamm ist unter den alten regulär gebildeten personennamen kaum nachweisbar, weder als erstes noch als zweites compositionsglied, denn die vereinzelten *Nangér*, *Nanhard* usw. (Förstem. I[2] 1148) stehn klärlich für *Nandgér*, *Nanthart* usw : die alte kurzform dieses stammes ist *Nanzo*, nicht *Nanno*. so wird auch für die hochdeutschen *Nannus*, *Nanna* eine andere anknüpfung nötig, die in den uralten, unter allen arischen stämmen weitverbreiteten lall- und kosenamen *Nana*, *Nanna* usw. von selber sich darbietet.

Das wort ist in den meisten arischen sprachen eine kosende bezeichnung für ältere weibliche angehörige, vgl. altind. *nanâ* 'mütterchen', gr. *νάννα* etc. 'tante, grofsmutter', lat. *nonna* 'amme', slav. *nana* 'mütterchen', cymr. *nain* 'avia'. ebenso ist *nanne*, *nänne* usw. in den deutschen dialekten ziemlich verbreitet[1]. obwol der wortstamm auch für männliche personen vorkommt, bleibt *nana*, *nanna* doch immer die weibliche ergänzung zum männlichen *tata*, *tatta* und ist deshalb schon ursprünglich weiblich. als personenname ist *Nanna* selten, da er für ein kind eben nicht passte, während die ableitungen *Nannienus* usw. berechtigt sind. nur in einzelnen gegenden häufen sich in alter zeit die belege. so hat Kretschmer aus Phrygien und Vorderasien überhaupt, dh. aus der cultsphäre der Magna Mater eine ganze menge gesammelt[2]. Nana war die tochter des phrygischen flussgottes Sangarios, und man ist geneigt, sie mit der Kybele selber für ursprünglich identisch zu halten[3], Nana die mutter des Attis, des lieblings der *Μήτηρ μεγάλη*, *Νάνα* aber auch ein beiname der Artemis (Preller-Robert I s. 333 anm.), die damit der grofsen babylonischen *Nana* oder *Nanai* gleichgesetzt wird, einer uralten orientalischen göttin des naturlebens, deren ausstrahlungen weithin zu verfolgen sind[4]. die armenische *Nanē* wurde auch mit kriegerischen attributen ausgestattet und so der griechischen Athene angenähert (Hoffmann s. 136). doch überwigt sonst die naturgottheit durchaus. auf den indo-skythischen münzen hat sie aufser der mond-

[1] Deutsches wörterbuch v 1339, Schweiz. Idiotikon IV, 758 f, Wörterb. d. els. MA. I 774 usw., Mittelniederd. wtb. III 157.

[2] Einleitung in die gesch. d. griech. sprache s. 341 ff, vgl. schon Hoffmann s. 157 und den Index zum corpus inscriptionum graecarum.

[3] Roscher Lexikon d. griech. u. röm. myth. III 1 s. 6 f.

[4] Georg Hoffmann in den Abhandlungen für die kunde des morgenlandes VII (1881) nr 3 s. 130 f.

sichel einen zwei- oder dreiästigen zweig, den sie mit der rechten darbietet, als attribut. Nana kann sogar zur 'Göttin der ganzen erde' erhoben werden, so dass sie gleich nach Zeus genannt wird (Hoffmann s. 139), und als 'Königin Nana' scheint sie bei den kabulisch-indischen Skythen der eranischen Anahita gleichzustehn (s. 155).

Die grundbedeutung des wortes war gewiss überall dieselbe (auch ein magyarisches *néne*, samojedisches *ñaña* 'ältere schwester' ist vorhanden, Hoffmann s. 158f), und die verwanten gottheiten dieses namens berühren sich mehrfach. in den allgemeineren und weiteren kreis solcher gottheiten wird auch die germanische Nanna gehören.

Zwar pflegt man seit Jacob Grimm (vgl. Myth.[4] I 183) die nordische Nanna herkömmlich als *Nanþo* 'die wagende' zu deuten. aber dies entspricht nur den nordischen, nicht den gemein deutschen lautgesetzen. sobald auch eine deutsche Nanna gesichert wird, ist eine solche herleitung nicht mehr möglich und kann nur von der grundform Nanna selbst ausgegangen werden, die allen anforderungen genügt. kriegerisch-walkürische eigenschaften liegen nicht in ihrem wesen. wenn aber Balder bei Saxo sie zuerst im bade erblickt und von ihrer schönheit entzückt wird, was die waldjungfrauen (*silvestres virgines*) seinem nebenbuhler Hotherus berichten, so erkennen wir eine in der einsamkeit der wälder verweilende naturgottheit. aus hoher göttersphäre scheint sie nicht zu stammen, wenn sie dem Balder sich nicht für ebenbürtig hält. die genealogischen angaben der Edda, die Uhland (Schriften VI 85f) zu deuten sucht, bleiben leider unsicher. nach Sn. Edda ist sie die tochter des Nefr (U, vulg. Nepr), nach Hyndll. 20, wenn dies dieselbe Nanna ist, des Nǫkkve, ihr vater Gevar (= Gebaheri) bei Saxo klingt mehr nach sächsischem als nach nordischem ursprung. die auffassung ihres wesens schwankt merkwürdig. bei Saxo ist sie die schöne, von zwei männern umstrittene und schliefslich dem Hother zufallende geliebte, nach der Edda die dem Balder über alles treue gattin, deren herz bei seinem tode vor gram zerspringt, die auf demselben holzstofs mit ihm sich verbrennen lässt und in die unterwelt ihm folgt, von wo sie der Frigg symbole ehelichen standes und ehelicher würde sendet.

Das alles deutet nicht auf ein walkürisches wesen, sondern auf eine einfache naturgottheit allgemein weiblichen charakters. wird

sie doch auch zur mutter des Forseti gemacht. als ein solches wesen muss sie in cultus und sage gewurzelt haben. so wird ihr name in der nordischen dichtersprache zur poetischen benennung für frauen überhaupt. und wenn in einem spätesten zusatz der Vǫluspa (str. 31, 6) auch die walküren *nǫnnur Herjans* heifsen, so ist dies nur eine letzte weitere übertragung.

Der weg zu einer solchen stand freilich immer offen, das sehen wir an der am meisten vergleichbaren gestalt unserer heldensage, — der Brunhild, die wol aus ähnlichen anfängen erwachsen ist. wie Balder immer mit Siegfried verglichen ist, haben auch Brunhild und Nanna gewis einen alten zusammenhang. Nanna steht zwischen zwei männern, wie Brunhild zwischen Siegfried und Günther; auch Brunhild lässt sich mit dem hinterlistig getöteten geliebten auf demselben scheiterhaufen verbrennen und folgt ihm zur Hel. nur ist bei ihr alles ins heroisch-walkürenhafte gezogen. dieselbe uralte mythische geschichte spielt schon beim tode des Attis, des lieblings der Μήτηρ μεγάλη, der gleichfalls von zwei frauen gewünscht wird und nach lydischer tradition durch einen von Zeus gesanten eber getötet, nach dem noch mehr vergleichbaren historisierten bericht des Herodot (1, 34) aber auf der jagd durch einen unheilvollen speerwurf dessen, dem die obhut über ihn gegeben war, dahingerafft wird (vgl. Detter Beitr. 19, 516).

Hier liegt die vorstellung von der aufblühenden und vergehenden vegetation des jahres zu grunde.

So hat es einen vollen und noch mythischen sinn, wenn auch Nanna wie Brunhild in der einsamkeit der berge und wälder auf hohem, überschauendem felsen ihren sitz und 'stuhl' hat. dem lectulus Brunhildae auf der spitze des Feldberges, über den zuletzt Braune gehandelt hat (Beitr. 23, 246 ff.), dem Brunhildenstein bei Wiesbaden (der Hohen kanzel bei Engenhahn?), der an bedeutsamer stelle, wo drei oder vier alte gaue zusammentrafen, lag, und, wie wir sehen werden, wo auch dem Brunhildenstuhl bei Dürkheim [illegible] Nannenstuhl [illegible] ein noch älterer [illegible] zeit der deutschen [illegible] des Elsasses [illegible] zur seite. wie Nanna und Brunhild [illegible] genossinnen, die [illegible] 'gestühle'. ein

[illegible]

stein auf dem hohen berg zwischen Leydhecken und Dauernheim in der Wetterau heifst 'der welle fra gestoil' (Grimm Myth.[4] I 359. Simrock[5] s. 388). auch quellen oder brunnen stehn mit ihnen in zusammenhang, vgl. 'der wilden frau born und gestühl' bei Grimm Myth. III s. 121, den Brunhildsborn, der östlich am Feldberg entspringen soll[1], und wol auch die Nanjigoutte neben dem Nannenstôl, wodurch denn die badende Nanna eine weitere begründung findet.

Auch für Balder scheint es im Elsass an zeugnissen nicht zu fehlen. aufser dem von JacGrimm Myth. I[4] 187 wol mit recht herbeigezogenen ortsnamen Balbronn (1178 zuerst als Baldeburne bezeugt)[2] erwähnt ein weistum von Sundhofen (südlich von Colmar) 'den ban zu Balterseiche' (Weist. IV 264 anm.). die nordische mythologie enthält eben mehr gemeingermanisches als man anzunehmen geneigt ist.

Dass es sich bei dem elsässischen Nannenstôl um keine isolierte und zufällige, sondern ebenso wie bei den Brunhildensteinen um eine typische und eingebürgerte benennungsweise handelt, beweist der umstand, dass ihm gleich noch ein zweiter aus der Pfalz zur seite zu stellen ist.

Zu den vermutlich von Friedrich Barbarossa im pfälzischen reichslande angelegten festen gehört der Nannenstein oberhalb Landstuhl. die erste verfügung von dort *(datum apud Nannensteine)* erliefs Heinrich VI i. j. 1189 auf dem wege von Andernach nach Strafsburg[3]. weitere zeugnisse von 1250 ab finden sich bei Lehmann verzeichnet[4]. im jahre 1253 tritt daneben die variante *Nannestul (datum Nannestul)* auf, die nunmehr mit Nannenstein wechselt. wie der elsässische ortsname lehrt, braucht Nannenstul nicht notwendig von Landstuhl her übertragen zu sein. schon in römischer zeit war hier eine cultstätte. ein bild des Mercurius ist heute auf dem burghofe eingemauert, wie denn auch andere

[1] woher der sonst gründliche Vogel (Beschreibung des herzogtums Nassau s. 12), auf den Rassmann DHeldens. I 158 sich stützt, diesen namen hat, weifs ich nicht.

[2] vgl. Balderszbach (Ballersbach) in Nassau (Vogel Topographie s. 156). Balders beziehung zu hervorbrechenden quellen erklärt Saxos bericht.

[3] Wilmanns Die Kaiserurkunden der provinz Westfalen nr 244, vgl. Stumpf Kaiserurkunden s. 421.

[4] Urkundliche geschichte der burgen und bergschlösser der Pfalz V 130 ff.

überreste römischer zeit beim aufräumen der ruine gefunden wurden (Lehmann aao. s. 126). die mittelalterliche burg, die i. j 1523 Franz von Sickingen endete, bestand nach Lehmann s. 127 aus zwei teilen, aus den ältern und ursprünglichen gebäuden, welche um und auf dem in deren mitte befindlichen felsen Nannenstein errichtet, und aus den späteren, die an der östlichen seite derselben aufgeführt waren. die burg hat natürlich von dem felsen Nannenstein oder Nannenstuhl ihren namen erhalten, der wider in die heidnische zeit der ersten deutschen besitzergreifung zurückreichen muss.

Wie Nannenstuhl und Nannenstein neben einander stehen, hat es wol auch einen alten Brunhildenstuhl gegeben. Mehlis und andere haben darauf hingewiesen (vgl. Anz. IV 75), aber veröffentlicht ist die urkunde des fürstlich leiningenschen archivs zu Amorbach — der Dürkheimer burgfriede vom 2. Januar 1360 — erst von Ohlenschlager, freilich an kaum zugänglicher stelle[1], sodass der ganze passus einmal zu widerholen ist.

So ist daz der vmbegriff und zirkel des burgfriden. der hebet an. An dem steine der da stat an der wegescheide an dem vihe wege. vnd von dem steine an di herstrassen us bicz an den stein bi wenczen Crûze. vnd von dem steine bi wenczen Crûze. den weg us. bit an den stein der da stat an dem gê wege, und den gow weg us bicz an den stein der da stat uff dem schûssel acker. vnd von dem steine an dem schûssel acker. bit an den stein der da stat vnden an der stein grûben. vnd von dem steine an der stein grûben bicz an den stein der da stat an der fûrte. vnd von dem steine an der fûrte bicz an den stein der da stat in dem wingarten. vnder brûnoldes stůl. vnd dan von brûnoldez stůl bicz in den phat der di sum̄erwune her abe gat vnd von der sum̄erwune bicz an den stein der da stat an dem halsperge den weg us vnd von dem steine an dem halperge bit an den stein der da stat an der tornach und von dem tornach. den weg us bicz an den stein der da stat an sant Michelzburnen. vnd von dem steine an sant michelz burnen bicz an den stein der da stat an pfeffinger steinen brucken. vnd von dem steine bi pfeffinger brucken. wider an weg der da gat an den vihe weg.

[1] Palatina, belletristisches beiblatt zur Pfälzer zeitung 1894 nr 66 ff s. 263 ff.

Ohne auf die controverse, welche sich an die bestimmung der einzelnen localitäten geknüpft hat, hier einzugehn, sei für unsere zwecke nur das folgende bemerkt. Ohlenschlager s. 268 sucht die stelle 'unmittelbar südlich von der südspitze der ringmauer, wo der bergabhang einen absatz bildet und eine kleine bergfläche mit höchst anmutigem blick nach Dürkheim und Grethen zur anlage eines ruheplatzes verlockte' und bemerkt s. 500, dass die stelle 'mit ihrem kräftigen sitzartigen profil sich schon von weitem gegen den hintergrund scharf abzeichnet'. Mehlis hatte auf grund derselben urkunde eine felspartie in der mitte der ostseite der ringmauer, welche im volksmunde 'Krumholzerstuhl' genannt wird, dafür angesehen und, nachdem der *Brunoldesstuol* der urkunde bekannt geworden, den Krumholzerstuhl als eine verballhornung davon angesehen und den betreffenden felsen nunmehr Brunholdisstuhl getauft. über die localisierung könnte höchstens genauste orts- und urkundenkenntnis entscheiden, aber beide mal ist es ein sehr markierter berg- oder felsensitz. Ohlenschlager freilich will, auf die schreibung der urkunde sich stützend, von einem zusammenhang mit Brunhild nichts wissen, sondern fasst ihn als ruheplatz eines mannes namens Brunold. hierzu kann der wortlaut der urkunde verführen, aber die auffassung ist doch zu modern und der zusammenhang mit den behandelten namen allzu deutlich, so dass er verkannt werden könnte. freilich ist der name schon in der urkunde etwas entstellt (für *Brunhilde stuol*), aber nicht mehr wie es sonst im volksmunde der fall ist: ein sicheres zeichen, dass man schon früh die bezeichnung nicht mehr recht verstand und dass sie älter sein muss als das Nibelungenlied.

Trotzdem bleibt die combination mit dem 'Krumholzerstuhl' sprachlich bedenklich, letzterer könnte viel eher eine verballhornung von Kriemhilt als von Brunhild sein, vgl. Crimholt Zs. 6, 28, Cryenhild, Crenhild (Zs. 12, 360), die dänische (d. i. niederdeutsche) vru Kremolt, die Crumhelt der Chronica Hungarorum (HS² s. 63. 64. Zs. 46, 22), die Kreinheilts des Nicolaus Olahus (HS² s. 307), so dass sich die beiden rivalinnen hier gegenüberstünden. nach Kriemhild wurden auch anderwärts felsen zubenannt (Criemildespil[1] bei

[1] die spil- d. i. spindelsteine, die in unsern bergen noch mehrfach so benannt werden (vgl. Mündels Vogesen s. 244. 271. 555) gelten als denkmäler vorrömischer zeit. — steine mit sitzartigen vertiefungen werden vom volksglauben den feen zugewiesen.

Saarbrücken HS [2] s. 155, auch wol der Kriemhildenstein v. j. 1476 in der Ortenau). auf dem Krumholzerstuhl pflegten zu fastnacht von der Dürkheimer jugend die üblichen feuer abgebrannt zu werden (Palatina s. 271), was der namensverdrehung vielleicht die richtung wies. — alle weitergehnden angaben von Mehlis (von einem zweiten Krumholzerstuhl an der nordseite des Peterskopfes und einem Brunholdisbette am nordostabhange des Peterskopfes) werden von Ohlenschlager in das reich der fabel verwiesen. dagegen mögen die in oberelsässischen weistümern aus dem ende des 14 und anfang des 15 jh.s erwähnten bezeichnungen (vielleicht für dieselbe stelle): *uncz zû Brunhalcz tung* (Grimm iv 147) und *an den marstein, der stet ussewendig der Brunnhilt* (iv 159) in unseren zusammenhang gehören. letzterer war wol ein ähnlicher stein wie der Brunhildenstein (Pierre Brunehaut) im felde bei Tournai, auf den KHofmann (München. Sitzungsber. phil. hist. cl. 1871 s. 676) hinwies.

Strafsburg, herbst 1907. R. HENNING.

LÜCKENBÜSSER : *BALKON*.

Unsere lexikographen sind darin einig, dass das italienische *balcone*, das im anfang des 17 jh.s als *balcon* ins französische und (wol etwas später) als *balkón* ins deutsche aufgenommen ist, vom ahd. (resp. langob.) *balco* 'trabs' stamme. die herleitung der bedeutung aus dem 'balken', wie sie beispielsweise Heyne in seinem WB. i 272 versucht, ist aber bedenklich. und ich schlage daher eine andere etymologie vor, die lautlich einwandfrei ist und den sinn besser trifft : *balcone* ist dissimilation aus **bancone*, das sich zu *banca* verhält wie *salone* zu *sala*. (italienische beispiele für ähnlichen lautwandel bei Grammont La dissimilation p. 80.84.) der älteste **bancone* war eine steinbank, die sei es als nische oder als erker ein fester teil des steinbaus wurde und so von der schlichten holzbank auch sprachlich als 'die grofse bank' abgehoben zu werden verdiente. für die 'bank' war freilich das material von vorn herein nicht so selbstverständlich wie für den 'balken', den die Germanen doch nur als holzbalken gekannt haben. E. S.

ÜBER DIE HERKUNFT UND BEDEUTUNG DER GERMANISCHEN BILDUNGSSILBEN *AG*, *ÎG* UND *LÎK*.

§ 1. Die lehre von der german. wortbildung unterscheidet in der regel als die beiden hauptkategorien: 1) ableitungen, die aus einem stammwort durch antritt eines suffixes, dh. eines sprachelementes das kein selbständiges dasein führt, entstehn, und 2) compositionen, bei denen zwei selbständige redeteile mit bestimmter eigenbedeutung zur worteinheit zusammentreten.

Der ursprung der suffixe und ihrer besonderen functionen fällt meist in vorgeschichtliches dunkel. dagegen vollzieht sich vor unseren augen im german. eine entwicklung, in deren verlauf mehrere nomina aus vollwertigen compositionsgliedern zur function von suffixen herabsinken, so besonders die nhd. ableitungssilben -bar, -haft, -lich, -sam; -heit, -schaft, -tum. im hinblick auf diese entwicklung sagt Paul[1] § 241: 'wir müssen die vorgeschichtliche entstehung von suffixen durchaus nach dem mafsstabe beurteilen, den uns die geschichtliche erfahrung an die hand gibt, und mit allen theorieen brechen, die nicht auf diese erfahrung basiert sind, die uns zugleich den einzigen weg zeigt, auf welchem der vorgang psychologisch begreifbar wird'.

§ 2. Erklärungsversuche in der von Paul angegebenen richtung wurden schon früh an suffixen vorgenommen. schon vor Grimm hatten 'verschiedene sprachforscher in dem suffix *aht* die wurzel *ahta* (cura, cogitatio) *ahtôn* (putare) gefunden, also composition statt derivation'. mit recht wendet sich Jacob Grimm[2] (s. 384) gegen diese ansicht, obwol er in der ersten ausgabe von bd I der grammatik (s. 560) selber 'das *îg* aus dem anomalen *aigan*, dh. aus dem verlorenen wahren präsens got. *eigan*, ahd. *îkan*, *îgan* zu deuten' versucht hatte; er hat den gedanken in bd II s. 308 als unbefriedigend wider aufgegeben; Gabelentz und Loebe Got. grammatik § 150, lit. f halten an der möglichkeit, dass *eig* und *aigan* zusammenhängen, fest. die neuere forschung hat von derartigen erklärungsversuchen abstand genommen und sieht in got. *eig* = ahd. *îg* und ebenso in *ag* die germanische entsprechung des idg. *ko*-suffixes. die schwierigkeit, die in dem nebeneinander

[1] Paul = HPaul Principien der sprachgeschichte, 3 aufl.
[2] Grimm = JGrimm Deutsche grammatik, bd II.

von *ig* und *ag* ligt, sucht Kauffmann (Beitr. 12, 201 ff) zu beseitigen durch den nachweis, dass die doppelformen auf die verschiedenheit des stammvocals der zu grunde liegenden subst. zurückgehn, also *ag* bei *a*-stämmen und *ig* bei *i*-stämmen stehe. zu dem resultat der untersuchung sagt Wilmanns[1] § 343, 2: 'die verschiedenen formen der ableitungssilbe lassen sich aus der form der zu grunde liegenden stämme nicht immer erklären. gewöhnlich gehören die wörter auf *-ag* zu *a*-stämmen, die auf *-ig* zu *i*- und *ja*-stämmen, doch gilt die regel nicht ausnahmslos, und die vergleichung der verwanten sprachen zeigt, dass man sie auch nicht für das urgerman. voraussetzen darf.'

§ 3. Den versuch, einen bedeutungsunterschied zwischen *ag* und *ig* festzustellen, hat, soviel ich sehe, nur Grimm unternommen, ihn aber als resultatlos aufgegeben. er sagt darüber s. 308 f: 'die individuelle bedeutung der *-ag* und *-eig* muss sich nahe berühren, weil einige mundarten den formellen unterschied, ohne empfindlichen verlust für den sinn der wörter, fahren lassen. warum also *maneigs* und *mahtags* unstatthaft sind, scheint unsren blicken nicht viel durchdringlicher als der grund, welcher *fugls* und *mikils* gebietet, *fugils, mikls* verbietet. zwar liefse sich sagen, dass die adj. auf *-ag* eine fülle bedeuteten : *bluotac, muotac, scamac, nôtac, hungarac, frostac, lustac, grasac* gleichsam voll von blut, mut, scham usw., wogegen die auf *-ig* einfach die gerade eigenschaft ausdrückten : *mahtic, suhtic, vluhtic, waram-bluotic* (nach dem nhd.) der mit macht versehen, mit der sucht behaftet ist, warmes blut hat, die flucht ergreift, welches jener erklärung des *-ic* aus *eigan* zuspräche. allein *manac* ist nicht : voll von menschen, sondern ganz das abstracte multus, *einac* aus dem hohen grad der einsamkeit zu deuten, scheint gezwungen. auch wäre dann ein verstärkendes *mahtac, suhtac* usw., überhaupt öftere anwendung des worts in beiderlei gestalt zuzugeben. . . . . . . hauptsache ist also, das urteil über ihre bedeutung noch offen haltend, erst aus den ältesten quellen den unterschied jeder form sicher zu stellen und die später eingetretenen mischungen zu berichtigen'. ein gewichtiges bedenken, an dem unter andern Grimms versuch scheiterte, ist inzwischen gefallen durch die erkenntnis, dass *manags* von der gruppe der mit suffix *-ag* gebildeten adjectiva zu trennen ist (vgl. auch Schröder Zs. 35, 377 n).

[1] Wilmanns = Wilmanns Deutsche grammatik, bd II.

ohne berücksichtigung von *managş* habe ich aufs neue den versuch gemacht, eine sonderbedeutung von *ag* und *ig* festzustellen und die beiden suffixe nach analogie der gemeingermanischen suffix-adjective *-haft*, *-lich*, *-sam* zu deuten. dabei scheint mir von wichtigkeit, dass die annahme, das got. als die älteste überlieferte german. sprache müsse auch die früheste nachweisbare entwicklungsstufe des german. zeigen, seit den tagen JGrimms in wesentlichen puncten zu gunsten des ahd. modificiert worden ist. ich bin daher bei meiner untersuchung vom ahd. und as. ausgegangen und habe mit den hier gewonnenen ergebnissen den befund im got. kritisch verglichen.

§ 4. In naher beziehung zu der function von *ag*, *ig* muss die bedeutung von *lîch* stehn, denn neben adj. auf *ag*, *ig* stehn sehr oft bildungen mit *lîch* oder weiterbildungen mit *ag-lîch*, *ig-lîch*, und ebenso fast nur adverbia mit *lîcho*, während adverbialbildung auf *-ago*, *-igo* selten begegnet. ganz allgemein sagt Grimm s. 660 f, das adj. mit *lîh* habe gegenüber dem ohne *lîh* eine abstracte bedeutung. 'Otfried braucht *suaz-lîh* bei den abstracten wörtern tat, mut, gelüste, milde, zuweilen auch *suazi*, würde aber nur letzteres von honig, milch, apfel brauchen; *arma-lîh* setzt er zu mut, wille, tat, brust, lust, strafe usw., hingegen *armu wihtir*, *arme joh rîche* . . . . . mit dieser wahrnehmung zusammenzuhängen scheint mir, dass die verhandelten composita gern in der adverbialen form vorzukommen pflegen. denn alle adverbia ihrer natur nach sind abstracter als die adjectiva.' diese 'abstracte' natur der adj. auf *lîch* und deren verhältnis zu den adj. auf *ag*, *ig* habe ich in einem besonderen capitel näher zu definieren versucht.

Capitel I.

ag.

§ 5. Bei Otfr. sind folgende adj. mit *ag* belegt: *gôrag*, *ìdmarag*, *(un-)nôtag*, *riwag*, *rôzag*, *sêrag*, *wênag*, *hungarag*; ferner *einag*, *heilag*, *ôdag*, *wizago*. an diesen belegen fällt auf, dass 7 derselben nahezu synonyma mit der bedeutung 'traurig, elend, mühselig' usw. sind. dazu tritt *hungarag*, das ebenfalls einen subjectiven zustand der unlust bezeichnet, ebenso wie *durstag*, das im Tat. und in den Mons. frgm. belegt ist. dieselbe erscheinung zeigt sich im Hel.,[1] der folgende belege bietet: *grâdag*, *grimmag*, *hrewag*, *môd-*

[1] Heliand ist nach der ausgabe von Sievers, und zwar, wo nicht anders vermerkt, nach M zitiert, das as. Genesis-fragment nach der ausgabe von Heyne.

karag, môdag, sêrag, wôrag: *blôdag, drôrag*; *ênag, hêlag, hrômag, kraftag, ôdag*; auch hier eine auffallend grofse zahl von adj. mit der bedeutung eines unlustgefühles. soweit diese adj. im got. belegt sind, zeigen sie auch da *ag (ah)* : *gredags, modags, wainags, audags, hailags; ainaha.*

§ 6. Nach Graff III 829 ist *frostag* zweimal glosse für 'algens', einmal für 'algidus', hat also, wie auch noch mhd. *frostec*, offenbar in erster linie die bedeutung 'frierend', dh. 'kälte leidend', während *frost* meist = 'gelu, frigus', also objectiv = 'kälte' ist. *wînac* steht Keron. gl. 258, 30 für 'vinolentus' (wenigstens hat der glossator so für 'violentus' gelesen), also = 'weintrunken', dh. 'durch wein sich in einem leidenden zustande befindend.' ebenso ist nach Graff VI 802 *slâfag* = 'somnolentus', 'schläfrig, schlaftrunken', dh. 'durch schlaf in einen zustand der unlust versetzt.' bei diesen bildungen bedeutet das adj. gegenüber dem subst. einen zustand der unlust, von dem in der bedeutung des subst. nichts enthalten ist. diese tatsache nebst der bei Otfr. und im Hel. gemachten beobachtung, dass *-ag* mit vorliebe an subst. antritt, die ein unlustgefühl bedeuten, legt die vermutung nahe, dass das betreffende bedeutungsmoment auch selbständig in der bildungssilbe *ag* enthalten sei, diese also die bedeutung 'sich in einem zustande der unlust befindend, sich bedrückt fühlend' habe; daraus würde sich die bedeutung von *frostag, slâfag, wînag* erklären = 'durch frost, schlaf, wein sich in einem zustande der unlust befindend, sich bedrückt fühlend'; zugleich ergäbe sich damit auch eine plastische bedeutung für *nôtag, hungarag, sêrag* usw. = 'sich von not, hunger, schmerz bedrückt fühlend.' — bei Otfrid wechseln miteinander abstracta + *ag* und abstracta + *lîh*: *îdmar-ag* — *îdmar-lîh*, *nôt-ag* — *nôt-lîh*, *sêr-ag* — *sêr-lîh*. *lîh* ist bekanntlich ein zur bildungssilbe erstarrtes, ursprünglich selbständiges nomen. der selbständige bedeutungswert, den *-ag* auf den ersten blick zu haben scheint, berechtigt zu dem versuch, ein solches auch für *-ag* nachzuweisen.

Die etymologie von *ag*.

§ 7. Im german. gibt es neben starken verben zwei hauptarten von wurzelhaften adj.: solche mit dem präsensvocal, und solche mit dem vocal des sgl. prät. (vgl. Kluge[1] § 170 f; Wilmanns § 309; LMeyer[2] § 364).

[1] Kluge = FrKluge Nominale stammbildungslehre.
[2] LMeyer = Leo Meyer Die gotische sprache.

Adjectiva mit dem präsensvocal sind im gotischen: *(lubja-)leis : lais*; *diups* : **diupan*, wovon *daupjan*; *liufs* : **liuban*; *galiugs : liugan*; *gariuþs*: angels. *réodan*; *siuks : siukan*; *us-sindo*: *sinþan*; *inwinds*: *windan*; *gahwairbs*: *hwairban*; — *wairþs*: *wairþan*; *fralets* : *fraletan* uaa. — mit dem vocal des sing. prät. : *hnaiws* : *hneiwan*; *laus* : *liusan*; *ga-laufs* : *liuban*; *rauþs* : angels. *réodan*; *þarbs* : *þarf*; *froþs*: *fraþjan*; *un-and-soks* : *and-sakan*; *unga-stoþs*: *standan* ua.

Zu den adj. mit präsensvocal stell ich das nur als suffix erhaltene adj. **ags*, als wurzelverwant mit dem prto-präs. *og* 'fürchten', wie *leis* mit dem prto-präs. *lais*.

Die einstige existenz eines adj. **ags*, die demnach angenommen werden kann, wird aber auch direct bewiesen: 1) durch das got. adjectiv-abstractum *un-agei* (ahd. *aki*, *eki*), 'aus dem sich ein adj. *un-aga-* 'furchtlos' ergibt' LMeyer § 365. 2) durch das factitivum *af-*, *in-*, *us-agjan*, dem das adj. *ags* zu grunde ligt, wie *bruks* — *brukjan*; *bairhts* — *bairhtjan*; *dauþs* — *dauþjan*; *gabigs* — *gabigjan*; *gails* — *gailjan* ua. (vgl. LMeyer § 293). direct vom st. verb. **agan* — *og* kann *agjan* nicht abgeleitet sein, denn dazu lautet das factitivum *ogjan*. die bedeutung von *agjan* als factitivum schliefst auch ein nach den bildungsprincipien als grundwort mögliches subst. aus, abgesehen davon, dass als subst. aufser *unagei* im got. nur *agis* vorkommt, von dem ahd. *egisôn* abgeleitet ist.

Die bedeutung von *ag*.

§ 8. Im got. hat *ogan* nur die bedeutung 'fürchten', ebenso ist der begriff 'furcht' auch den bedeutungen der ableitungen gemeinsam (*agis*, *-agjan*, *unagei*, *ogjan*.). *og* ist präteritum mit ausgesprochener präsensbedeutung, wie *wait* = *οἶδα*, dessen prto-präsens-bedeutung 'ich weifs' gleichbedeutend mit 'ich habe gesehen' ist, woraus sich für das als simplex verlorene präs. **witan* die bedeutung 'sehen' ergibt, dh. die bezeichnung des zeitlich und causal vorausliegenden stadiums. nach dieser analogie muss auch das präs. **agan* etwas bedeutet haben, was dem gefühl der furcht zeitlich vorausligt und dieses zur folge hat. dies ist, ganz allgemein, ein durch eine bestimmte ursache hervorgerufener zustand der unlust, welcher zeitlich und causal eine vorstufe des fürchtens ist. demnach bedeutet **agan* 'unter einer unlust erregenden einwürkung stehn' und *ogan* entsprechend 'unter einer

unlust erregenden einwürkung gestanden haben' und daher die ursache der einwürkung: 'fürchten'.

Dass die speciellere bedeutung 'furcht' sich aus der allgemeineren bedeutung 'unlustgefühl' entwickelt hat, beweist auch die bedeutung des dem got. *agis* genau entsprechenden *ἄχος* = 'schmerz, leid, trauer, unmut'. — für das adj. **ags* ergibt sich daraus die bedeutung: 'unter einer unlust erregenden einwürkung stehend,' was völlig dasselbe besagt, wie die in § 6. inductiv erschlossene bedeutung 'sich bedrückt fühlend'.

Anmerkung: dieser für **agan* erschlossenen bedeutung steht die von *aglo*, *agliþa*, *agls*, *aglus*, *agljan* sehr nahe, weshalb ich mit Kluge § 189 und Wilmanns § 321 an der stammverwantschaft von *agls* und **agan* festhalten möchte trotz Uhlenbeck Beitr. 30, 255 f.

aglo ist = *θλίψις*, *ὀδύνη*, *μόχθος*; *agliþa* in *agliþos winnan* = *θλίβεσθαι*; *usagljan* = *ὑπωπιάζειν*; *aglus*, *agluba* = *δύσκολος*, *δυσκόλως*; *agls* = *αἰσχρός*. allen ableitungen ist also, teils in passiver, teils in activer wendung, die bedeutung: 'bedrängnis, mühe' gemeinsam, die sich, in ausschliefslich passivem sinn, auch für **agan* ergeben hat.

Die ahd. adj. auf *ag*.

§ 9. Die hier aufgeführte möglichst vollständige zusammenstellung der adj. auf *ag* enthält die sammlungen von Grimm s. 290 f und Graff IV 51 nebst einigen eigenen ergänzungen. die belege aus Notker (N.) haben nicht volle beweiskraft, da die im ganzen bei Notker noch als *eg* und *ig* getrennt erhaltenen alten bildungssilben (vgl. Fleischer Die wortbildung bei Notker s. 57) doch schon beginnen sich zu vermischen (vgl. Grimm s. 291). zur ergänzung sind die im ahd. nicht belegten as. und anld. belege mit aufgeführt, sowie auch einige angels. bildungen mit *ig*, bei denen fehlender umlaut altes *ag* vermuten lässt (vgl. Grimm s. 302).

Unberücksichtigt bleiben zunächst einige bildungen auf *ag*, welche eine gesonderte betrachtung erfordern.

§ 10. Gruppe I:

durstag, *forahtag*, *frostag*, *gîtag* (= avidus, vorax), *gôrag*, *grâtag*, *hantag* (= acer, ferox, saevus, mordax Graff IV 972), *hungarag*, *iâmarag*, *karag*, *leideg* (N.), *môdag*, *nieteg* (N.), *nôtag*, *riwag*, *rôzag*, *sêrag*, *scamag*, *slâfag*, *spildeg*?, angels. *téarig*, anld. *tharfag* (Wadstein s. 55 b, 37), *trûreg* (N.), *wenag*, *winag*, *uuo-*

rag (= crapulatus, cibo repletus Graff I 962; Grimm list *fuorag*), as. *wórag* (= fessus), *wuotag*, *zornag*.

Alle zu grunde liegenden subst., soweit ihre bedeutung durchsichtig ist, bezeichnen entweder einen zustand der unlust oder etwas, was einen solchen zustand verursachen kann. wie altertümlich diese bildungsweise ist, zeigen die isolierten adj., zu denen die betreffenden subst. nicht mehr erhalten sind: zu *wênag* = got. *wainags* ist nur das denominative ahd. verbum *weinôn* belegt; zu *górag* kennt nur das got. ein mit dem verlorenen subst. gleichlautendes adj. *gaurs* (s. § 21 n.); das subst. zu *grâtag* ist im ahd. ebenfalls verloren gegangen; nur spärlich bezeugt ist sowol das adj. *rôzag* als das subst. (*h*)*rôz*; zu *hantag*, *uuorag*, *wôrag* sind entsprechende subst. überhaupt nicht bekannt.

Anmerkung: bei vielen dieser adj. ist die form mit *-ag* nur einmal oder sehr selten belegt gegenüber zahlreicherem *-ig*; dies ist begreiflich, da schon im frühahd. der übergang von *-ag* zu *-ig* begonnen hat. deshalb sind auch manche bildungen nur mit *-ig* belegt, deren bedeutung eher *ag* erwarten liefse.

§ 11. Gruppe II.

a.) *dornag* (Grimm s. 291); as. *drôrag*; *harzeg* (N.); *êttarag* (Wadstein s. 100 b, 34—35); angels. *horwig* (= spätahd. *horg*); angels. *clûdig* (= saxosus); *ômig* (Beow., zu an. *âma* = aerugo); *pluotag*; *prâmag* (= spinosus, Grimm s. 291; Graff III 304); *râmag* (= furvus Keron. gl. 148, 32 = mhd. *râmec*); *rôkag* (= fuliginosus Wadstein s. 94 b, 39); *rostag* (Graff II 551); *rôtag* (= aeruginosus, in *ir-rôtagen* = aeruginare, von *rôt* = robigo, aerugo Graff II 484); as. *rottag* (= muculentus, Wadstein s. 101 a, 4 = ahd. *rozzeg* Graff II 560); *ruozag* (Graff II 564); *scimbalag* (Keron. glossen 62, 24); *snêwag* (Keron. gl. 68, 7); *solag* (Graff VI 186); *swâtig* (Beow.); *swerag* (= ulcerosus Graff VI 889, zu *ga-swer*).

b.) *graseg* (N.); *erthag* (= terrulentus, Wadstein s. 100 b, 2); *leimag* (= argillosus Graff II 213); *fâmig* (*-heals* Beow.); *loupag* (in *ungiloupagiu* = arentia Graff II 65); *rôrag* (Graff II 546); *steinag* (Graff VI 691); *stûdag* (Graff VI 652).

§ 12. Von den adj. in gruppe I sind die in gruppe II deutlich geschieden: die in gruppe I haben persönliche, subjective bedeutung und sind fast alle von abstractis aus gebildet; die in gruppe II haben unpersönliche bedeutung, sind nur von concretis aus gebildet und können sich nur auf sächliche

concreta beziehen. — von den westgerm. adj. auf *-ag* sind auch got. belegt in gruppe I: as. *môdag* = got. *modags*, ahd. *grâtag* = got. *gredags*, ahd. *wênag* = got. *wainags*. es entspricht also dem wgerm. *-ag* auch im got. *-ag*. anders dagegen bei dem zu gruppe II gehörigen ahd. *steinag*, das im got. als *stainahs* erscheint; hier ist ahd. *-ag* = got. *ah*. dieses *ah* findet sich auch im ahd. in der weiterbildung mit *ja*-suffix als *-ahi* (Kluge § 67); so steht neben ahd. *steinag* = got. *stainahs* das ahd. subst. *steinahi*; ebenso auch *dornag* — *dornahi*, *prâmag* — *prâmahi*, *rôrag* — *rôrahi*, *stûdag* — *stûdahi*; man kann daraus mit ziemlicher sicherheit schliefsen, dass bei diesen und überhaupt bei der ganzen classe der von concretis aus gebildeten unpersönlichen adj. auf *ag* (gruppe II) das *ag* für älteres *ah* steht, und die gruppen I und II früher nicht nur in der bedeutung, sondern auch in der form von einander geschieden waren.

ag und *ah*[1].

§ 13. Im got. sind aufser *stainahs* noch folgende adj. auf *-ahs* belegt: *unbarnahs* (= ἄτεκνος), *bairgahs* (aus *bairgahei* = ὀρεινή erschlossen), *broþrahs* (*broþrahans* = ἀδελφοί), *waurdahs* ('eine schlechte übersetzung des griech. λογικός,' Wilmanns § 353, 1). auf grund der got. belege hat Schröder Zs. 35, 376 festgestellt, dass 'ein durchgreifender unterschied zwischen got. *-ags* (*-eigs*) und *-ahs* besteht, den ersteren ligt ein abstracter nominalstamm, natürlich mit der vorstellung des sgl. zu grunde, und denen auf *-ahs* der nominalstamm eines concretums mit der vorstellung der mehrheit'. Schröder nimmt daher neben *ag* ein völlig davon verschiedenes suffix-*ah* an, während Kluge § 203 a und Wilmanns § 353 *ah* und *ag* für grammatisch wechselnde doppelformen eines idg. *k*-suffixes halten. meine annahme, dass *ag* ein altes, zum stamm **ag—og* gehöriges adj. ist, führt ebenfalls auf einen verschiedenen ursprung von *ag* und *ah*; dem germ. *ag* entspricht ein idg. *agh* = griech. *αχ* (got. *agis* = ἄχος, vgl. § 8), dagegen weist german. *ah* auf ein idg. *ak* und entspricht einem idg. *ko*-suffix (Kluge § 207).

An die stelle des suffixes *ah*, das in dem substantivsuffix *-ahi* auch im ahd., als adjectiv-suffix aber nur im got. erhalten ist, trat in den übrigen german. sprachen entweder *ag* (vgl. § 11 f), oder das im got. nicht belegte suffix *aht(i)*, *oht(i)*, sodass ahd.

[1] für diesen und die folg. §§ verweise ich auf Paul Principien cap. v.

steinahti neben *steinag*, *dornohti* neben *dornag* (angels. *horwehte* neben *horwig*) steht. ob die ganze gruppe der adj. auf *aht*(*i*) *oht*(*i*) (Graff IV 1092 ff; Grimm s. 379 ff) auf ein älteres *-ah* zurückgeht, und *aht*(*i*) *oht*(*i*) überhaupt ein von *ah* aus 'mit *t* erweitertes suffix' ist (Wilmanns § 353, 1), ist noch nicht erwiesen. auch Grimm nahm an, 'dass *ht* in zwei ursprünglich gesonderte ableitungen *h* und *t* zerfalle' (s. 384). wie *ahs* im got. und *ahi* im ahd., so tritt auch *aht*(*i*), *oht*(*i*) nur an sächliche concreta an. bei dieser functionsgleichheit ist es wol zu verstehn, dass *-aht*, *-oht* an die stelle von *-ah* treten konnte.

§ 14. 1. Anders lag der fall bei *ah* gegenüber *ag*: die mit *ag* gebildeten adjectiva hatten der bedeutung von *ag* zufolge alle persönlichen charakter, bezeichneten subjective zustände und waren fast nur von abstractis aus gebildet. mit dieser bedeutung hatte die classe der adj. auf *-ah*, die von concretis aus gebildet waren und ein objectives 'versehensein' bezeichneten, keine psychologischen berührungspuncte.

2. Waren die beiden gruppen der adj. mit *ah* und mit *ag* in ihrer bedeutung völlig von einander geschieden, so berührten sie sich formal sehr nahe: nach dem Vernerschen gesetz ist suffix *-ah* fürs urgerman. auch als *-ag* anzusetzen; ja, nach der vorherschenden idg. betonung *-kó* (skr. *rómа - çá* Kluge § 203) muss man das suffix im german. vor allem in der form *-ag*, dh. gleichlautend mit dem adj. **ag* erwarten.

3. Diese rein formale berührung zwischen suffix *-ah* und adj. **ag* kann aber an sich noch nicht zum übertritt von *ah* > *ag* geführt haben, denn das gefühl für die gemeinsame genau bestimmte sonderbedeutung der adj. auf *-ag* arbeitete einem solchen formalen zusammenfall der beiden classen direct entgegen, eine reaction, die besonders schön bei *êwînig*, *êwig* für älteres *êwîn*, got. *aiweins* zu constatieren ist (vgl. § 40). diese abstoſsende wirkung der bedeutung von *ag* muss, wol im verein mit einer idg. betonung *ˊko*, die nach Kluge § 203 neben *- kó* 'denkbar' ist, den lautgesetzlichen wechsel von *ah* > *ag* beeinträchtigt haben, sodass sich trotz der vorherschenden idg. betonung *- kó* die form *-ah* in got. *-ahs* und ahd. *-ahi* erhalten hat.

§ 15. Trotz dem in § 14, 1 constatierten bedeutungsunterschiede, der in der persönlich-subjectiven bedeutung der *ag*-gruppe und der concret-objectiven der *ah*-gruppe ligt,

besteht jedoch keineswegs ein bedeutungs**gegensatz** zwischen beiden gruppen. denn in dem gemeinsamen bedeutungsinhalt der *ag*-gruppe ist als sehr wesentlich ein besonderes moment enthalten, dem in der allgemeineren bedeutung der *ah*-gruppe nichts entspricht. dieses besondere bedeutungsmoment der *ag*-classe ligt in dem begriff der 'unlust', der als 'subjectiv nachteiliger zustand' definiert werden kann: dem 'subjectiven' character der *ag*-classe steht der 'objective' der *ah*-classe gegenüber; die nähere specialisierung 'nachteilig' hat jedoch in der gemeinbedeutung der *ah*-classe keine entsprechung. damit war die möglichkeit gegeben, dass **die** adjectiva, mit deren **individual**bedeutung sich die vorstellung von etwas **nachteiligem** verband, auf grund dieser partiellen bedeutungsgleichheit sich mit der *ag*-classe zu einer 'stofflichen gruppe' associierten, welche die ursprünglichen stofflich-formalen gruppen 'subjectiv — objectiv' überschnitt. war diese neue psychologische gruppe auch nicht sehr fest, so war sie doch stark genug, um den widerstand, den die primäre stofflichformale gruppe der *ag*-classe dem lautgesetzlich angebahnten formalen zusammenfall von *ah* und *ag* entgegensetzte, zu überwinden.

§ 16. Auf diese weise erklär ich mir die tatsache, dass in gruppe I (§ 10) und gruppe II (§ 11) anscheinend adj. von ganz verschiedener bedeutung mit demselben suffix von concretis und abstractis aus gebildet wurden. die vorstellung von etwas 'nachteiligem' verbindet sich ganz unzweifelhaft mit den unter gruppe II a aufgezählten adj., bei denen die ableitungssilbe im nhd. zt. geradezu mit 'behaftet' (vox mala) oder 'befleckt' widergegeben werden kann: 'mit dornen, gift, harz, schmutz, rotz, russchimmel, wundenblut befleckt, behaftet'. auch mit *clûdig* und *snêwag* verknüpft sich wol unmittelbar der gedanke an die entsprechenden nachteile etwa für den wanderer. für die in gruppe II b aufgezählten adj. kann man eine damit verknüpfte vorstellung von etwas nachteiligem nicht ohne weiteres voraussetzen; sie wird bei *steinag* durch den zusammenhang (gleichnis vom 4 fachen ackerfeld) sehr nahe gelegt, und kann im einzelnen fall je nach dem standpuncte des sprechenden auch sonst bei dem einen oder anderen adj. der gruppe II b bestanden haben; doch hat man in diesen adj. wol vor allem jüngere farblose analogiebildungen nach gruppe II a zu sehen.

Vermischung von *ag* und *ig*.

§ 17. Hier interessieren natürlich in erster linie die fälle, in denen älteres *ig* durch *ag* verdrängt worden ist, sodass die bedeutung von *ag*, die aber zur zeit der vermischung natürlich nicht mehr gefühlt wurde, zum betr. subst. nicht passt. das umgekehrte, dass *ig* an stelle von altem *ag* tritt, ist der gang der entwicklung zum uniformen *ig*, die sich im ahd. (und as.) vor unseren augen vollzieht, und im angels. schon vor beginn der schriftlichen überlieferung zum abschluss gekommen ist; doch trat auch im angels. der ausgleich erst nach erfolgtem umlaut ein, sodass dessen fehlen bei umlautfähiger stammsilbe das alte *ag* verrät.

Ein solcher übertritt von *ig* zu *ag* kann auf grund der erschlossenen bedeutung von *ag* natürlich nur dann angenommen werden, wenn in den verschiedenen german. dialekten eine deutliche verschiedenheit des sprachgebrauchs vorligt; deshalb kommen *einag, heilag, mandag, ôtag, welag, wîzago* hier nicht in betracht.

Dagegen nehme ich einen solchen übertritt an bei *hrômag* und *kraftag*; vielleicht ist hierher auch zu stellen *lustac*, das Keron. gloss. 201, 10 für 'libuit' steht. die bedeutung ist nicht festzustellen, weshalb Graff II 287 vermutet, *lustac* stehe für *lustat*; in der bedeutung 'lüstern' liefse sich *lustag* auch zu § 10 stellen.

hruomag ist einmal im Isidor belegt: *hruomege* (6, 1 ed. Hench), und aufserdem auch im Hel: 945 M *hrômag*, C *hruomig*; 4926 M *hrômeg*, C *hruomag*; also muss die form mit *ag* weit verbreitet gewesen sein; dagegen hat das angels. *hrémig* dh. altes *ig*, das demnach zur zeit der übersiedlung der Angelsachsen wahrscheinlich das gewöhnliche war, während später bei der völlig verblassten bedeutung vou *ag* dieses neben *ig* gebraucht wurde und *ig* schliefslich verdrängte; ein psychologischer grund kann kaum dafür geltend gemacht werden; im got. lautet das synonymum *hroþeigs*.

Sehr auffallend ist *kraftag* im Hel., das sich nicht gleichmäfsig in beiden hss. findet: in M steht 13 mal *-ag*, 15 mal *-ig*, 1 mal *-eg*, in C 1 mal (4462) *-ag*, 31 mal *-ig*, alles ohne umlaut, ebenso Wadstein s. 55 a, 14 *unkraftag*; dem entspricht angels. *cräftig*, während ahd. nur *kreftig* belegt ist. die bedeutung zusammen mit dem sprachgebrauch im ahd. spricht für altes *-ig*; es muss

also schon zur zeit der continentalen Angelsachsen im as. der bedeutungsunterschied zwischen *-ag* und *-ig* geschwunden und der alte bestand von adj. auf *-ag* nur durch mechanische tradition weiter erhalten worden sein; damit war die möglichkeit zu übertritten, meist zu gunsten von *ig*, das eine allgemeinere bedeutung und häufigere verwendung hatte, gegeben; ein grund dafür, dass der andere weniger naheliegende übertritt von *ig* zu *ag* bei dem sicher viel gebrauchten wort *kraftig* erfolgte, ist nicht zu finden. in C steht nur einmal *craftag*; freilich ist auch in *craftig*, vielleicht durch analogie mit der nebenform *craftag*, der umlaut unterblieben, der zu erwarten wäre, wie *giweldig* (3185 C M) zeigt; (jedoch auch 5139 *elilandige* M, C *elilendiga*). —

Eine ebenfalls sehr frühe vermischung von *ag* und *ig*, wo *ag* schon vor dem eintreten des umlauts im angels. durch *ig* verdrängt wurde, zeigt as. *wórag* neben angels. *wérig* = fessus; die bedeutung entscheidet für altes *ag*.

§ 18. Wie bei diesen bildungen mit *ag* an stelle von *ig*, so zeigt das as. auch im vordringen von *ig* auf kosten von *ag* deutliche spuren des verfalls. bei Otfrid ist die scheidung zwischen den adj. auf *ig* und *ag* noch gut erhalten. nebenformen mit *ig* finden sich bei den zu gruppe I gehörenden bildungen Otfrids nicht, abgesehen von der einmaligen assimilation an *lih* in IV 26, 8 *gârig-licha* (F *gârach-licha* : vgl. aber *wênag-lih* (uber sonstige assimilationen von *-ag* zu *-eg*, *-og* in der flexion vgl. Benrath Vocalschwankungen bei Otfrid s. 32 ff. ebenso treffen wir auch unter den subst. + *ig* keines, dessen bedeutung *-ag* erwarten liefse. dagegen findet sich im Heliand u. Genesis [illegible]:

[illegible] (= ahd. [illegible]) 751 CM. 5006 CM, Gen. 87. — *blôdig* Gen. 45.

hrenkag (= ahd. [illegible]) 3094. 4030 in C, in M dagegen *hrinkig*, das sonst noch 7 mal in C und M, soweit belegt, 2 mal in Gen. steht.

[illegible] (= got. [illegible]) 11 mal, soweit überliefert, in CM: 550. 686. 763. 1378. 2245. 4221. 4916. 4925. 5164. 5177. 5293. — [illegible] 3930 C [illegible], M [illegible].

[illegible] Gen. 29 [illegible] Hel. 678 C [illegible]. — *wórig*: C [illegible] M 66 [illegible] 670 [illegible]. 2258 Gen. 46. Hel. 678 M.

Nur *ag* haben dagegen [illegible] *serag*.

Anm.: die assimilation von *ag* an die flexionssilbe hat im as. ansätze zu einer entwicklung hervorgebracht, deren resultat im anord. in dem für *-ag* und *-ig* gemeinsamen suffix *-ogr*, *-ugr* vorligt. nach Kauffmann Beitr. 12, 201 ff geht anord. *-ogr*, *-ugr* auf die in der flexion am häufigsten vorkommende assimilierte form zurück. auf dieselbe weise sind auch die im Hel. vorkommenden unflectierten formen auf *-og* zu erklären: 3094 C *hrewog*; 3395 C *gràdog*; 1657 M *ódog*; 1640 M *ódoc*. assimilation an die flexionssilbe findet sich 7 mal bei *hélogo*, *hélogon* ua. (vgl. Schmeller As. WB.). in *dróreg* 4155 M, *módeg* 4221 M, *séreg* 3690 M, *héleg* 1059 M, *hélego* 1313 M ligt dagegen wol einfache abschwächung von *ag* > *eg* vor, die nur dem dialekt von M eigen ist. — *-ah* für *-ag* findet sich einmal in 4155 C *dróráh*, gegenüber sonstigem *dróràg*.

heilag, ôtag, wîzago.

§ 19. Nicht auf eine vermischung von *ig* und *ag* zurückgeführt werden können trotz ihrer bedeutung *heilag*, *ôtag* und *wîzago*, denn *ôtag* ist gemeingerman. = got. *audags*, angels. *éadig*, zu ahd. *ôt*, ags. *éad*. got. **aud* in *audahafts* (*anstai* = κεχαριτώμενος Luc. 1, 28); ebenso *heilag* = got. *hailags*, as. *hélag*, angels. *hálig* (an. *heilagr* scheint westgerman. lehnwort). für *wizago* = as. *witag* (Hel. 3718 C), angels. *witga* wird, auch abgesehen von den übereinstimmenden früh-ahd. zeugnissen, die form *ag* als die älteste durch die schon ahd. erfolgte umdeutung zu *wis-sago* erwiesen; zu grunde ligt ein verlorenes subst. zur wurzel *vid*.

In der bedeutung dieser wörter scheint mir ein gemeinsames moment zu liegen; got. *audags* ist = μακάριος selig (ahd. *ôtag* = beatus, dives), bezeichnet also im got. den höchsten grad von glück; *heilag* ist prädicat für das höchste, vollkommenste in religiöser hinsicht; *wîzago* = propheta bezeichnet den mit dem gröfsten wissen ausgestatteten. — in dem diesen wörtern gemeinsamen superlativen bedeutungsmoment seh ich einen rest der bedeutung von *ag*. da aber alle drei adj. sicher sehr alte bildungen sind, ist nicht anzunehmen, dass sie mit dem in seiner bedeutung abgeschwächten *-ag* gebildet wurden. vielmehr vermute ich, dass sie mit der vollbedeutung von *ag* und zwar als bewuste hyperbeln entstanden sind. misverstanden werden konnten sie nicht, da die betreffenden zu grunde liegenden subst. etwas wünschenswertes bezeichneten; dagegen wurde dadurch

die bedeutung eines sehr hohen grades sehr intensiv zum ausdruck gebracht. psychologische analoga kennt auch das nhd., und zwar gewöhnlich mit einem vermittelnden 'geradezu'. sie liegen auch vor in der verwendung von 'furchtbar, schrecklich', im obd. dialekt 'arg, elend', und schon ahd. *sêro* als bloſsen verstärkungen (vgl. Paul Principien § 65). die ursprüngliche bedeutung von *audags* wäre demnach : 'sich vom glück geradezu bedrückt fühlend' = 'sich grenzenlos glücklich fühlend'. analog ergibt sich aus der bedeutung von *heil* (got. *haili* n., adj. *hails*) = 'gesundheit, wolbefinden' für *heilag* die urspr. bedeutung: 'sich unendlich wol befindend' oder 'fühlend', eine bedeutung, bei der ursprünglich natürlich nur persönliche beziehung möglich war; jedoch hat sich diese bedeutung in die specifisch religiöse von lat. sanctus gewandelt, sodass *heilag* auch unpersönlich bezogen wird, schon im got. (Ring von Pietroassa) : *wi(h) hailag*, bei Otfr. zu *douf*, *wîn*, *zît*, *giscrîb* ua., vgl. Kelle.[1] für *wîzago* ergibt sich auf dieselbe weise als ursprüngliche bedeutung : 'ein unendlich weiser'. auf die gleiche art erklär ich mir auch *welag* = 'dives' (Graff I 831), zu ahd. angels. *wela*, as. *welo*, und *mandag* = 'alacer, gaudens' (Graff II 810 f); von einer superlativen bedeutung ist freilich in den ahd. belegen nichts zu erkennen.

Anmerkung: vielleicht kann *wîzago* auch anders aufgefasst werden; ursprünglich ist *wîzago* einer, der sich von seinem wissen (dh. von dem, was er weiſs) bedrückt fühlt. *ag* ist hier vielleicht nicht ironisch, sondern wörtlich zu nehmen. ein wissen, durch das man sich bedrückt fühlt, ist vor allem ein solches, das sich auf bevorstehendes unheil bezieht. ebenso ist auch der propheta (= ahd. *wîzago*) in der regel der der kommendes unheil vorher weiſs.

§ 20. Im ahd. war von einem gefühl für die selbständige bedeutung von *ag* sicher nichts mehr vorhanden. aber dass sich die mechanisch weiter überlieferten adj. auf *ag*, die der herkunft von *ag* entsprechend in ihrer mehrzahl die gemeinsame bedeutung eines subjectiv (oder objectiv § 151) nachteiligen zustands hatten, auch noch für das ahd. sprachgefühl zu einer 'stofflichen gruppe' zusammenschlossen, zeigt deutlich das verhalten Otfrids. wie schon § 18 bemerkt, findet sich bei den Otfridischen, zu gruppe I

[1] Kelle = JKelle Glossar der sprache Otfrids.

gehörigen adj. auf *-ag* zwar in der flexion öfter assimilation zu *-eg, -og*, aber nie übertritt zu *-ig*; dagegen steht bei Otfr. *heilig* neben *heilag* flectiert und unflectiert, ebenso auch *einogo* (vgl. § 22) = 'einzig' neben *-igo, -igon* usw. (vgl. Benrath Vocalschwankungen bei O. s. 33 ff). Otfrids sprache hatte also das bedürfnis, die bildungen, die durch ihre bedeutung gegenüber der stofflich-formalen gruppe der adj. auf *ag* isoliert waren, auch formal von dieser gruppe, zu der sie ursprünglich gehörten, zu trennen und in die classe der adj. auf *ig*, deren bedeutung allgemeiner war, überzuführen. *ôdag* ist nur einmal bei Otfr. belegt: I 7, 18 *thie ôdegun alle.*[1] in *wîzago* I 3, 37 ligt wol schon für Otfrid eine umfühlung und klangliche annäherung an *wâr-sago, fora-sago* vor (vgl. Kluge Etymol. WB).

Auch Notker, bei dem (vgl. IFleischer Die wortbildung bei N. s. 57 f) der alte unterschied von *ag* und *ig* als *eg* und *ig* noch erhalten ist, gebraucht nur die form *heilig* (vgl. zb. bd II 633, 7. 8. 9. 634, 17. 635, 6. 9. 14. 636, 2. 11. 18).

Analogiebildungen.[2]

§ 21. Das gefühl für die gemeinsame bedeutung der adj. auf *ag*, das bei Otfr. den beginnenden übertritt von *heilag, einago* zu den adj. auf *ig* veranlasst hat, hat einen ähnlichen umgekehrten process zur folge gehabt bei den im folgenden aufgezählten adj. auf *ag*, die in ihrer bedeutung zwar zu den § 10 f aufgezählten adj. auf *ag* stimmen, aber nicht, wie diese, ein substantiv als grundwort enthalten.

In *freidag* ligt zu grunde das adj. *freidi* = 'profugus, apostata', worin an sich schon meist, wenn auch nicht absolut notwendig, die bedeutung eines zustandes der unlust ligt. *freidi* trat infolge einer später (§ 36) zu besprechenden bedeutungs-association formal meist zu der gruppe der adj. auf *ig* über = *freidig*. Graff III 793 belegt daneben einmal *freidaken* = 'apostaticam', also war auch die stoffliche association mit den adj. auf *ag* so stark, dass sie gelegentlich auch den formalen übertritt zu diesen adj. zur folge hatte, trotz der in dem grundwort *freidi* vorhandenen mechanischen prädisposition zum übertritt in die gruppe der adj. auf *ig*.

[1] auffallend ist das unverschobene d in *ôdegun*.
[2] vgl. Paul Principien der sprachgeschichte cap. v.

Genau so ligt es bei *kûmag* neben *kûmig* = 'krank'; ersteres entnehme ich aus dem Graff IV 398 belegten verbum *chûmogenten* = 'lassescentem'. zu grunde ligt das aus adv. *kûmo* zu erschliefsende und durch neuere dialekte bezeugte adj. **kûmi*.

gerag (Wadstein s. 59 b 8 *gerag si* = 'desideret'; s. 60 b 26 *gerag* = 'cupidus'; Notker *gereg*) neben ahd. adj. *ger* ist ebenso zu erklären. im besonderen stellt es sich zu *gîtag*.

grimmag steht im Hel. 2144 C *gêst grimmag endi grâdag fiur*; M list richtiger *gristgrimmo*. falls nicht ein durch das nachfolgende *grâdag* veranlasstes schreibversehen vorligt, ist *grimmag* aus adj. *grim* ebenfalls formale angleichung an die adj. auf *ag* infolge einer bedeutungsassociation. die analogie zu *môdag* kann noch speciell mitgewürkt haben.

slâfarag Graff VI 802 ist = *slâfag* (vgl. § 10). ein adj. **slâfar* ist nicht belegt, wol aber schon ahd. das verbum *slâfarôn* neben *slâfan*, wie *gangarôn* neben *gangan* (vgl. Wilmanns § 72). das adj. *slâfarag* entstand wol in anlehnung an *slâfarôn* und unter dem analogiebildenden einfluss von *slâfag*; vgl. auch *îdmarag*.

rôtag ist Graff II 484 = 'rubens', das besonders 'vor scham errötend, schamrot' bedeutet. das einfache *rôt* hat wol nur selten diese specielle bedeutung, ist auch bei Graff nur 1 mal = 'rubens' belegt, während *rôtag* vermutlich nur diese bedeutung und damit gegenüber dem einfachen *rôt* ein neues bedeutungsmoment gehabt hat; *rôt* allein konnte sich nicht mit den adj. auf *-ag* associieren, deshalb muss *rôtag* gebildet sein in der absicht, das bedeutungsmoment eines unlustgefühls zu dem farbbegriff 'rot', der nur im speciellen fall als nebensinn diese bedeutung haben konnte, zu addieren. hiebei wird noch besonders die analogie mit *scamag* würksam gewesen sein. — dass in *rôtag* das subst. *rôt* n. ligt, ist kaum anzunehmen, da dieses nur in der bedeutung 'aerugo, robigo' belegt ist und dem adj. *rôtag* (vgl. § 11), das in *irrôtagen* = 'aeruginare' und vielleicht in *rôtake, hrôtage* = 'rudes' (Keron gl.) belegt ist, zu grunde ligt.

Anm. hierher auch *gôrag* = got. *gaurs* zu stellen, scheint mir nicht nötig, da neben adj. **gôr* = got. *gaurs* auch ein gleichlautendes subst. wie bei *leid, sêr, jâmar* angenommen werden kann.

einag.

§ 22. ahd. *einag* = as. *ênag*, ags. *ânig* entspricht got. *ainaha*, f. *-oho*. Im got. ist *ainaha* = μονογενής: Luc. 7, 12 *sunus ainaha*, Luc. 8, 42 *dauhtar ainoho*, Luc. 9, 38 *du sunu meinamma unte ainaha mis ist*. im Hel. ist belegt: 794 M; 2186 C; 3085 C; 2975 CM *ênag barn* (794 C; 2186 und 3085 M *êgan*.) 2188 M *ênagun sunie* (C *ênigan*). bei Otfr. ist *einego* wie im got. nur sw. flectiert, und bezieht sich 11 mal auf *sun*, ferner I 22,46 *thera einigun muater*; II 2,36 *then fater einigan*, I 22,52 *mîn einega sêla*. dreimal bedeutet das substantiviert gebrauchte *einego* allein 'der einzige sohn': I 22,50 *thu bist einego mîn*; III 13,50 *quad er wâri einego sîner*; IV 29,34 *was* (die Tunica) *giweban ubar al, so man einegen scal*. im Beow.[1] ist *ânga* ebenfalls nur sw. flektiert : 375. 2997 *ângan dohtor*; 1262 *ângan brêðer*; 1547 *ângan eaferan*.

In allen dialekten tritt *einag* in erster linie zu 'sohn, tochter', also ist die ursprüngliche bedeutung von *einag* nicht allgemein = 'einzig, alleinig', sondern ganz speciell = 'einzig geboren', μονογενής, und zwar zeigt die ausschliefslich schwache flexion im got., im Beow. und bei O, sowie die erwähnte besondere verwendung bei O, dass *einag* in der bedeutung 'einzig geboren' früher meist oder nur substantiviert gebraucht worden sein muss (vgl. auch nhd. 'der junge, ein junge', aber 'ein junger mann'). die flexion als sw. subst. erhielt sich dann auch, als die bedeutung 'einzig geboren' abgeblasst (vgl. bei Otfr. zu *fater, muater, sêla*) und deshalb die ausdrückliche ergänzung 'sohn, tochter' geboten war. — das got. *ainaha* nötigt nach dem in § 13 gesagten zu der annahme, dass auch westgerm. *ainag* auf altes *ainah* zurückgeht. für die tatsache, dass durch antritt der silbe *ah* die bedeutung des grundwortes *ains* = εἷς, μόνος in der oben gezeigten richtung specialisiert wird, vermag die sonstige function des suffixes *-ah* (§ 12 ff) keine erklärung zu geben, denn es findet sich sonst got. *-ah* und ahd. *-ahi* nur an concreten substantiven.

§ 23. oder sollte hier das got. *ainaha*[2] die sekundäre und das westgerm. *einago* die primäre ältere form bieten? Dagegen

[1] die Beowulf-citate richten sich nach der ausgabe von Holthausen.

[2] vgl. auch das auffallende got. femininum Luc. 8, 42 *ainoho*, das freilich Wrede jetzt (Stamm-Heyne 11 aufl.) in die lesarten verweist.

spricht zunächst, dass wir nach § 12 ff wol im ahd. für den übergang von älterem *ah* > *ag*, nicht aber im got. für den entgegengesetzten von *ag* > *ah* analoga haben. dagegen spricht aufserdem die bildung *broþrahans* = ἀδελφοί (Mc 12,20), die wie *ainaha* 1) ebenfalls nicht recht aus der sonstigen verwendung von *ah* erklärt werden kann, 2) ebenfalls substantiviert gebraucht ist, 3) ebenfalls der sphäre des familienlebens angehört. dafür spricht die in den vorhergehenden §§ besprochene erscheinung, dass auf grund einer bedeutungsassociation *ag* auch an adj. antritt. doch kann hier von einer bedeutungsassociation, wie sie in *freidag*, *kûmag* etc. vorligt, nicht die rede sein, da sich die bedeutung von *ains* an sich noch nicht mit der der adj. auf *ag* associiert. vielmehr müste man, wie ich es bei *rôtag* getan habe, annehmen, dass die bildung *einag* aus dem bedürfnis des sprachgefühls, mit dem begriff *ein* noch das den adj. auf *ag* gemeinsame bedeutungsmoment zu verbinden, entsprungen sei. dann würde *einag* ursprünglich gegenüber *ein* = 'unus' ungefähr die bedeutung von 'der, die leider einzige' gehabt haben. die verwendung des substantivierten *einago* in der bedeutung 'der einzige sohn' fände auf diese weise ihre erklärung. denn mit 'der, die leider einzige' könnte nur 'das einzig geborene kind' bezeichnet werden, sodass ein ausdrücklich beigesetztes 'sohn, tochter' überflüssig gewesen wäre. ein analogon und damit einen beleg für die psychologische möglichkeit einer solchen bildung gibt Wilmanns § 9, 1 : 'es ist eine auffallende, ganz vereinzelte ausnahme, dass nach dem muster der substantivischen deminutiva auf *-chen* auch deminutiva von pronominibus, prädicativen adj. und adverbien gebildet werden, wenigstens in der volkssprache: *Duchen, Duchen! stillechen, stillechen!*' ferner sind hier auch die selbständigen deminutiven verbalbildungen mit ahd. *-alôn*, *-ilôn*, nhd. *-eln* zu nennen, die in der sprache der obd. kinderstube heute noch durchaus lebendig sind. die substantivischen deminutivsuffixe traten hier auch an andere wortarten an, ohne dass diese hiedurch zu eigentlichen deminutiven, d. h. verkleinerungen wurden, sie nahmen mit dem deminutivsuffix nur den gefühlswert, der den substantivischen deminutivbildungen innewohnt, in sich auf; ebenso hätte man sich auch das verhältnis von *einag* zu den primären adj. auf *ag* einer- und zu *ein* anderseits zu denken. diese auffassung von *einag* bleibt freilich eine erklärung für den übertritt von

ag > *ah*, den man dann fürs got. voraussetzen muss, schuldig; man müste dann höchstens eine analogische wirkung von bildungen wie *broþrahans*, das aber seinerseits nicht genügend erklärt ist, annehmen, und wäre zu einer solchen annahme speciell fürs got. auch berechtigt, da die bedeutung von *ag* im got. wesentlich mehr verblasst ist, als im ahd. (vgl. § 20, § 27 f.)

Anmerkung: für 'einzig, alleinig' in allgemeiner bedeutung steht im got., im Hel., Beow. und bei Otfr. mit den oben erwähnten ausnahmen immer das einfache zahladjectiv. so steht zb. im Beow. *ân* = 'einzig' bei *niht* 135, bei *bên* 428, oder: *þurh dnes cräft* 699, *ealle bûton ânum* 705 und ähnliches.

môdag.

§ 24. Das verhältnis des subst. zu dem mit ihm componierten *ag* ist der passiven bedeutung von *ag* zufolge das eines instrumentalis, zb. *gredags* 'sich durch hunger bedrückt fühlend', *rostag* 'von rost bedrückt, mit rost behaftet'. dasselbe instrumentale verhältnis des subst. zu dem mit ihm componierten adj. von passiver bedeutung ligt vor bei dem ebenfalls zur ableitungssilbe erstarrten *-haft* = lat. *captus* — im got. auch noch selbständig *liugom hafts* neben *audahafts* (vgl. Wilmanns § 379) —, ferner in vielen anderen compositionen, zb. got. *handu-waurhts* (= χειροποίητος), ahd. *fart-muodi* (= as. *sîð-wôrig*), *wazzarsioh*, *wint-durri*, as. *ellen-rôf*, *drôr-wôrag*, *heru-drôrag*, angels. (Beow.) *blôd-fâg*, *gûð-rôf*, *heaðo-mære*, *heaðo-rôf*, *heaðo-séok* ua.

§ 25. Ein anderes verhältnis zwischen subst. und *ag* möcht ich für *môdag* annehmen und zugleich eine von der bisherigen auffassung etwas abweichende grundbedeutung von *môd*. gewöhnlich wird diese, entsprechend der bedeutung von θυμός, als 'gemüt, inneres', dann auch 'erregtes gemüt' angesetzt. aus der letzteren bedeutung soll sich dann auch die bedeutung 'zorn, mut, schmerz', die *môd* in den verschiedenen german. dialekten hat, entwickelt haben.

Im Hel. ist *môdag* immer (12 mal) = 'animosus, iratus, superbus, contumax' (Schmeller); *môd* hat dagegen fast ausschliefslich die indifferente bedeutung 'gemüt, inneres, gesinnung'; nur einmal muss die bedeutung von *môd* als 'kühner mut' angenommen werden: 156 *môd endi megincraft*.

Im ahd. ist *muot* nur = 'animus, anima, spiritus, cor, pectus, mens, halitus', hat also ausschliefslich indifferente bedeutung, während *muot* 'in seiner jetzt gewöhnlichen bedeutung als gegensatz von feigheit oder verzagtheit im mhd. erst spät und selten erscheint' (Mhd. WB.); *muotag* resp. *muotec* ist auffallenderweise im ahd. nie, im mhd. sehr selten belegt, im ahd. nur *muotigi* = 'animositas' (Jun. gloss.); = 'rabies cordis' (N.) und *muotegina* = 'animae passiones' (N.) vgl. Graff II 699.

Im Beow. hat *mód* mit sicherheit die bedeutung 'mut, kühnheit' nur einmal: 1057 *nefne him wítig god wyrd forstóde ond þäs mannes mód*, dagegen 20 mal die bedeutung 'gemüt, sinn, geist, herz'; *módig* ist immer 'mutig' (vgl. Holthausen Beow.-WB.).

§ 26. Überall im westgerm. hat also *mód* in erster linie die indifferente bedeutung 'gemüt, inneres', und nur vereinzelt die von 'animositas'. ausschliefslich einen modificierten gemütszustand bezeichnet dagegen das adj. *módag*. deshalb scheint mir die bedeutung einer gemütsmodification erst secundär vom adj. aufs subst. übergegangen zu sein, letzteres aber ursprünglich nur die indifferente bedeutung 'gemüt, herz, inneres' gehabt zu haben. dann war die grundbedeutung von *módag* nicht 'durch', sondern 'in dem gemüt sich bedrückt fühlend', dh. das verhältnis von *mód : ag* nicht ein instrumentales, sondern ein modales. analoga sind zb. ahd. (Otfr.) *herz-blîdi*, as. *mód-spáhi, mód-stark*, angels. (Beow.) *mód-giómor* ua., ferner auch wendungen wie Otfr.: *fró in muate, hold in muate, muates lind, thie muotes mammunte*, Hel.: *fagan, harm an is móde*, Beow.: *he on móde wearð forht on ferhðe* u. ähnl. dasselbe modale verhältnis scheint auch in compositionen mit *mód* an zweiter stelle vorzuliegen, zb. Otfr. *frawa-muati* (neben *fró in muate*), as. *stark-mód* (= *mód-stark*), as. *ídmar-mód* (= angels. *mód-giómor*), angels. *bolgen-, gläd-mód* u. ähnl.

Die allgemeinere bedeutung 'sich im gemüt bedrückt fühlend' entwickelte sich zur engeren bedeutung von 'animosus' = 'zornig, mutig', die dann auch aufs subst. übergieng. im got. ist neben *modags* = ὀργιζόμενος (Matth. 5, 22; Luc. 15, 28) *moþs* nur in der bedeutung 'zorn' belegt: Marc. 3, 5 = ὀργή, Luc. 4, 28 = θυμός. für anord. *móþugr* gibt Egilsson neben 'animosus, vehementer cupidus' auch 'tristis, maestus' als bedeutungen an, die der bedeutung von *ag* noch näher stehen als 'zornig'. für

móþr führt er folgende bedeutungen auf: 'motus animi vehemens, ira, furor, animus, fervor animi, animi audacia, dolor animi'.

§ 27. Eine solche rückwürkung der bedeutung von *módag* auf *mód* konnte natürlich nur erfolgen, nachdem *ag* zur bedeutungslosen ableitungssilbe herabgesunken war und sich deshalb die bedeutung 'zornig, traurig' usw., die sich aus *ag* entwickelt hatte, mit dem ersten bestandteil *mód* verknüpfte. dass auch bei Ulfila diese übertragung nicht völlig klar und sicher vollzogen war, geht aus dem auffallend zaghaften gebrauch von *moþs* = zorn hervor; *ὀργή* ist 7 mal mit *hatis*, 6 mal mit *þwairhei*, *θυμός* 3 mal mit *hatis*, 3 mal mit *þwairhei*, 1 mal mit *jiuka*, beide nur je einmal mit *moþs* widergegeben. anderseits hat Ulfila wegen der jüngeren bedeutung 'zorn' auch den gebrauch von *moþs* in der alten bedeutung 'gemüt, inneres' zu gunsten von *aha*, *fraþi*, *hugs*, *gahugds*, *muns* vermieden. nur in *laggamodei* und *mukamodei* ist die alte indifferente bedeutung von *moþs* im got. belegt.

Die got. adjectiva auf *ag*.

§ 28. Neben *gredags*, *modags*, *wainags*, *audags*, die im westgerman. ihre entsprechungen haben und in den bisherigen paragraphen besprochen worden sind, sind im got. noch belegt:

unhunslags: 2 Tim. 3, 3 = *ἄσπονδος*, 'nicht opferwillig, unversöhnlich',

wulþags: Luk. 7, 25 *in wastjom wulþagaim*,
1 Kor. 4, 10 *juzuþ-þan wulþagai* (sc. *sijuþ*),
2 Kor. 3, 7 *andbahti warþ wulþag*,
2 Kor. 3, 10 *ni was wulþag þata wulþago*,
Eph. 5, 27 *wulþaga aikklesjon*,
} = *ἔνδοξος*; *δεδοξασμένος*.
Luk. 5, 26 *wulþaga* (nom. pl. n.) = *παράδοξα*.

Bei diesen specifisch got. bildungen zeigt sich dasselbe erloschensein der bedeutung von *ag* im got., das die im vorigen paragraphen besprochene bedeutungsübertragung zur folge hatte. sogar das gefühl für die stoffliche zusammengehörigkeit, das sich nach § 20 bei Otfr. als rest der bedeutung von *ag* mit der formalen gruppe der adj. auf *ag* verbindet, ist im got. verloren gegangen. der grund hierfür ligt vielleicht in bildungen wie *audags*, wahrscheinlicher aber in engeren 'stofflich-formalen proportionengruppen' (Paul Principien § 76), so **aud* : *auda*(*-hafts*):

audags = *hunsl: hunsla(-staþ): hunslags; gredus: gredags* = *huhrus:* ahd. *hungrag* = *wulþus: wulþags.*

Die ansicht Kauffmanns über den stammvocal und seine würkung auf den suffixvocal kann also für diese secundäre entwicklung im got. eine gewisse berechtigung haben. immerhin steht auch im got. diese entwicklung noch in den anfängen, denn auch den adj. auf *-eigs*, unter denen keines ist, dessen bedeutung *-ags* erwarten liefse, liegen zt. *a*-stämme zu grunde, so in *waurstweigs, witodeigs.* richtig ist die beobachtung Kauffmanns, dass die *i*-stämme fast alle *ig* haben. der grund hierfür ist aber nicht im stammvocal, sondern in der herkunft und bedeutung einerseits der *i*-stämme, andererseits von *ig* zu suchen.

Capitel II.

îg.

§ 29. An dem suffix *ig* fällt gegenüber *ag* zunächst die länge von *i*, die im got. und frühahd. noch erhalten ist, auf; wenn *ig* und *ag* nur secundäre doppelformen des idg.-*ko*-suffixes wären, müsste man neben dem kurzsilbigen *ag* auch ein kurzsilbiges *ig* erwarten. dass *ag* kein echtes suffix ist, glaub ich in cap. I gezeigt zu haben; dieselbe vermutung legt sich deshalb auch für *ig* nahe. sie gewinnt an wahrscheinlichkeit, wenn man sieht, welch deutlichen unterschied Otfr. im gebrauch der subst. + *ig* gegenüber den subst. + *lih* macht, so bei *ginâdig, kreftig, suntig: ginâd-lih, kraft-lih, sunt-lih;* es ergibt sich daraus für *îg* ein bedeutungswert, den wir noch nhd. fühlen in *gläubig* gegenüber *glaublich: gläubig* kann nur persönlich, *glaublich* nur unpersönlich bezogen werden. so werden auch bei Otfr. mit *ig* in erster linie persönliche adj. gebildet. Wilmanns § 343, 3 sagt von den adj. auf *ig*: 'die meisten dieser adj. sind von jeher ableitungen zu substantiven, besonders zu abstracten, fast gar nicht zu persönlichen.' falls demnach *ig* auf ein altes adj. zurückgeht, muss dieses eine bedeutung gehabt haben, welche bei der composition von abstractis mit *ig* ein persönliches adj. ergab.

Die form von *îg.*

§ 30. Wenn *ig* germanischen ursprungs ist, kann es nur zu *aigan* gehören, woran schon Grimm dachte, vgl. § 2. dann

muss *aigan* ein prto.-präs. der 1. ablautsreihe sein, was nur unter der voraussetzung, dass der zu erwartende pluralvocal *i* durch den singularvocal *ai* verdrängt worden ist, angenommen werden darf. einen solchen ausgleich vorauszusetzen ist man durch die analogie von got. *mag, magum*, das nur zur 5. ablautsreihe gehören kann und deshalb **mégum* erwarten liefse, berechtigt. von allen prto.-präsentien waren im german. ihrer bedeutung gemäfs sicher got. *aih* und *mag* am häufigsten gebraucht, weshalb gerade bei ihnen der ausgleich, der auf dem weg vom mhd. zum nhd. bei allen st. verben erfolgte, sehr früh eingetreten sein wird. — dagegen spricht auch nicht, dass im ahd. *kan — kunnun, darf — durfun, scal — sculun* ua. zur analogie *mag — mugun* geführt haben.

Wenn *aigan* demnach ein prto.-präs. der 1. ablautsreihe ist, gehört *îg* = got. *eigs* zu *aigan* nach demselben § 7 dargelegten bildungsprincip, nach dem *ags* zum prto.-präs. *ôg* oder (*lubja-*) *leis* zum prto.-präs. *lais* = οἶδα gehören.

Anmerkung: die tatsache, dass *ag* und *îg* (und got. *leis*) als adj. zu **agan, *îgan* (**lîsan*) gebildet und sehr häufig in der verbindung mit *wesan* an stelle der verba gebraucht waren, steht vielleicht mit dem aussterben dieser präsentia in ursächlichem zusammenhang.

Die bedeutung von *îg*.

§ 31. Gegenüber got. ahd. *aigan* und *haban* (*habên*) hat nhd. 'haben', auch in der function eines vollverbs, eine sehr abgeschwächte bedeutung. im nhd. kann man zb. von einer ,behauptung' sagen, sie 'habe' oder gar 'besitze eine gewisse berechtigung'. bei 'besitzen' fühlen wir noch, dass es, streng genommen, nur ein persönliches subject bei sich haben dürfte. dasselbe gilt auch für got. ahd. *aigan* und *haban*. im got. haben *aigan* und *haban* entsprechend griech. ἔχειν nie ein unpersönliches subj. bei sich, denn auch bei einem gebrauch wie in Marc. 4, 5 und 6, wo es vom samenkorn heifst: *ni habaida airþa, ni habaida waurtins*, ligt eine art personification vor. auch bei Otfr. haben *aigan* und *habên* ein unpersönliches subject nur in der seltenen bedeutung 'enthalten' bei sich: H. 89 *eigun ouh thio buah thaz*. v 12, 5 *eigun uns thiu gotes werk harto mihilaz giberg*. I 20, 23 *iz ni habênt livola*. also hat

auch ein zu *aigan* gehöriges adj. *ig* nicht einfach die bedeutung 'habend', sondern etwa 'persönlich habend'. deshalb kann *ig* ursprünglich nur an substantiva von einem bedeutungsinhalt, dessen besitz einem menschen zugesprochen werden kann, antreten und ein subst. + *ig* nur persönlich bezogen werden.

Anmerkung 1: ein genaues analogon zu *ig* bildet das als zweites compositionsglied im angels. öfter verwendete part. prto.-praes. *âgend*; im Beowulf finden sich: *mægen-âgend* = ahd. *maganig*, *meginig* (Graff II 621); *blǣd-âgend*, entsprechend angels. *hrêmig*, got. *hroþeigs*. keine entsprechungen mit *ig* haben *folc-âgend*, *bold-âgend*, ferner *bord-*, *lind-*, *rond-*, *searo-hæbbend*. möglich ist, dass zu einer zeit, wo *ig* noch voll verstanden wurde, auch ein concreter besitz dem menschen mit *ig* zuerkannt werden konnte und die herausbildung des besonderen gebrauchs, mit *ig* nur zu abstractis persönliche adj. abzuleiten, erst später erfolgte.

Anmerkung 2: das negative seitenstück von *ig* zu *aigan* ist *laus* zu *liusan*; so steht im got. *witodeigs* neben *witoda-laus*. der persönliche charakter, den ich für *ig* vindiciert habe, liefse sich aus ähnlichen gründen auch für *laus* erwarten. tatsächlich tritt jedoch *laus*, das immer seinen charakter als selbständiges nomen gewahrt hat, in den verschiedenen german. dialekten auch an solche substantiva an, die eine persönliche beziehung unmöglich machen, wie zb. in got. *andi-laus* = Hel. *endi-lôs*, während persönliche negative eigenschaften meist durch negation der persönlichen adj. auf *ig* ausgedrückt werden, zb. Otfr. *unsitig*.

§ 32. Grimm sagt s. 308, der gedanke, *ig* aus *aigan* zu erklären, befriedige nicht recht, 'weil die allgemeinheit des begriffs '-habend' für viele adj. beider classen (*ig* und *ag*) und dann wider lange nicht für alle der *eig*-classe gerecht ist.' dass die bedeutung 'persönlich habend' für viele adj. der *ag*-classe, nämlich für die in gruppe I (§ 10), passt, ist nach dem im cap. I gesagten selbstverständlich, da in der inhaltsreicheren bedeutung von *ag* = 'sich bedrückt fühlend von' die allgemeinere bedeutung von *ig* = 'persönlich habend' unter anderem auch enthalten ist, weshalb die allgemeine bedeutung für die specielle ohne logischen widerspruch eintreten kann, nicht aber umgekehrt. — zu der ansicht, dass die bedeutung 'habend' lange nicht für alle adj. der *eig*-classe stimme, kam Grimm durch seine belege, die er aus den verschiedensten ahd. quellen und zeiten bis Notker gewonnen hatte. als absolut sichere zeugnisse des sprachgebrauchs dürfen aber die aus glossen und interlinearversionen gewonnenen be-

lege nicht genommen werden, da sich der glossator den reich entwickelten lateinischen ableitungsmöglichkeiten gegenüber wol oft in einer zwangslage befand, in der er zu bildungen griff, auf die das naive sprachgefühl kaum verfallen wäre. sehr wenig besagen ferner die jüngeren ahd. belege, da schon bei Otfr. die bedeutung des suffixes nicht mehr rein erhalten ist. ich habe deshalb meine untersuchung auf Otfr., Hel. und Ulf. beschränkt.

Substantiva + *ig* bei Otfr. und im Hel.

§ 33. Die länge, die in got. *eigs* immer (aufser *gabigs* vgl. § 44) erhalten ist, ist im Hel. (vgl. Holthausen As. elem.-buch § 133), möglicherweise auch bei Otfr. (vgl. Wilmanns § 343, 1) gekürzt; von der zugehörigkeit von *ig* zu *eigan* wurde im as. und ahd. sicher nichts mehr empfunden. von der selbständigen bedeutung erhielt sich bei Otfr. und dem Hel.-dichter höchstens noch das gefühl für die stoffliche zusammengehörigkeit der adj. auf *ig* auf grund der ihnen gemeinsamen persönlichen bedeutung. aber schon treten neben der überwiegenden mehrzahl der subst. + *ig* als persönlicher adjectiva auch bildungen von ausgesprochen unpersönlicher bedeutung auf.

Der bedeutung der zu grunde liegenden subst. zufolge sind als persönliche adj. gebildet:

Otfr.: *flizig*, *(un-)fluhtig*, *kreftig*, *kunftig*, *(un-)giloubig*, *(um-)mahtig*, *ummezzig*, *ginâdig*, *nîdig*, *unsitig*, *sculdig*, *suntig*, *thuldig*, *giweltig*, *(un-)wirdig*, *giwurtig*.

Hel.: *aðalburdig*, *mêndâdig*, *fluhtig*, *balo-*, *nîth-hugdig*, *un-gilôbig*, *lubig*, *mahtig*, *ginâdig*, *(un-)suntig*, *(un-)skuldig*, *strîdig*, *eli-thiodig*, *thurftig*, *giweldig*, *willig*, *wirðig*, *wlitig*, *(ungi-)wittig*.

als unpersönliche adj.: Otfr.: *ôstrig*, *stetig*, *wintirig* und *heistig* (?).

Im Hel. sind also alle (18) von einem subst. abgeleiteten adj. auf *ig*, und bei Otfr. fast alle (16 von 20) als persönliche adj. gebildet. die 4 unpersönlichen adj. finden sich je einmal bei Otfr.:

heistig: III 13, 6 *heistigo biscoltan*; zu got. *haifsts*? (Graff IV 1063).

stetig: V 17, 31 *er ubarfuar polonan then stetigon*; nicht, wie Graff VI 646 will, = *stâtig*, das aus *stâti* erweitert ist,

sondern = subst. *stat* (ort, stelle) + *ig* = 'die (selbe) stelle inne habend, feststehend'.

wintirig III 22, 3 *wintiriga zît* 'zeit des winters'.

ôstrig II 11, 59 *zi then ôstrigen gizîtin* 'zu den zeiten der ostern'.

Alle 4 bildungen sind bezeichnenderweise sonst ahd. nach Graff nicht belegt; für die beiden letzteren steht sonst ahd. *ôstar-lîch, wintar-lîch*.

Anmerkung: wie Kauffmann Beitr. 12, 201 ff. richtig bemerkt, sind unter diesen adj. auf *ig* auffallend viele, denen ein substantivischer *i*-stamm zugrunde ligt, zb. *fluht, kraft, kunft, maht* ua. der grund ist nach der § 31 entwickelten bedeutung von *ig* sehr naheliegend; die mehrzahl der *i*-stämme sind verbalabstracta und bedeuten ursprünglich eine eigenschaft, fähigkeit, tätigkeit oder sonstige abstraction mit beziehung aufs handeln, können also nicht mit *ag*, das einen nachteiligen zustand bedeutet, sondern nur mit *ig* componiert werden. unter den *ig*-adj. Otfrids ist keines, dessen bedeutung *ag* angemessener wäre als *ig*, dagegen ligt dem Otfridischen *nôtag* ein *i*-stamm zugrunde!

Die beziehung der adj. auf *ig*.

§ 34. Nicht alle mit persönlicher bedeutung gebildeten adj. auf *ig* haben ihren persönlichen charakter bei Otfr. und im Hel. auch in der syntaktischen beziehung gewahrt. derselbe ungenaue übertragene gebrauch, wie er in nhd. 'ein kräftiger schlag, eine fleifsige, faule arbeit' vorligt, findet sich schon ahd. und as.

Bei Otfrid sind nur persönlich bezogen:

flîzig I 1, 107 *sie sint flîzig; giloubig* I 4, 76. II 12, 12. III 25, 13. V 6, 26; *ungiloubig* I 4, 43. I 15, 43; *(um-)mahtig* I 7, 9. V 9. 25. III 14, 68; *unsitig* H. 121 *thie unsitig wârun; sculdig* IV 19, 70 *er wâri filu harto sculdig*; *suntig* 12 mal (vgl. *suntlîh* § 57); *giweltig* I 3, 43. IV 23, 37. IV 34, 17. V 20, 18; *giwurtig* II 8, 36 *thaz dâtun sie giwurtig* (nicht notwendig, wie Kelle O-WB. will. adverbialer acc. sgl. n., sondern eher ein aus reimzwang gebrauchter unflectierter nom. pl., vgl. Braune Ahd. gramm. § 247, = 'als willige, unverdrossene', zu *giwurt*, 'freude, behagen'.

persönlich und unpersönlich bezogen:

(un-)fluhtig: IV 1, 10 *er was unfluhtig;* III 26, 45—46 *sie sint fluhtig thera dâti, erqueman thero werko fluhtigero githanko* ('unter flüchtigen gedanken sind tropisch gedanken verstanden, die auf die flucht gerichtet sind.' Kelle).

kreftig: persönlich bezogen: III 2, 18. III 24, 78. IV 12, 61. V 9, 26; und auch zu *hant* III 25, 18. V 17, 12; *lêra* I 27, 4; *suht* III 23, 6; *gilouba* IV 37, 15 (vgl. *kraft-lîh* § 57).

kunftig: I 27, 23 *helias-*, III 6, 52 *forasago-*, *ther kunftig* (-*er*) *ist*; und auch III 12, 20 *kunftigo dâti*.

ginâdig: persönlich bezogen: I 13, 6. I 26, 9. I 2, 52. III 17, 33. IV 13, 41. H. 158 und auch III 17, 26 *ginâdigero worto* (vgl. *ginâd-lîh* § 57).

nîthig: V 21, 16 *nîthigun alle* und auch zu *muat* III 14, 118; *githank* V 23, 113.

thuldig: III 19, 2 *thaz wir thuldige sîn*; und auch III 11, 18 *thuldigaz herza*.

wirdig: 19 mal persönlich bezogen, so auch V 17, 21 *thiu erda* = die menschen; und auch S. 7 *thaz wirdig ist thes lesannes*.

Zu diesen adj. möcht ich auch stellen:

ummezzig, obgleich es nur einmal, und da unpersönlich bezogen, belegt ist: V 23, 93 *ummezzigaz sêr*. aber es hat neben sich auch eine ableitung mit *lîh*: IV 5, 12 *um-mez-lîcha burdin*, was sonst nur bei persönlichen adj. der fall ist; als persönliches adj. wird *ummezzig* die bedeutung 'intemperans' gehabt haben.

§ 35. Im Hel. (und der Gen.) sind nur persönlich bezogen: *aðal-burdig* Gen. 259; *mêndâdig* 2472. Gen. 187; *fluhtig* Gen. 75 *fluhtik skalt thu libbean*; *balo-*, *nîth-hugdig* 616. 1056. 4721. 5081; *ungilôbig* 3006; *ginâdig* 1319. 2248. 3275. 5602; *(un-)sundig* 1363. 2106. 2123. 2722. 3894. 5019. 5857. Gen. 254; *(un-)skuldig* 752. 3086. 3820. 4592. 5232. 5319. 5647; *strîdig* 3990. 4854; *eli-thiodig* 2819 (zu *eli-thioda*); *thurftig* 525. 1541. 1966. 2304; *giweldig* 3185; *willig* 3399; *(ungi-)wittig* 569 (C *giwittig*, M *wittig*). 1818 (C *ungiwitgon were*, M *ungiwittigon*). (während *wittig* zu *(gi-) wit* gehört, scheint das 3718 in M belegte *witig* anderen ursprungs und gleich ahd. *wîzag* zu sein, da in C *wîtag* steht: *wîtag wârsago*).

persönlich und unpersönlich bezogen:

lubig, *liubig*: Gen. 203 und 218 persönlich bezogen; und auch 2475 *the lubigo gilôbo*.

mahtig: sehr oft zu *god, krist, drohtin, fiund, fader* etc.; und auch zu *word* 863. 3934; *têkan* 5621; *giscapu* 337; *thing* 423. 4645. 5674 (vgl. *mahtig-lîk* § 62).

wirðig: meist, *barwirdig* nur (2932, 4597) persönlich bezogen; und auch 1853 *silobar nec gold;* 1183. 5092 *word;* 2885 *that;* 4000 *ferah.*

wlitig: 271 *wîbo wlitigost;* und auch 201 *wangun;* 1393 *lioht.*

Analogiebildungen.

§ 36. Neben subst. + *ig* finden sich bei Otfr. und im Hel. auch mehrere secundäre bildungen mit *ig*, denen ein adj. zugrunde ligt:

Bei Otfrid:

brûzig: II 12, 33 *themo brûzigen man.* adj. *brûz(-i)* ist zu erschliefsen aus dem adj.-abstr. *brûzî.*

emmizig: III 17, 66 und IV 31, 36 *skalk;* IV 8, 22 *giknihti.* adj. *emmiz(-i)* ist zu erschliefsen aus dem adverbialen dat. plur. *emmizen* neben *emmizigen* bei Otfr.

kûmig: I 4, 49 *kûmig bin ih;* III 4, 16 *einan altan kûmigan;* III 4, 34 *themo kûmigen man;* III 23, 5 *Lazarus ward kûmig.* adj. *kûm(-i)* zu erschliefsen aus adv. *kûmo.* — (vgl. auch § 21).

unlastarbdrig: III 17, 68 *er ist* —; sonst ahd. oft *-bâri.*

ôt-muatig: I 7, 16 *thio ôtmuatige;* daneben bei Otfr. subst.: *ôt-muati* und die adjectiva *dump-, fast-, frawamuati.*

ubbig: V 1, 18. 24. 30. 36. 42. 48 *nist wiht in themo boume* (kreuz) *thaz thar ubbigaz (ubbiges) sî.* zu adj. *uppi,* Graff I 88.

sâlig: 13mal persönlich bezogen, ferner: I 2, 58 *sêla;* I 3, 27 *bluama;* I 17, 6 *giburt;* II 8, 4 *zît;* IV 34, 4 *lîch.*

Zu adj. **sâli* = got. *sêls* (*i*-stamm), falls man nicht lieber ein subst. *das *sâl*, wie *das heil* neben adj. *heil*, annehmen will, wogegen allerdings das adjectiv-abstractum *sâlida* spricht.

ubil-, wola-willig: III 17, 7 *so sie ubilwillig wârun;* III 10, 17 *thio wolawilligun man:* aus-*willi*, vgl. *ein-willi,* Graff I 826, und bildungen wie *dump-muati.*

Im Hel. und Gen.-fragm.

frêðig: = ahd. *freidi, freidig.* Gen. 75: *frêðig scalt thu libbean* (vgl. auch § 21).

eli-landig: 5139 *elilandiga man* M (C *elilendiga*); und auch 345 CM *thea elilendiun man.*

-môdig: 4948 CM *gêl-môdig;* 3137 CM *hard-môdig;* 5247 CM *slið-môdig;* 2705 CM. 775 M. 4169 C *oƀar-môdig;* und auch 775 C. 4169 M *oƀarmôdi,* und sonst immer *hriwig-, jâmar-, oƀar-, ôd-, sêrag-, slîð-, stark-, dol-, frah-, frô-, gêl-, glad-, thrîst-, wêk-, widar-, wrêð-môd(i).*

sâlig: sehr oft persönlich bezogen, aber auch 1024 *sinlîf;* 3477 *thing* (vgl. *salig-lik* § 62).

tômig: 2616 CM *allaro manno gihwilic mênes tômig;* und auch 2319 CM. Gen. 251 *sundeono tômi;* Gen. 13 *thero wâron wit bêdero tuom* (hunger und durst).

gôd-willig: 421 *gumo;* Gen. 198 *man.*

Hierher gehören auch:

-hugdig: 823 *arm-hugdig idis;* 4811. 5355 *gram-hugdig man;* 5201 *wrêð-hugdig man,* während *balo-, nîð-hugdig* ein subst. *balo-, nîð-hugd* (vgl. *balo-dâd, nîð-hugi*) voraussetzen, vgl. § 33.

§ 37. Diesen adj. ist gemeinsam eine ausgesprochen persönliche bedeutung; dass eine solche urspr. auch *ubbig* und dem zugrunde liegenden *ubbi* zukommt, beweist *ubper* = 'maleficus' im Reichenauer bibelglossar (Graff I 88). auch in der syntaktischen beziehung kommt diese bedeutung noch gut zum ausdruck, nur *sâlig* und *ubbig* sind auch unpersönlich bezogen. es hat hier also, wie bei den § 21 besprochenen adj. auf *ag,* eine stoffliche association der diesen bildungen zugrunde liegenden adj. mit den adj. auf *ig* stattgefunden, die den formalen übertritt zu diesen letztern nach sich zog. die zugrunde ligenden adj. sind, soweit sie belegt sind, sämtlich *ja*-stämme: *-bâri, -muati, *sâli* = got. *sels(i*-st.), *-willi, ubbi, freidi, -landi,* as. *tômi,* und auch bei den übrigen adj. steht nichts im weg, einen *ja*-stamm als grundwort anzunehmen. der übertritt zu der *ig*-classe auf grund einer bedeutungsassociation lag demnach aus mechanischen gründen für die adjectivischen *ja*-stämme näher, als für die *a*-stämme, bei denen er aber gelegentlich auch erfolgte, zb. *fizus* neben *fizusig.* — hierher gehört auch das schon im Tatian belegte *lebentig,* das die wesentlichste menschliche eigenschaft bezeichnet; hier war der übertritt so vollständig, dass schliefslich auch eine rhythmische analogiebildung nach der über-

wiegenden mehrzahl der adj. auf *ig*, die den accent naturgemäfs auf der dem *ig* vorausgehnden silbe trugen, erfolgte; diese accentverschiebung vollzog sich wol stufenweise, zunächst von *lébentig* zu *lébéntig*, entsprechend den gleichzeitig übertretenden *gél-mòdig*, *gód-willig* und dann erst zu *lebéntig* wie *gilóubig*, *ginádig*, *giwéltig* ua.

Anmerkung 1. der psychologisch motivierte übertritt zur *ig*-classe konnte bei einem part. präs. natürlich nur dann erfolgen, wenn dieses gegenüber dem verbum einigermafsen isoliert war, dh. seine verbale bedeutung eines zeitlich begrenzten vorgangs in die adjectivische bedeutung einer bleibenden eigenschaft gewandelt hatte. im ahd. ist nach Graff neben *lebentig* nur noch die psychologisch verständliche bildung *tobentig* belegt. willkürliche weiterbildungen des part. praes. mit dem suffix *ig* entstehen erst im frühmhd., zb. *lachendic* (Hartmann Vom glauben), *gluondig* (Lampr. Alex. und Wolfr.), *brinnendec* (Wolfr.); späteres Germ. 26, 271.

Anmerkung 2. ob auch *meistig* = 'potissimum, praesertim' (O. IV 12,10 *bi thiu meistig zóh ih iuih*) als solch eine analogiebildung oder anders aufzufassen ist, ist nicht zu entscheiden, da sich die bedeutungsentwicklung von einem persönlichen adj. zu *meistig* = 'potissimum, praesertim' nicht mehr feststellen lässt.

§ 38. Nach § 33 kann von dem gefühl dafür, dass die adj. auf *ig* persönliche bedeutung haben, bei Otfr. nicht mehr viel vorhanden gewesen sein. deshalb können auch die § 36 genannten analogiebildungen kaum vom sprachgefühl Otfrids vollzogen sein; sicher ist das nicht der fall bei den adj. *brûzig*, *emmizig*, *kûmig*, *sâlig*, *ubbig*; eher wäre bei *-bârig*, *-muatig*, *-willig* daran zu denken. nach dem verblassen der persönlichen bedeutung von *ig*, das in bildungen wie *wintirig* und ferner in der unpersönlichen beziehung von persönlichen adj. zum ausdruck kommt und mit dem absterben der bedeutung von *lih* hand in hand geht, stellt sich als folge des alten psychologisch motivierten übertritts der adjectivischen *ja*-stämme zur *ig*-classe auch ein rein formal analoger übertritt ein, der sich mit der alten bedeutung von *ig* nicht verträgt; so in as. *gibidig* (= angels. *gifede*), das im Hel. 5mal belegt ist, daneben aber auch noch die alte form *gibidi* 195 C.

Anmerkung: neben alten primären bildungen mit *ig* stehn in C mehrfach formen auf *-i*: *mahti* für *mahtig* 2581. 4229. 4766; *magti* 1378; *al(o)- mahti* 245. 2957; *mahtina* 753. 996. 4079. 4137; *mahti- lic* 2349; *hriwi* für *hriwig* 5612; *sculdi* für *sculdig* 5232; *wirthi* für *wirdig* 1853; *wliti* für *wlitig* 1393. gewöhnlich

sieht man hierin eine rein lautliche erscheinung, vgl. Holthausen As. EB. § 234. möglich ist auch, dass bei diesen nebenformen das oben constatierte gleichwertige nebeneinander von *i*- und sekundärem -*ig* (*tômi* und *tômig*, -*môdi* und -*môdig* etc.) in umgekehrter richtung analogiebildend mitgewürkt hat.

einig.

§ 39. Gegenüber dem gemeingerm. *einag*- got. *ainaha* = 'einzig' ist *einig* = 'irgend einer' eine jüngere nur westgerm. bildung. im westgerm. hat *ein* neben der alten ursprüngl. bedeutung als zahladjectiv = 'unus' auch die abgeschwächte bedeutung von 'aliquis unus', *εἷς τις*. von dieser bedeutung aus muss ahd. *einig*, angels. *ǣnig*, as. *ênig* gebildet sein, und zwar ligt meiner ansicht nach bei der bildung von *einig* ein psychologischer vorgang zu grunde, den ich als erklärungsmöglichkeit für *einag* in § 23 näher ausgeführt habe. im einzelnen fall kann *ein* wol persönliche bedeutung haben, aber diese ligt an sich nicht in *ein* = aliquis. deshalb muss bei der weiterbildung von *ein* > *einig* ein bedürfnis des sprachgefühls, der bedeutung von *ein* das für die adj. auf *ig* charakteristische persönliche bedeutungsmoment zu addieren, würksam gewesen sein. gegenüber dem allgemeinen indefinitum *ein* ist also *einig* ursprünglich nur persönliches indefinitum. mit dem absterben der persönlichen bedeutung der adj. auf *ig* wurde *einig*, ebenso wie die anderen adj. auf *ig*, auch unpersönlich bezogen, so beides gleich oft im Hel. (ich zähle 40 mal persönliche, 38 mal unpersönliche beziehung). in unpersönlicher beziehung steht im Hel. *ênig* nur attributiv (*ênig fruma*, *êniga sundea*, *helpa* ua.), während es, persönlich bezogen, meist absolut mit dem teilungsgenetiv steht (*ênig wero*, *liudeo* ua.). diese verwendung ist daher wol die ursprüngliche, aus der sich die als attributives adj., das dann auch zu unpersönlichen subst. trat, erst entwickelte. in attributiver verwendung hat sich *ênig* bei unpersönlichen subst. so weit von seinem grundwort *ein* entfernt, dass es sogar in den plural tritt: Hel. 263 *te ênigun frêsun*, 1848 *mid ênigun medmun* und ähnlich 1897. 5700. 5721. besser als im Hel. zeigt sich die ursprünglich persönliche bedeutung von *einig* im Beowulf: *ǣnig* ist 23 mal persönlich, 12 mal unpersönlich, *nǣnig* 7 mal persönlich, 2 mal unpersönlich bezogen. auch hier steht bei persönlicher beziehung *ǣnig* (*nǣnig*) oft absolut mit teilungsgenetiv, zb. 157 *nǣnig witena*,

ähnlich 242. 474. 691. 779 uö.; bei unpersönlicher beziehung findet sich wie im Hel. auch plural: 932 *ênigra wêana*. bei Otfr. ist die form *einig* = 'irgendeiner' auffallender weise gar nicht belegt. es findet sich nur *einigo* gleichbedeutend neben *einago*, vgl. § 20. dagegen steht neben *thehein* und *nihein* völlig gleichbedeutend und persönlich wie unpersönlich bezogen *theheinig*, *niheinig*.

theheinig I 1, 96 *in thehéinigemo thiete*; I 1, 30 *âna theheiniga dkust*; II 7, 47 *thaz si thiheining rédina*; V 11, 14 *âna theheinig zwîfal*; I 5, 30. IV 37, 46. V 6. 60 und 63. V 21, 22. V 25, 92. V 25, 102 *âna theheinig ênti*.

niheinig V 19, 3 *nist nihéinig siner drût*; I 2, 22 *bi nihéinigemo nide*; II 12, 75 *bi nihéinigeru fâru*.

êwig, êwînig.

§ 40. *êwînig* ist eine interessante compromissform, die nur Otfr. eigen ist. die alte form ist *êwîn* = got. *aiweins*, das im Tatian und einmal im Hel. (1796 C *te them êwînon rîkie*) erhalten ist. das suffix *-în* hatte sich in seiner bedeutung zur ausschliefslichen bildung von stoffadjectiven verengert, wozu die bedeutung von *êwîn* nicht mehr stimmte. während sich aber *-în* in seiner function verengte und specialisierte, erweiterte und verflachte sich die bedeutung von *ig*. deshalb wurde *êwîn*, das stofflich gegenüber den anderen adj. auf *în* isoliert war, auch formal aus der gruppe entfernt und in die der adj. auf *ig* übergeführt, — die kehrseite desselben psychologischen processes, der zu den § 21. § 36 besprochenen analogiebildungen geführt hat. der übertritt zu den adj. auf *ig* vollzog sich meist in der art, dass *ig* an stelle von *în* trat, so auch im Hel. *êwig* (einmal *êwîn*), bei Otfr. aber durch einfache addierung von *ig*: *êwînig*.

hebig, gihôrig.

§ 41. *hebig* wird gewöhnlich als frühester beleg für adj. auf *ig*, die direct von verbum gebildet sind, in anspruch genommen. dagegen spricht das alter des wortes, das auch im as. und ags. belegt ist, und besonders die bedeutung. die bei Wilmanns § 347 aufgeführten ahd. beispiele von deverbativen adj. auf *ig* haben alle die verallgemeinerte bedeutung des part. praes. der betreffenden verba: *birig* fruchtbar, 'tragend', *bîzig* beifsend, *gifellig* gefallend, *gifolgig* anhängend, *gihengig* zustimmend, *durhliuhtig* = *durh-*

liuhtenti = 'perlucidus' (Graff II 150), *sûmig* säumend. *hebig* = erheblich, 'gewichtig' ist dagegen nicht ein verallgemeinertes 'hebend', sondern eher passivisch 'gehoben werdend.' also kann *hebig* nicht direct von *hafjan* abgeleitet sein. vielmehr nehm ich zu got. *hafjan* ein verlorenes subst. **haf* oder **hafs* an, wie got. *biuþs* : *biudan*, *gagg* : *gaggan*, *gild* : *gildan*, *grets* : *gretan*, *frius* : ahd. *freosan*, *galiug*: *liugan*, *stiks*: ahd. *stehhan*. wie *gild* 'das was gegolten, gezahlt wird, den zins, die abgabe', *stiks* 'das was gestochen wird, den punct' bedeutet, so muss auch **haf(s)* 'das was gehoben wird, das gewicht' bedeutet haben. aus der sinnlichen bedeutung 'gewicht' entwickelte sich die übertragene 'einfluss, bedeutung, wichtigkeit' (vgl. in 'wichtig' dieselbe entwicklung), von der aus *hebig* als persönliches adj. 'einfluss, bedeutung habend' gebildet wurde. diese bedeutung von *hebig* ist als einzige bei Otfr. belegt, allerdings sowol persönlich, als auch, und zwar viel öfter, unpersönlich (= nhd. 'wichtig') bezogen: I 27, 5 *er ni was so hebiger*; IV 2, 29 *thiob hebiger*; IV 13, 47 *ni wâri ther fiant so hebiger*; IV 22, 13 *skâhari hebiger*; und auch: I 4, 62 *werk*; I 15, 31 *zeichan*; I 17, 16 *wuntar*; I 22, 28 *ila*; I 22, 53 *waz iz so hebigaz*; I 23, 36 *wort*; III 14, 117 *nid*; III 17, 1 *lêra*; III 20, 67 *gisliz*; IV 13, 31 *wig*; I 15, 40. II 8, 13. III 18, 1. IV 20, 16. V 19, 2 *thing*.

Dass die verwaiste bildung so früh als es das erlöschende gefühl für die bedeutung von *ig* erlaubte, sich an das verbum anlehnte und von ihm aus eine neue sinnliche bedeutung erhielt, ist erklärlich; so auch bei Otfr. einmal in dem von *hebig* abgeleiteten *hebigî*: V 4, 18 *thes steines hebigi*, aber auch: V 20, 7 *quimit ther gotes sun mit michileru hebigi*. im Hel. ist *hebig* nur einmal und da mit sinnlicher bedeutung belegt: 1707 *hard trio endi hebig*.

Wie *hebig*, so wird auch gewöhnlich das as. *gihôrig* (Hel. 68. 82. 837. 2115. 2981. Gen. 169, immer persönlich bezogen) als eine deverbative bildung angesehen; von der bedeutung aus lässt sich gegen diese annahme nichts einwenden; *gihôrig* wäre also nach dem über *hebig* gesagten im Hel. u. bei Otfr. das einzige direct vom verbum aus gebildete adj. auf *ig*. sehr auffallend ist, dass zum selben 'verbum' bei Otfr. mehrfach die synonyme ableitung mit *-sam* belegt ist: *hôrsam*, *gihôrsam*. Wilmanns § 373, 3 sagt: 'da ein subst., das als stammwort gedient haben könnte, nicht nachweisbar ist, wird man das wort als verbale ableitung ansehen

können.' dann wäre *(gi-)hôrsam* die älteste und im ahd. einzige eindeutig deverbative bildung mit *-sam* (vgl. Wilmanns ebda.). bei Otfr. ist sonst noch belegt *fridu-sam*, *lobo-sam*[1], *wunni-sam*. es ligt deshalb die vermutung sehr nahe, dass sowol in *(gi-)hôr-sam* als auch in *gihôrig* ein verloren gegangenes subst. steckt, von dem möglicherweise auch das verbum got. *hausjan*, ahd. *hôren* abgeleitet ist.

Die got. bildungen auf *eig*.

§ 42. Subst. + *eigs* sind folgende im got. belegt: *ansteigs*, *usbeisneigs*, *hroþeigs*, *laiseigs*, *listeigs*, *mahteigs*, *andanemeigs*, *þiuþeigs*, *uhteigs*, *gawairþeigs*, *witodeigo*, *waurstweigs*, *gawizneigs*.

Wie weit Ulfila den charakter der adj. auf *eigs* noch gefühlt hat, ist schwer festzustellen; er gibt in seiner übersetzung womöglich einen griech. stamm mit seinen verschiedenen ableitungen auch im got. mit ableitungen zu ein und demselben stamm wider und verwendet dabei das suffix *eigs* öfter zur bildung von unpersönlichen adj.; so hat er neben *witoþ* = *νόμος* ein dem griech. *νομίμως* entsprechendes *witodeigo* (1 Tim. 1, 8. 2 Tim. 2, 5.), das, auch abgesehen von der adverbialen verwendung (vgl § 45), in seiner bedeutung 'gesetzmäfsig, gesetzlich' nicht zur urspr. bedeutung von *eigs* stimmt. so ist auch *magan* = *δύνασθαι*, *mahts* = *δύναμις*, *(un-)mahteigs* = *(ἀ)δύνατος*. dabei übernimmt Ulf. die doppelte bedeutung von *δυνατός* = 'mächtig' und 'möglich' ohne weiteres auch für got. *mahteigs*, das nur die persönliche bedeutung 'mächtig' haben kann. zu got. *waurstw* = *ἔργον*, *waurstwa*, *waurstwja* = *ἐργάτης*, *waurstwei* = *ἐργασία* ist *waurstweigs* = *ἐνεργής*, *ἐνεργούμενος* 'würksam' gebildet und nur unpersönlich bezogen: 1 Cor. 16, 9 *haurds*; 2 Cor. 1, 6 *naseins*; Gal. 5, 6 *friaþwa*; Gal. 2, 8 *waurstweig gataujan* (c. dat.) = *ἐνεργεῖν* 'würksamkeit geben'. neben *þiuþ* n. = *τὸ ἀγαθόν*, *þiuþjan* = *εὐλογεῖν* steht *þiuþeigs* = *ἀγαθός*. persönlich (Mc. 10, 17 u. 18; Luc. 6, 45; Luc. 18, 18 u. 19) und unpersönlich (Röm. 7, 12 u. 13; Luk. 6, 45) bezogen, ferner, nur persönlich bezogen, = *εὐλογητός* (Marc. 14, 61; Luc. 1, 68; 2 Cor. 11,31) und auch = *καλός* (Matth. 7, 18 zu *bagms* u. *akran*).

§ 43. Die griechischen, vom subst. abgeleiteten verba bildet Ulf. gern mit dem entsprechenden *-eigs wisan* nach:

[1] In *lobo-sam* scheint Otfr allerdings schon eine umfühlung und umformung der alten substantivableitung zur deverbativbildung *(lobôn)* vollzogen zu haben.

ansteigs wisan = *χαριτοῦν* (Eph. 1, 6); *ansts* = *χάρις* (vgl. ahd. *enstig*).

usbeisneigs wisan = *μακροθυμεῖν* (1 Cor. 13, 4 *friaþwa usbeisneiga ist*; 1 Thess. 5, 14); *usbeisns* = *μακροθυμία*.

gawairþeigs wisan = *εἰρηνεῖν* (Mc. 9, 50); *gawairþi* = *εἰρήνη*. nicht belegt sind die subst. zu

uhteigs wisan = *σχολάζειν* (1 Cor. 7, 5); = *εὐκαιρεῖν* (1 Cor. 16, 12, wo *uhteigs* in *uhtiugs* verschrieben ist); dazu *uhteigo*, *unuhteigo* = *εὐκαίρως, ἀκαίρως* (2 Tim. 4, 2). zu dem nicht belegten grundwort ist got. *uhtwo* eine ableitung; der bildung und bedeutung nach entspricht *uhteigs* genau ahd. *muozig* = 'mufse habend, müfsig'.

gawizneigs wisan = *συνήδεσθαι* (Röm. 7, 22); vgl. *andawizns*.

ähnlich auch:

hroþeigs: *guda ustaiknjandin hroþeigans uns* = *θριαμβεύοντι ἡμᾶς* (2 Cor. 2, 14).

Bei diesen adj. ist die persönliche bedeutung von *eigs* noch deutlich zu erkennen, ebenso auch bei:

listeigs, 2 Cor. 12, 16 *wisands listeigs*; aber auch: Eph. 4, 14. *du listeigai uswandeinai*.

laiseigs ist eine nicht sehr glückliche übersetzung von *διδακτικός* in der doppelten bedeutung 1) = 'zum lehren geschickt' 1 Tim. 3, 2 *skal aipiskaupus laiseigs wisan*. 2.) = 'gelehrig' 2 Tim. 2, 24 *skalks fraujins skal laiseigs wisan*. das zu grunde liegende subst. = ahd. *lêra* ist got. nicht belegt.

andanemeigs führen Kluge § 206 und Wilmanns § 345, auf Grimm s. 309 fufsend, neben *andanems* als got. beleg für *eigs* an adj.-stämmen an, wo *-eigs* 'als blofse wucherung auftritt, die weder den redeteilcharakter noch den sinn bestimmt'. *andanems* ist = 'angenehm, willkommen', *δεκτός, ἀπόδεκτος*, *waila andanems* = *εὐπρόσδεκτος*; dagegen *andanemeigs* = *ἀντεχόμενος* 'gern annehmend, festhaltend' (Heyne-Wrede); ersteres hat also passiven, letzteres aber activen sinn; deshalb kann *andanemeigs* nicht vom adj. *andanems*, sondern nur vom subst. *andanem* = *λῆψις* (Phil. 4, 15) abgeleitet sein; der sinn von *ἀντεχόμενος* ist freilich mit *andanemeigs* 'annahme habend' etwas ungenau widergegeben.

§ 44. Aufser den genannten adj. auf *eigs* sind im got. noch belegt: *gabeigs* und *sineigs*.

gabeigs (*gabigs*) ist = πλούσιος und immer persönlich bezogen, daneben aber auch πλουσίως = *gabigaba*. dass *gabeigs* von dem subst. *gabei* aus gebildet wurde, ist nicht anzunehmen, da dieses selber eine abstractbildung zu einem adj. **gafs* zu sein scheint. wenn *gabeigs* von diesem adj. **gafs* aus gebildet ist, ist es als eine formale analogiebildung auf grund der persönlichen bedeutung von **gafs* 'reich', den in § 36 aufgeführten ahd. as. adj. entsprechend, aufzufassen. möglich ist auch, dass neben *gabei* ein subst. **gaf(s)* existiert hat, wie *usbeisns* neben *usbeisnei*, *waurstw* neben *waurstwei*, *beist* neben (*un-*)*beistei*. dann wäre *gabeigs* eine organische bildung mit *eigs*. — *gabeigs* hat als häufigere form *gabigs* neben sich: *gabeigs* 7 mal (6 mal im Luc. evgl.), *gabigs* 11 mal (3 mal im Luc. evgl.). daneben *gabignan* und *gabigjan*. diese abschwächung hängt wol damit zusammen, dass *gabeigs* einerseits seiner bildung nach isoliert war, da im got. das grundwort zu *gabeigs* nicht mehr lebte, andererseits aber auch seiner bedeutung nach gegenüber den anderen persönlichen adj. auf *ïg* eine sonderstellung einnahm, denn mit diesen wird dem menschen fast immer ein abstracter, mit *gabeigs* aber ein concreter, materieller besitz zugesprochen. (vgl. auch anm. zu § 31).

sineigs kann mit mehr grund als eine unorganische analogiebildung nach § 36 in anspruch genommen werden. die einstige existenz eines adj. **sins* wird durch den superlativ *sinists* bewiesen; *sineigs* geht nur aufs menschliche lebensalter (Luc. 1, 18. 1 Tim. 5, 1 u. 2). seine frühe formale angleichung an die persönlichen adj. auf *ïg* kann mit der von *lebentig* (§ 37) verglichen werden.

Adjectiva auf *ag* und *ig* im adverb.

§ 45. Bei den adjectiven auf *ig* und *ag* ist der bedeutung von *ig* und *ag* zufolge eine adverbiale beziehung ausgeschlossen. bei Ulf. finden sich, wie schon oben angeführt, *gabigaba* = πλουσίως, (*un-*)*uhteigo* = εὐ-, ἀκαίρως, *witodeigo* = νομίμως. bei Otfr: II 11, 5 *filu hebigo iz intfiang, thaz . . .*; III 13, 6 *heistigo biscoltan* (= 'heftig, sehr'; die urspr. bedeutung von

heistig, das sonst ahd. nicht belegt ist, lässt sich nicht feststellen). im Hel.: 4716 C: *sèrago gèngun swîðo gornondia iungron Cristes*; vgl. dagegen Hel. 4015 *Maria endi Martha sèraga sâtun* und Otfr. IV 34,22 *giangun al sèrag heimortes.*

Das adv. *sèrago* ist besonders auffallend, denn entweder bezieht sich das 'traurig' dem sinn nach auf die jünger, dann wäre ein adj. zu erwarten, oder es bezieht sich auf das 'gehen', in dessen besonderer art sich die trauer äufsert; dann steht *sèrago*, wie cap. III zeigen soll, an stelle von *sêr(ag)-lîko.*

Capitel III.

lîh.

§ 46. Wilmanns § 362 sagt zur bedeutung von *lîh* an substantiven: 'die ursprüngliche bedeutung der composita mit *lîh*, auf das dem stammwort gemäfse, natürliche, entsprechende hinzuweisen, ist noch heute oft wahrzunehmen, zb. in verbindungen wie 'mütterliche liebe, väterliche ermahnung' . . . ., dieselben adj. lassen sich aber auch anders brauchen, zb. 'das mütterliche erbteil, das väterliche vermögen', ... und in demselben abstracten und allgemeinen sinn einer gewöhnlichen ableitungssilbe konnte *lîh* schon im ahd. gebraucht werden.' über *lîh* an adjectiven sagt Wilmanns § 363,5: 'das compositum besagte wesentlich dasselbe wie das simplex, und *lîh* erschien als eine ähnliche wucherung wie *ig*. aber doch verfolgt der sprachtrieb in diesen bildungen ein ziel, sie sind wie Grimm II 660 bemerkte, abstract, dh. sie treten gern da ein, wo das adj. mit einem abstracten subst. verbunden wird. . . . . die neigung, die wörter auf *-lîcho* besonders adverbial zu brauchen, hängt damit offenbar eng zusammen.' Kluge § 237 sagt: 'es werden (mit *lîh*) adj. aus adj. ohne bedeutungswechsel und aus subst. gebildet.'

§ 47. Richtig ist die beobachtung Grimms, dass die adj. + *lîh* gern auf ein abstractes subst. bezogen werden, also *lîh* an adj. keine bedeutungslose wucherung sein kann. die kehrseite von Grimms beobachtung ist, dass adj. auf *lîh*, und zwar sowol subst. als adj. + *lîh*, — ausgenommen die pronominal- und zahladj. auf *lîh* — nie persönlich bezogen werden, wenigstens bei Otfrid, der dieser untersuchung zu grunde gelegt ist. bei den adj. + *lîh* ist dies umso auffallender, als die mehrzahl der einfachen adj. eine ausgesprochen persönliche bedeutung hat, vgl.

armi-lîh, bald-lîh, diur-lîh, driu-lîh, drugi-lîh, drût-lîh, frawa-lîh etc.[1] es fällt schwer, sich die 'abstracte' bedeutung, die diese persönlichen adj. durch die weiterbildung mit *lîh* bekommen sollen, recht klar zu machen. bei den subst. + *lîh* sind zwei arten von subst. zu unterscheiden: 1. abstracta und 2. persönliche subst., wogegen concreta + *lîh*, wie etwa *stein-lîh* und ähnl. bei Otfr. und wol überhaupt im ahd. nicht vorkommen (aufser *fleisc-lîh* in christlicher bedeutung). die mit *lîh* componierten abstracta bei Otfr. bedeuten fast alle persönliche eigenschaften und gemütszustände, zb. *egis-lîh, êr-lîh, foraht-lîh, jâmar-lîh, kraft-lîh, ginâd-lîh, nôt-lîh* etc, und haben daher öfter persönliche adj. auf *ig* oder *ag* neben sich, zb. *kreftig, ginâdig, nôtag*. unter den persönlichen subst. + *lîh* wäre, wenn *lîh* eine bedeutungslose bildungssilbe wäre, im ahd. in erster linie das allgemeinste und geläufigste persönliche subst. *man* zu erwarten; es fehlt aber im guten ahd., und kommt nach Graff II 750 nur einmal bei Williram vor. dagegen ist bei Otfr. und im as. Gen.-fragm. *thegan-lîh* = 'heldenhaft' belegt. charakteristisch ist also für alle compositionen mit *lîh* bei Otfr., dass die einfachen nomina als adj. oder (persönliche oder abstracte) subst. irgend eine persönliche eigenschaft oder einen gemütszustand bedeuten.

§ 48. Alle diese bildungen kommen besonders oft im adverb vor. Paul Principien § 258 sagt: 'das adv. hat die nächste verwantschaft mit dem adj. es verhält sich zunächst zum verbum, dann auch zum adj. analog wie ein attributives adj. zu einem subst. diese proportionalität zeigt sich dann auch darin, dass im allgemeinen aus jedem beliebigen adj. ein adv. gebildet werden kann.' das letztere stimmt nicht ganz, wir werden zb. kaum je ein adv. zu 'krank, gesund, reich, jung, hungrig, durstig' und ähnl. bilden, und zwar deshalb, weil diese adj. menschliche zustände bedeuten, die nie als attribute zu einem verbum, einem

[1] zu den adj. auf *iglîh, aglîh* citiert Grimm s. 661 f die ansicht Rasks, der 'bemerkt, das compositum (*ig-lîh, ag-lîh*) gelte von leblosen sachen, das blofs abgeleitete adj. (auf *ig, ag*) von personen, welches zu meiner ansicht von der abstractwerdung durch *lîk* stimmt.' das letztere trifft nicht zu: den gegensatz der adj. ohne und mit *lîh* formuliert Grimm als concret und abstract (*suazi* zu honig usw., *suazlîh* zu tat usw., vgl § 4), Rask als von personen und von leblosen sachen geltend. die feststellung der wichtigen tatsache, dass die adj. ohne *lîh* gegenüber ihren weiterbildungen mit *lîh* persönlichen character haben, fehlt also in der definition JGrimms.

zeitlichen vorgang, sondern nur zu einem persönlichen subst. oder pronomen, dh. zu einem menschen treten können. ebensowenig können auch bei den compositionen mit *lîh* durch die adverbiale beziehung, die der bedeutung von *lîh* offenbar am gemäfsesten ist, die menschlichen eigenschaften und gemütszustände einem zeitlichen vorgang als attribute zugeschrieben werden, sie sind und bleiben menschliche attribute. attribut eines zeitlichen vorgangs, eines verbums, ist dagegen die art und weise, wie diese menschlichen attribute sich äufsern.

O. IV 13, 21 heisst es zb. *er sprach baldlîcho joh harto theganlîcho.* die tapferkeit und heldentugend ist natürlich nicht eigenschaft des 'sprechens', sondern des 'sprechenden'. eigenschaft des sprechens ist dagegen die art und weise, wie es geschieht, an der man erkennt, dass der sprechende tapfer und ein held ist; also genau: 'er sprach in einer einen tapferen und einen helden erkennen lassenden weise'. dies wird deutlich durch den gegensatz: 'er sprach laut', wo 'laut' nicht eine eigenschaft des sprechenden ist, sondern lediglich auf die art und weise des sprechens geht. ebenso verhält es sich bei abstr. + *lîh*, zb. II 11, 10 *ussliaz er si kraftlîcho* = 'auf kraft erkennen lassende weise.' nicht anders ist die bedeutung der adj. auf *lîh* natürlich da, wo die *lîh*-bildung nicht auf ein verbum, sondern auf ein subst. mit 'verbaler' bedeutung bezogen ist. das formale adj. ist auch dann logisch ebenso adverbial, wie in den genannten beispielen, zb. III 17, 2 *kraft-lîchaz werk*, ein werk, das nicht selber kraft hat, dem man es vielmehr anmerkt, dass es mit kraft gemacht ist, 'ein in kraft erkennen lassender weise gemachtes werk.' *lîh*, german. *lîk* muss also eine bedeutung haben, die der von nhd. 'erkennen lassend' synonym ist.

Die herkunft und bedeutung von *lîh*.

§ 49. Kluge § 237 nimmt als ausgangspunct der bildungssilbe *lîh* in form und bedeutung das german. subst. *lîk* = 'leib, körper' an, weshalb er auch § 239 sagt, das suffix *lîka* sei, wie es sein ursprung vermuten lasse, eigentlich von concreten (speciell den benennungen lebender wesen) ausgegangen. Wilmanns § 361 denkt neben *lîk* 'körper' an einen mit dem subst. gleichlautenden stamm von der bedeutung 'gleich, glatt, passend', der in got. *leikan*, ahd. *lîchên*, *lîchôn* vorliege. weiter sagt er:

'dieser stamm bietet für die composita eine natürlichere grundlage, obschon auch bahuvrîhi-bildungen mit dem subst. stattgefunden haben mögen. insbesondere lassen sich die alten partikelcompositionen *galeiks* 'gleich' und *analeiks* 'ähnlich' leichter als verbindung mit einem adj. als mit dem subst. *leik* 'körper' verstehen'. dass *analeiks* und *galeiks* sehr wol bildungen mit einem subst. sein können, zeigen die got. adj. *anasiuns* (: *siuns*), *anahaims* (: *haims*) und *gaqiss* (: *qiss* in *þiuþiqiss*), *gawiljis* (: *wilja*). auch sonst haben mehrere der got. *leik*-bildungen ihre analoga in anderen bildungen mit subst., wodurch der substantivische charakter von *leik* erwiesen wird : *hwi-*, *swa-leiks: hwe-*, *swa-lauþs* (zu *laudi* gestalt); *alja-leiks* : *alja-kuns* (zu *kuni*); *ibna-leiks* : ahd. *eban muoti*; *missa-leiks* : ahd. *missi-muoti*; *sama-leiks* : *sama-kuns, sama-saiwals, sama-lauþs.* dagegen stimmt die bedeutung von *-leik* = 'körper', oder 'gestalt', wie Uhlenbeck will, nicht recht zu diesen bildungen; denn es wäre zu erwarten, dass diese, wenn *-leik* = 'körper, gestalt' wäre, in erster linie auf solche begriffe, bei denen von einem körper oder einer gestalt die rede sein kann, bezogen würden, dh. auf persönliche oder concrete, jedenfalls aber nicht auf abstracte subst. es lässt sich im got. eher das gegenteil constatieren : persönlich und unpersönlich sind nur die bildungen bezogen, denen ein adv. oder eine partikel zu grunde ligt : *swaleiks, hwileiks, galeiks;* nur als adv. belegt ist (Skeir. 49) *ana-leiko*; dagegen sind die bildungen, denen ein unbestimmtes zahl-adj. zu grunde ligt — von den anderen got. compositionen mit *-leiks* wird zunächst abgesehen — nur unpersönlich bezogen : *alja-leikos*; *anþar-leiko*; *ibna-leiks; sama-leiks, -leiko*; *silda-leiks.* so steht zb. *ibna-leiks* bei *frijaþwa* (Skeir. 46), dagegen ist *ibns* persönlich bezogen: Luc. 20, 36 *ibnans aggilum* = ἰσάγγελος; Skeir. 37 *þis qam ni ibns ni galeiks unsarai garaihtein,* und auch abstract: Skeir. 46 *ibnon sweriþa*; *ibnaleiks* wie *ibns* ist = ἴσος, das Mc. 14, 56 und 59 mit *samaleiks* gegeben wird, beidemale zu *weitwodiþa.*

Nur als adverbia sind belegt: *ana-leiko, alja-leikos, anþar-leiko,* neben 2maligem *sama-leiks* steht 18 mal adv. *sama-leiko,* es tritt also bei diesen bildungen dieselbe erscheinung zu tage, die bei den Otfridischen adjectiven auf *lih* zu constatieren ist: abneigung gegen persönliche und vorliebe für abstracte, besonders adverbiale beziehung. es ist demnach anzunehmen, dass hier

wie dort die bedeutung von *leik* auch die gleiche ist. für die bildungssilbe *lîk* hat sich § 48 die bedeutung 'erkennen lassend' ergeben. die genannten got. adj. auf *-leiks* enthalten, wie analoge got. bildungen zeigen, ein subst., zb. *galeiks* = 'ein und dasselbe *leik* habend', wie *gaqiss* 'ein und dieselbe rede habend' (Röm. 7, 16 *gaqiss wisan* = *συμφάναι*), *gawiljis* 'ein und denselben willen habend' (Röm. 15, 6 = *ὁμοθυμαδόν*). wenn '*leik* habend' gleichbedeutend mit 'erkennen lassend' ist, kann *leik* nur die bedeutung 'kennzeichen, merkmal' haben, also *galeiks* = 'ein und dasselbe kennzeichen habend, ähnlich' *missaleiks* = 'verschiedene kennzeichen habend' etc.

§ 50. Dass sich die genannte bedeutung aus der bedeutung von *lîk* = 'körper' entwickelt hat, halt ich nicht für möglich; dagegen lässt sich das umgekehrte wol vorstellen. 'kennzeichen, merkmal' ist in gewissem sinn ein relativer begriff, der zu seiner ergänzung ein genetivverhältnis nötig hat. daraus erklärt es sich, dass in dem absolut, d. h. uncomponiert gebrauchten *lîk* die relative bedeutung sich in eine absolute gewandelt hat, die in 'leib, körper' vorliegt. der körper ist dabei gewissermaſsen als äuſseres merkmal für das innere, den *muot* aufgefasst, ebenso wie eine bestimmte art des körperlichen gebarens, der action (zb. I 17, 56 *frawalîcho sîn wartetun*) äuſseres kennzeichen einer bestimmten eigenschaft oder gemütsverfassung (zb. V 23, 182 *frawa-muate*) ist. das relative bedeutungsmoment in *leik* = 'kennzeichen' hat sich dagegen erhalten in der bezeichnender weise nur in composition vorkommenden bedeutung 'abbild'. got. *man-leika εἰκών* = ahd. *mana-lîhha* 'statua, imago, figura, effigies' ist ursprünglich = ‚abbild des menschen', ebenso wie angels. (Beow.) *eofor-lîc, swîn-lîc* = 'abbild des ebers' (auf dem helm) ist.

-leik als suffix im got.

§ 51. Während in den genannten got. bildungen *leik* ganz als subst. verwendet ist, hat es in der composition mit subst. oder volladjectiven auch im got. die function eines suffixes, mit dem zu subst. oder adj. mit der bedeutung persönlicher eigenschaften unpersönliche, besonders adverbial bezogene adj. gebildet werden.

waira-leiko taujaiþ = *ἀνδρίζεσθε* 1 Cor. 16, 13 'handelt männlich'. got. *wair* hat gegenüber dem indifferenten *man* durchweg eine edle bedeutung, vgl. Mth. 7, 24 *ἀνδρὶ φρο-*

νίμφ — *waira frodamma*; Mth. 7, 26 *ἀνδρὶ μωρῷ* — *mann dwalamma*; also *waira-leiko* — 'in einer die kennzeichen eines tüchtigen mannes tragenden art und weise'.

liuba-leiks Phil. 4, 8: *þishwa þatei liuba-leik, þata mitoþ* = *ὅσα προσφιλῆ ..., ταῦτα λογίζεσθε*. *liufs* — *ἀγαπητός, ἀγαπημένος* ist immer persönlich bezogen, oder auch persönlich substantiviert gebraucht, zb. Röm. 12, 19 *liubans* = *ἀγαπητοί*.

laþa-leiko 2 Cor. 12, 15 = *ἥδιστα*; das zu grunde liegende nomen, von dem auch das verb *laþon* abgeleitet ist, ist nicht erhalten. mit Schade nehme ich als grundwort ein adj. **laþs* an, dessen bedeutung 'bereitwillig, geneigt' gewesen sein muss.

Bei *waira-leiks* ist das verhältnis zwischen *wair* und *leiks* klar und eindeutig — 'das kennzeichen des tüchtigen mannes tragend'; anders dagegen in *liuba-leiks* und *laþa-leiks*. Am nächsten läge *liufs*, **laþs* als attribute zu *leik* aufzufassen, wie zb. auch *sama-leiks* = 'dasselbe kennzeichen tragend'. dagegen aber spricht, dass über kennzeichen, merkmale, als relative begriffe, nur vergleichsweise in attributiver form etwas ausgesagt werden kann, dass sie nämlich im verhältnis zu anderen 'gleich' (*sama-*, *ibna-leiks*), 'verschiedenartig' (*missaleiks*), 'andersartig' (*alja-*, *anþar-leiks*) oder ganz allgemein 'fremdartig' (*sildaleiks*) sind. dagegen ist es unmöglich, von einem kennzeichen zu sagen, es sei 'lieb, geliebt' oder 'bereitwillig' oder 'kühn' (ahd. *bald-lîh*) ua. deshalb kann bei diesen bildungen das verhältnis des adj. zu *leik*, *lîh* kein attributives sein, sondern, genau wie in *waira-leiko*, *thegan-lîcho*, ein genetivisches, mit anderen worten: die adj. müssen in den bildungen mit *lîk* die function persönlicher subst. gehabt haben. dies entspricht völlig dem alten und auch noch nhd. sprachgebrauch, adj. von ausgesprochen persönlicher bedeutung auch ohne weiteres als persönliche subst. zu verwenden; vgl. Paul Principien § 249.

§ 52. Die dritte bei Otfr. sehr zahlreich vertretene gattung von bildungen auf *-lîk*, nämlich abstracta + *lîk*, scheint im got. nicht entwickelt zu sein. denn wenn Ulfila diese bildungsmöglichkeit zur verfügung gehabt hätte, müssten sich zahlreiche belege finden, da im gegensatz zu adj. + *leik*, wo *leik* zu einem adj. ein adj. mit anderer bedeutungsnüancierung bildet, hiedurch die viel inhaltsreichere möglichkeit gegeben war, zu einem

subst. ein adj. zu bilden. dafür, dass Ulfilas diese bildungsweise überhaupt nicht kannte, spricht auch die art, wie er gelegentlich ein persönliches adj. auf *eigs* verwendet, so zb. Eph. 4, 14 *du listeigai uswandeinai.* bei Otfr. würde in dieser verwendung *list-lih* stehn.

Man kann aus dem fehlen von abstr. + *leiks* im got. schliefsen, dass diese gattung von *lik*-bildungen überhaupt die jüngste ist. dies lässt sich auch psychologisch sehr wol verstehn, denn gegenüber dem 'kennzeichen eines tapferen mannes' ist das 'kennzeichen von tapferkeit' eine abstraction, die auf ein complicierteres und daher späteres denken und sprechen hinweist. dass von persönlichen subst. + *leiks* nur das einzige *waira-leiko* belegt ist, darf nicht wunder nehmen, da zu solchen bildungen in der griech. vorlage sonst kaum ein anlass vorlag. dagegen ist sehr auffallend, dass sich nur die zwei belege für adj. + *leik* finden. dass im got. das 'suffix' *-leik* in der in § 49 entwickelten bedeutung, oder wenigstens in einem rest derselben, existierte, beweist der gebrauchsunterschied von *liufs* und *liuba-leiks*. der grund hiefür ligt zweifellos in der sehr engen anlehnung Ulfilas ans griechische, das den bedeutungsunterschied, den das german. durch *lik* bezeichnet, nicht zum ausdruck bringt. Ulfila wagte nicht, mit *leiks*, dessen substantivischer charakter vielleicht auch in dieser verwendung von ihm noch dunkel gefühlt wurde, die bedeutung der griech. adj. im got. in den einzelnen stellen eigenmächtig zu modificieren; deshalb bildet er zb. zu *triggws* = πιστός auch *triggwaba* = πεποιθώς, zu *froþs* = φρόνιμος auch *frodaba* = φρονίμως, während im ahd., wie Braune § 267 anm. 3 bemerkt, zu *(gi-)triuwi*, *glau* die adverbia ausschliefslich *(gi-)triulîcho*, *glau-lîcho* heifsen und nach Graff III 822 zu *fruot* nur *fruot-licho* als adverb belegt ist.

Die Otfridischen bildungen auf *lîh*.
Adjectiva + *lîh*.

§ 53. Besser als im got. lässt sich die alte bedeutung von *lih* = 'kennzeichen' bei Otfr. constatieren; *lih* tritt in erster linie an nomina an, welche als persönliche subst. oder adj. oder las abstracta menschliche eigenschaften und gemütszustände bedeuten; denn nur abstracte dinge, welche sich als solche der erkenntnis entziehen, werden durch kennzeichen charakterisiert. dagegen wäre eine bildung wie etwa *stein-lih neben *steinîn* ein

unding, da der stein als solcher unmittelbar erkannt wird. dasselbe gilt auch für bildungen wie *langlîh*, *kurzlîh*, die aber beide bei Otfr. belegt sind; es ergibt sich daraus, dass die alte bedeutung von *lîh*, die aus dem sprachgebrauch Otfrids noch wol zu erkennen ist, von ihm persönlich nicht mehr deutlich gefühlt wurde. man kann also bei diesen und ähnl. adj. + *lîh* mit recht von *lîh* als einer bedeutungslosen wucherung reden. der grund für diese entwertung ligt in der vorwiegend adverbialen verwendung der adj. auf *lîh*, denn ein kennzeichen von menschlichen eigenschaften und gemütszuständen tritt im grunde nur bei irgend welcher art von action, von zeitlichem geschehen zu tage, dh. in beziehung auf ein verbum oder ein verbalabstractum. als sich dann die urspr. bedeutung von *lîh* verlor, entwickelte sich aus dem zahlreichen nebeneinander von adj. mit und ohne *lîh(-o)* das gefühl, *lîh* sei eine bedeutungslose weiterbildung, die überall antreten könne, und mit der in erster linie adverbia gebildet werden.

§ 54. Bedeutungsloses *-lîh(-o)* findet sich bei Otfr. in: *fol-lîcho*, *gara-lîcho*, *kurz-lîh*, *gotekund-lîh*, *lang-lîh*, *suaz-lîh(-o)*, *swâr-lîh*, *gizâm-lîh* u. part. prt. *ungisewan-lîcho*.

Die bei O. nur als adv. gebrauchten adj. + *lîh*: *fol-lîcho* (ɪ 2. 25. ɪɪ 23. 6. ɪɪɪ 22. 18; neben 2mal *follo*, 26mal adverbial. dat. *follon*); *gara-lîcho* (ɪɪ 21. 26; ɪᴠ 24. 31. neben 6mal *garo*, *garawo*), ferner *ungisewan-lîcho* (ɪɪ 12. 44) zeigen *lîcho* schon auf dem wege, zum selbständigen bedeutungslosen adverbialsuffix zu werden; die beiden ersteren sind auch sonst ahd. belegt. ebenso auch *gotkund-lîh* (ɪ 8. 22 *gotkundlichen rachon*). dagegen sind *kurz-lîh* (Graff ɪᴠ 499), *lang-lîh* (Graff ɪɪ 228), *suaz-lîh* (Graff ᴠɪ 314), *swâr-lîh* (Graff ᴠɪ 892), *gizâm-lîh* (Graff ᴠ 665) als adj. im ahd. nur bei Otfr. belegt, der wol durch das metrische bedürfnis zur bildung dieser formen veranlasst wurde [illegible]:

kurz-lîh [illegible] 9. 74 *mit kurzlichen wort*[illegible]; ɪɪ 21. 15 *thanne ir* [illegible] [illegible] *kurzlichaz*. vgl. ɪɪ 21, 17 *in* [illegible] *kurzen* [illegible].

[illegible] 15. 24 [illegible] vgl. ɪɪɪ 4. 19 *thie langun* [illegible]

[illegible] 14. [illegible] 18. 37 *mit suaz*-[illegible] 22. [illegible] ᴠ 8. 53 *suazlichero*

[illegible] neubildungen.

wórto; v 12, 90 *joh súazliches múates*; ii 7, 57 *mit súazlicheru giwúrti* P, dagegen V (u. F) : *súazeru*. das adv. *suazlîcho* steht iv 1, 18 u. v 16, 11; 9 mal heifst das adv. *suazo*.

swár-lîh : v 23, 136 *swárlichero dáto*: adv. nur *swáro*.

gizám-lîh : ii 4, 72 *thaz wári so gizámlîh*. das zu grunde liegende adj. *gizámi* ist 14 mal unpersönlich bezogen = 'passend, angemessen', aber auch 2 mal (ii 4, 18 *man so gizámi*; iii 24, 36 *gotes sun gizámi*) persönlich = 'tugendhaft, würdig'. also ist *gizámlîh* vielleicht auch zu § 55 zu stellen, oder auch zu § 56, falls man das subst. *gizámi* als grundwort annimmt.

§ 55. Viel zahlreicher als die genannten adj. mit *lîh*(-*o*) als einer bedeutungslosen weiterbildung sind bei Otfr. die adj. + *lîh*(-*o*), die ohne *lîh* eine ausgesprochene persönliche, mit *lîh* aber nur unpersönliche bedeutung haben :

arma-lîh, *bald-lîcho*, *blîd-lîh*(-*o*), *diur-lîh*, *driu-lîcho*, *drugi-lîcho*, *drût-lîcho*, *frawa-lîh*(-*o*), *górag-lîh*, *gual-lîcho*, *hér-lîcho*, *hôn-lîh*, *horsg-lîh*, *liub-lîh*(-*o*), *lugi-lîcho*, *swás-lîh*(-*o*), *giwara-lîh*, *wénag-lîh*, *wîs-lîh*.

arma-lîh : zu *dát* 4 mal, *willo* 3 mal, *wizzî* 2 mal; *brust*, *fára*, *lust*, *muat*, *suht* je 1 mal. — *arm* ist nur persönlich bezogen (18 mal).

bald-lîcho : 4 mal, neben *baldo* (11 mal). — *bald* 6 mal persönlich, 1 mal zu *herza* bezogen.

blîd-lîh : iii 24, 80 *tho sprah er worton blîdlîchen* 'freuderregt' Kelle. ii 9, 10. v 20, 55. v 22, 2 *muat*; v 4, 60 *willo*. adv. *blîd-lîcho* S 29. ii 4, 64. — *blîdi* ist 15 mal persönlich bezogen, auch 1 mal persönlich substantiviert gebraucht: i 28, 3 *thie blîden* = 'die frohen', aber auch unpersönlich : ii 15, 14 *ouga*; ii 13, 36 *hugu*; v 23, 253 *muat*; iii 20, 7 und 23, 42 *wort*; ii 19, 21 *sunna*; iv 33, 6 *gisiuni*; ii 8, 10 *allaz blîdaz*.

diur-lîh : iv 29, 1 *racha*. — *diuri* 1.) = 'kostbar, wertvoll' bei concretis, 2.) = 'lieb, wert', in letzterer bedeutung persönlich (i 5, 22; i 5, 61; i 6, 16 u. 17; i 25, 3; iv 4, 22; v 9, 24; H 80) und unpersönlich bezogen, je 1 mal zu *drunti*, *dag*, *hant*, *lîh*, *caritas*, *bruaderscaf*, *minna*.

driu-lîcho : I 16, 10 *thionon.* (vgl. § 52).

drugi-lîcho : II 6, 13 *thiu natara spuan siu drugilîcho.* — das adj. **drugi* = 'fallax' kommt selbständig im ahd. nicht mehr vor, ist aber auch noch in *drugi-heit* erhalten.

drût-lîcho : II 2, 36 *minnon.* — *drût* immer persönlich bezogen; vgl. auch *drût*, st. m. = freund, liebling.

frawa-lîh : II 15, 12 *muat;* II 15, 23 *frawalîchen ougon.* adv. *frawa-lîcho* I 17, 56; II 13, 14; II 16, 32. — *frô* ist 12 mal persönlich bezogen, ferner 4 mal zu *muat, herza,* 1 mal zu *lust* (vgl. auch § 64).

gôrag-lîh : IV 26, 8 *thaz gôriglîcha jâmar.* — *gôrag* I 10, 8 zu *werolt* = 'alle menschen'.

gual-lîcho : = 'auf herrliche, prächtige art' Kelle. I 1, 3; I 13, 24; IV 19, 55; V 20, 13. ich glaube nicht, dass eine bildung zum stamm *galan* zu grunde ligt, sondern stelle *gual-lîcho* zu *guat*, wie Grimm II s. 658; vgl. Keron. Gl. 104, 27 *côt-lîh* = 'gloria'. eine *guat-lîchiu dât* ist 'eine einen guten, tüchtigen erkennen lassende tat' = 'eine rühmliche tat'. dieselbe assimilation von *t-l* > *l-l* ligt vor in *wâl-lîh*, reichlich bezeugt neben *wât-lîh*, (vgl. Graff I 743 u. 839) = 'schön'; die bedeutungsentwicklung ist hier freilich unklar. — *guat* wird persönlich und unpersönlich bezogen.

hêr-lîcho : I 19, 8; IV 19, 55. — *hêr(i)* bei Otfr. nicht belegt.

hôn-lîh : IV 23, 11 *hônlîchero worto* 'einen schändlichen kennzeichnend' IV 1, 43 *thaz hônlîcha krûzi.* H 74 *in hônlîcheru zâlu.* vielleicht ist hier *hônlîh* eher = 'schändend, entehrend', dann zu § 64. — *hôni, unhôni* nur persönlich gebraucht.

horsg-lîh : V 8, 10 *in horsglîcha frist;* V 15, 8 *mit horsglîchemo willen.* — *horsg* ist bei Otfr. nicht belegt. vielleicht ist *horsglîh* besser zu § 54 zu stellen, da *horsg* nicht unbedingt ein persönliches adj. ist; nach Graff IV 1041 ist *horsglîh* als adj. sonst nicht belegt.

liub-lîh : III 23, 23 *minna liublîcho.* adv. *liub-lîcho* : L 52; IV 29, 35; IV 37, 18 u. 19. — *liub* ist meist persönlich bezogen, doch auch zu *houbit, herza, arabeit, sêla, drôst.*

lugi-lîcho : II 4, 62. — *luggi*, persönlich, = 'mendax', zu *forasago* II 23, 8, und auch unpersönlich IV 19, 24 *urkundi.*

swâs-lîh: 'vertraulich' Kelle. II 15, 24 *swâslîchemo muate.* adv. *giswâs-lîcho*: IV 35, 27 u. 29 u. 30. daneben auch adv. *giswâso* III 12, 1; III 22, 68; IV 8, 24. — adj. *giswâs* unpersönlich, = 'eigen': II 5, 9 *thaz imo giswâs was*; vgl. aber auch *giswâso* sw. m. = 'freund' (II 15, 17; V 8, 30).

giwara-lîh: III 20, 81 *scouwon giwaralîchen ougon.* adv. *giwara-lîcho* I 17, 47; II 5, 4; III 16, 22; IV 29, 36, neben 5 maligem adv. *giwaro* — adj. (*un-*)*giwar* = '(un-)aufmerksam' nur persönlich bezogen.

wênag-lîcho: III 10, 14 *klagôn*; V 6, 44 *lebên* (vgl. auch § 64). — *wênag* ist 6 mal persönlich bezogen: I 17, 51; I 18, 24; II 6, 24; II 14, 44; IV 12, 3; IV 22, 18, und 2 mal als persönliches subst. gebraucht: I 23, 7 *thie wênege*; V 19, 5 *thie wênegun alle*; aber auch unpersönlich: IV 7, 12 *fluht*; V 20, 57 *fal.*

wîs-lîh: II 3, 30 *kôsôn bigonda wislîchon worton.* — *wîs(i)* ist sehr oft persönlich bezogen, aber auch zu *wort* (2 mal), *githank, redina* (je einmal) und I 4, 64 *theih thir iz wis dâti.*

Abstracta + *lîh* bei Otfr.

§ 56. Die abstracta, zu welchen bei Otfr. mit *lîh* adj. gebildet sind, bedeuten fast alle persönliche eigenschaften oder gemütszustände:

egis-lîh, êr-lîcho, foraht-lîh(-o), îdmar-lîh(-o), kraft-lîh(-o), leid-lîh(-o), gilust-lîh, ginâd-lîh, nôt-lîh, sêr-lîh, sunt-lîh, sworg-lîh, ummez-lîh, wâr-lîh(-o), wuntar-lîh, zorn-lîh.

Bei *îdmar-, leid-, sêr-, wâr-lîh(-o)* wäre auch möglich, ableitung vom adj. aus anzunehmen. bei *îdmar-lîh, sêr-lîh* neben *îdmarag, sêrag* spricht die analogie mit *nôt-lîh, nôtag* für subst.; auch bei *wâr-lîh(-o)* scheint mir eine ableitung vom subst. näherliegend, als vom adj.: 'die kennzeichen der wahrheit tragend'. in *leid-lîh* = 'abscheulich' und 'jammervoll' wird sowol ableitung zum subst. *leid* = 'kummer, leid', als zum adj. *leid* = 'verhasst' vorliegen. — zu *gihogt-lîh* (V 23, 73 *gihogtlîchen sorgon* 'mit bekümmerter sorgsamkeit' Kelle) und *gilumpf-lîh* (5 mal, zu *thaz, iz, stat*) sind entsprechende subst. nach Graff IV 794 und II 217 nicht belegt.

Keine persönliche eigenschaft oder gemütsverfassung bedeuten die subst. in *fleisc-lîh, worolt-lîh,* und auch *geist-lîh,*

da man unter persönlichen eigenschaften usw. nicht den geist, sondern nur dessen modificationen versteht. *geist-lîh* ist ein christlicher terminus = 'spiritalis', und tritt zu *brôt, wîn, lêra, dât, wort, iz;* 7 mal ist es als adv. *geistlîcho* = 'spiritaliter' belegt. in ausgesprochen christlichem sinn ist auch *fleisc-lîh* ('carnalis') gebildet, wo *fleisc* weniger die concrete bedeutung 'fleisch', als die abstracte: 'fleischlichkeit, fleischeslust' hat (II 2, 29 *fon fleislîchemo muate* 'von fleischeslust' Kelle), christlich ist wol auch *worolt-lîh* ('saecularis') = 'was das irdische leben in seinem gefolge hat' Kelle (V 14, 12 *woroltlîchaz sêr*).

§ 57. Ebenso wie die adj. + *lîh*, so werden auch die abstr. + *lîh* nie persönlich bezogen, stehn also im gegensatz zu den mehrmals bei Otfr. daneben belegten abstr. + *ag, ig*.

egis-lîh: vgl. § 64.

êr-lîcho: nur als adv. belegt: I 5, 13. 6, 3. 8, 7. 23, 13. IV 4, 40.

foraht-lîh: III 1, 9 *mit forahtlîchen sworgen; foraht-lîcho:* I 15, 24. 22, 4. II 4, 96. V 20, 12 und 20.

idmar-lîh: V 9, 6 *fuarun quitilônti idmarlîchon thingon; -lîcho:* III 24, 8 *weinôn.* (vgl. auch § 64). — *idmarag* IV 34, 24. V 23, 33 zu *muat.*

kraft-lîh: III 17, 2 *werk;* IV 12, 27 *wêo;* V 4, 49 *sigi. -lîcho:* I 23, 34; II 11, 10; IV 7, 42; V 4, 23 und 54. — zu *kreftig* vgl. § 34.

leid-lîh: II 23, 24 *klagônt mit leid-lîchen worton* = 'kennzeichen von kummer tragend', zu subst. *leid.*

Vom adj. *leid* (= 'verhasst, feindselig' = as. *lêð*) aus scheinen gebildet zu sein: III 17, 60 *bin suntig in leidlîchen werkon. leid-lîcho:* III 17, 54 *leidlîcho ruagtun* (die beiden letzten belege vielleicht auch zu § 64).

gilust-lîh: II 6, 10 *erfullen mit gilustlîchemo willen* (vgl. auch § 64).

ginâd-lîh: IV 18, 42; V 20, 59 *scouwôn ginâdlîchen ougon* = 'mit erbarmen, milde erkennen lassenden augen, dh. blicken'. *-lîcho:* I 2, 20; IV 25, 4. — zu *ginâdig* vgl. § 34.

nôt-lîh: L. 25 *in nôtlîchen werkon;* IV 13, 36 *in nôtlîchemo thinge.* — *nôtag* ist persönlich bezogen : IV 12, 63 *then furiston therera worolti nôtagan giholoti.*

sêr-lîh: = 'schmerz verratend' Kelle. III 24, 9 *sêrlîchen zaharin;* III 24, 12 *sêrlîchero worto.* — *sêrag* persönlich (IV 34, 22. H. 134) und unpersönlich auf *muat* (II 13, 37; III 24, 10; V 5, 19. 9, 4. 9, 22. 25, 58) und *herza* (I 18, 30) bezogen.

sunt-lîh: IV 25, 8 *mit suntlîchemo bluate.* — *suntig* nur persönlich, vgl. § 34.

sworg-lîh: IV 7, 72 *zi sworglîchen werkon;* IV 35, 32 *mit sworglîchemo ruache.*

ummez-lîh: IV 5, 12 *burdin.* — zu *ummezzig* vgl. § 34.

wâr-lîh: IV 21, 32 *thing; wâr-lîcho:* I 24, 18; II 14, 4; V 15, 28.

wuntar-lîh: vgl. § 64.

zórn-lîh: III 24, 108 *zornlîchen worton* neben ahd. *zornag,* vgl. Graff V 693.

Persönliche subst. + *lîh.*

§ 58. Zu persönlichen substantiven, welche die bedeutung einer besonderen eigenschaft in sich schliefsen, sind bei O. folgende adj. auf *lîh* belegt:

dûfar-lîh: IV 31, 6 *rafst er nan thero dûfarlîchun worto* = 'einen bösewicht kennzeichnend'.

gomi-lîcho: I 27, 47 *gab er gomilîcho in antwurti.* ahd. *gomo* hat ebenso wie got. *wair* gegenüber *man* eine gehobene, edle bedeutung, weshalb es auch nach Graff IV 199 als glosse für 'heros' stehn kann. vgl. auch *goma-heit* 'hervorragende geistes- und herzenseigenschaften' Kelle.

thegan-lîcho: III 26, 40 *dowent theganlîcho;* IV 13, 21 *er sprah baldlîcho joh harto theganlîcho.*

Auch mit *engil, kuning, skalk* verknüpft sich die vorstellung einer bestimmten eigenschaft, die jedoch in der art, wie Otfr. die betreffenden adj. auf *lîh* verwendet, unbeachtet bleibt, so dass die *lîh*-bildungen in vertretung eines genetivs stehen:

engil-lîh: I 18, 10 *engillîchaz kunni;* V 19, 25 *dag engillîches galmes.*

skalk-lîh: III 7, 59 *korp theist skalklîchaz faz.*

kuning-lîh: IV 22, 23 *giwâti.* — dagegen anders in IV 22, 28 *bist . . . harto kuning-lîcho* = 'nach der einen könig kennzeichnenden art'.

Anmerkung: persönlich und unpersönlich sind bei Otfrid die als pronominal- und unbestimmte zahladjectiva fungierenden bildungen mit *lîh* bezogen: *eban-*, *ein-*, *gi-*, *giwe-*, *missi-*, *sama-*, *sumi-*, *su-*, *sus-*, *wio-lîh.*

§ 59. Die ursprüngliche bedeutung von *lîh* = 'kennzeichen tragend, kennzeichnend' ist bei den in §§ 55—58 genannten adj. auf *lîh* noch oft zu erkennen; vor allem natürlich da, wo diese adverbial bezogen sind. aber auch die art des formal adjectivischen gebrauchs verrät noch die alte bedeutung von *lîh*, so zb. *armîlîchiu dât*, *worton blîdlîchen*, *frawalîchen ougon*, *giwaralîchen ougon*, *wîslîchon worton*, *ginâdlîchen ougon*, *in nôtlîchen werkon*, *sêrlîchen zaharin*, *sêrlîchero worto*, *zornlîchen worton*, *thero dûfarlîchun worto.* viele dieser wendungen sind nur eine umschreibung des adverbiums. dagegen ist bei grammatischer beziehung von adj. auf *lîh* zu *muat*, *herza*, *willo*, *lust* ua. die bedeutung von *lîh* schon sehr abgeschwächt; die adj. auf *lîh* treten damit den persönlichen adj. ohne *lîh* und denen auf *ig*, *ag* sehr nahe; denn diese werden bei Otfr. ebenfalls nicht selten auf *muat*, *herza* ua. bezogen, zb. *blîdi* zu *hugu*, *muat*; *bald* zu *herza*; *frô* zu *muat*, *herza*; *liub* zu *herza*, *sêla*; *jâmarag* zu *muat*; *nîthig* zu *muat*, *githank*; *sêrag* zu *muat*, *herza.*

Durch diese bedeutungsabschwächung einerseits der persönlichen adj., mit denen ursprünglich nur dem menschen selber menschliche eigenschaften und gemütszustände, anderseits der adj. auf *lîh*, mit denen nur die kennzeichen, dh. die äufserungsformen dieser menschlichen attribute einem zeitlichen geschehen zugesprochen wurden, war eine entwicklung angebahnt, die dazu führen muste, dass die adj. auf *lîh* auch persönlich gebraucht wurden. bei Otfr. ist diese entwicklung noch nicht so weit gediehen, wol aber im Hel.

Die bildungen mit *lîk* im Heliand.

§ 60. In der beginnenden persönlichen verwendung der adj. auf *lîk* ligt der hauptunterschied der bedeutung von *lîk* resp. *lîh* bei Otfr. einer- und im Hel. anderseits.

Persönlich bezogen sind:

diur-lîk: 961. 1005 *sunu*; 1592 *dôperi*; 3046. 5806 *bodo*; 3994 *thegan*; 255 *wîf*; ferner zweimal *lîf*; zweimal *drôm*; je einmal *swêt*, *dûba.* adv. *diur-lîko* 7 mal. — *diuri* 1.) = 'kostbar', 6 mal zu concreten, 2.) = 'teuer, lieb', 2 mal persönlich.

frî-lîk: 3967 *magað frîlîka* (vgl. Beow. 615 *freolîc wîf*).
Oder ist *frîlîk* nicht mit dem 'suffix' *lîk*, sondern mit *lîk* = 'körper' gebildet, analog mit *frîhals*?

gôd-lîk: 336 *gôdlîkan gumon*, aufserdem 865 *stemna godes;* 1101 *that al so gôdlîk;* 3135 *gard;* 4275 *alah;* 4283 *it;* 4541 *hûs;* 5741 *allaro grado guodlîcost.* — *gôd* vorwiegend persönlich, doch oft auch unpersönlich.

muni-lîk: (*muna-lîk*) 252. 1997 *magað*; 5784 *Maria.* zu **muni* = angels. *myne.*

(un-)wân-lîk: 207 *barn*; 4957 *unwânlîk magað.* adv. *wân-lîko* 2396. Gen. 105.

hetî-lîk: in 4215 *hetilîk Iudeono hardburi* = 'obrigkeit' ist ebenfalls hierher zu stellen. 4320 zu *wîg.*

§ 61. Dass die bedeutung von *lîk* im Hel. mehr abgeblasst ist, als bei Otfrid, zeigt sich auch darin, dass *lîko* schon viel häufiger als selbständiges adverbialsuffix an adj. von ausgesprochen unpersönlicher bedeutung antritt:

bara-lîko (2 mal); *ful-lîkur* (1454); *gâh-lîko* (5864); *garo-lîko* (5962, sonst adv. *garo*); *hard-lîko* (640, sonst 13 mal *hardo*); *kûð-lîko* (3 mal); *opan-lîko* (5 mal); *swîð-lîko* (4977, sonst *swîðo*). alle diese bildungen sind nur als adverbia belegt; neben dem adv. findet sich auch ein adj. mit bedeutungslosem *lîk* in : *berht-lîko* (2 mal) und *berht-lîk* (3122 *bilîði*; vgl. 3173 *berhtero biliðeo*); *torht-lîko* (89) und *torht-lîk* (1212 *têkan*, vgl. 428 *torhtun têknun*). nur als adj. ist belegt : *lîht-lîk* (2055 *lîð*).

Dass die letztgenannten adjektiv-bildungen rückschlüsse aus dem adverbial-suffix *lîko* sind, beweist die grofse zahl der ausschliefslich als adverbia dienenden bildungen.

Persönliche adj. + *lîk(-o).*

§ 62. Viel häufiger als an unpersönlichen adj. findet sich *lîk(-o)* an solchen, die eine persönliche eigenschaft oder gemütsverfassung ausdrücken. von diesen sind nur als adv. belegt:

bald-lîko (2 mal); *feraht-lîko* (4 mal); *frô-lîko* (2 mal); *hriwig-lîko* (2 mal); *kraftig-lîko* (2652 M); *mild-lîko* (3573 M, C *mildo*); *swâs-lîko* (4500); *werd-lîko* (3 mal).

Auch als adj. sind belegt: *diur-lîk(-o)*; *hêlag-lîk(-o)*; *mâr-lîk(-o)*; *sâlig-lîk(-o)*; *spâh-lîk(-o)*; *wîs-lîk(-o)* und nur als adj.: *arm-lîk*; *blîð-lîk*; *gôd-lîk*; *liof-lîk*; *mahtig-lîk*; *gimêd-lîk.*

Obgleich nach § 60. 61 die alte bedeutung von *lîk* im as. noch mehr verblasst ist, als bei Otfr., muss doch auch im as. noch ein schwaches gefühl für dieselbe vorhanden gewesen sein; dies zeigt sich in dem gebrauchsunterschied, der auch im Hel. zwischen den persönlichen adj. mit und ohne *lîk* zu constatieren ist: die ersteren sind — mit ausnahme der § 60 aufgezählten fälle — nur unpersönlich, die letzteren vorwiegend persönlich bezogen:

arm-lîk: 736 *dôt*. — *arm* nur persönlich.
blîð-lîk: vgl. § 64.
hêlag-lîk: 1303 *rîki*. *hêlag-lîko* 4 mal. — *hêlag* persönlich und unpersönlich.
hold-lîk: 3414 *lôn*; *hold-lîko* 1870. — *hold* 18 mal persönlich, 1 mal zu *trewa*.
liob-lîk: 1277. 1828 *lêra*; 1558. 1861. 3515 *lôn*; 1681 *blômo*; 2394 *feldes fruht*. — *liof* meist persönlich, aber auch zu *gisidili*, *that*, *dag* u. a.
mahtig-lîk: 3588 *biliði*; 2349 *têkan*. — *mahtig* meist persönlich, vgl. § 35.
mâr-lîk: 1295 *thing*; *mâr-lîko* 3141. — *mâri* meist persönlich; aber auch *burg*, *tîd*, *lioht*, *dag*, *thing* u. a.
gimêd-lîk: 2658 *word*. — *gimêd*: 3467 *man*.
sâlig-lîk: 468 *sebo* M (C *sâlig*.); *sâlig-lîko* 3 mal. (vgl. auch § 64). — *sâlig* meist persönlich vgl. § 36.
spâh-lîk: 1901 *word*; *spâh-lîko* 3 mal. — *spâhi* meist persönlich, aber auch zu *hugi*, *sprâka*, *môd*, *spell*.
wîs-lîk: 1760 *antwordi*; 23. 1205. 1740 *word*; *wîs-lîko* 7 mal. — *wîs* meist persönlich, aber auch *wordquidi*, *word*, *sprâka*, *trewa*.

Substantiva + *lîk(-o)*.

§ 63. Die mit *lîk* componierten unpersönlichen subst. bedeuten aufser *gêst-lîk* (1323) und *wân-lîk* (vgl. § 60) alle eine persönliche eigenschaft oder gemütsverfassung.

Nur als adverbia sind belegt:

arbið-lîko (3462); *firiwit-lîko* (6 mal); *flît-lîko* (5328); *niud-lîko* (12 mal); *grio-lîko* (5152); *obast-lîko* (2 mal); *wâr-lîko*; *wara-lîko* (2 mal).

Als adjectiva (u. adv.) sind belegt:

egis-lîk (2 mal); *forht-lîk* (2614); *gaman-lîk* (Gen. 111); *harm-*

lîk (5514); *heti-lîk* (vgl. § 60); *jâmar-lîk* (735); *lêð-lîk* (3mal, *-lîko* 1563); *muni-lîk* (vgl. § 60); *sôð-lîk(-o)*.

Persönlich sind nur *heti-lîk, muni-lîk, wân-lîk* bezogen, vgl. § 60.

Als *lîk*-bildungen zu persönlichen subst., in deren bedeutung eine persönliche eigenschaft enthalten ist, sind im Hel. belegt:

thegan-lîk (Gen. 129 *githâht*); *thio-lîko* (7 mal); *wrisi-lîk* (1397 *giwerk*; *-lîko* Gen. 122).

Anm.: von pronominal- und unbestimmten zahladjektiven auf *lîk* sind im Hel. belegt: *(gi-)hwilîk, mislîk, ôðarlîk, seldlîk, sulîk*. davon sind *(gi-)hwilîk, mislîk, sulîk* auch persönlich bezogen.

lîh = 'verursachend'.

§ 64. Aus der abgeschwächten bedeutung von *lîk*, von der bei Otfr. noch das deutliche gefühl für den unpersönlichen charakter der adj. auf *lîh* erhalten ist, hat sich im ahd. und as. eine neue spezielle bedeutung entwickelt, die ebenfalls unpersönlich ist. in der verwendung bei Otfr. III 24,80 *er sprah worton blîdlîchen* heisst *blîd-lîh* 'die kennzeichen eines frohen tragend', 'freuderregt' Kelle; anders aber im Hel. 424 M *blîðlîk bodskepi*, wo *blîð-lîk* = 'froh machend' ist.

Diese bedeutung 'verursachend, erregend, machend' kann *lîh* natürlich nur an wörtern haben, welche einen subjectiven zustand, nicht aber an solchen, die eine persönliche eigenschaft bedeuten; *kraft-lîh* kann nur = 'kraft verratend, die kennzeichen der kraft tragend', aber nie = 'kraft erregend' sein.

Bei Otfr. und im Hel. findet sich diese neue bedeutung in gleicher weise bei adj. und abstracten subst. + *lîh*. mehrmals kann man nach dem zusammenhang im zweifel sein, ob *lîh* = 'erregend' oder = 'kennzeichnend' ist.

Otfrid:

egis-lîh ist ebenso wie as. *egislîk* immer = 'schrecken erregend', mehrmals vom jüngsten gericht, *hellia, finstar* u. a. gebraucht.

frawa-lîcho: II 9, 14 *mit thiu sie* (die kirchenlehrer mit ihren schriften) *unsih drenkent frawalîcho* = 'in froh machender weise' (vgl. auch § 55).

idmar-lîh: IV 7, 11 *irwehsit idmarlîchaz thing ubar thesan woroltring*; ähnlich IV 16,5; IV 26,40; IV 30, 35; V 19,10. V 23,101 *idmarlîchaz wîzi*; V 20, 99 *idmarlîcho er zi in quît*

(zu den verdammten), wol eher 'schmerz verursachend' als 'schmerz verratend' (vgl. auch § 57).

gilust-lîh: I 1, 22 *theiz gilustlîchaz wurti*, 'erfreulich' (vgl. auch § 57).

wênag-lîh: IV 26, 10 *kûmtun thio wênaglîchun dâti* 'trauer ererregend' (Kelle).

wuntar-lîh, ebenso wie as. *wundarlîk*, immer = ,verwunderung erregend'.

Heliand:

blîð-lîk: 424 M *bodskepi*.

forht-lîk: 2614 *that is egislîkost allaro thingo forhtlîkost firiho barnun*, 'furcht erregend'.

gaman-lîk: Gen. 111 *them wastom lêh hebanas waldand . . . gamanlîkan gang* (hs. : *gamlikan*) 'freude erregend' oder 'bekundend'?

grio-lîko: 5152 *ik hebbiu it* (das geld) *so griolîko mît mînes drohtînes drôre gekôpot*, 'in grauen erregender weise'.

harm-lîk: 5514 *thar mohta man derebi thing harmlîk gihôrian* 'schmerz verursachend' (vgl. Hildebr. lied 66 *heuwun harmlîcco*).

salig-lîko: 48 *scolda thuo that sehsta* (sc. *aldar*) *sâliglîko cuman*; 1169 *scoldun sâliglîko lôn antfâhan* 'in beseligender, glücklich machender weise' (vgl. auch § 62).

Anm.: auch einfache nomina, die einen subjectiven zustand bedeuten, haben daneben nicht selten die bedeutung der ursache dieses zustandes, so *egiso* = 'schrecken' und 'schreckenerregende sache' Kelle; *wuntar* 'verwunderung' und 'ursache der verwunderung', das 'wunder'; *blîdi* 'froh' und 'froh machend' Kelle.

ig-lîh, ag-lîh bei O. und im Hel.

§ 65. Wilmanns sagt § 370: 'wo ein adj. auf *ig* vorhanden ist, lehnt sich *lîch* lieber an dieses als an den zu grunde liegenden nominalstamm an.' für Otfr. trifft dies nicht zu; ebenso wie *ig* und *ag*, und in bedeutungsvollem wechsel mit diesen, tritt *lîh* direct an den nominalstamm, dh. an das abstracte subst. an: *ginâdig : ginâdlîh*; *kreftig : kraftlîh*; *suntig : suntlîh*; *ummezzig : ummezlîh*; *idmarag : idmarlîh*; *nôtag: nôtlîh*; *sêrag : sêrlîh*. nur da, wo das zu grund liegende subst. ausgestorben ist, steht *lîh* am adj.: *gôraglîh, wênaglîh*. dagegen zeigt schon der Hel., der in form und bedeutung der hier behandelten

bildungssilben gegenüber Otfr. im ganzen ein jüngeres entwicklungsstadium aufweist (vgl. § 17, § 18, § 38, § 60, § 61), die von Wilmanns constatierte neigung. im wechsel mit *ig* findet sich *lîk* nur in *kraft-liko* (2652 C) und *flît-liko* (*flîtig* ist allerdings as. nicht belegt). dagegen steht *lîk* am adj. auf *ig* in *kraftig-liko* (2652 M), *mahtig-lîk*, *hriwig-lîk*, ferner *sâlig-lîk*, *hêlag-lîk*. diese neigung von *lîk*, lieber an *ig* als an das subst. direct anzutreten, ist eine folge des verfalls der bedeutung von *ig* und *lîk*. dieser verfall hatte den bedeutungsunterschied zwischen abstr. + *ig* und abstr. + *lîk* beseitigt; schon bei O. findet sich abstr. + *ig* in der funktion von abstr. + *lîh*, zb. *kreftig* bei *lêra*; *ginâdig* bei *wort* u. a., vgl. § 34. da das umgekehrte, die verwendung von abstr. + *lîh* in persönlicher bedeutung nicht so früh erfolgte, wurde das abstr. + *lîh* überhaupt durch ein danebenstehendes abstr. + *ig* verdrängt. zu gleicher zeit hatte sich *lîcho* von den vorwiegend adverbial gebrauchten persönlichen adj. (u. subst.) + *lîh* aus zum adverbialsuffix schlechtweg entwickelt. bei den adj. auf *ig* erhielt sich als letzte erinnerung an die alte persönliche bedeutung eine starke abneigung gegen die einfache adverbialbildung mit *-o* (§ 45), weshalb diese adj. ihr adverb fast durchweg mit *lîcho* bildeten. im mhd. hat sich daraus dann das doppelsuffix *-eclich* entwickelt, vgl. Wilmanns § 370. wie die abneigung von adj. auf *ig* gegen einfache adverbialbildung als folge der alten bedeutung von *ig* anzusehen ist, so geht auf die alte bedeutung von *lîcho* die abneigung zurück, welche viele adj. von ausgesprochen unpersönlicher bedeutung gegen das adverbialsuffix *lîcho* haben; bei Otfr. sind solche adverbia: *ango*, *blûgo*, *diofo*, *fasto*, *harto*, *heizo*, *hôho*, *kleino*, *lango*, *lûto*, *rûmo*, *spâto*, *thiko*, *skôno*, *stillo*, *swâro*, *wasso* u. a. mehr. die meisten dieser adj. und viele andere von unpersönlicher bedeutung bilden auch im mhd. ihr adv. ohne *liche*.

§ 66. Die bedeutungsverflachung von *ig*, (*ag*) und *lîh* steht einerseits im zusammenhang mit bedeutungsverschiebungen und verengerungen bei anderen german. suffixen, so bei *-în* (vgl. Wilmanns § 327) und *-isk* (vgl. Wilmanns § 355 f), ist anderseits aber auch wol zt. auf den einfluss des lateins zurückzuführen. wenn zb. ein glossator oder versator im ahd. das latein. 'hiemalis' wiederzugeben hatte, mufste er im zweifel sein, mit welcher ableitungssilbe er zu *wintar* ein adj. bilden sollte; früher war wol

-în das gegebene (vgl. got. *eiseins*, ahd. *hulzîn*, Kluge § 199). da dieses sich aber zur bildung von stoffadjectiven verengert hatte, griff man zu *ig* und *lîh*, mit denen ursprünglich nur adjectivische attribute des menschen resp. seines handelns gebildet werden konnten.

INHALTSÜBERSICHT.

Göttingen im herbst 1907.

PAUL SCHMID.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

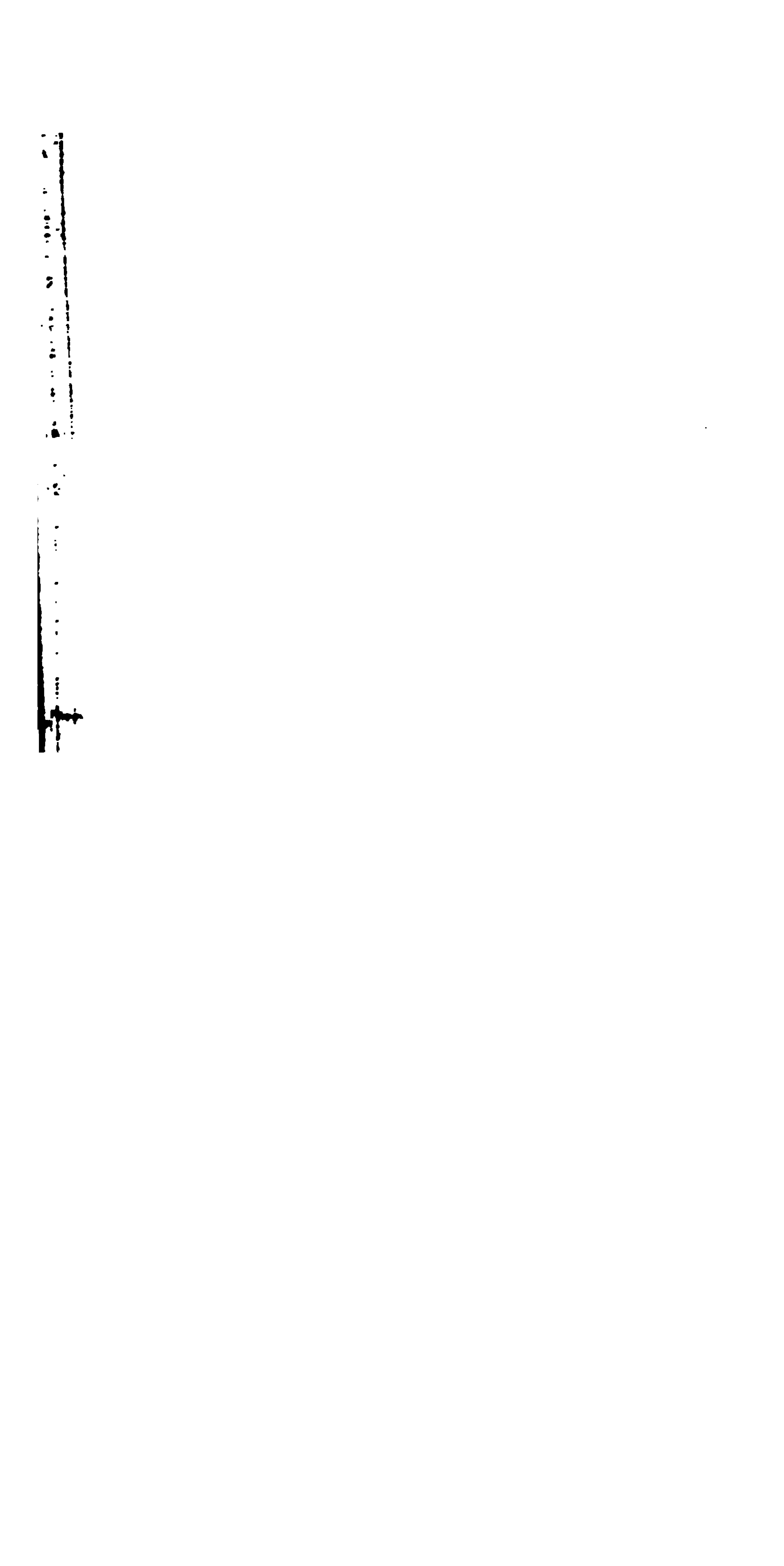
HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

EINUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1908.



INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXI, 1 juli 1907

Gotisches elementarbuch von dr Wilhelm Streitberg, professor der vgl. sprachwissenschaft und des sanskrit an der universität Münster iW. [Sammlung germanischer elementar- und handbücher, hgg. von Wilhelm Streitberg. 1 reihe : grammatiken 2.] 2 verb. u. verm. aufl. mit einer tafel. Heidelberg, Winter, 1906. xv und 350 ss. 8°. — 4,80, geb. 5,60 m.

Streitbergs Gotisches elementarbuch erscheint in der neuen auflage wesentlich vermehrt und verbessert. namentlich die syntax ist vollständig umgearbeitet; den 33 seiten der ersten auflage entsprechen 98. einfacher und zusammengesetzter satz sind jetzt in der darstellung getrennt, die mittel der satzverbindung, der bau der nebensätze erfahren eingehendste berücksichtigung. auch in der lehre vom einfachen satz sind die meisten abschnitte erweitert.

Stark vergröfsert ist auch die litterarhistorische einleitung. der ferner stehende erhält durch Streitbergs knappe und doch klare darstellung eine höchst willkommene orientierung über die nicht leicht zu überschauenden probleme der Wulfilaforschung.

In der auswahl der lesestücke ist einiges geändert. an stelle der drei ersten kapitel des Epheserbriefes sind die capp. 1—4 des zweiten Corintherbriefes getreten. Mc. xii ist weggefallen, dafür ist aus Matthäus das ganze 6 capitel und aufserdem das 9 capitel abgedruckt. diese änderungen hängen damit zusammen, dass Str. jetzt den griechischen text dem gotischen an die seite setzt und Kauffmann für Matth. und den anfang von 2 Cor. die griechische vorlage reconstruiert hat. die beigabe des griechischen originals ist natürlich mit freude zu begrüfsen, ebenso das facsimile einer seite des C.-A. und der abdruck des Busbeckschen berichts über die Krimgoten. dagegen kann ich mich von dem nutzen der gegenüberstellung der got. ags. und ahd. übersetzung von Luc. 2 nicht recht überzeugen.

In der flexionslehre war an der disposition nichts zu ändern; die angaben über das würkliche vorkommen seltenerer formen sind gegen die erste auflage vielfach vermehrt und richtig gestellt.

Was die lautlehre betrifft, die auch in einzelnen capiteln umgestaltet wurde, so haben sich Str.s ansichten und die meinigen in manchen puncten genähert. ich habe die meinung aufgegeben, dass *g* im gotischen media affricata war. *q* erklärt jetzt Str. ge-

radezu als zeichen einer lautverbindung. für *hv* hatte er gleiches schon in der 1 auflage als möglich hingestellt, jedoch die geltung als stimmloses *u̯* für wahrscheinlicher gehalten. jetzt wird es unentschieden gelassen, ob dieser letztere lautwert für die sprache Wulfilas anzunehmen sei. ich stimme Str. vollständig darin bei, dass *q* (und wol auch *hv*) zeichen von lautverbindungen sind. ich hab auch nichts gegen die annahme, das *w* nach *k* und *h* stimmlos waren. nur glaub ich nicht, dass Wulfila durch die stimmlosigkeit des *w* zur einführung der zeichen *q* und *hv* veranlasst wurde. ihn dürfte das lateinische *Q*, das in nachlässiger schreibung auch für *QV* gebraucht wurde, auf den gedanken gebracht haben, auch im gotischen *kw* durch einen einzigen buchstaben zu bezeichnen, und nach analogie schuf er auch ein zeichen für *hw*. ein streben nach einem gewissen parallelismus in der orthographie ist bei Wulfila nicht zu verkennen, ich komme bald darauf zu sprechen. für *gw* fiel ihm entweder kein zeichen ein, oder er kam gar nicht auf den gedanken ein solches einzuführen, weil die lautverbindung viel seltner ist als *kw* und *hw*. wegen schreibungen wie *þairhwakandans* vgl. Anz. xxviii 25.

Bezüglich des got. *f* hatte Str. sich früher, ebenso wie ich, Wimmer angeschlossen, der daraus, dass der got. buchstabe dem lateinischen alphabet entnommen ist, folgerte, dass sein lautwert dem *F* näher stand als dem *Φ*. daraus ergab sich früher für mich die weitere consequenz, dass got. *f* labiodental gewesen sei. jetzt begnügt sich Str., Wimmers ansicht in einer anmerkung zu erwähnen, und erklärt es für unentschieden, ob got. *f* bilabial oder labiodental war. ich glaube vollkommen mit recht. got. *f* stand jedesfalls dem *Φ* so nahe, dass es in fremdwörtern diesen laut vertreten konnte. da hätte Wulfila ohne die richtige aussprache zu gefährden auch *φ* schreiben können, die Goten hätten doch ihren *f*-laut gesprochen. gotisch sprechende Griechen widerum musten, falls *f* sich würklich im lautwert von *φ* unterschied, für den got. laut den nächstgelegenen griechischen substituiren. es lässt sich ja auch zeigen, dass Wulfila einem dem griech. alphabet entnommenen buchstaben einen dem griechischen blofs ähnlichen lautwert gab; got. *e* ist graphisch gleich *E*, transscribiert aber *H*. und *w* entspricht nur in wenigen fällen lautlich seinem graphischen vorbild *Y*.

Wir müssen uns überhaupt von der vorstellung freimachen, dass Wulfila phonetik lehren wollte. wir dürfen auch nicht erwarten, in seiner lautbezeichnung ein system absoluter 'weisheit' zu finden. wir müssen uns damit begnügen, gewisse tendenzen aufzuzeigen. Wulfila ist nicht der gedanke gekommen, die zahl der buchstaben zu vermehren; wo er ein neues zeichen einführt, opfert er ein griechisches. es hängt dies mit der geltung der griech. buchstaben als zahlzeichen zusammen. das alphabet vermehren wäre ebensoviel gewesen, als buchstaben ohne zahlenwert

aufzunehmen. das lag ganz aufserhalb des gesichtskreises Wulfilas, an diese möglichkeit dachte er nicht, für ihn war es selbstverständlich, dass sein alphabet gerade 27 zeichen haben müsse. aber nicht selbstverständlich ist es, dass alle feinsten lautnuancen des gotischen sich durch höchstens 27 zeichen ausdrücken liefsen.

Das wulfilanische alphabet enthält 10 nicht griechische buchstaben. von diesen vertreten 5, *þ r s f o*, in fremdwörtern diejenigen griechischen buchstaben, deren zahlenwert sie haben, 5 andere, *q h j u hv*, haben einen ganz andern laut als die griechischen buchstaben gleichen zahlenwerts. die aufnahme der buchstaben der ersten gruppe muss auf graphische rücksichten zurückgehen. für die entlehnung von *r* und *s* aus dem lateinischen alphabet hat schon Wimmer den grund gefunden : Wulfila verwarf buchstaben, deren lautwert im lateinischen ein ganz anderer war als im griechischen. warum *o* dem runenalphabet entlehnt wurde (wenn es ihm würklich entlehnt wurde), bleibt dunkel. *f* wurde gewählt, weil das got. *þ* dem *Φ* zu sehr glich. *þ* widerum weicht von *Θ* ab (wie ich meine durch verticallegung des querstriches), weil *Θ* dem got. *hv* zu ähnlich war. ein zeichen für *hw* wollte aber Wulfila, dem parallelismus mit *q*=*kw* zu liebe, und es fiel ihm nichts anderes ein, als eine variation des griech. *O* (vgl. Luft Studien zu den ältesten germ. alphabeten, s. 100). dass got. *þ* deshalb eine andere gestalt erhielt als *Θ*, weil es einen bloß ähnlichen, nicht identischen lautwert hatte, glaub ich ebensowenig, wie dass *f* aus gründen der aussprache *Φ* verdrängte. gegen Wimmers künstliche annahme hat sich Luft aao. s. 89 mit recht ausgesprochen.

Um die 5 zeichen der zweiten gruppe einführen zu können, opferte Wulfila *ϛ Η Ξ Ο Ψ*. man beachte wider den parallelismus. ebenso wie zwei einfache zeichen für lautverbindungen mit *w* an zweiter stelle ins alphabet eintreten, so scheiden zwei einfache zeichen aus für lautverbindungen mit *s* als zweitem bestandteil. und es scheiden ferner aus *Η* und *Ο*, dh. je ein zeichen der laute, deren quantität im griech. durch besondere buchstaben bezeichnet wurde.

Zu den vorgenommenen veränderungen bestimmte Wulfila natürlich der wunsch, neue zeichen einzuführen, nicht die absicht, griechische buchstaben los zu werden. er hätte sie ja ruhig als blofse zahlzeichen weiter führen können. es ist nun ohne weiteres klar, dass Wulfila ein zeichen für *h* unbedingt brauchte, und dass ein einfacher buchstabe für *u* und ein besonderer buchstabe für *j* sehr nützlich war. man beachte übrigens wider den parallelismus zwischen den paaren *i-j* und *u-w*. über *q*, *hv* ist schon gesprochen. anderseits konnte Wulfila *ϛ Ξ Ψ* ohne schaden missen. aber die ausmerzung von *Η* und *Ο* muss besondere gründe haben, denn Wulfila hätte an ihrer statt koppa und sampi

opfern können. *H* wurde beseitigt, weil das lateinische *H* der capitalschrift einen ganz andern wert hatte (während die von Wulfila aufgenommene uncialform eindeutig war). *O* ist aber nur dem parallelismus zu liebe geopfert. weil Wulfila den gegensatz von *ε* und *η* durch zwei einfache zeichen nicht widergeben konnte, so wollte er den gegensatz von *o* und *ω* nicht durch zwei einfache zeichen widergeben.

Str. nimmt an, dass die bezeichnung des kurzen *o* durch *au* in analogie zu der durch die *e*-aussprache des griech. *αι* an die hand gegebene bezeichnung des kurzen *e* durch *ai* erfolgt sei. ich stimme ihm bei, da ich ja annehme, dass Wulfila hier den parallelismus suchte. aber dafür, dass er die analoge bezeichnung fand, werden wir doch auf das lateinische recurrieren müssen. nicht dass ich etwa die von mir Anz. XXIII 331 bekämpfte erklärung Streitbergs, die er jetzt fallen lässt, aufnehmen wollte. aber berührungen von *au* und *o* haben im lateinischen bestanden, vgl. Gröbers Grundriss I[2] 465. wenn ein vulgärlateinisches *orum* bezeugt ist, während die schriftsprache nur *aurum* kannte, wenn die schriftsprache in manchen wörtern ein falsches *au* einsetzte, die nach dem ausweis romanischer sprachen ursprüngliches *o* hatten, so konnte doch Wulfila die tatsache nicht entgehn, dass in manchen wörtern geschriebenes *au* von manchen wie *o* gesprochen wurde.

Was wollte Wulfila mit seiner unterscheidung von *ai* und *e*, *au* und *o*, *i* und *ei* bezeichnen? hier weiche ich von Str.s auffassung ab. darin sind wir ja wol alle einig, dass *e*, *o*, *ei* lang waren, nicht diphthongische *ai* und *au* in den allermeisten fällen und *i* immer kurz, ferner dass *e*, *o* geschlossen waren, *ai aú* offen. Str. meint nun, dass Wulfila eigentlich nur die qualitätsunterschiede habe bezeichnen wollen, die quantitätsbezeichnung habe sich bei *e o* nur nebenbei ergeben, weil es geschlossene kürzen im gotischen nicht gab. damit hängt zusammen, dass Str. auch lange offene *ai*, *au* = $\bar{\textit{æ}}$, $\bar{\varrho}$ (in *saian*, *bauan* udgl.) annimmt und dass er einen qualitätsunterschied zwischen *i* und *ei* erschliefst.

Zu seiner meinung ist Str. ua. auch durch die erwägung geführt worden, dass zu Wulfilas zeit alle griechischen vocale unter gleichen accentuellen bedingungen isochron gewesen seien, Wulfila also durch das griechische nicht auf den gedanken einer bezeichnung der vocalquantität habe kommen können. dagegen hätten im griechischen unterschiede der vocalqualität bestanden.

Dem gegenüber halte ich an der älteren anschauung fest, dass Wulfila die quantitätsunterschiede bezeichnen wollte, und die bezeichnung der qualitätsunterschiede, wo sie sicher sind (bei den *e*- und *o*-, nicht bei den *i*-lauten) sich nur nebenher ergab. dafür hab ich folgende gründe.

1) Dagegen dass *i* und *ei* sich qualitativ unterschieden, spricht, dass sie in den got. handschriften verwechselt werden,

während *ai* und *e*, *au* und *o* getrennt bleiben. ferner haben wir keinen anhalt dafür, dass im griechischen, dessen schreibung für Wulfila vorbildlich war, ει und ι qualitativ verschieden waren.

2) Wulfila will ω durch *o*, ο durch *au* widergeben, darüber besteht trotz einzelner ausnahmen kein zweifel. nun hat sich ω niemals durch geschlossene qualität von ο unterschieden. ursprünglich war ω der offene laut, später ist es ganz mit ο zusammengefallen und hat seine schicksale geteilt. nimmt man an, dass Wulfila die qualitäten seiner *o*-laute trennen wollte, so begreift man nicht, wie er diese unterscheidung auf das griechische anwenden konnte, wo weder aussprache noch theorie diese scheidung kannten.

3) Günstiger scheinen für die qualitätstheorie die dinge bei den *e*-lauten zu liegen, da man ja meistens annimmt, dass η zu *i* auf dem wege über geschlossenes *e* wurde, und diese letztere stufe für die zeit Wulfilas ansetzt. allein das ist keineswegs sicher. nach Kretschmer Die entstehung der koine, WSB 1901, x 7 ff hat sich der lautgesetzliche übergang von η zu *ẹ* nicht innerhalb der κοινή vollzogen. für die κοινή handelt es sich nur mehr um den kampf zweier neben einander im grofsen griechischen sprachgebiet bestehnden dialektischen aussprachen des η, um den kampf zwischen offenem und geschlossenem *e*, später *e* und *i*. wo für η später noch *e* gesprochen wurde, war es vollständig mit ε zusammengefallen. da wir Wulfila nicht die *i*-aussprache zuschreiben können, so müssen wir annehmen, dass sich für ihn η und ε qualitativ nicht unterschieden.

Nun hat sich freilich unsere behauptung, dass Wulfila die quantitäten bezeichnen wollte, mit dem einwurf abzufinden, dass zu Wulfilas zeit die griech. vocale unter gleichen accentuellen bedingungen isochron waren. aber die zerrüttung der alten quantitäten ist innerhalb des griech. sprachgebietes zu sehr verschiedenen zeiten erfolgt. in einer abhandlung, auf die mich Kretschmer vor jahren freundlichst aufmerksam machte, *Ἀθηνᾶ* 13, 247 ff, hat Hatzidakis gezeigt, dass im eigentlichen Griechenland die alten quantitäten bis 200 n. Chr., vielleicht noch länger, auseinander gehalten wurden. da ist es doch nicht zu kühn anzunehmen, dass ein gelehrter mann wie Wulfila, der in seiner eignen sprache klar geschiedene vocalquantitäten besafs, mit den lehren der grammatiker über die bedeutung der von der orthographie fortgeführten doppelheiten ε-η, ο-ω eine adäquate vorstellung verbinden konnte[1]. nach dem vorbild der griech. ortho-

[1] ich traue da Wulfila nicht mehr zu als im 16 jh. Erasmus von Rotterdam geleistet hat, der mit hilfe des lautstandes seiner muttersprache sich eine vorstellung von der bedeutung der überlieferten termini der quantitätslehre bildete, während die traditionelle aussprache der antiken sprachen die alten verhältnisse längst zerrüttet hatte, oder was diejenigen zeitgenossen Aelfrics taten, die zu seinem misvergnügen metrisch kurze silben wie *pa(ter)*,

graphie, die er im sinne der grammatischen theorie deutete, unterschied er die quantitäten der *e*- und *o*-laute; bezüglich der *i* ist darauf zu verweisen, dass hin und wider versucht wurde, die überlieferte schreibung ει zur bezeichnung des langen ι zu verwenden, ει gegenüber ι denselben wert zu geben, den η und ω gegenüber ε und ο hatten. vgl. Blass Über die aussprache des griechischen s. 10. 61. da Wulfila bei seiner unterscheidung nur die quantitäten im auge hatte, setzte er für *o au*, für ω *ô*, unbekümmert darum, dass im gotischen mit dem unterschied der quantität auch ein solcher der qualität vorhanden war, der im griech. kein gegenstück hatte. für *a* und *u* gebrauchte er nur je ein zeichen, weil das griechische für diese laute nur ein zeichen, bez. eine zeichengruppe kannte. — dass *saian*, *bauan* u. ä. in der ersten silbe ohne lange vocale hatten, halt ich für unerwiesen.

Ich erlaube mir schliefslich noch ein paar einzelheiten zu besprechen. § 52 b. *spaikulatur* hat doch aller wahrscheinlichkeit nach langes *u*. vgl. Kluge Zeitschr. f. d. unterricht, 5 ergänzungsheft 355. Pauls Grundriss I² 501. 505. — § 76 anm. 1 wäre vielleicht besser ein anderes beispiel zu geben, da *þius*, wie § 147 bemerkt wird, nicht belegt ist. — § 86 anm. auch hier wäre das § 146 anm. 3 verzeichnete *fauramaþli* zu erwähnen. — § 147. auch *diew* und *gaidw* sind zu besternen. — § 153 z. 2 ist 'akk.' zu streichen. — § 157 anm. 1 vgl. Anz. XXIX 282. — § 160. hier wär es vielleicht gut, die wirklich belegten formen zu verzeichnen, namentlich wäre hervorzuheben, dass von formen des dat. pl. außer *baurgim* nur *spaurdim* vorkommt. — § 182 wäre auch *fairnu* Luc. 5, 39 unter den belegen anzuführen. — § 183 anm. 2 sähe ich gerne noch etwas deutlicher auf die unsicherheit des ansatzes von *hrainis* als gen. sg. der abstufenden *ja*-stämme hingewiesen. Str. bemerkt, dass nur *skeiris waurdis* Sk. 5, 5 belegt ist, und erklärt die auffassung von *skeirs* Sk. 4, 9 als nom. fem. für zweifelhaft. aber das sind die einzigen stellen wo das wort überhaupt vorkommt; wenn *skeirs* nicht nom. fem. ist, so hat man auch gar keine gründe für die annahme eines *ja*-stamms. § 236, 2 möchte ich dem verf. zu erwägen geben, ob sich nicht irgend ein genauerer ausdruck finden liefse; in dem citierten satze Gal. 2, 16 hat ja *garaihts* nicht eigentlich masculine bedeutung, sondern bezieht sich auf männer und frauen. — § 236, 4 wäre vielleicht auf abweichende fälle hinzuweisen.

matlus auch wirklich kurz sprachen, vgl. Aelfrics Grammatik herausgegeben von Zupitza s. 2. zu beachten ist auch, dass im lateinischen die zerstörung der alten quantitätsverteilung später ihren abschluss gefunden hat als im griech., vgl. Gröbers Grundr. I 467, wo übrigens die äußerung des Gellius Noct. Att. IX 6 nicht richtig gedeutet ist. dass eine in der umgangssprache erloschene, in der schrift bewahrte unterscheidung von gebildeten auch lautlich ausgedrückt werden kann, lehrt zb. die tatsache, dass im nl. in der umgangssprache *-e* und *-en* gleich gesprochen, in feierlicher rede geschieden werden.

wie Joh. 17, 3 *soh þan ist so aiweino libains,* Sk. 1, 6 *sa ist wiþrus gudis.* — in dem abschnitt über den numerus vermiss ich eine bemerkung des inhalts, dass Wulfila griech. plurale von substantivierten adjectiven gen. neutr. teils nachbildet, teils durch den singular ersetzt, zb. 1. Tim. 5, 13 *þoei ni skulda sind* τὰ μὴ δέοντα gegenüber Luc. 17, 9 *þatei anabudan was* τὰ διαταχθέντα. — § 257, z. 4. ist nach 'griechischem' nicht etwas ausgefallen? — § 273, 2 wär es aus pädagogischen gründen erwünscht, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass nach *ains, sums* und den possessivpronomina das adj. in starker form steht, oder doch wenigstens beispiele anzuführen wie Luc. 15, 7 *in ainis frawaurhtis,* Eph. 2, 15 *du ainamma niujamma mann,* Joh. 11, 1 *sums siuks,* 1 Thess. 4, 8 *ahman seinana weihana.* — § 326 anm. ein paar seltsame participialconstructionen, für die das griech. anlass aber nicht vorbild war, finden sich in den evangelien : Mt. 27, 53, Luc. 18, 9, Joh. 6, 45, wenn kein fehler vorligt, auch Mc. 15, 24, vgl. van der Waals Skeireins s. 12. gegen Viteaus auffassung der griech. construction als eines hebraismus wendet sich Thumb Die griech. sprache im zeitalter des Hellenismus s. 131. — § 332. dass Mt. 6, 24 *jabai-aiþþan* ἤ-ἤ übersetzt, kann ich nicht glauben und bleibe bei der meinung Loebes und Schulzes, dass in der vorlage statt des ersten ἤ fehlerhaft εἰ stand.

Wien, im november 1906. M. H. Jellinek.

Nordiska Studier tillegnade Adolf Noreen på hans 50-årsdag den 13 mars 1904 af studiekamrater och lärjungar. Uppsala, KWAppelbergs boktryckeri, 1904. 492 ss. gr. 8°.

Zu der stattlichen festgabe an Noreen haben sich nicht weniger als einundvierzig gelehrte schreibend vereinigt — die widmungsseiten führen eine noch viel längere reihe von studiengenossen und schülern auf. neben der schwedischen sprache kommt auch die dänische und die deutsche zu worte. ungefähr vier fünftel der beiträge liegen auf dem felde der sprachforschung (runenlehre und rechtschreibung mitgezählt). der band im ganzen erweckt den eindruck von einer kopfreichen gemeinde, die im sinne ihres meisters vorwärts strebt. von kritischem scharfsinn und behutsamer, nüchterner gründlichkeit zeugen auch die kürzern dieser spenden. kühneres eindringen ins ungebahnte oder persönlichere formung machen sich weniger bemerkbar. die meisten beiträge erscheinen wie ein kleiner ausschnitt aus den augenblicklichen arbeiten der betreffenden. den charakter der abgerundeten darstellung haben am meisten die zwei aufsätze von Almgren und KFJohansson. Johansson führt die gotischen nominalcomposita vollständig auf nach einer woldurchdachten, in manchen puncten eigenartigen einteilung, wobei auch viele etymologische bemerkungen abfallen. Almgren bietet mit seiner arbeit, 'Die

begräbnisarten der Vikingzeit in würklichkeit und in der altn. litteratur', dem philologischen interpreten der Ynglinga saga und andrer texte eine willkommene gabe, indem er nach den neusten grabungen das archäologische bild der sache übersichtlich zeichnet. im übrigen weise ich nur noch auf die beiträge hin, die einem weitern leserkreise dieses Anzeigers entgegen kommen; der fachgenosse wird das übrige schon zu finden wissen.

Grip hat an Deutschen aus verschiedenen landschaften die gleitlaute zwischen vocal und folgendem *l*, *r* beobachtet. ganz verdienstlich, aber wenn irgendwo, so entbehrt man hier objective lautbilder. ich fühle mich nicht ganz sicher, ob nicht öfter der klang des *l* selbst (der ja bis zum übergang zum nächsten laut einem vocalischen klange recht nahe kommen kann) für einen gleitlaut genommen wurde. Ernst AMeyer teilt weitere erträge seiner experimentellen sprachmessung mit : die betonten vocale sind ceteris paribus länger im einsilbigen als im zweisilbigen worte, länger vor lenis als vor fortis, länger bei tiefer zungenstellung als bei hoher uam. die hauptzüge stimmen zu dem was M. für das südenglische und 'noch für eine reihe andrer sprachen' festgestellt hatte. Klockhoff handelt von der Samsonsballade (DgF. nr 6). er beurteilt die berührungen mit andern folkeviser anders als Olrik (DgF. 7, 271), hält die Samsonsvise für ein ziemlich junges conglomerat und nimmt wider entlehnung aus der schwedischen Didrikssaga an, nicht herkunft aus niederdeutscher quelle, doch ohne sich mit Grundtvig oder Jiriczek auseinanderzusetzen. Kristensen verbessert erfolgreich unsre auffassung des ältesten isländischen grammatikers hinsichtlich der schreibung der diphthonge (*ió*, *ey*, nicht *eó*, *ey*) und rechtfertigt die aussprache *éarn*, die der alte autor bezeugt. fördernde bemerkungen zur westnordischen *u*-brechung bringt Nordenstreng. er tritt für die ältere auffassung ein, dass *iǫ*, nicht *io* das lautgesetzliche brechungsproduct sei, und führt die reimbelege vollständiger an; ein teil davon spricht entscheidend gegen *io*. ich vermisse nur berücksichtigung der fälle, wo der brechungsdiphthong durch dehnung zu *ió*, nicht zu *iǫ́* (*iá*) wurde : *miolk* > *miólk* wie *folk* > *fólk* im gegensatz zu *hǫlf* > *hǫ́lf*, *hálf* (*siálf* uä. sind natürlich analogieneuerungen); ferner *Iór-* < *eƀur-*, wol auch das vielgedeutete *ió-* < *ioh* < *ehw-* 'pferd'; mehrdeutig ist *fiórir* (< *feður-* oder < *feðwōr-*). die beidseitigen instanzen erwogen, wird die annahme doch wol nötig, dass der *o*-laut des brechungsdiphthongs weder mit dem alten *o* noch mit dem *ǫ* des *u*-umlautes identisch war; es war eine dritte schattierung — wie sie phonetisch zu bestimmen sei, darüber hab ich keine vermutung.

Lind bespricht altn. wortfügungen wie *Halldóra Torfa dóttir bróður Jǫrundar, Gunnlaugs saga ormstungu* unter dem gesichtspunct, dass die schreibung in éinem worte (*Torfadóttir, Gunnlaugssaga*) ein 'anachronismus' der 'sog. normalisierten' ausgaben

sei. gegen diese schreibung hat sich neulich auch Gering gewant (Zs. f. d. phil. 36, 286 note). die frage greift über die eigennamen hinaus. ich habe mir folgende fälle angemerkt, die ebenso zu beurteilen sind: Egils s. c. 27 § 21 *upp í ár ós nǫkkurn, sú er kǫlluð Gufá*; Fær. s. s. 144 *á skemmu hurðina, þar er Þrándr svaf í*; Nornag. c. VIII *settumst ek þar at fǫður-leifð minni, þvíat hann andaðist skiótt*; — Mork. 226, 27 *ofstopa maðr mikill ok óeirðar um alla hluti*; Mork. 228, 23 *auðigr maðr ok ranglátr, kaps fullr ok óeirðar.* die herschende schreibung unsrer ausgaben ist hier: *árós, skemmuhurðina, fǫðurleifð, ofstopamaðr, kapsfullr.* dann hat man also die erscheinung: an ein einzelnes glied des zusammengesetzten wortes, das erste oder das zweite, wird ein weiterer redeteil angeknüpft. der fall mit *fǫðurleifð* ist hervorzuheben, weil einfaches *leifð* gar nicht existiert. bisweilen hat man zu bindestrichen gegriffen, zb. Heimskr. 3, 114 (FJónsson) *þat var ættar-bragð en eigi æsku.* Lind meint, die einfache abhilfe liege darin, dass man in solchen gruppen getrennte wörter annehme und schreibe. auch abgesehen von fällen wie *fǫðurleifð* ist damit die sache nicht abgetan. denn diese gruppen sind unverkennbar auf dem wege zum compositum. das zeigt die wortstellung: *Halldóra Torfa dóttir* oder *hon var Torfa dóttir* heifst es in derselben prosa, die niemals sagen würde: *Halldóra Torfa móðir* oder *hon var margra sona móðir*; *Raga bróðir* ist fester beiname, als aussage hiefse es: *Þórarinn var bróðir Raga*; usf. ebenso ist *Breiði fiǫrdr* (cf. Lind s. 143) deutlich abgesondert von *enn breiði fiǫrðr* oder *breiðr fiǫrðr.* zu diesen äufserlich wahrnehmbaren zeichen kommt ohne frage die betonung: in *Torfa dóttir, Breiði fiǫrðr* hat das zweite glied ähnlich schwachen ton wie in *sumarmálum, mikilmenni.* kurz, die classe der unechten composita ist auch im altn. nicht zu entbehren. aber jene anfangs genannten verbindungen (*Gunnlaugs-saga ormstungu* u. ähnl.) zeigen, dass die beiden glieder ein höheres mafs von selbständigkeit bewahrt haben als in den unechten compositis anderer sprachen. wir können nicht mehr sagen: *die Karlsdichtung des Grofsen; das Hildebrandslied und Hadebrands; die kriegskosten, den er führte.* aber auch wir schreiben und sprechen noch: *Hildebrandslied und -sage*; auch fälle wie: *eine lebensgeschichte Luthers, deutsche litteraturgeschichte* liegen jenen nordischen bildungen nahe und vermitteln unserm sprachgefühl ihr verständnis. es spielt zwischen dem einheitlichen worte und der zweigliedrigen, von fall zu fall neu gebildeten verbindung. wie weit man im altn. getrennte worte schreiben will, ist eine praktische frage oder eine frage der pietät gegen die handschriften: der tatsächlich vorliegenden spracherscheinung verhilft man mit dieser schreibweise nicht zum sichtbaren ausdruck.

Berlin, 14 juli 1904. ANDREAS HEUSLER.

De oudoostnederfrankische psalmen. klank- en vormleer. van A. Borgeld. Groningen, Wolters, 1899.

Über das ziel das diese abhandlung verfolgt, sagt der vf. Inleiding s. VIII: 'Mijn doel was uitsluitend een nauwkeurige samenstelling van de klank- en vormverschijnselen te geven, meestal zonder een verklaring te beproeven'. als gesamturteil kann ich sagen, dass Borgeld die aufgabe, wie dieselbe von ihm begrenzt worden ist, in einer zuverlässigen und sehr anerkennenswerten weise gelöst hat. hier auf verschiedene einzelheiten einzugehn, wäre jetzt unnötig, nachdem die darstellung des vf. durch van Heltens buch 'Die altostfränkischen psalmenfragmente etc.', Groningen 1902, — namentlich was die erklärung der sprachlichen erscheinungen betrifft — ergänzt und zuweilen berichtigt worden ist (vgl. in dieser hinsicht auch die besprechungen von Franck Indog. forsch. Anz. XII 111 f, Ehrismann Litteraturbl. 1902 s. 112 und die recension der arbeit van Heltens von Steinmeyer Anz. f. d. alt. XXIX 53 f). durch van Heltens arbeit ist indessen Borgelds abhandlung nicht überflüssig gemacht worden. die letztere gibt nämlich oft ausführlichere belege als der grammatische teil van Heltens, wo die auf conjectur beruhenden formen nicht als solche gekennzeichnet und überhaupt alle diejenigen formen die der vf. für verderbt hält, gar nicht erwähnt werden. an vielen stellen verweist auch van Helten auf die vollständigeren statistischen angaben bei Borgeld. — ich möchte hier nur einige verderbten oder sonst weiterer aufklärung bedürftigen formen in den hier zur erörterung stehnden denkmälern besprechen. die Holthausen-Steinmeyersche (s. Beitr. 10, 577 und Anz. f. d. alt. XXIX 59) besserung *geuuēthoda* statt *geuueinoda* 'educavit', gl. 357 (nach van Heltens zählung) Ps. 22, 2 wird durch das in Diefenbachs Glossarium verzeichnete *educatio* : *weydung* (das wahrscheinlich von haus aus auf irgend einer auslegung derselben psalmenstelle beruht) gestützt. — *genitherit iu* 'exinanite' gl. 371, Ps. 136, 7, änderte van Helten in *genieuuithit*. diese conjectur lehnt Steinmeyer Anz. f. d. alt. XXIX 61 fufsnote ab, ohne dass er einen wahrscheinlicheren vorschlag zur erklärung der glosse machen zu können glaubt. in der tat ist das überlieferte *genitherit* gar nicht zu ändern. der grundtext hat nämlich hier עָרוּ von עָרָה, das allerdings eigentlich 'entblöfsen' bezeichnet, hier aber in der bedeutung 'zerstören' steht (s. Gesenius Wörterb.). der zusammenhang ist dieser : עָרוּ עַד הַיְסוֹד בָּהּ dh. eigentlich 'entblöfset in ihr bis auf den grund' = 'zerstöret sie (die stadt Jerusalem) bis auf den grund.' hierzu passt ja *genitherit* ausgezeichnet, da ja dieses verbum ua. 'zu boden stürzen' bedeutet (s. zb. Schade Wtb.). nur das nach *genitherit* stehnde *iu* dürfte eine kleine besserung nötig haben, und zwar ist dieses in *in* zu ändern, das offenbar dem *in* in der lateinischen vorlage ('exinanite . . . . in

ea') entspricht. durch die folgenden parallelen aus Diefenbachs glossarium dürfte diese erklärung aufser jeden zweifel gesetzt werden: *exinanire*: '*ernideren*, *nideren*, *vernederen*'. — *ginroda* 'gignuit' gl. 372, Deut. 32, 18, hat man auf verschiedene weisen zu bessern versucht. Heyne Kl. altniederd. denkm. 49 ändert es in *givuoda* ('für *givuodda*'), van Helten in *gitiloda*, Holthausen Zschr. f. d. phil. 36, 482 in *giu*[*e*]*r*[*c*]-*oda* oder *giurocta* ('= ahd. *uuorhta*'). meines erachtens steht *ginroda* für *genroda*. *gi* statt *ge-* beruht entweder auf dittographie nach der folgenden glosse *gi-minsoda* oder ganz einfach auf verlesung. diese besserung stütze ich auf *generare*: '*genren*' Ahd. glossen III 408, 8 und *generare*: '*ergenren*' in einer mittelniederländischen handschrift nach Diefenbachs Glossarium. dieses *genron*, *genren* ist offenbar ein lehnwort aus dem lat. *generare*; vgl. andere lat. lehnwörter in den psalmenfragmenten wie *gequahlit* 'coagulatos' 67, 17, *offron* 'offerre' 67, 30, *kestigata* 'castigatio' 72, 14 (s. ferner wegen anderer lehnwörter in diesen denkmälern Later De latijnsche woorden in het ouden middelnederduitsch). — von *uuitinis* 'calicis' Gl. 790, Ps. 10, 6 sagt Heyne s. 58: 'ob verlesen für *mitis irô*, calicis eorum? ahd. *mez* n. calix'; van Helten ändert *uuitinis* in *mitinis*, das ein diminutivum in *-in* zu **met* 'calix' sein soll. Steinmeyer hält Anz. f. d. alt. XXIX 61 fufsnote diese conjectur für verfehlt (er weifs ihr indessen keine bessere entgegenzuhalten). ich glaube, dass wenigstens *witin-* hier ganz richtig ist. zu bemerken ist nämlich, dass 'calix' hier in einer ganz besonderen verwendung steht: vgl. Forcellini Dict., *calix* 12): 'denique metaphorice adhibetur de sorte hominum . . . ac de omnibus generibus malorum et incommodorum quae improbis accidere jubet deus'. als beispiel von dieser verwendung von *calix* führt Forcellini einen auszug aus dem hier fraglichen psalmenvers an: (pluet super peccatores laqueos) 'ignis et sulphur et spiritus procellarum, pars *calicis* eorum'. wie zu ersehen ist, steht 'calix' hier etwa für 'vergeltung' (vgl. dass es in der Lutherischen übersetzung mit 'lohn' widergegeben wird). hierzu passt ja die glosse *wītin-* = 'strafe' ganz gut; vgl. *geuuitenot* 'punientur' 36, 2, asächs. *wīti* 'strafe' etc. was für eine form ist denn *uuitinis*? entweder genit. von **wītin* n., das sich zu *uuītenon* 'strafen' wie ahd. *lâchin* 'heilmittel' zu *lâchīnon* 'heilen' verhält, oder *uuitinis* ist eine corruptel für *uuitinū* (vgl. *h* statt *n* 72, 2 und Gl. 357), genit. von **wītina* = mhd. *wîzene* f. 'strafe'. dass der glossator sich nicht immer sclavisch an seine lateinische vorlage gehalten, sondern, wie hier vorausgesetzt wird, zuweilen eine freiere, bessere übersetzung gegeben hat, zeigt zb. seine glossierung von *exinanite* Ps. 136, 7 (vgl. oben).

Gotenburg. ELIS WADSTEIN.

Die lateinischen magierspiele. untersuchungen und texte zur vorgeschichte des deutschen weihnachtsspiels. von A. Anz. Leipzig, JCHinrichs, 1905. 163 ss. — 5,40 m.

Wenn dieses buch keinen anderen wert hätte als den, dass es alle dem vf. bekanntgewordenen texte, zt. in verbesserter gestalt oder vollständiger, zum abdrucke bringt, müste man dafür sehr dankbar sein.

Ich hatte vor einem jahrzehnt, mit der absicht die gleiche arbeit zu machen, ebenfalls die texte gesammelt und weifs daher die mühe zu schätzen, die in dem verzeichnis s. 9 ff steckt. die sachen sind weit verstreut.

Soweit stichproben ein urteil gestatten, handelt es sich hier auch um verlässliche abdrücke.

Am gespanntesten wendet man sich dem teile der untersuchung zu, der eine stellungnahme zu WMeyer (Fragmenta Burana, Berlin 1901) voraussetzen lässt. dieser bestritt unter berufung auf die als Carmina Burana bekannte sammelhandschrift die gewöhnliche annahme, dass sich die geistlichen spiele aus einfachen einzelfeiern zu kunstreichen cyklen entwickelt hätten. er meint, der umstand, dass ein und dieselbe hand des 13 jh.s einfache und umfangreichere spiele in der genannten hs. vereinigt hat, spreche deutlich gegen die herkömmliche lehre.

Aber es ist doch zu bemerken — bei A. vermisse ich diesen hinweis — dass die in den Carmina Burana stehnden stücke nicht ein und derselben gattung angehören. dass man aber auch die schrittweise entwicklung an den überlieferten texten verfolgen kann, zeigt die hier zu besprechende arbeit.

Damit lässt sich ganz wol die tatsache vereinigen, dass sich bald schon neben einfachen, an schriftstellen sich anlehnenden dialog-officien cyklische ansätze bildeten, dass also der cyklus nicht auch zeitlich als endglied der reihe zu gelten hat.

Meyer will den ursprung der gattung auf deutschem boden (SGallen) suchen, während Anz meines erachtens mit recht an der gewöhnlichen annahme romanischer herkunft (Frankreich) festhält und sie gut begründet. die liturgie der katholischen kirche ist doch überhaupt wesentlich romanischen ursprungs, und die geistlichen kreise Deutschlands bezogen in der ersten hälfte des mittelalters auch sonst ideen und bräuche aus dem fortgeschrittenen süden, kurz, die ganze maskerade in der kirche, wie wir sie in den kirchlichen spielen (feiern, officia) sehen, wäre einem deutschen von selbst nie eingefallen. diesen inneren grund hätte A. ebenfalls betonen sollen.

Als entstehungszeit der gattung bezeichnet A. das 11 jh. und die überlieferung gibt ihm recht.

Als ausgangspunct gilt die liturgie der epiphanie, aber die texte werden im laufe der zeit umgeprägt. Anz zeigt das mit

tüchtiger kenntnis der einschlägigen litteratur und mit berücksichtigung der bildenden kunst.

Anz betont s. 118 ganz richtig, wie die dialogform schon dem ganzen system der kirchlichen responsorien und antiphonen zu grunde liege, dass also der schritt zum tropus und von da zum ludus von aufang an vorbereitet gewesen sei.

Die frage ist nur die, wie die weiteren schritte gemacht worden sind.

Der vf. gewinnt vier typen und stellt deren einzelne erweiterungen fest.

Typus I: gang zur krippe, dialog zwischen magiern und obstetrices, darbringung der geschenke, gesang des engels.

Der text ligt in sämtlichen spielen vor, selbständig ist er überliefert als 'Officium Stellae' in Rouen.

Typus II: die person des Herodes wird hinzugefügt. Nevers I (N) zeigt dieses stadium.

Der dreigliedrige dialog, der im anschluss an die erste einschaltung (im typus I) und mit benutzung des 'Ite et investigate' der evangelienvorlage geschaffen worden ist (N), wird durch einen fünfgliedrigen ersetzt, der dann durch alle weiteren texte geht. diese form zeigt Nevers II (Nev.)

Typus III: einschaltung der durch boten geholten schriftgelehrten. Herodes ist nämlich von dienern (symmystae) umgeben.

Aus dem Magierspiel wird ein Herodesspiel.

Nev. und Strafsburg stellen die verhandlung des königs mit den schriftgelehrten vor das gespräch zwischen ihm und den magiern, Strafsburg zieht aufserdem die principes sacerdotum heran und ändert daher die stelle 'O vos scribae interrogati'.

Die im typus III vorliegende textgestalt bezeichnet den wichtigsten abschnitt in der entwicklung der epiphanienspiele. was hier steht, ist gemeinsamer bestandteil aller übrigen texte geworden. nun beginnt eine rege entwickelung, die die vorhandenen spiele in mehrere gruppen trennt, und es setzen jetzt auch die poetischen erweiterungen ein.

Eine selbständige überlieferung dieses typus ligt nicht vor.

Erweiterungen des typus III.

1 Erweiterung der botenrolle: a) man lässt dem könig das gerücht von den magiern zu ohren kommen; b) Herodes muss sich selbst durch einen boten von ihren absichten überzeugen, ehe er sie zu sich bescheidet. auftrag dazu. es entwickelt sich also von hier aus ein eigenes Botenspiel.

2 Erweiterung durch den Ludus Innocentium und die Klage der Rachel: an das nocturnenresponsorium 'Sub altare' schloss sich eine poetische Rachelklage an, wie sie zb. in Limoges vorligt. eine bearbeitung dieses kleinen Ludus Innocentium benutzten Laon und Orléans. Orléans nahm dabei eine erweiterung der procession des lammes vor und verknüpfte

das so gewonnene spiel mit dem schlusse des Herodesspiels, das es aus der epiphanienfeier herübernahm. dazu benutzte es nachträglich einen anderen ähnlichen text, die vorlage von Freising. eigentümlich ist in Freising und Orléans ein Josephspiel.

3 Erweiterung durch das Sternlied.

A. nimmt an, dass der text in fortschreitender vollständigkeit aufgenommen worden sei, im widerspruche zu WMeyer, der die fassung von Rouen als die jüngste und die aufnahme des ganzen liedes als das ältere betrachtet.

Typus IV (combinationstypus) : a) es tritt in allen texten das ganze Botenspiel auf. — b) man führt die gruppe der hirten und die der magier in der nähe der gruppe zusammen, also combination mit dem Hirtenspiel.

Erweiterungen des typus IV.

1 Festprocession zum throne des Herodes (Chorus puerorum).

2 Thronbesteigung und beratung.

3 Rex et magi.

Damit hat das Herodesspiel das Magierspiel überwuchert.

Die bestätigung für seine typentheorie findet A. in der tatsächlichen gestalt der spiele, die nach seiner darlegung eine fortschreitende ausdehnung des dialogs, gleichmäfsige zunahme der zahl der beteiligten personen, zunehmende entfaltung und verwicklung des dramatischen aufbaus, ablösung der reimprosa durch die poetische form (hexameter), späten ansatz zu charakteristischer ausdrucksweise zeigen.

Mir scheint indes hier ein cirkel vorzuliegen. abstrahiert nicht der vf. seine typen von den würklichen spielen und lässt sie dann wider durch sie bestätigen?

Doch wäre diese petitio principii kaum von belang, wenn die typen selbst einwandfrei wären.

Ich bin in der lage, dem vf. an einem praktischen beispiele zu zeigen, dass er im irrtum ist, wenn er meint, ein neuhinzukommender text könne an dem gesamtbilde wenig mehr verändern (s. 5).

Der güte des herrn dr PPius Schmieder, capitularen der in Oberöstereich gelegenen Benedictinerabtei Lambach, verdank ich die kenntnis einer in diesem stifte verwahrten Dreikönigfeier und die erlaubnis, sie hier zu veröffentlichen. Es ist die eine hälfte eines in der längsachse auseinandergeschnittenen pergamentblattes 30×15 cm. das ganze blatt dürfte 30×20 cm gemessen haben. die blattseite zählt 28 linien und ist beschrieben von einer hand des 11 jh.s. der text ist neumiert und stammt, wie sich aus dem anfang und dem ende ergibt, aus einem ordinarium.

Zu diesem blatte fand sich in Lambach ein zweites, vollständiges, das einen teil des der hs. vorangegangenen kalendariums darstellt und mit nekrologischen eintragungen versehen ist,

die im zusammenhalt mit dem namen der im kalendarium erscheinenden heiligen auf rheinischen oder fränkischen ursprung weisen.

Manche der nekrologischen vermerke machen es aber höchst wahrscheinlich, dass der codex zuletzt in den händen eines bairischen stiftes gewesen ist.

Im hinblick auf die tatsache, dass der gründer der im jahre 1056 errichteten abtei Lambach, Adalbero, nachmals bischof von Würzburg war und im jahre 1090 das stift unter den schutz der Würzburger bischöfe stellte (PSchmieder Breve chronicon monasterii BMV. Lambacensis O. B. S., Lentii 1865, p. 5); in rücksicht ferner auf den umstand, dass Adalbero dem neuen kloster viten, hss. der regel, collationes patrum und zwei sehr alte plenarien schenkte, die alle noch heute in der stiftsbibliothek vorhanden sind (codd. membr. 23. 31. 52. 75. 113. 120), ist die vermutung gerechtfertigt, dass vielleicht auch das ordinarium, von dem uns ein günstiges geschick 2 bll. gelassen hat, einstmals eigentum der bischöfl. bibliothek in Würzburg gewesen ist. sein ursprung ist aber, wie bereits bemerkt, in rheinfränkischer gegend zu suchen.

TEXT DER LAMBACHER DREIKÖNIGFEIER[1].

1 tatus hac die. P(salmus) Cantate. A(ntiphona) Puer. Gloria Pr . . . lis eia hodie. Puer. *Officium* . . . . .

Stella fulgore nimio rutilat qu(ae regem regum natum monstrat quem) venturum olim prophetie signavera(nt).

Regem, quem queritis, natum esse qu(o signo didicistis et si illum regnare)
creditis, dicite nobis. *Item* (magi: Illum natum esse didicimus)
in oriente stella monstrante. Ipsum r(egnare fatentes cum mysticis mune)
ribus et de terra longinqua adorar(e venimus trinum deum venerantes).
O vos, scribe, interrogati dicite, si quid (de hoc puero)
scriptum videretis in libris. *Tunc* (scribe . . . .)
Vidimus, domine, in prophetarum li(neis nasci Christum in Bethlehem, civitate)
David, propheta sic vaticinante: (Bethlehem non es minima etc.)
. . . . *voce pergant:* Betleem non es. Qua . . . . . .
Ite et de puero diligenter invest(igate et invento redeuntes mihi)
renuntiate. *Tunc magi* : (Eamus ergo et inquiramus eum et)
offeramus ei munera : aurum, thus e(t myrrham).
Ecce stella in oriente previsa iterum (precedit nos lucida! *Ob-*)

[1] ich habe das fehlende, soweit ich es mit sicherheit vermochte, ergänzt und durch klammern ersichtlich gemacht.

statrices econtra sedent(es) : Q(ui sunt hi stella duce nos)
adeuntes inaudita ferentes? *Tu(nc magi)* . . . .
Nos sumus, quos cernitis, reges Thars(is et Arabum et Saba
dona ferentes)
regi Christo nato Domino, quem stel(la deducente adorare
venimus).
Item obstetrices : Ecce puer (adest, quem queritis! Jam prope-
rate adorare)
quia ipse est redemptio mundi . . . .
Ab oriente. *Et duos versus de* . . . .
Tunc magi prosternentes se trib(us vicibus) . . . .
Salve, rex seculorum! Salve, rex se(culorum! Salve, rex
seculorum!)
Qui aurum offert, dicit : Suscipe nunc (aurum!).
Qui thus offert : Tolle thus, t(u vere Deus!).
2 seite.
(*Qui myrrham offert* : Myrrha)m, signum sepulture! Tunc pro-
sternunt
. . . . *diaconus in vice angeli* :
. . . . (Im) pleta sunt omnia, que prophetice
dicta (sunt. Ite viam remeantes aliam, ne delatores) tanti
regis puniendi sitis.
. . . . Deo gracias.
. . . . *Kyrie eleison.*
. . . . *Pro* . . . . . *Preparatus ad missam*
. . . . *oratione* Omnis terra adoret te, Deus
. . . . *vadunt in chorum cantantes*
. . . . *magna veneratione imaginem*
. . . . *im imponunt.* A(ntiphona) : Ecce advenit.
. . . . gentium. *Tropi.*
. . . . ptor. A(ntiphona) : Ecce advenit. Jesus, quem
reg(es) . . . . (Hi)erosolymam requirunt dicen-
tes : Ubi est, (qui natus est rex Judaeorum? Vi)dimus
stellam eius in oriente et agno(vimus, regem regum esse
natum). Et regnum eius. Cui soli debetur honor
. . . . (po)testas. Deus iudicium. Ipsi soli
omnipotenti
. . . . no. gl(oria) patri. Qui credentes in se
. . . . miserando. A(ntiphona) : Ecce advenit.
. . . . tentissimus. *Item tropi.*
. . . . virgine. A(ntiphona) : Ecce advenit. Olim
promissus
. . . . (d)ominator dominus. Laxate vincula strictum
. . . . enus. Et regnum.
. . . . (*purificatione Ma*)*rie post horam terciam scola*
. . . . hanc collectam. Or(atio :) Erudi quesumus,
Domine.

. . . . *cantor incipit* : Postquam impl. V(ersiculus :) Obtulerunt puero etc.
. . . . ia. Gabrihele. *Postea dicatur ista oratio*
. . . . (*benedi*)*ctio cerei fiat. Illa finita cantor incipit*

Aus diesem neuen texte geht nun hervor, dass zwischen typus II und III ein besonderer typus ligt: Herodes, magier, schriftgelehrte — ohne botenrolle. die schriftgelehrten sind in der Lambacher feier schon anwesend, sie werden nicht erst geholt.

Die hier veröffentlichte feier stellt also ein neues entwicklungsglied, einen eigenen typus dar. Ihn zu erschliefsen, hätte übrigens nahe gelegen. es ist einleuchtend, dass er psychologisch dem mit der botenrolle vorausgeht. daher bleibe ich bei meiner gruppierung der texte, wie ich sie mit dem texte der Lambacher feier schon vor 3 jahren an die Zs. eingesant habe:

I. Officium stellae (Rouen).
II. Die magier bei Herodes (N.).
III. Herodes und die schriftgelehrten (Lambach).
IV. Die plusscenen II und III vermittelt durch boten (die übrigen texte).
V. Officium stellae + Officium pastorum (Freising und Orléans).

Zum schlusse will ich noch hervorheben, dass die arbeit von Anz den eindruck grofser sorgfalt macht und die litteratur im weitesten umfange heranzieht. zum kürzeren text von Nevers hätte AReiners Tropengesänge und ihre melodien, Luxemburg 1887, der p. 33 den text bietet, genannt werden können.

Eine übersichtstabelle zur entwicklung des textes und ein gutes register sind willkommene beigaben.

Urfahr-Linz. K. Schiffmann.

Deutsche texte des mittelalters, herausgegeben von der kgl. preufsischen akademie der wissenschaften. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1904.

Bd I. Friedrich von Schwaben, aus der Stuttgarter hs. herausgegeben von Max Hermann Jellinek. XXII und 127 ss. gr. 8°, mit einer tafel in lichtdruck. — 4,40 m.

Bd IV. Kleinere mittelhochdeutsche erzählungen, fabeln und lehrgedichte. 1. Die Melker handschrift, herausgegeben von Albert Leitzmann. XIV und 55 ss. gr. 8°, mit einer tafel in lichtdruck. — 2,40 m.

Rasch ist das unternehmen der königl. preufsischen akademie der wissenschaften, die veröffentlichung deutscher texte des mittelalters in handschriftenabdrücken, gesichert worden. eine reihe wichtiger texte ist in bearbeitung, und mit den beiden hier angezeigten bänden sind nun auch die ersten ausgaben erschienen. sie geben gelegenheit, den plan der akademie in

seiner verwürklichung kennen zu lernen, und nun man solch übersichtliche abdrucke bisher nur in bibliotheken verwahrter litteraturwerke unmittelbar vor augen hat, kann man überblicken, wie sehr unsere kenntnis des mittelalterlichen geisteslebens durch derartige vorarbeiten gefördert wird. man sieht ein weites unbebautes arbeitsfeld sich eröffnen, eine fülle neuer probleme lockt zu erfolg versprechenden untersuchungen, aufgaben, die man in eine unberechenbare zukunft verschoben glaubte, rücken mit einem male näher und verlieren den schein der unlösbarkeit. für die kritischen bearbeitungen zb. von Strickers Fabeln, von Rudolfs von Ems Willehalm und Alexander, welche schon mehrfach in angriff genommen und niemals zu ende geführt worden sind, werden durch solche hss.-abdrücke grundlagen geschaffen, die dem künftigen herausgeber unendlich viel zeit und mühe ersparen.

Doch nicht nur als mittel zum zweck künftiger kritischer ausgaben, auch ihre selbständige berechtigung haben diese textabdrücke. indem sie die werke so widergeben, wie sie im mittelalter würklich gelesen wurden, stellen sie historische documente, zeugnisse für den bildungsstand eines gewissen publicums dar. je mehr die subjectiv ästhetische beurteilung der mittelhochdeutschen litteratur sich zur objectiv historischen erweitert hat, um so mehr müssen diese getreuen zeugen der vergangenheit in unserer wertschätzung steigen. somit ist es geradezu ein wissenschaftliches bedürfnis, einen teil unserer mittelalterlichen litteratur in solchen reinen textabdrücken zu besitzen. für die erforschung einzelner zweige sind sie aufserdem direct unentbehrlich, so für die mhd. dialektforschung; eingehnde untersuchungen über die mhd. orthographie sind ohne ein umfangreiches, gedrucktes material mittelhochdeutscher originaltexte überhaupt unmöglich.

Für die einrichtung der abdrücke hat die akademie bestimmte, von Roethe ausgearbeitete vorschriften gegeben. im interesse der einheitlichkeit musten den herausgebern, bei möglichster wahrung der bewegungsfreiheit, gewisse allgemein bindende beschränkungen auferlegt werden. damit ist auch eine gewisse uniformierung der orthographie vorgeschrieben. so sollen rein orthographische eigentümlichkeiten 'wie zb. der gebrauch von *u* und *v*, *i* und *j*, *ſ* und *s*, *ı* und *i*, *cz* und *tz*, von *ff*, *ſſ* im anlaut u. ähnl., nicht peinlich copiert, sondern sachgemäfs geregelt und gemildert oder beseitigt werden'; 'abkürzungen sind aufzulösen'. aber wer in der geringfügigsten orthographischen erscheinung die äufserung einer bestimmten individualität zu sehen bestrebt ist, der wird doch in einem mit allem unsinnigen und allem ballast ganz buchstabengetreu widergegebenen abdruck immer einige kleine, charakterisierende merkmale finden. ein grofser schade wird dadurch nicht angerichtet und der philolog

sollte sich vor solchen schnörkeln nicht scheuen. es bleibt damit ein stück historischen costüms erhalten. in der humanistenzeit würkt der orthographische schwulst ja geradezu decorativ und ist ein zeichen einer gewissen zeitströmung. — aber auch aus gründen der textkritik wäre eine in allen kleinigkeiten genaue widergabe des originals oft wünschenswert. aus abkürzungen erklärt sich manchmal die entstehung einer falschen lesart. so ist fehlerhaftes *vnlange* aus *vñ lange* eher begreiflich als aus *vnd lange*, ein fehlerhaftes *nu* aus *vñ* eher als aus *vnd* und ein falsches *do* leichter aus *dc* als aus *daz*. auch die unterscheidung von *u* und *v* spielt unter umständen mit: fehlerhaftes *im* führt eher auf *nu* als auf *nv*; im 14, 15 jh. wurde ja ein absichtlicher unterschied gemacht zwischen *u* und *v*, indem *v* besonders vor *m* und *n* gesetzt wurde, gerade wie *y* statt *i* vor *m* und *n*. auch würde *cz*, sofern es von *tz* überhaupt zu unterscheiden ist, bestehn bleiben können, da damit der schreibung oft eine gewisse zeitliche und landschaftliche färbung verliehen ist. wer seinen sinn auf solche dinge einstellt, der empfindet es zb. schon, wenn in einer hs., die altes *ht* mit *cht* widergibt, zwischen sonstigen *nicht* ein *niht* aus einer anderen hs. eingefügt ist (Leitzmann, Melker hs. nr VI 151 *niht* aus P., nr I 127 *niht* statt fehlendem *nicht*, da die Melker hs. sonst immer *nicht* schreibt). in sachen der orthographie hat sich denn auch Jellinek gegenüber diesen vorschriften gröfsere selbständigkeit gewahrt und die abweichung vom programm durch eine reihe beherzigenswerter gründe gerechtfertigt (s. XIV—XVII).

Die beiden vorliegenden textabdrücke können für die folgenden arbeiten als musterbeispiele dienen, zumal sie zeigen, wie trotz der gleichen arbeitsmethode in einzelnen fällen doch wieder eine andere behandlungsweise eintreten kann. denn die aufgabe lag nicht für beide herausgeber gleich, Jellinek hatte mit schwierigen handschriftlichen verhältnissen zu arbeiten, Leitzmann einen ziemlich sorgfältig geschriebenen text widerzugeben.

Bei der eigentümlichen überlieferung des Friedrich von Schwaben konnten zweifel bestehn, welche der hss. zum abdruck zu bringen sei. Jellinek hat sich mit recht für die der jüngern redaction angehörende hs. S entschieden, obgleich I die wichtigste hs. ist, weil I nicht einheitlich ist, sondern zwei bearbeitungen darstellt und von zwei verschiedenen schreibern abgefasst ist. mustergültig ist die sorgfalt in der beschreibung der hs. S, die pünctlichkeit in der darstellung ihrer orthographie, in der auswahl und verbesserung der lesarten. Jellinek hat sich sein ziel noch weiter gesteckt als die vorschriften der akademie verlangen, indem er nicht nur eine, sondern mehrere hss., I^a und I^b, H, M, reichlich zur kritischen ausbesserung des grundtextes S beizieht und indem er durch nachweis der entlehnungen,

die in dem gedichte sehr zahlreich sind, auf das litteraturgeschichtliche gebiet vorgedrungen ist.

Leitzmanns abdruck der Melker hs. bildet das erste heft einer folge von 'kleineren mhd. erzählungen, fabeln und lehrgedichten'. während Jellinek mit seiner behandlungsweise schon vorarbeiten für eine kritische ausgabe liefern konnte, war Leitzmann lediglich auf den abdruck der hs. beschränkt, deren fehler, die selten einschneidend sind, durch beiziehung nur einer andern hs. gebessert werden konnten. mit recht wählte er dazu die Heidelberger hs. nr 341. aber nicht alle achtundvierzig nummern der Melker hs. hat er veröffentlicht, sondern nur diejenigen gedichte, welche bis jetzt noch nirgends gedruckt sind, das sind achtundzwanzig stücke. statt der schon bekannt gemachten nummern (in Hahns Kleineren ged., Docens Misc., Lassbergs LS., Pfeiffers Ad. übungsbuch ua.) sind in der einleitung die abweichungen der Melker hs. von diesen gedruckten stücken gegeben. nach dem oben vertretenen standpunct über den wert von hss.-abdrücken ist dies zu bedauern. wir haben so eben kein ganzes bekommen, und der abdruck trägt somit mehr einen provisorischen charakter, während die vollständige widergabe auch nach einer kritischen ausgabe selbständige bedeutung behalten hätte. und die Melker hs. hätte eine ungeschmälerte widergabe wol verdient. es lassen sich zb. beobachtungen hinsichtlich der orthographie anstellen, die nicht ohne wert sind. so ist *heilig* mit *ei* geschrieben auch in denjenigen teilen, wo mhd. *ei* sonst zu *ai* geworden ist; *s* oft für *z* im auslaut und umgekehrt (der grund für diese sehr geläufige vermischung von *s* und *z* im auslaut ligt wol darin, dass in dieser stellung beide laute tonlos gesprochen wurden und darum zusammenfielen, während im inlaut *s* tönend, *z* tonlos war); *y* für *i* nur einigemale in *hymel, eysen* und in den fremdwörtern *ley(e), paradys* ua.; zu solchen statistischen sammlungen ist aber die ganze hs. nötig. — manchmal wird man im zweifel sein können, ob die zweite hs. beigezogen werden sollte oder nicht. so konnte der positiv *vaste* in *vaste . . . denne* 2,84 bleiben, da er nicht sprachwidrig ist (gegen *vaster* P), vgl. Kraus Zs. f. d. österreich. gymn. 43, 1104; andererseits konnten verbesserungen nach P eingeführt werden in 26, 54 : *gebosert* P statt *geloset* M, vgl. V 72 (oder ist *geboset* das ursprüngliche? vgl. oben *vaste* und *vaster*, und Hahn Klein. ged. 12, 345, wo V *boesern*, P aber *bosen* hat); 28, 34 *geklaffet* P statt *geschaffet* M, vgl. *klefte* V 20; = 16, 69 hat P nicht *waz* sondern *Was*, 11, 87 hat P nicht *triwe* sondern *trewe*, 24, 220 nicht *rewe* sondern *riwe*, 26, 38 fehlt *und* in P, 24, 238. 242. 253 ist *dich* M recht und nicht in *mich* P zu ändern : V 263 hat P richtig wie M *si geachten nie uf din gebot*, wonach also auch 253 mit M zu lesen ist *si geachten nie nicht uf dich.*

Seit abfassung dieser anzeige sind noch weitere bände der 'Deutschen texte des mittelalters' erschienen, das unternehmen wird energisch gefördert und schreitet rüstig vorwärts. noch andere, für die erforschung unserer mittelhochdeutschen litteratur und sprache höchst notwendige aufgaben könnten ebenfalls auf diesem wege des zusammenwürkens, und erfolgreich eben nur auf diesem, gelöst werden, aufgaben die, im gegensatz zu diesen aufs weite gerichteten zielen, mehr auf die vertiefung in die einzelerscheinung giengen, wie sonderwörterbücher und reimregister zu den hervorragenderen denkmälern der mittelhochdeutschen litteratur.

Heidelberg. G. Ehrismann.

Das leben der schwestern zu Töss beschrieben von Elsbet Stagel samt der vorrede von Johannes Meier und dem leben der prinzessin Elisabet von Ungarn. hg. von Ferdinand Vetter. mit zwei tafeln in lichtdruck und einer nachbildung der platte des fürstengrabes von Töss. [Deutsche texte des ma.s hg. von der kgl. preufs. akademie der wissenschaften.] Berlin, Weidmannsche buchhandl., 1906. xxvi u. 133 ss. 8°. — 5 m.

Elsbeth Stagels schrift über das Leben der schwestern zu Töss, die bisher nur auszugsweise bekannt war und vor kurzem von ESchiller in seiner durch Vetter angeregten Berner dissertation (Das mystische leben der ordensschwestern zu Töss bei Winterthur, Zürich 1903) nach ihrer psychologischen seite hin gewürdigt worden ist, erfährt in der vorliegenden publication einen vollständigen abdruck nach der SGaller hs. 603. daneben hat auch eine unter bruder Johannes Meier (1422—1485; die über ihn s. xiii anm. zusammengetragene litteratur wird nun ergänzt und berichtigt durch Zs. f. d. gesch. des Oberrheins. n. f. 21, 504 ff; Michael Gesch. d. deutschen volkes iii 168 anm. 2) zu stande gekommene md. in einer Nürnberger hs. enthaltene redaction berücksichtigung gefunden; aus dieser werden s. 1—11. 95—98 (121) die besondere einleitung sowie der vom leben der mutter Seuses handelnde 'beschluss' mitgeteilt; die abschnitte sind nach dem Seusenbuch der EStagel selbständig von Meier componiert. über sonstige abweichungen seiner redaction s. s. xvi f. in zweifelfällen konnte auch eine Überlinger hs. herangezogen werden, doch ist in ihr die ursprüngliche wir-form mehrfach und sehr inconsequent in die dritte person abgeändert worden. auf das Schwesternbuch folgt in diesen drei alten hss. die legende der königstochter Elisabet von Ungarn. die verhältnismäfsig umfangreiche vita rührt sicher nicht von EStagel her, wie auch Vetter jetzt in der einleitung s. xviii annimmt, während er in den anmm. zum text s. 99 und 117 seine früher (Ein mystikerpaar s. 53) ausgesprochene bejahende ansicht, die auch Preger teilte, noch nicht völlig preisgeben zu müssen glaubte. schon die der Elisabeth-legende vorausgehnde letzte vita (nr 33)

im Schwesternbuch weist 'spuren einer fremden fortsetzung oder nachträglichen fremden redaction' auf, und es fragt sich nur, wie wir es uns zu erklären haben, dass EStagel selbst gerade diese vornehmste insassin des klosters übergangen haben sollte. folgendes scheint mir dafür erwägenswert: die nrr 1—31 enthalten die lebensbeschreibungen älterer verstorbener schwestern (nrr 1—25 nonnen, nrr 26—31 laienschwestern), die EStagel nach schriftlichen aufzeichnungen und mündlichen berichten der älteren klostermitglieder zusammengestellt hat, der jüngeren generation zum vorbild (16, 1—20). die viten der nonnen werden mit den worten *Dar hellff üns Got allen durch die liebi siner kind und ünser geminten schwestern. Amen* (79, 9 ff) beschlossen, desgleichen die der begnadeten laienschwestern mit *Dar helff üns Got allen! Amen* (86, 29), dann folgt in nr 32 ein nachtrag aus eigener erinnerung über eine inzwischen gleichfalls verstorbene schwester, eingeleitet durch den satz: *Ich hat begird zů unserm heren das ich im möcht gedienen an sinen fründen. Das fügt er mir also das mir zů sinn kam zů schriben von gůtten und sälgen schwestern übung und von sunderlicher offenbarung der gnaden, so ünser her tet, der ich dik vor mir hort sagen. Und do ich aines tages sass und schraib von ünsren sälgen schwestern, als man an disem bůch wol gehoret hat, do fügt es sich von geschicht das die tugenthaft schwester Elisabet Bechlin zů mir kam. Nun het ich gern etwas von ir gewist, und bracht es mit bedachten worten darzů das sy mir ward sagen* (86, 31 ff). dieses *bůch*, die vorlage der SGaller hs., hat nach der Staglin tode (93,5) in nr 33, der vita der Elsbet von Cellinkon, eine fortsetzung von anderer hand erhalten unter verwertung von notizen, die sich EStagel auf grund persönlich empfangener aussagen jener schwester gemacht hatte; EStagel ist die *schwester die dis* (das Schwesternbuch) *schraib* (90, 21), *die dis alles von ir schraib* (91, 21 f. 93, 5)[1]. an nr 33 endlich reiht sich die Elisabet-legende an. wenn trotz dem hohen geburtsrang EStagel mit keiner silbe die ungarische königstochter erwähnt, so scheint mir die einleuchtendste erklärung die zu sein, dass Elisabeth von Ungarn zur zeit, als EStagel ihr werk schrieb, noch am leben war, die vitensammlung aber nur 'vergangene heilige' (Seuse ed. Denifle I 142) schwestern, insbesondere die älteren berücksichtigte, *die vor uns warent und och by unsren zitten sintt gewessen* (16, 10). ich wüste auch nicht, was nötigte, die abfassung des Schwesternbuchs später als 1336, das todesjahr der Elisabet von Ungarn, anzusetzen; schon

[1] mit diesen stellen ohne weiteres 94, 32 f *die schwester die dis von ir geschriben hat*, die *dienerin* der Elsbet von Cellinkon bei deren tode, zu verbinden, scheint gewagt; sollte aber würklich anderseits das hier gewählte perfect gegenüber dem praeteritum der andern stellen auf absicht beruhn und auf die redigierende schreiberin zu beziehen sein?

Greith datierte die zeit der abfassung 1330/5, während Preger (Die briefe HSusos s. 16 f) 1340 annahm, ohne dass seine gründe einer nachprüfung stich halten. es ist nicht überflüssig dies hervorzuheben, da die zeitbestimmung des Schwesternbuchs auch für die chronologie Seuses von bedeutung ist.

S. XXI ff hat der herausgeber die wichtigsten sprachlichen eigentümlichkeiten aus der SGaller und Nürnberger hs. zusammengetragen, dem text eine grofse zahl orientierender anmerkungen beigegeben, für die er sich namentlich in die geschlechterkunde seiner engeren heimat zu vertiefen hatte: wir erhalten über die familien der Tösser klosterinsassen meist erschöpfende auskunft.

Von einzelheiten möge hier folgendes berührt werden. s. VIII. XII. die Vierzig myrrhenbüschel begegnen auch sonst hs.lich noch öfter: Mayhingen Deutsche hss. I 8° 44 bl. 145ª; Wolfenbüttel 83 Aug. 8°. 5. 158. Aug.; Berlin ms. germ. oct. 30 (nach gütiger mitteilung von dr Bihlmeyer in Tübingen). — s. XIII. das Schwesternbuch von Diefsenhofen hat Birlinger nicht nach der Nürnberger, sondern nach der Frauenfelder hs. (s. XIV) herausgegeben. — s. XVIII u. 121 anm. ist als todestag der Elisabet von Ungarn der 31 oct. 1336, s. 100 anm. der 6 mai 1337 genant, das erste datum ist das richtige. — 13, 22 anm. die nähere tagesbestimmung würde erst auf das folgende jahr 1334 passen. — 14, 26 la. 83, 27 anm. finden wol durch 97, 15 ihre einfachste erklärung: die messe mit ihrem gesang erweckt schon an sich die rührseligkeit, vgl. auch Schiller aao. s. 43 — 39, 21 anm. dass mit bruder Berchtold der übersetzer der Summa confessorum des Johannes von Freiburg gemeint sei, ist mir aus zeitlichen gründen nicht wahrscheinlich: die schwester, in deren vita jener bruder begegnet, war bereits 38 jahre verstorben, als EStagel an ihrem werke schrieb; es wird sich um einen älteren br. Berthold handeln, träger dieses namens aufser dem genannten und dem sicher nicht in frage kommenden Berthold von Regensburg kennt die mystische litteratur auch sonst noch, vgl. Bach Meister Eckhart s. 184 anm. 23. — 46, 9 lis *und kund doch nit latin un túscht* ('ohne deutsch', s. im wortverzeichnis unter *un* und s. XXIII, oder *untúscht* 'unverdeutscht') *verston*? — 52, 27. *das dir got ergas* hätte ins glossar aufgenommen werden sollen, vgl. Grimm Gramm. IV 175. — 52, 29 anm. in der verwünschung *flüch du bêsses fustûch* eine anspielung auf eine stelle bei Seuse zu sehen (s. auch Schiller aao. s. 71 anm. 1), ligt kein grund vor, vgl. Schmidt Historisches wörterbuch der elsäss. mundart s. 115; Deutsches wb. IV 1, 1, 1056; Mystiker II 169, 18. — 61, 35 lis *recht mit stossen*? — 67, 1. bruder Wolfram *únser profincial* bekleidete dies amt 1269—1272, s. Jundt Histoire p. 287; mit ihm wird man vielleicht 'bruder Wolfart den provincial' identificieren dürfen, von dem die Adelhäuser viten-

sammlung eine predigt enthält, s. König Die chronik der Anna von Munzingen, Freiburg 1880, s. 63 f; Krebs in der Festgabe HFinke gewidmet, Münster 1904, s. 53. — 71, 2 anm. u. s. 133. der provincial bruder Hugo wird vielmehr mit Hugo von Zürich 1300—1303 zu identificieren sein, Jundt Histoire p. 288; von dem Konstanzer lesemeister Hugo, den Vetter nennt, rühren wol die beiden Zs. f. d. ph. 9, 29 ff. abgedruckten predigten her. — 78, 3 lis *mit irem müttwill(eg)en schall?* — 81, 34 ob *betendent*, prät. von *betten* 'das bett bereiten', würklich unbeanstandet bleiben kann, ist mir fraglich. — 83, 28 f *un mal* 'aufserhalb der festgesetzten zeiten' erklärt das glossar; vielleicht bedeutet *mal* hier schon 'mahlzeit'. — 90, 22 doch wol *hie ze töss*. — 90, 24 vor *ist* scheint ein wort (*geachtet*?) ausgefallen zu sein.

An Vetters wortverzeichnis hat schon Behaghel Litteraturbl. 1907, 56 f einige ausstellungen gemacht. ich trage meinerseits noch folgendes nach: *ane* als fem. 'grofsmutter' 35, 4; *arbeitselig* auch 4, 26; *bank* m. 88, 17; *bewerrd* 80, 34 bezeichnet eigentlich die versehung mit den sterbesacramenten (Schmidt Histor. wb. der elsäss. mundart s. 37; Schwäb. wörterb. I 988), hier wol einfach 'communion'; es wird zu lesen sein *untz das* [*sy*] *die b. anfieng* oder *untz das sy die b. enpfieng*; *danknem* auch 24, 17. 81, 25, *danknemlich* 84, 33; der *grosse dunstag* 'grün-donnerstag' heifst nach Adelung auch 'der hohe donnerstag' (Deutsches wb. II 1253), worauf Vetters von Behaghel beanstandete übersetzung 'hohendonnerstag' zurückzuführen sein wird; *entliben* auch 40, 19 'schonen'; *entpfenklich* steht 98, 33; *fransmûtikait* 111, 28 bedeutet hier 'wolleben, glück' wie Wackernagel Altd. pred. s. 513 und ist verderbt aus *framspuoticheit*, s. Lexer III 489 und nachtr. sp. 397; Beiträge 11, 108. Vetters erklärungsversuch ist abzuweisen; *genuch(t)samklich* auch 45, 4. 55, 21. 83, 26; *gesellin* bedeutet 40, 32. 62, 8 dasselbe wie 61, 21; *haimlichi* auch 62, 25. 67, 21. 80, 13; *heben* : *hettin* steht 85, 21, vgl. auch 53, 18 *und hat ir hend — uff*; *pilder* steht 121, 10; *regelfasten* : sie dauerte vom 14 sept. bis ostern; *reisslich* auch 5, 17; *rekolter* : lis 14, 22; *riechlich* wol = *richlich* 'rachsüchtig' s. Schmidt Histor. wb. d. elsäss. mundart s. 281; zu *sengerin* vgl. die ausführungen im Ämterbuch, s. König Chronik der Anna von Munzingen s. 72; *strak* : lis *mit fünf strakvenjen* 46, 5 vgl. 61, 37? über die *gestrakte venie* s. Schmeller[2] II 808; Schweiz. idiotikon I 834; Anz. v 264; Seuse ed. Denifle I 30 anm. 63 anm.; *tafel* : es handelt sich um das hölzerne brett, das beim sterben einer schwester geschlagen wird, um den convent zusammenzurufen, s. Schröder zum Büchlein von der genaden uberlast 9, 1; Anna von Munzingen s. 27 anm. 7, s. 72 anm., s. 86; *undergang* steht 121, 11 und bedeutet 'unterwürfigkeit, unterordnung' mit rücksicht auf die hohe geburt der Elisabet von Ungarn; *ungeleichet* : Behaghels ausstellung gegenüber sei bemerkt:

Seuses vater war 'der welt kind' (Denifle Seuse I 37), der ganze passus ist aus Seuse (ed. Denifle I 209) entlehnt; *unlidig* auch 70, 12. 112, 11; *wunder*: warum nicht einfach mit 'verwundern' übersetzt? *zipelin* doch wol zu *zipfel*, also 'spitzchen, teilchen'. aufnahme hätten noch folgende wörter verdient: *entsitzen* = *entsetzen* 'vom sitz aufscheuchen' 104, 25; *geding han mit* 'anwartschaft haben auf' 92, 11; *gůnlichen* = *güetlichen* gloriare 44, 7; *leibkrank* 'kränklich, leidend' 9, 19; *lieblos* 'leblos' 91, 4, 'entrückt' 94, 31; *maslaidig* 'überdrüssig, sich ekelnd vor' 81, 16; *mintrehen* 29, 23, *niderträchtig* 'gering geschätzt' 90, 26; *sunderwerk* im gegensatz zur arbeit, die der allgemeinheit, dem ganzen kloster zu gute kommt 14, 25; *sůssmůtig* 'liebreich' 35, 16; *tob* 'unsinnig, irre' 87, 29; *ungefellelich* nicht gefallend, misfallend' 56, 13; *ungewårlich* 'unsicher, gefährlich' 83, 8; *unlustsam* 'nicht verlockend, widerwärtig' 20, 20; *fil wunder gern* 92, 2; *fil wunder we* 93, 32; *wunsches gewalt* 58, 8; *wurmůt* 'wermut' 62, 27.

Halle a. S. PHILIPP STRAUCH.

D. Martin Luthers werke. kritische gesamtausgabe. 10 bd, dritte abteilung. Weimar, HBöhlaus nachf., 1905 (XCVI und 446 ss.). — 32 bd, 1906 (LXXXV und 569 ss.). — Die deutsche bibel. bd 1. mit vier nachbildungen Lutherischer hss. 1906 (XXIV und 639 ss.).

Da es das erste mal ist, dass in diesem Anzeiger auf die Lutherausgabe hingewiesen wird, möcht es sich wol gebühren, zusammenfassend über die geschichte dieses grofsen, auch für unsre wissenschaft so wichtigen unternehmens zu berichten und der arbeit der gelehrten, die ihm ihre kraft gewidmet haben, dankbar zu gedenken. doch fehlt es dem unterzeichneten zur zeit an mufse, und so bittet er um die erlaubnis, sich auf eine kurze anzeige der drei jüngst erschienenen bände zu beschränken[1].

Bd 10^3 enthält die predigten des jahres 1522, bd 32 die des jahres 1530, aufserdem die wochenpredigten über Matth. 5—7, die Luther in vertretung Bugenhagens, als 'lückenbüfser', wie er sagt, vom november 1530 bis in den märz 1532 gehalten hat. aus dem jahre 1522 sind uns 64 predigten überliefert, aus dem jahre 1530, abgesehen von den wochenpredigten, nur 35. der unterschied, der noch erheblich gröfser sein würde, wenn die überlieferung des jahrganges 1522 vollständig wäre, erklärt sich teils daraus, dass Luther fast die hälfte des jahres 1530 von Wittenberg abwesend war, teils daraus, dass er sich eine zeit lang aus unlust des predigtamtes enthielt (32, XVII). — die quellen auf denen die ausgabe der predigten beruht, sind anfangs vorzugsweise gleichzeitige drucke, später handschriftliche aufzeichnungen, namentlich Rörers. die predigten des jahres 1522 sind

[1] inzwischen ist ein neuer band (10^2), der erste den Drescher herausgegeben hat, erschienen.

fast sämtlich nur in drucken überliefert, 1523 halten sich gedruckte und handschriftliche überlieferung fast die wage, dann treten die drucke einzelner predigten immer mehr in den hintergrund. von denen des jahres 1528 ist keine gleichzeitig gedruckt, von denen des jahres 1529 nur eine, von den 35 predigten des jahres 1530 nur drei : nr 6, 11, 14 (10[3], IX). der grund ligt teils darin, dass seit 1527 Luthers kirchenpostille erschien, teils aber auch wol darin, dass, nachdem seine lehre in zahlreichen schriften verbreitet war, der einzelnen predigt weniger bedeutung beigemessen wurde als in den ersten jahren. da die alten gesamtausgaben der Lutherschen werke fast nur vorher gedruckte predigten aufnahmen, sind die des jahres 1530 erst spät wider ans licht gezogen, die meisten erscheinen in dem vorliegenden 32 bd zum ersten mal. — welchen anteil die einzelnen mitarbeiter (Buchwald, Götze, Koffmane, Weidling, Brenner) an den beiden bänden haben, hat der herausgeber Pietsch in den vorworten angegeben. die umfangreichen einleitungen erörtern, wo und unter welchen umständen Luther gepredigt hat, und begründen das bei der bearbeitung und ausgabe beobachtete verfahren. sie verzeichnen und beschreiben die quellen aus denen geschöpft ist, geben an, aus welchen werkstätten die drucke hervorgegangen sind, in welchen bibliotheken sich exemplare befinden, und untersuchen, wie sich die verschiedenen drucke zu einander verhalten. auch ihre orthographischen und sprachlichen eigentümlichkeiten sind in der einleitung behandelt, sodass der den texten beigegebene kritische apparat sich auf die wesentlicheren abweichungen beschränken konnte.

Besonders eingehend sind die acht ersten predigten des jahres 1522 behandelt, durch die Luther den aufruhr dämpfte, den Karlstadt und Gabriel Zwilling während Luthers aufenthalt auf der Wartburg erregt hatten. sie sind in doppeltem text in die ausgabe aufgenommen, einmal nach den alten drucken, von denen einer in Mainz bei Schöffer, 5 in Augsburg erschienen (3 bei Steiner, 2 bei Nadler); sodann nach der bearbeitung Aurifabers (1564). denn auch dessen text verdient widergegeben zu werden, da er fast zwei jhh. die einzige quelle der bekanntschaft mit diesen predigten geblieben und bis in die neueste zeit auch in der wissenschaftlichen litteratur entweder bevorzugt oder doch wenigstens den alten drucken gleich geachtet worden ist. ein drittes, handschriftlich erhaltenes stück, das zu diesen predigten in engster beziehung steht, ist in der einleitung s. LVIII f herausgegeben und ausführlich behandelt. die ansichten über die bedeutung und den zweck dieser aufzeichnung sind geteilt. vielfach hat man es für einen brief gehalten, den Luther von der Wartburg aus an seine Wittenberger gerichtet habe, Bossert kommt in den Studien und kritiken 1897 s. 363 f

zu der ansicht, es sei ein an Zwilling gerichteter brief, Pietsch sucht darzulegen, dass es ein von Luther selbst vor den predigten abgefasster entwurf sei, der wahrscheinlich unvollendet blieb. ich halte es für unmöglich, dass Luther das schriftstück abgefasst habe, und glaube, dass schon éin punct genügt, um dies zu zeigen.

Luther unterscheidet in diesen predigten, und kommt immer wider darauf zurück, zwischen dingen, die Gott zu halten geboten, und solchen, die er den menschen frei gelassen hat. an Gottes wort und dem wahren christenglauben solle man unverbrüchlich festhalten jedermann zum trotz; aber ob man essen und trinken oder fasten, ein weib nehmen oder unverehelicht bleiben, heiligenbilder aufstellen soll oder nicht, darüber und über anderes habe Gott nichts bestimmt. in solchen dingen solle man also jeden gewähren lassen und keinen zwang üben; so verlange es die christliche liebe, in der sich der wahre glaube betätige. durch ein gleichnis weifs er diese gedanken anschaulich zu machen (10³, 7, 9f). die sonne hat glanz und wärme. der glänzende sonnenstrahl hat seine vorgeschriebene bahn, und kein könig ist so stark, dass er ihn 'lenken' (dh. biegen) kann; aber die wärme breitet sich aus, auch wo der strahl der sonne nicht hinfällt. unbeweglich wie der glanz der sonne soll das wort Gottes und der wahre glaube in unserem herzen sein; aber die liebe biegt sich und folgt dem nächsten. diese gedanken sind in dem bruchstück mit folgenden worten widergegeben (s. LXIII 119) : *die sonn hatt den glantz und die werme oder hitz : den glantz kan weder keyser noch künig biegen, also das wort soll nyemands weichen* (trans. = weichen machen, ablenken), *aber die werme kann man wol fliehen und jn den schatten geen. also thůt die liebe, die weycht* (intrans.) *dem nechsten, so offt es not ist.* offenbar hat der schreiber das gleichnis nicht verstanden. was er vom glanz sagt ist richtig, das folgende aber wider den sinn; Luther kann es nicht geschrieben haben. es bleibt also nur die eine, auch von Bossert schon erwogene möglichkeit, dass diese aufzeichnung eine bearbeitung der Lutherschen predigten enthält, und zwar eine sehr freie. denn so unverkennbar der vf. aus Luthers predigten geschöpft hat, so folgt er ihnen doch nicht, sondern gibt die gedanken in selbständiger aneinanderreihung und verbindung (vgl. s. LXXff). der text der gedruckten predigten hat dem vf. sicher nicht vorgelegen; vermutlich hat er sie gehört und aus dem gedächtnis und einzelnen notizen sein werk gestaltet[1]. — einen schluss auf die zeit und den zweck der arbeit gestattet vielleicht der umstand, dass in ihr nur gedanken der vier ersten predigten benutzt sind. der gedanken-

[1] über die willkür, mit der Luthers predigten oft behandelt wurden, vgl. s. XLII und die einleitende bemerkung zu nr 33 (s. CXIII); ferner das vorwort zu bd 32 s. III.

kreis der vier andern, in denen Luther vom sacrament handelt, wird nicht berührt, nur einzelne ausdrücke und wendungen erinnern an sie (vgl. z. 42 und s. 56, 4; z. 48 und s. 46, 8). hiernach möcht ich vermuten, dass das schriftstück abgefasst ist, nachdem Luther seine schrift 'Von beider gestalt das sacrament zu nehmen' veröffentlicht und damit den wesentlichen inhalt der vier letzten predigten durch den druck bekannt gemacht hatte. durch die bearbeitung der vier ersten wollte unser vf. Luthers schrift gewissermafsen ergänzen.

So wenig das bruchstück als eine authentische schrift Luthers anzusehen ist, so ist es doch als ein selbständiges zeugnis für Luthers worte nicht unwichtig. es ermöglicht ein urteil über den wert der im druck erschienenen aufzeichnungen und zeigt, dass auch sie keineswegs ein treues bild von Luthers predigten geben. auf eine stelle, die verdacht erregen muss, hat Pietsch schon hingewiesen. am ende des bruchstücks wird die mahnung ausgesprochen, dass man einem, der fasten für geboten erachte, nicht durch fleischessen ärgernis bereiten solle (z. 124): *was solts mich beschweren, das ich fisch esse? meinem nechsten zu gůt wölt jch doch wol ein grössers thůn so es jm zu gůt keme. also kan ich meynen feinden (wenn jr bekerung zu hoffen ist) und den schwachen dise kappen wol zu gůt tragen und soll mich nit beschweren.* — 'diese kappe!' 'so kann', bemerkt Pietsch s. LXIX mit recht, 'nur ein redner sprechen, mit der hand hinweisend auf das kleid das er trägt'[1]. es ist wol nicht zu bezweifeln, dass Luther diese lebendige wendung gebraucht hat; aber in den drucken findet sie sich nicht; da heifst es farbloser (24, 6 f): *wer es on schaden thůn kan und zů liebe dem nechsten ein kappe tragen oder platten, die weyl dirs an deinem glaůben nit schadet : die kappe erwürget dich nicht, wan du sie schon trägest*[2]. — wichtiger ist eine andere stelle. Luther empfiehlt seinen anhängern nachsicht und geduld gegen die, welche noch geringe einsicht haben, damit sie durch ungestümes vorgehen nicht abgeschreckt werden. *Wir haben noch vil schwester und brůder, die zu leyptzick, jm land zu Meyssen und sonst umbher wonen, die můssen wier auch mit zu himmel haben. Ist yetzt wol hertzog Görg und vil ander, hierüber bewegt, auf uns zornig, dennocht söllen wier sye tragen und das beste von inen hoffen. es ist möglich, das sye besser werden denn wier seyen.* so heifst es in dem bruchstück z. 43f. in den drucken entspricht s. 7, 6—8: (*die sach ist wol gůt, aber das eylen ist zů schnell*), *denn*

[1] Karlstadt hatte am weihnachtsfest in der stiftskirche das abendmahl ohne vorangehnde beichte und ohne priesterkleid ausgeteilt.

[2] beachtenswert ist, dass auch Aurifaber 'diese' hat. sollte ihm nicht doch noch anderes material zur verfügung gestanden haben als die uns bekannten drucke? den lateinischen text in Witt. tom. lat. VII (1557) 273 kann ich leider nicht vergleichen.

auff jenner seyten sind auch noch brůder und schwester, die zů uns geborn (lis *gehorn*), *die můssen auch noch herzů.* der allgemeine gedanke ist derselbe; aber der hinweis auf Leipzig und Meifsen und den herzog Görg fehlt. soll der vf. des bruchstücks ihn hinzugefügt haben? oder ist es nicht wahrscheinlicher, dass er in den drucken ausgeschieden ist? in einer predigt an die Wittenberger waren diese individualisierenden züge natürlich und würksam; den druckern in Mainz und Augsburg, die einen andern und weitern leserkreis im auge hatten, musten sie eher störend als förderlich erscheinen. warum sollte nur der brüder und schwestern in Leipzig und dem lande zu Meifsen gedacht werden? und was ging sie herzog Görg an? nein! die drucke geben gewis die wesentlichen gedanken Luthers wider, aber von der lebendigen anschaulichkeit, der frischen und hinreifsenden kraft, die sein wort gehabt haben muss, geben sie in ihrer oft unbeholfenen, zuweilen unverständlichen ausdrucksweise nur ein trübes abbild. mit den reden wie sie überliefert sind, hätte Luther schwerlich die wilden wogen des aufruhrs niedergezwungen.

Eine ähnliche bedeutung, wie Pietsch der aufzeichnung aus dem jahre 1522 beimisst, hätte nach der vermutung Koffmanes (32, 545) ein anderes stück gehabt, das schon in der Jenaer ausgabe unter der überschrift : *Feine christliche gedanken der alten heiligen veter etc.* — nicht 'des alten heiligen vater', wie s. 545 gedruckt ist — herausgegeben ist und, wie er richtig erkannt hat, offenbar mit der 6 predigt des jahres 1530 zusammenhängt. er meint, eine vermutlich lateinisch abgefasste meditation Luthers liege dem schriftstück zugrunde. aus den lateinisch beibehaltenen teilüberschriften 'necessitas', 'causa', 'precium' sei die dispositionsniederschrift noch kenntlich. wahrscheinlich habe Veit Dietrich eine abschrift von Luthers aufzeichnung genommen, oder ein anderer habe sich später aus Luthers notizen das blatt verschafft und es in deutscher sprache widergegeben; auch könnte wol beim abschreiben des zettels einiges verloren gegangen sein. eine nachträgliche, summarische inhaltsangabe der predigt liege offenbar nicht vor; die würde den gang der predigt inne gehalten haben. nur der prediger selbst könne sich so von seiner aufzeichnung entfernen und doch wider zurecht finden. man sehe deutlich, dass Luther sich nicht an das concept gehalten habe. die einleitung, die im reformationszeitalter immer noch oft gebrauchte allegorie vom grünen und dürren holz, habe er bei der predigt weggelassen und überall greife er über den entwurf hinaus. — also eine von Luther aufgezeichnete meditation in lateinischer sprache; dann einerseits, von fremder hand, eine übertragung ins deutsche, vielleicht verstümmelt, und anderseits Luthers predigt, die sich nicht an die meditation hält : unter solchen voraussetzungen ist viel möglich, aber wenig zu beweisen.

mir fehlt das zutrauen zu diesen combinationen. ich sehe in dem stück nur zusammengestoppelte, lose an einander gereihte, vielfach undeutliche sätze und vermag trotz der überschriften von einer disposition nichts zu erkennen. ein misverständnis, das Luthers autorschaft ausschlösse, kann ich zwar in dem kurzen stück nicht nachweisen. auffallend ist mir jedoch der ausdruck *das heilige creutz* in dem satze (547, 33) : *zu dem dienet das heilige creutz zu ubung des glaubens, zur krafft des worts.* auch Luther spricht mit beziehung auf das kreuz Christi vom heiligen kreuz (28, 23. 29, 12). aber für das kreuz von dem er predigen will, für das leiden das Gott den menschen auferlegt, will der ausdruck nicht passen, und so sollte er in dem angeführten satze ebenso wenig gebraucht sein wie in der predigt 28, 26. 29, 18. 29. 33. 30, 2. 13f. 31, 30. 34, 24. 35, 1. 18. 36, 9. 16. 38, 25. 39, 1, wo Luther immer nur kreuz sagt.

Mit besonderer freude ist der erste nun endlich erschienene band der Bibel zu begrüfsen. schon im jahre 1888 war dem herausgeber die besorgung der Bibelübersetzung von der Luthercommission übertragen worden. aber da er im jahre 1890 die gesamtleitung der Lutherausgabe übernahm, wurde durch die hiermit übernommenen pflichten 'die sorge für die herausgabe der Bibelübersetzung notwendig in den hintergrund gedrängt und nur eine allerdings nie aussetzende aufmerksamkeit auf alles, was dazu in beziehung stand, gestattet' (s. v). mit der kritischen ausgabe der gedruckten Bibel, die den meisten besonders erwünscht sein wird, ist auch jetzt noch nicht der anfang gemacht. der vorliegende 1 bd beruht ganz auf handschriftlichen aufzeichnungen, auf Luthers eigenen niederschriften, wie er sie einst in die druckerei gehn liefs. denn, sagt der herausgeber (und wer möcht ihm nicht beistimmen), 'eine wissenschaftlich genügende und der christlich-religiösen wie nationalen bedeutung ihres gegenstandes würdige ausgabe der Bibelverdeutschung Luthers dürfe auch an dessen eigenhändigen niederschriften nicht vorübergehn'. vollständig sind die manuscripte nicht erhalten; vom neuen testament, so viel sich hat ermitteln lassen (s. vi), leider gar nichts, von dem alten aber weit über die hälfte. der erste bd bietet, was von den handschriften des zweiten und dritten teils des alten testaments, die 1523 und 1524 erschienen, auf unsere tage gekommen ist. 301 blätter in dem herzoglichen haus- und staatsarchiv in Zerbst und 143 blätter in der königlichen bibliothek in Berlin. die bearbeitung bot nicht geringe schwierigkeiten. 'als übersetzung eines textes, dessen schwierigkeiten beim ersten wurf oft gar nicht oder in einer später ungenügend erscheinenden weise überwunden werden konnten, sind diese hss. ganz anderer art als die meisten autographe von Luthers eigenen schriften. was in diesen so gut wie nie vorkommt, dass Luther sich die wahl des ausdrucks noch vorbehält,

ist hier nicht selten, und wol nie hat Luther eine eigne schrift später so genau und sorgfältig durchcorrigiert wie die übersetzung des 2 und 3 teils des alten testaments'. dazu kommt noch, dass die hauptcorrectur mit sehr blasser roter tinte vorgenommen ist. doch ist es dem bearbeiter, prediger Thiele in Magdeburg, auch hier gelungen, 'die zahlreichen geänderten oder ganz gestrichenen wörter fast überall zu entziffern.' diese änderungen, die dem bearbeiter seine aufgabe erschwerten, machen aber gerade den wert dieser niederschriften Luthers aus. sie gewähren einen einblick in seine arbeit und stellen 'eine bisher unbekannte vorstufe seiner bis nahe an den tod nicht mehr aussetzenden heifsen bemühungen um die beste verdeutschung des bibelwortes dar.' der bearbeiter und der herausgeber haben keine mühe gespart, 'von der beschaffenheit der hss. im ganzen und ihren einzelnen stellen ein so genaues bild zu geben, als es sich ohne photographische oder typographische nachbildung geben lässt.' von je zwei blättern der beiden hss. konnten solche nachbildungen beigefügt werden. über die einrichtung der ausgabe, über die beschaffenheit und geschichte der hss. und über Luthers arbeit an den beiden veröffentlichten teilen des alten testaments gibt die einleitung auskunft. die übrigen hss. der Bibelübersetzung sollen den 2 bd eröffnen. dieser soll aufserdem alles aufnehmen, was an actenstücken und zeugnissen zur geschichte der Bibelübersetzung vorhanden ist. eine gesamtbibliographie der Lutherbibel 1522—1546 soll ihn beschliefsen.

Die leitung der Lutherausgabe hat Pietsch am 1 april 1906 niedergelegt; professor Drescher ist an seine stelle getreten. das vorwort des 32 bandes ist das letzte das jener als leiter gezeichnet hat. '16 jahre meines lebens', heifst es dort s. VI, 'habe ich fast ausschliefslich dem dienst der Lutherausgabe gewidmet, und es war oft ein harter dienst. ich habe die leitung als ein deutscher gelehrter geführt, der in der überzeugung von wert und wichtigkeit der ihm anvertrauten aufgabe die sache um ihrer selbst willen tat, der daher sein stetes absehen darauf richtet, sie so gut und so abschliefsend zu tun, als irgend erreichbar erscheint. haben umstände und verhältnisse auch nicht alles, was ich angestrebt, zur entfaltung und würksamkeit kommen lassen, so kann ich doch dies unternehmen in einem stande aus der hand geben, der ganz wesentlich höher ist, als der, in welchem ich es übernahm. die schnelligkeit des äufseren fortschreitens mag nicht allen an sich berechtigten wünschen entsprochen haben, aber bei einem urteil darüber muss billig berücksichtigt werden, dass, als ich 1890 die leitung übernahm, zunächst die noch rückständigen grundlegenden vorarbeiten für das ganze unternehmen zu leisten waren.' er schliefst mit dem wunsche, dass das grofse nationale unternehmen auf der bahn, die ihm nun bereitet ist, rüstig voran und seinem endlichen abschluss

entgegenschreiten möge. indem rec. von herzen in diesen wunsch einstimmt, fügt er einen zweiten hinzu, dass die erfahrung, die der bisherige leiter in langjähriger arbeit gesammelt hat, der ausgabe auch fernerhin zu statten kommen, und vor allem, dass es ihm vergönnt sein möge, den plan verwürklicht zu sehen, den er auf s. IX für die Bibelausgabe und für ihre lexikalische und grammatische bearbeitung entworfen hat.

Bonn, 4 april 1907. W. WILMANNS.

Luthers Tischreden in der Mathesischen sammlung. aus einer handschrift der Leipziger stadtbibliothek hg. von ERNST KROKER. Leipzig, Teubner, 1903. XXII und 472 ss. 8°. — 8 m.

K. hat in der Leipziger stadtbibliothek eine verschollene sammelhandschrift Lutherscher Tischreden wider entdeckt und gibt sie heraus mit einer sorgfältigen und überzeugenden untersuchung der abhängigkeits- und herkunftsverhältnisse ihrer einzelnen teile. sie ist von dem magister Johann Krüginger in den jahren 1546—48 zu Marienberg geschrieben. ihr erster abschnitt (bl. 1—176) enthält Krügingers eigne 'Sammlung', deren vorlage aus den heften der älteren gruppe der tischgenossen, hauptsächlich Lauterbachs und Wellers geschöpft hat. das übrige (bl. 177—548) ist von Mathesius zum abschreiben herzugeliehen und stammt von Heydenreich, Besold, Lauterbach, Weller und aus Dietrichs und Plates buntgemischten sammlungen. dazu kommt aber ein anhang von 46 blättern, der, von andrer hand, hauptsächlich eine der ersten bearbeitung nahestehnde copie der gespräche enthält, die Mathesius im jahre 1540 an Luthers tische gehört und vermerkt hat. das gibt, fast wie Lauterbachs tagebuch auf das jahr 1539, wider ein paar feste puncte in dem chaos dieser überlieferung : die tischgenossen kommen und gehen, immer anders setzen sie den kreis zusammen, aus dessen mitte uns namenlos ein wort aufbewahrt ist; die gewähr ihrer aufzeichnungen ist verschieden : sie glätten, bearbeiten, zt. mehrmals, sie ordnen das chronologisch überlieferte in sachliche fächer, sie fälschen auch wol, sie lassen ihre sammlungen abschreiben, und diese abschriften werden in allerlei stufen weiterer bearbeitung teile immer neuer sammlungen. da ist es wie ein lichtblick, wenn man einmal ganz nahe an den ersten aufzeichner herandringt und die möglichkeit gewinnt, aus den erhaltenen parallelfassungen die ursprüngliche oder eine der ursprünglichen sicher zu erkennen. ich glaube mit K., dass unser anhang eine abschrift der Mathesianischen sammlung ist, aber ich glaube doch (mit Wilhelm Meyer), dass wir von keinem worte mit bestimmtheit sagen können : so und nicht anders hat Luther gesprochen, nicht nur bei Aurifaber, auch schon bei Mathesius nicht. wir sehen ja an dem verhältnis der predigtnachschriften Rörers zu ihrer

bearbeitung durch Poach, was man unter abschreiben und leserlichmachen verstand : auflösen der abkürzungen, ergänzen, beseitigen der jähesten übergänge von einer sprache oder construction in die andere, auslassen des unverstandenen. und hier ist das verhältnis ganz ähnlich. dass die eigennamen vielfach verlesen sind (zb. nr 31 a. 2 *Temerlensem* < *Trajectensem*, 264, 4 *Canarola* < *Carvajalus*, 25, 2 *Prisiae* < ?), mag man der anerkanntermafsen schlechten schrift des Mathesius zuschieben. aber 415, 1 *Dixit Doctor* statt *Domine Doctor*, 416, 4 *ex* statt *ecclesiae* sind falsche auflösungen der in jenen kreisen gebräuchlichen abkürzungen *d. d.* und *ec*; die zeichen für *per*, *prae*, *pro* ua. sind öfters verkannt (vgl. s. 31 anm. 2 und besonders 299, 3); die merkwürdige schreibung *politi* = *politicum* 245, 2 lässt erkennen, dass der copist in dem *poli* der vorlage fälschlich eine abkürzung vermutete. auslassungen des verbums wie 261, 1 begegnen bei Rörer massenhaft. zu 323, 2 *forum poli et fori* (statt *urbis?* s. 324, 1) vgl. Rörer in Luthers werken XXVII 342, 15 : *qui adheret Mammon odit Mammon* (statt *Deum*), 361, 5 : *opus kan werck* (statt *weck*), 375, 1 : *fur sich* — *fur sich* (statt *hinder sich*), auch 346, 2 : *solicite expedite* (statt *expediat*) usw. aus solchen irrtümern schliefs ich, dass wir es hier mit der glättung einer ursprünglichen, abgekürzten und fehlerhaften niederschrift, nicht reinschrift zu tun haben. und dabei ist die sprache dieser tischreden gewiss noch glatter als die Poachs. ich halte also nicht viel von der treue dieses copisten. ich glaube sogar, dass die stücke, die wie 73 uaa. nur aus überschriften bestehn und die nach dem gesagten nicht wol, wie K. will, ein rest unbearbeiteter nachschriften sein können, von dem copisten als anderweit besser überliefert ausgelassen sind. grade die überschriften sind dasjenige, was erst nachträglich zu einer tischerzählung hinzutritt. selbst ein schluss auf die art der deutsch-lateinischen mischsprache an Luthers tische ist nicht zu wagen, das zeigt wider ein blick auf Rörer : Luther hat doch gewis rein deutsch gepredigt, aber die nachschriften sind zweisprachig. zb. wird in nr 3 besonders, als 'jocus', erzählt, dass Käthe Luther eine lateinische formel zu sagen wuste (mit einer griechischen hatte sies nie fertig gebracht), trotzdem lässt sie Mathesius nicht selten ganz lateinisch reden. — nun kann allerdings nicht alles überlieferte copie unmittelbarer nachschriften sein : mindestens die überschriften und die kurzen lateinischen rahmenerzählungen wird man für nachgefügt halten müssen. vielleicht schon in pausen des gesprächs, vielleicht erst zu hause. aber ich bestreite ja auch gar nicht, dass da noch nachgebessert und vervollständigt wurde, nur mein ich, dass es im selben manuscript geschah, dass keine reinschrift gemacht wurde, dass uns die vielmehr in Krügingers bande vorligt. so erklärt sich vielleicht auch der unterschied in der glätte der sprache bei den verschiedenen

stücken. wenn er nicht noch einen andern grund hat. die unterschrift der sammlung ist: *Sontag ante Martini Anno Domini M. D. XL. M. J. Mathesius. Doctor Severus Schifer, qui fuit praeceptor filiorum regis Ferdinandi.* was soll der zweite name? K. hält ihn für eine erläuternde anmerkung, weil Schifer in der sammlung oft genannt wird. ist das wahrscheinlich? sollte nicht vielmehr Schifer, der im jahre 1540 an Luthers tische zuoberst safs, der am häufigsten ins gespräch gezogen wurde, in irgend einer art zu der Mathesianischen sammlung beigetragen haben? auch die zweite hälfte von 63 könnte nach berichten dritter nachgetragen sein: *Sic haec Assa et Pontanus* (scil. *narraverunt*). hier müste also die untersuchung weitergeführt werden.

Über den inhalt des publicierten erlaub ich mir kein urteil; doch scheinen mir einrichtung, text und commentare vortrefflich, und ich füge nur noch ein paar philologische bemerkungen hinzu. 7, 1: die Leipziger handschrift hatte ursprünglich mit der gesamten überlieferung *mira*, nachträglich ist in *aurea* geändert: der corrector war also nicht Mathesius selbst (vgl. s. 29 und das stemma der handschriften s. 37). — 7, 6 würd ich das *non* der handschrift beibehalten: das folgende *tamen* bezieht sich darauf, und es ist an zeile 3 zu denken: *Quid, si praestigiator esset?* — 40, 3 die klammern entsprechen unsern anführungshäkchen. — 67 ist bezeichnend für die übertragung von narrengeschichten. — 241, 19: *Marcolfo in ars sehen*: die geschichte steht schon im alten spielmannsgedichte (ed. Vogt str. 138 ff). — 261, 5 uö.: die verwechslung von flexions-*m* und -*n* ist für Luther und seine zeit charakteristisch, ich würde nicht normieren. — 505, 1 ist doch wol mit den parallelfassungen *engen* zu lesen. — zu 546, 2 *gesterben* vgl. Wilmanns Gram. II s. 166 ff und Kroker 535, 6 *und gestand im sein rosen farbes blut.* — 778ᵃ aus einer Gothaer handschrift '*Colloquia Serotina D. M. L*[*utheri*]', die der pastor Paul Richter aus Lauterbachs sammlung abgeschrieben hat, enthält die bekannten drei später auf Faust übertragenen geschichten: *in Nordhausen erat quidam nomine Wildfeuer, der fras einen pauer mit pferde und wagen, welcher pauer darnach uber ezliche stunden uber ezliche feltwege in einer pfutzen mit pferde und wagen lagk. Ita quidam monachus dinget einen pauer, was er nemen wolte und ihn lossen sat heu von einem fuder essen; rusticus postulavit einen kreutzer, monachus devoravit plus quam dimidium plaustrum foeni, ita ut a rustico vi abactus sit. Also lis ein schuldener einen Juden ein bein ausreissen, ut fugeret Judaeus.* die tischrede fällt ins jahr 1537.

Charlottenburg, märz 1904. GEORG BAESECKE.

Der tod im deutschen drama des 17 und 18 jh.s (von Gryphius bis zum sturm und drang). ein beitrag zur litteraturgeschichte von dr RICHARD SEXAU. [Untersuchungen zur neuern sprach- und litteraturgeschichte. herausgegeben von professor dr OSKAR F. WALZEL. 9 heft.] Bern, AFrancke, 1906. XVI und 262 ss. 8°. — 5,20 m.

Der verfasser untersucht in seiner von Muncker angeregten studie das problem, wie die deutschen dramatiker der zeit von 1650 bis 1770 den tod, das sterben dargestellt haben. für das drama des 17 jh.s mit seinem hang zu grausamen martern ist dies moment eins der wichtigsten; zumal für den ersten dramatiker, dessen dichtung ein ständiges Memento mori predigt. die greuellüsternheit der spätrenaissance wird hervorgehoben und durch analogieen der bildenden kunst belegt. skizzenhaft verfolgt die einleitung den allgemeinen gang der entwicklung. von Gryphius und seiner art entfernt sich zuerst Christian Weise, dann wider nach anderer richtung die haupt- und staatsaction. aber erst das auftreten Gottscheds, der im princip den tod von der bühne verbannt, beginnt auch hier eine neue epoche, bis endlich um die mitte des 18 jh.s eine vertiefte psychologische behandlung der sterbescene in Lessings und Klopstocks dramen versucht wird.

Für die eigentliche darstellung teilt Sexau seinen gegenstand nach stofflichen gesichtspuncten: I tod auf der bühne, II tod hinter der bühne, III leiche auf der bühne; im einzelnen wider nach den verschiedenen todesarten (hinrichtung, mord, selbstmord, tod im kampf, natürlicher tod), deren scenische vorführung nach dem muster etwa von Petersens untersuchungen über Schiller und die bühne behandelt wird. bei solcher betrachtung, die mehr der litteraturbeschreibung als der litteraturgeschichte dient, ist immer gefahr vorhanden, bloſs stoffmassen abzuschreiben und anzuhäufen, einzelobservationen aneinanderzureihen ohne das geistige band der ratio, und so der holländischen krankheit der philologie zu verfallen, wie Burdach diese zum tod des individuellen verständnisses führende sucht einmal genannt hat. auch S. ist dieser gefahr in seiner fleiſsigen, nur zu breit angelegten arbeit nicht ganz entgangen; immerhin vermag er so den typus der gattung herauszuarbeiten, wo das möglich und nützlich ist: bei der hinrichtungsscene (nach dem vorbild des Carl Stuart, s. 50 ff) und der charakteristik des märtyrers im schlesischen kunstdrama (s. 55 ff). auch wie sich das individuelle von dem typischen abhebt, wie erhebungen und senkungen die groſse ebene unterbrechen, kommt so zum ausdruck: Lohenstein verlässt das abstracte schema und stellt zuerst natürliche, lebendige menschen auf die bühne (s. 57. 62. 113); sehr im gegensatz zu Hallmann und Haugwitz, die sich Gryphius eng anschlieſsen, wobei der erstere viel selbständiger verfährt (seine neuerungen s. 120 ff.). während hinrichtungen der be-

[illegible] des 17 jhs [illegible] [illegible] mörder und [illegible] erst im 18 [illegible] [illegible]. auch der an[illegible] [illegible] nach einem ansatz bei Gryphius [illegible] erst in der [illegible] zeit hervor; wie er ganz [illegible] [illegible] [illegible] wird hübsch ausgeführt s. 1[illegible]. [illegible] ein seltsames misverständnis, wenn es s. 1[illegible] heisst: wenn auch nach Gottscheds forderung [illegible] [illegible] die hauptpersonen eines dramas eine besondere gemütsart haben dürfen, so [illegible] andrerseits die [illegible] [illegible] [illegible] ausgestattet zu sein, die der [illegible], wie sie die umgebung der sterbenden [illegible] dramen an den tag zu legen pflegte. die [illegible] [illegible] dass Gottsched [illegible] unter 'gemütsart' charakter, [illegible] [illegible] sinne versteht, geht aus dem zusammenhang der [illegible] hervor und müsste auch dem vf. bekannt sein.

Eine schwäche der arbeit ist, dass die kategorie der causalität, die wichtigste für den historiker, kaum geltung zu haben scheint, dass immer nur nach dem was und wie, selten nach dem woher gefragt wird. so kommt es, dass erwägungen und absichten dem dichter zugeschrieben wird, was einfach auf der dramatischen oder geschichtlichen vorlage beruht; für Grimms Banise zb. wäre der roman Zieglers heranzuziehen. auch die entwicklung des einzelnen dichters wird bei dieser querschnittzeichnung nicht immer richtig erkannt: Gryphius hat im Leo Armenius und zum teil noch in der Catharina von Georgien den tod gewis nicht darum hinter die scene verlegt, um den furchtbaren eindruck noch zu verstärken (s. 18[illegible] ff): sondern hier ist eben in den späteren stücken ein fortschritt zu constatieren, der den dichter von dem conventionellen botenbericht im Leo über die zwischenstufe der Catharina und des Carl Stuart zu der sinnfälligen actionstechnik im Papinian führt (vgl. mein buch über Seneca und das deutsche renaissancedrama, Berlin 1907, s. 249 f). in andern fällen werden verwantschaften, beziehungen, zusammenhänge allein durch die ordnung des materials deutlich. so wird die ähnlichkeit Hallmanns mit dem Wiener Nepomuk instinctiv empfunden (s. 129. 216 ff), auch ohne dass der vf. von dem durch RMWerner entdeckten nahen verhältnis beider weiss. und die erzählung von Polyxenas tod in Schlegels Trojanerinnen erinnert ihn an Weises Tochtermord Jephthas (s. 195): kein wunder, da beide zuletzt auf die (bei Weise durch Buchanan oder Vondel vermittelten) euripideischen opferungsgestalten Iphigenie, Polyxene zurückgehn.

Wenig befriedigt der stil: lässig, salopp (häufig unmotivierter tempuswechsel, druckfehler in fülle), vielfach unsicher und nicht immer glücklich im ausdruck. bei dem eignen mangel an reife fallen leichtfertig übernommene urteile um so unangenehmer auf. einen mann wie Gottsched, für dessen bedeutung

grade diese arbeit zeugt, mit worten wie 'unser Leipziger kritischer heros' ironisch abfertigen, sollte doch kein litterarhistoriker von heute, am wenigsten ein anfänger. seine äufserung über 'das mährchen von d. Fausten' 'heute empörend lächerlich' zu nennen (s. 35), ist im grunde unhistorisch; ebenso wie die mindestens misverständliche, chronologiewidrige bemerkung, Hallmanns bischof beweise seine vertrautheit mit dem grafen Zinzendorf (s. 59). komisch würkt dagegen der schülerhafte autoritätenglaube in der zaghaft den vorwurf der pietätlosigkeit abwehrenden 'vermutung, dass der altmeister Wieland mit der dramatischen litteratur des 17 jh.s nicht intim vertraut war' (s. 2). hat etwa Wieland auf philologische litteraturkenntnis einer überwundenen periode anspruch gemacht? selbst der gelehrtere Lessing gestand, 'sehr wenig von unserm dramatischem wuste' zu kennen. und Goethe sagt mit vollem recht : 'die alte litteratur der eigenen nation ist immer als eine fremde anzusehen'.

Berlin. P. STACHEL.

Die Rudolstädter festspiele aus den jahren 1665—67 und ihr dichter. eine litterarhistorische studie von CONRAD HÖFER. [Probefahrten. erstlingsarbeiten aus dem deutschen seminar in Leipzig, herausgegeben von ALBERT KÖSTER, I band.] Leipzig, RVoigtländer, 1904. XII und 215 ss. — 6 m.

Die erste der 'Probefahrten', die unter Kösters ägide ausgehn, ist eine entdeckungsreise nach einem neuland, das der leiter des unternehmens zuerst ergründet hat. auf den spuren seines lehrers weifs Höfer ein litterarisches charakterbild um einen wichtigen zug zu bereichern, das durch jenen für die wissenschaft erst neugewonnen ist.

Dass die 'Geharnschte Venus', die frischeste liedersammlung des 17 jh.s, ein jugendwerk des nun in doppeltem sinne 'spat berühmten' lexikographen Kaspar Stieler, des Spaten der Fruchtbringenden gesellschaft, ist, hat Köster 1897 in einer nach form und inhalt glänzenden untersuchung bewiesen. 'Filidor der Dorfferer' hat sich der junge lyriker hier genannt; und als 'Filidors Trauer-Lust- und Misch-Spiele, I teil' kündigen sich auch die sechs schauspiele an, die in den jahren 1665—67 bei hoffestlichkeiten zu Rudolstadt aufgeführt worden sind. da ligt es nahe, an ein- und denselben vf. zu denken, und so hat Köster schon die vermutung ausgesprochen, auch der Rudolstädter Filidor sei kein anderer als Stieler, der damals, von 1663—66, secretär des regierenden grafen Albrecht Anton von Schwarzburg-Rudolstadt war. in der negation wenigstens, diese stofflich romanisierenden, technisch complicierten dramen dem armseligen, braven holsteinischen pastor Jakob Schwieger abzusprechen, für dessen werk sie wie jene lyrica früher galten, ist sich die moderne forschung seit Goedeke einig (Martin, Reifferscheid, Edward

Schröder); aber die positive behauptung Kösters hat doch nicht allgemeinen beifall gefunden. Höfer unternimmt es, die these seines lehrers zu erweisen. indem er 'scholastisch' die behauptung vor den beweis stellt, ist seine untersuchung nicht so spannend und kunstvoll wie die Kösters; aber in ernster, gründlicher und umsichtiger forschung gelingt es ihm, eine ganze reihe von sachlichen und sprachlichen übereinstimmungen mit den übrigen werken Stielers (zumal im wortschatz, verglichen mit Stielers wörterbuch) aufzudecken, die die bejahende antwort aufser zweifel stellen. doch er begnügt sich nicht, den namen des anonymus zu ermitteln: die endgültige lösung der verfasserfrage bildet ihm nur die grundlage für den zweiten, gröfseren teil, der in gewanter, anregender darstellung eine allseitig erschöpfende charakteristik bietet. 'elegante intriguen-lustspiele' rühmt Gervinus diese theaterstücke aus Stielers frühzeit; das gilt namentlich von den beiden ersten komödien 'Der vermeinte Printz' und 'Ernelinde oder die viermahl Braut'. die letztere ist — auch das hat Gervinus geahnt und Bolte bestätigt — nur übersetzung einer opera tragica des Andrea Giacinto Cicognini, aber in ihrer von Höfer gut charakterisierten eigenart, ihrer lebhaften, natürlichen ausdrucksweise der bedeutsamste vorläufer der Molière-verdeutschung von 1670. romanischen vorbildern folgt Stieler, abgesehen von dem historischen singspiel 'Die Wittekinden', auch in den originallustspielen; novellenstoffen des Pallavicino ('Der vermeinte Printz'), Scarron ('Der betrogene Betrug'), Bandello-Boisteau ('Die erfreuete Unschuldt') und Montchrestien ('Basilene'). wie er sich hier mit der verwickelten handlung seiner vorlagen abfindet, wie er sie auf seine drei acte verteilt, setzt Höfer in eingehender quellenanalyse auseinander. von den quellen abhängig sind auch die charaktere, individuelle gestalten, wie sie die deutsche bühne bis dahin nicht gesehen; relativ selbständig dagegen die komischen personen Scaramutza und Pantalon, die meist mit der ernsten handlung organisch verbunden sind; sie lagen dem dichter so am herzen, dass er sie noch in seine späten schauspiele Bellemperie und Willmut herübergenommen hat, oft mit wörtlichem anklang an die früheren. das schwächste an diesen dramen ist nach Höfer die sprache: ein neben- und durcheinander verschiedener stilarten, der redeweise der englischen komödianten und des deutschen kunstdramas, des höfischen verkehrstons und der sprache des täglichen lebens. das gelungenste die technik: der Rudolstädter hofdramatiker baut seine stücke so bühnengemäfs, dass Höfers annahme, er sei eine zeit lang schauspieler gewesen, gewis viel für sich hat; ihn freilich mit dem um 1660 bezeugten Hamburger schauspielerprincipal Caspar Stiller zu identificieren, ist zwar verlockend, doch zu gewagt, wie Höfer selbst zugibt. auf dem technischen fortschritt im aufbau der handlung, in der verwicklung und lösung der

intrigue, beruht überhaupt, so gering ihre nachwürkung ist, die bedeutung der Stielerschen festspiele für die geschichte des deutschen dramas; 'unter allen verfassern höfischer sing-, freuden-, lust- und trauerspiele war Stieler der einzige dichter', so hat er die tüchtige monographie Höfers verdient, der seine kleinen gelegenheitsstücke nach der litterarischen wie nach der sprachlichen seite vortrefflich beleuchtet hat und dabei noch manches problem nebenher berührt; seinem versuch, den redactor des 'Liebeskampffes' von 1630 als Thüringer zu localisieren, kann man auf grund der dargelegten grammatischen beobachtungen nur zustimmen.

Eine persönlichkeit von eigenem reiz ist durch die bemühungen Kösters und Höfers zu neuem leben erweckt. die respectable vielseitigkeit und unverwüstliche zähigkeit des Spaten werden wir erst jetzt recht schätzen, wo wir die derbe liebeslust in der lyrik und das kecke zugreifen in der dramatik des frühen erkannt haben.

Berlin. P. Stachel.

Moses Mendelssohn und die deutsche ästhetik. von Ludwig Goldstein. [= Teutonia. arbeiten zur germanischen philologie herausgegeben von Wilhelm Uhl. 3 heft.] Königsberg i. Pr., Gräfe & Unger, 1904. VIII und 240 ss. 8°. — 5 m.

Der vortrefflichen, kenntnis- und ergebnisreichen arbeit Goldsteins kann aus verschiedenen gründen hier eine ausführliche analyse nicht geboten werden. glücklicherweise genügt es auch auf die sorgsame und genaue zusammenstellung ihrer resultate zu verweisen, die Hugo Spitzer in der Deutschen litteraturzeitung 1905, sp. 1853 ff. geliefert hat. in Mendelssohns forschung treffen sich so viele entwicklungslinien der ästhetik des 18 jh.s, dass auch nach FBraitmaiers umfänglicher darlegung in seiner Geschichte der poetischen theorie und kritik von den discursen der maler bis auf Lessing (1888 f, bd II s. 72—279) noch viel für ihre erhellung zu leisten bleibt. Goldstein hat 1897 in seiner dissertation 'Die bedeutung Moses Mendelssohns für die entwickelung der ästhetischen kritik und theorie in Deutschland' erwogen. mit ausdrücklicher berufung auf Horazens 'nonum prematur in annum' legt er in seiner monographie eine erweiterung der dissertation vor. schon die problemstellung der vorstudie, dann aber auch der titel des buches lässt erkennen, dass G. nicht blofs die quellen von Mendelssohns ästhetischer speculation, sondern auch ihre nachwürkung aufdecken will. würklich dient der zweite teil der untersuchung der aufgabe, Mendelssohns einfluss auf Lessing, Herder, Kant und Schiller zu bestimmen. und auch innerhalb der analyse von Mendelssohns schriften fehlt es nicht an ausblicken auf spätere arbeiten anderer. so stellt G. neben die illusionstheorie Mendelssohns die

[illegible]

[illegible] w. Mendelssohn [illegible] — der nachwirkung Mendelssohns [illegible] so sorgsam betrachtet, [illegible] ist — auch nach [illegible] — voraussetzung und entwicklung der aesthetischen [illegible] ersten hälfte des 18 jhs noch lange nicht so [illegible], dass eine [illegible] über Mendelssohn nur festgestellte [illegible] weiterzuverzeichnen hätte. je tiefer man forscht, desto [illegible] verwirren sich die linien; und so kann auch einem guten kenner und gewissenhaften arbeiter wichtiges unter der hand verloren gehn.

Auch Goldstein ist trotz aller mühe, die er aufwendet, einer aufgabe nicht gerecht geworden, die — wie mir scheint — dem forscher sich vor allen anderen aufdrängen sollte, wenn er Mendelssohns lehren erkunden will: er weiſs mit dem wichtigsten.

mit Shaftesbury nichts anzufangen. zwar wird er mehrfach angeführt, doch eigentlich nur dann, wenn ein citat Mendelssohns ihn selbst nennt. dass Shaftesbury seinem schüler Mendelssohn nicht blofs die form seiner 'Philosophischen gespräche' und seiner 'Briefe über die empfindungen', ferner den titel der 'Rhapsodie' geliehen hat, ist selbstverständlich. aus G.s darlegung ergäbe sich indes kaum mehr als gelegentliche anregung Mendelssohns durch Shaftesbury, etwa in der ablehnung vollkommener charaktere (s. 32). Shaftesbury aber, der, je mehr man sich mit ihm beschäftigt, desto stärker als allseitige grundlage der ästhetitischen speculation des 18 jh.s sich offenbart, wäre fast bei jedem problem heranzuziehen gewesen, das Goldstein in Mendelssohns theoretischen betrachtungen findet. leider hat Goldstein zwei bücher nicht benutzt, die ihm sofort die richtigen wege gewiesen hätten: Franz Pomeznys 'Grazie und grazien in der deutschen litteratur des 18 jh.s' (1900) und die 2 aufl. des 1 bd.s von Max Dessoirs 'Geschichte der neueren deutschen psychologie' (1902). dort hätte, was G. über 'grazie, reiz, anmut' (s. 117 ff.) sagt und über die discussion, der Mendelssohn diese begriffe unterzieht, seine beste und zugleich eine wesentlich berichtigende voraussetzung gefunden; und auf Shaftesbury hätte er sich sofort verwieesn gesehen. Dessoir konnte ihn in Shaftesbury den anreger anderer ästhetischer gedanken Mendelssohns erkennen lassen.

Hier sei nur das wichtigste herausgehoben: die frage nach dem verhältnis von kunst und natur. G. (s. 43 ff) bespricht Mendelssohns polemik gegen Batteux und gegen die lehre von der nachahmung der natur; aus ihr entwickelt er, was Mendelssohn 'idealische schönheit' nennt (s. 46 ff). was die natur in verschiedene gegenstände zerstreut hat, versammele der künstler in einem einzigen gesichtspuncte und bilde sich ein ganzes daraus. eine concentrierung des schönen der natur ist seine aufgabe. das beruht durchaus auf Shaftesbury und entspricht seiner tendenz, die ästhetische formel von der einheit in der mannigfaltigkeit tiefer zu begründen. an diese stelle Mendelssohns knüpft dann, gleichfalls von Shaftesbury inspiriert, KPhMoritz an (vgl. Siegmund Auerbach Deutsche litteraturdenkmale des 18 und 19 jh.s, heft 31, s. xxv anm. 1). ein verkleinertes abbild der natur, aber nicht ihr nachgemalt, sondern mit gottähnlicher schöpferischer kraft als ganzes geschaffen: so stellt sich das kunstwerk in Shaftesburys, Mendelssohns und Moritzens geiste dar. auf die abweichungen, die im einzelnen neben der übereinstimmung in grundgedanken sich zeigen, sei hier nur hingedeutet. sie beeinträchtigen die tatsache nicht, dass Mendelssohn seine waffen zum kampf gegen Batteux sich von Shaftesbury holt, der lange vor Batteux das richtigere gesehen hatte. von Shaftesburys anschauung der künstlerischen gestaltung gehn

dann notwendigerweise auch die neuen prädicate aus, die dem schöpferischen genius des dichters geliehen werden, und mit denen Mendelssohn ebenso arbeitete, wie die Schweizer und Lessing. G. erwägt diese zusammenhänge nicht, wenn er Mendelssohns ansichten über das genie vorträgt (s. 19f).

Nicht besonderen wert leg ich auf den umstand, dass von Shaftesbury auch Harris gelernt hat, der (s. 55ff.) von G. als gewährsmann Mendelssohns angerufen wird. seine scheidung der künste ist von seinem oheim Shaftesbury inspiriert. wahrscheinlich hatte Mendelssohn aus Shaftesbury 'Iudgement of Hercules' längst die anregung gewonnen, die besonderen bedingungen erzählender und darstellender kunst zu beachten, ehe er, von Harris (oder nur von Dubos?) weitergeleitet zum vorläufer von Lessings 'Laokoon' geworden ist. wahrscheinlich — denn wer wollte solche dinge als gewis hinstellen? grade Shaftesburys lehren sind durch so viele hände gegangen, dass eine exacte scheidung seines unmittelbaren und seines mittelbaren einflusses kaum noch herzustellen ist.

Manches könnte auch durch die Schweizer an Mendelssohn weitergegeben worden sein. den Schweizern wird G. überhaupt nicht ganz gerecht. und doch ist zb. Mendelssohns und Lessings briefwechsel über tragödie und epos von 1756 und 1757 nur eine weiterbildung von Bodmers und Contis 'Briefwechsel von der natur des poetischen geschmackes' (1736). schon Braitmaier (I 190) hat den zusammenhang gesehen (vgl. auch meine bemerkungen in diesem Anzeiger XVII 65 f). Bodmer und Conti spielen in ihrer controverse ganz ähnliche rollen wie Mendelssohn und Lessing. Bodmer und Mendelssohn kämpfen für den 'bewunderten' helden im trauerspiel und finden in der illusion die hauptursache tragischer lust; Lessing tritt wie Conti für den 'bemitleideten' helden ein und will der illusion nicht die wertung zuschreiben, die jene anderen ihr zuerkennen. G. (s. 33, 125 ff) bespricht beide gesichtspuncte, weist indes nicht auf Conti und auch nicht auf Bodmer hin, der doch augenscheinlich die nächste voraussetzung von Mendelssohns illusionstheorie ist. G. wäre besserer erkenntnis wol näher gekommen, wenn er den briefwechsel Lessings und Mendelssohns von 1756 und 1757 nicht unbillig unterschätzte. der briefwechsel ist mehr als ein 'unfruchtbares hin und her der anschauungen und einfälle' (s. 214 anm. 1). dass Lessing hier sogar über die Hamburgische dramaturgie hinausgekommen ist, wissen wir längst. Mendelssohn widerum nimmt vorweg, was Schiller später auf breiterer basis aufgebaut hat.

Die einwände, die ich vorgebracht habe, sollen das günstige urteil nicht beeinträchtigen, das Spitzer gefällt und dem ich mich oben angeschlossen habe. die positive leistung G.s käme besser zutage, wenn auch ich eine ausführliche analyse gegeben hätte.

dass G. manches übersieht, dass er da und dort fehlgeht, mache ich ihm nicht zum vorwurf[1]. ich selbst bin mir wol bewust, dass alle studien auf diesem felde noch lange über das stadium der vorarbeit nicht hinausgelangen werden. viel zu grofs und viel zu compliciert ist die geschichte der ästhetik des 18 jh.s, als dass in absehbarer zeit eine reinliche und vollständige zeichnung ihrer entwicklungslinien zu geben wäre.

Bern, 4 april 1907. OSKAR F. WALZEL.

Goethes unterhaltungen mit Friedrich Soret. nach dem französischen texte als eine bedeutend vermehrte und verbesserte ausgabe des dritten teils der Eckermannschen gespräche hg. von dr C. A. H. BURKHARDT. Weimar, Hermann Böhlaus nachf., 1905. XVII u. 158 ss. 8°. — 4 m.

Burkhardts neue gabe muss mit aufrichtigem danke begrüfst werden. das bändchen bedeutet zwar keine starke stoffliche vermehrung des gewaltigen corpus der gespräche Goethes. ist doch schon im dritten bande von Eckermanns buche zum grofsen teile abgedruckt, was Burkhardt vorzulegen hat. indes grade das verhältnis dieser authentischen aufzeichnungen Sorets zu Eckermanns bericht ist sachlich von grofser bedeutung und kann zu beachtenswerten methodischen erwägungen führen.

In der vorrede zum 3 bande berichtet Eckermann, Soret habe von seinen persönlichen berührungen mit Goethe 'in seinen tagebüchern häufig notiz genommen', 'ein daraus zusammengestelltes kleines manuscript' ihm übergeben und gestattet, das 'beste und interessanteste' in den 3 band chronologisch zu verweben. Burkhardt kann jetzt die deutsche übertragung von Sorets aufzeichnungen über seinen verkehr mit Goethe vorlegen; er liefert damit der forschung ein aufserordentlich brauchbares mittel, den wert von Eckermanns text richtig einzuschätzen. nicht ganz verständlich ist mir, warum er nicht sofort das französische original, also die eigentliche quelle Eckermanns abdruckt, sondern sie künftiger veröffentlichung vorbehält.

Das hauptresultat der vergleichung von Sorets und Eckermanns text ist : Eckermann hat von 168 nummern nur 73 benutzt, und zwar hat er sich starke redactionelle eingriffe erlaubt.

Ich kann nun nicht mit Burkhardt wegen solchen vorgehens gegen Eckermann vorwürfe erheben. er hat sicher optima fide gehandelt. seinem gewährsmann dachte er augenscheinlich alle nötige ehre erwiesen zu haben, wenn er die von ihm übernommenen gespräche mit einem sternchen versah. weder vollständige berücksichtigung noch wortgetreuer abdruck war ihm zur bedingung gemacht worden. stilisierend einzugreifen war ihm selbstverständlich. denn ganz sicher hat er auch stilisiert, wenn es sich

[1] ua. vergisst G. s. 203 den vf. der 'Lettre sur la sculpture' zu nennen: es ist Franz Hemsterhuis.

um seine eigenen gespräche mit Goethe handelte. oder glaubt man würklich, dass wort für wort Goethe all das, was Eckermann niederschreibt, mit ihm gesprochen hat? gewis hat weder Eckermann diesen ausspruch erhoben noch irgend ein anderer, der für zeitgenossen oder nachwelt Goethes gespräche aufzeichnete.

Vielleicht wäre es besser, hier nicht auf Bettinas freies schalten mit Goethes worten zu verweisen. Bettinas Goethebuch ist ein ausnahmefall, oder besser gesagt : ein extrem. aber zwischen diesem extrem und wortgetreuer widergabe liegen viele möglichkeiten. und innerhalb dieser grenzen bewegen sich die vielen papiere, die als gespräche Goethes erhalten sind.

Allerdings, wenn ich sehe, wie rückhaltlos und unbedenklich neuere forschung diese gespräche verwertet, als ob sie authentischen text von Goethes hand vor sich hätte: da frage ich mich oft, ob jene selbstverständlichen kritischen erwägungen würklich nicht angestellt werden. jüngst habe ich darum ausdrücklich die notwendigkeit betont, einmal an Eckermanns berichte die kritische sonde zu legen (Goethe-Jahrbuch 27, 170). willkommene bestätigung meiner zweifel an der absoluten zuverlässigkeit von Eckermanns text ist mir darum Burkhardts veröffentlichung.

Ich widerhole: nicht gegen Eckermann sei ein vorwurf erhoben. er — wie so viele andere berichterstatter — hat nur getan, was er für sein unbestreitbares recht hielt. konnte er ahnen, dass einst eine Goetheforschung erstehen werde, der jedes wort Goethes ein wichtiges zeugnis darstellt? nicht für die philologen von heute hat er geschrieben. aber diese philologen von heute müssen sich bewust bleiben, dass von stilisierender hand geordnete und im einzelnen ausgeführte und ausgeschmückte 'gespräche' nicht ad verbum hingenommen werden dürfen.

Eckermann hat viele von Sorets notizen nicht benutzt. das durfte er tun; und auch heute kann ihm zugebilligt werden, dass er manches unbedeutende, um nicht zu sagen wertlose streicht. Eckermann hat ferner, was er übernahm, nach gutdünken zurechtgestutzt, hat etwa gern die gesprächsform stärker herausgearbeitet und dem mitunterredner worte geliehen, die in Sorets bericht nicht zu finden sind. auch das gieng nicht über die grenze seiner competenz.

Die forschung jedoch muss jede der auslassungen auf die goldwage legen und jede stilistische änderung sich wol merken, weil sie dann erkennt, nach welchen principien Eckermann überhaupt seine mitteilungen zu gestalten pflegte. und gewis nicht nur Eckermann, auch die mehrzahl seiner genossen.

Ich habe aao. die vermutung gewagt, Eckermann lege sich äufserungen Goethes über Schiller aus eignem in dem sinne zurecht, dass Schiller auf Goethe nicht immer günstig gewürkt habe. jetzt zeigt sich, dass er eine notiz Sorets fallen läßt, die Schiller

rühmend erwähnt, eine andere verschärft, in der ein einwand gegen Schiller erhoben wird. die nicht aufgenommene stelle lautet:

Der alte herr . . . erwähnte auch die meinung Schillers, der ihm gesagt habe, um ein vollkommenes theater zu haben, müsse man wöchentlich eine vorstellung geben, zu welcher frauen nicht zugelassen würden; doch brauche man es nicht so genau zu nehmen, wenn sie sich etwa in verkleidung in die logen einschlichen. meine schönen damen, fuhr er fort, Schiller hatte viel mehr witz, als sie sich gewöhnlich einbilden! (s. 119f).

Die zweite stelle ist zugleich ein anschaulicher beleg für Eckermanns redactionelle erweiterungen:

Soret (s. 103)	Eckermann (17 März 1830)
. . . zumal seine [Schillers] ersten stücke waren unendlich lang; er hatte eine solche überfülle von gedanken oder worten, die er nicht beherschen konnte. man sieht, wie er sich mühe gibt, aber ungeachtet seiner studien und arbeiten hat er diesen fehler nicht abgelegt. man empfindet es selbst bei seinen letzten schriften. concentrieren bleibt doch die hauptsache.	*Besonders seine ersten stücke, die er in der ganzen fülle der jugend schrieb, wollen gar kein ende nehmen. er hatte zu viel auf dem herzen und zu viel zu sagen, als dass er es hätte beherschen können. später, als er sich dieses fehlers bewust war, gab er sich unendliche mühe und suchte ihn durch studium und arbeit zu überwinden, aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. seinen gegenstand gehörig beherschen und sich vom leibe halten, und sich nur auf das durchaus notwendige concentrieren, erfordert freilich die kräfte eines poetischen riesen und ist schwerer als man denkt.*

Für *unendlich lang* setzt Eckermann das ungünstigere *wollen gar kein ende nehmen.* er unterdrückt die *überfülle der gedanken.* Soret bemerkt, man *empfinde* den fehler *selbst* bei seinen letzten schriften. Eckermann formuliert abschätziger, es habe Schiller *damit nie recht gelingen wollen.* und wo bei Soret nur von der notwendigkeit der concentration die rede ist, da erwächst unter Eckermanns händen der vorwurf, dass Schiller seinen gegenstand nicht gehörig beherschе. durch die schlussfloskel vollends rückt Goethe fast in fatales licht; sie klingt, als ob er sich selbst als 'poetischen riesen' hinstelle, der schwierigkeiten überwinde, denen Schiller nicht gewachsen war.

Auch die bekannte äufserung Goethes über die rolle, die Schiller und seine Horen in der entstehung von Goethes balladen spielen, geht auf Soret (s. 96) zurück und ist von Eckermann

(14 märz 1830) ähnlich retouchiert worden [1]. mithin sind von den neun stellen, die in Sorets aufzeichnungen Schiller betreffen und die zt. ganz belanglose erwähnungen bedeuten, drei mehr oder minder in einem für Schiller ungünstigen sinne von Eckermann umgestaltet. dabei bedarf es gar nicht der annahme, dass Eckermann aus einem tiefer liegenden grunde solche umwertung vornimmt. vielmehr lag es in seiner litterarischen kammerdienerrolle, den eignen herrn auf kosten andrer herauszustreichen. schlimmer noch ergieng es aus ähnlichen gründen den romantikern bei diesen subalternen, die Goethes antipathie gegen die einzelnen vertreter des kreises diensteifrig zu übertrumpfen suchten. dafür kann auch Soret als zeuge angerufen werden. am 8 october 1828 (s. 57) nimmt Soret 'gegen das ende eines diners, das Goethe für Tieck und dessen gemahlin gab, an der gesellschaft teil'. er bucht : *Tieck erwies Goethen, soviel ich mich erinnere, sehr viele höflichkeiten, die aber auf mich keinen besonderen eindruck machten.* am abend list dann Tieck bei frau Schopenhauer Scherz, list und rache und sein Rotkäppchen vor. Soret

[1] die unmittelbar folgenden worte Sorets sind von Eckermann zu einer oft citierten darlegung verwertet worden : Goethe spricht von gedichten, die — im gegensatz zu den lange von ihm im kopfe getragenen balladen — sofort nach der conception zu papier gebracht wurden. *eine idee tauchte plötzlich in mir auf; ich hatte kaum zeit zur feder zu greifen oder darauf zu achten, dass das papier ganz schief lag. es kam vor, dass ich in der diagonale schrieb und unter einem winkel unten ankam, dass mir für das ende des verses kein platz mehr blieb.* wie hat Eckermann den bericht Sorets mit blumen verziert! *ich hatte davon vorher durchaus keine eindrücke und keine ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so dass ich sie auf der stelle instinctmäfsig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte.* welche copia verborum! *keine eindrücke und keine ahnung* : was soll da '*eindrücke*' besagen? '*instinctmäfsig*', '*traumartig*' : nichts deutet bei Goethe auf solche termini. aber es wird noch besser : *in solchem nachtwandlerischen zustande geschah es oft, dass ich einen ganz schiefliegenden papierbogen vor mir hatte, und dass ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum weiterschreiben keinen platz fand.* Sorets worte, dass für das ende des verses kein platz geblieben sei, sind ganz plastisch und verständlich : eine natürliche folge der lage des papiers. Eckermann verdeckt und verundeutlicht den vorgang durch seine verallgemeinerndere wendung '*zum weiterschreiben*'. dann aber muss er doch auch zu dem von Soret gebrauchten, völlige klarheit schaffenden worte '*diagonale*' greifen : *ich habe mehrere solcher in der diagonale geschriebenen blätter besessen; sie sind mir jedoch nach und nach abhanden gekommen, so dass es mir leid tut, keine proben solcher poetischen vertiefung mehr vorzeigen zu können.* Soret hatte notiert : *ich bedaure, keine solchen blätter mehr zu besitzen, um als zeugnis für diese anfälle poetischer zerstreutheit dienen zu können.* Eckermanns '*vertiefung*' für Sorets '*zerstreutheit*' ist köstlich. sie charakterisiert den philister! — übrigens beruht Burkhardts anmerkung 1 zu s. 96 wol auf einem versehen: die äufserungen über Schiller und über die 'diagonale' haben bei Soret das datum : 8 märz 1830, und Eckermann stellt sie zum 14 märz, nicht umgekehrt, wie Burkhardt angibt. auch die anmerkungen auf s. 95 und 97 scheinen mir mit dem wahren tatbestande nicht übereinzustimmen.

bekennt: *ich weiſs nicht, was für eine ablehnende stimmung über mich gekommen war, dass die vorlesung, die man über die maſsen gelobt hatte, mich auſserordentlich kalt lieſs.* in einer zeit also, da Goethe mit Tieck zu freundschaftlichsten beziehungen gelangt war, gefällt sich Soret in der rolle des unversöhnlichen.

Um so beachtenswerter ist eine notiz vom 14 märz 1830, die Eckermann nicht benutzt hat. zwar bezieht sie sich zunächst auf französische und nicht auf deutsche romantik; der begriff ist aber soweit gefasst, dass sie als eines der interessantesten bekenntnisse Goethes über das romantische seiner eignen dichtung dienen kann. Goethe, heiſst es (s. 99), billige *die exclusivität der heutigen romantik* so wenig wie *die beschränkten pedanterieen gewisser classiker.* er wolle keine der beiden formen ausgeschlossen sehen. *ich . . . habe in strenger classischer form gegenstände behandelt, die nach griechischem muster behandelt werden musten, um wahr zu bleiben; und wenn es auf der einen seite eine torheit gewesen wäre, die drei einheiten im Götz zu beachten, so würde es andrerseits gegen alle empfindung des schönen verstoſsen haben, hätte ich meiner Iphigenie einen romantischen aufputz geben wollen.* ist es zu weit gegangen, wenn man Eckermann gleichfalls eine gewisse antipathie gegen die romantik zuerkennt, da er, der so viel ungünstiges über sie im 1 und 2 bd zu berichten hat, die worte Sorets in seinem 3 bd nicht aufgenommen hat?

Ich breche hier ab und bin mir wol bewust, dass diese wenigen beispiele nicht genügen, das problem zu lösen. doch auch ein ausführlicherer vergleich von Sorets aufzeichnungen und Eckermanns bearbeitung ergäbe zunächst wohl nichts positiveres. endgiltig wäre die frage nach der glaubwürdigkeit der 'gespräche' Goethes und nach der authenticität ihres wortlauts nur durch umfassende studien zu erbringen. ich zweifle indes nicht, dass ihr resultat mit den annahmen übereinkäme, die ich oben vorgebracht habe.

Bern, 3 januar 07. OSKAR F. WALZEL.

Schiller. von OTTO HARNACK. mit zehn bildnissen und einer handschrift. zweite verbesserte auflage. Berlin, Ernst Hofmann, 1905. XIII und 446 ss. 8°. — 4 m.

Die neue ausgabe enthält, von der vorrede abgesehen, 28 seiten mehr als die erste; diese kommen aber weniger auf rechnung der ergänzungen als des breiteren druckes. die bilder sind von zwei auf zehn vermehrt: von den beiden alten wurde die schlechte widergabe der Danneckerbüste durch eine gute ersetzt, die zeichnung von Bolt (1804) beibehalten; dazu kommen acht neue, darunter zwei porträts aus dem jahre 1786, das eine von Graff an der spitze des buches, das andere (ein ölgemälde

im Schillerhaus zu Weimar) von einem unbekannten maler nach s. 96, welches man besonders willkommen heifst, weil es selten zu sehen ist; doch fällt der zusatz 'aus der Mannheimer zeit' auf: 1786 war doch Schillers Dresdner zeit! wer übrigens die beiden porträts vergleicht, muss staunen, wie verschiedene maler zur selben zeit von derselben persönlichkeit so verschiedene bilder zustande bringen konnten; an naturwahrheit steht das von Graff sicher voran. der nachstich von Schillers brief an Körner aus dem j. 1795 wurde wie anderes nicht gut (beim hymnus 'An die Freude') eingereiht; wenigstens einigermafsen sollte der zeitliche zusammenhang zwischen text und bildwerk gewahrt bleiben, um den eindruck des raritätenkastens fern zu halten.

Die änderungen im text verteilen sich über das ganze buch, sind nicht bedeutend, bringen vorzüglich ergänzungen, seltener berichtigungen : so wird bei der 'litterarischen übersicht' (s. 427 ff) litteratur nachgetragen, bei besprechung von Schillers jugendlectüre wenigstens Rousseau eingesetzt (s. 20), im IX capitel Schillers einfluss auf Goethe höher bewertet. am meisten gewonnen hat die darstellung der ästhetischen schriften Sch.s. für seine meinung, dass die beiden prosaaufsätze 'Über das erhabene' und 'Gedanken über den gebrauch des gemeinen und niedrigen in der kunst' erst 1801 entstanden seien, schiebt H eine erwägung ein, welche er zuerst im Euphorion 6, 543 vorgetragen hat. allein alle gründe, die er anführt, sind so allgemeiner natur, dass sie geringe beweiskraft besitzen; mit ähnlichen gründen des zusammenhangs hat schon Tomaschek (Sch. in seinem verhältnis zur wissenschaft 208 ff) eine ältere entstehungszeit zu erhärten gesucht. am gewichtigsten bleibt jedesfalls H.s hinweis, dass Sch. bei 'seiner beständigen manuscriptnot' diese prosaaufsätze früher verwendet hätte, wenn sie vorhanden gewesen wären. dass aber auch dieser grund nicht stichhaltig ist, lässt sich aus einem briefe Schillers beweisen : am 21 december 1795 schreibt Sch. an Körner : *der Aufsatz über ästhetische Sitten ist schon ein alter und ganz, wie er da ist* [1], *vor mehr als zwei Jahren in Schwaben gemacht.* man sieht : trotz der 'beständigen manuscriptnot' konnte Sch. auch fertige arbeiten jahrelang zurückhalten.

Ganz neu ist die vorrede, aber im wesentlichen nur eine verteidigung gegen besprechungen der ersten auflage. da wehrt sich H. gegen die zumutung, dass er die weiterbildung des in Sch.s Räubern geschaffenen typus hätte verfolgen sollen. nicht ohne heiterkeit las ich, dass ich diese forderung (Anz. XXVII 189) aufgestellt haben soll. dem ist aber nicht so. ich wünschte für den leser einigen aufschluss über die stoffquellen, über die litterarischen vorbilder, über die einwürkung der zeitverhältnisse, über die neue dramatische sprache, über die nachahmungen und über die litterarhistorische bedeutung : lauter dinge, die man von

[1] gemeint ist das elfte stück der Horen, wo er zuerst gedruckt wurde.

einem biographen verlangen darf. H. allerdings bestreitet das und meint, es 'wäre gänzlich fehlerhaft, die leser auf solche weise von Schillers leben und wesen abzuziehen'. nach meiner meinung würde der leser dadurch erst recht in das wesen und die werke eingeführt. aber H. bringt noch einen anderen vorwand: derartiges gehöre wol in eine litteraturgeschichte, aber nicht in eine biographie. auch hierin urteile ich anders, der biograph darf nicht die erledigung der wichtigsten aufgaben dem litteraturhistoriker überlassen, er muss sie selber besorgen; der biograph hat nicht nur zu zeigen, welche würkungen sein held aus litteratur und leben erfahren, sondern auch, wie er sie verarbeitet und wie er durch seine persönlichkeit und seine werke hinwider auf litteratur und leben einfluss ausgeübt hat; nur so kommt dem leser neben der entwicklung auch die würkenskraft, die gröfse und bedeutung des dichters zum bewustsein. das buch braucht deswegen noch lange kein 'monstrum' zu werden; man kann wenig reden und viel sagen, und ein paar bogen mehr oder weniger fallen nicht ins gewicht. der biograph darf sich schon 'beschränken', aber nicht bei der hauptsache, sondern bei nebensächlichkeiten; warum zb. zerbricht sich H. widerholt den kopf, welche würkung etwa wol dieses oder jenes dramatische fragment erzielt haben würde, wenn es der dichter ausgeführt hätte? zunächst kommt eine solche rechnung nie über die hypothese hinaus, alsdann handelt es sich ja nicht um eine leistung Sch.s, sondern nur um etwas, was eine hätte werden können; da sollte H. doch lieber gründlicher von den leistungen handeln, die würklich vollbracht worden sind.

Nicht besser steht es mit der zweiten stelle, die H. mir in seiner vorrede gewidmet hat. nirgends hab ich gesagt, man dürfe beim jungen Schiller nicht von selbstmordgedanken reden, weil dadurch mein 'Schillerideal' herabgezogen werde; vielmehr hab ich ausgeführt, dass man so etwas nur behaupten dürfe, wenn man eine hiebfeste begründung dafür vorbringt, und eine solche hab ich bei H. nicht gefunden. mir persönlich ist es völlig gleichgiltig, ob das eine oder andere richtig ist, und ich stimme hierin wahrscheinlich mit H. überein; doch darin scheinen wir von einander abzuweichen, dass ich die frage für wichtiger bei beurteilung von Sch.s jugendentwicklung ansehe als er. mancher geht vielleicht noch einen schritt weiter als ich und fühlt neigung, Sch.s jugendmelancholie geradezu vom pathologischen standpunct aus zu betrachten.

Diese vorrede lässt erwarten, dass H.s anhänglichkeit an die eigne meinung stärker ist als die neigung, fremde forschungsergebnisse nach gebühr zu nutzen. das will ich nur an zwei beispielen zeigen. das gedicht 'Auf die ankunft des grafen von Falkenstein' wird auch in dieser zweiten auflage noch ohne weiteres als echt behandelt, trotzdem neuerdings EdwSchröder

(Vom jungen Schiller s. 19ff) belege für die unechtheit beigebracht hat. bei der 'Ode auf die glückliche widerkunft unseres gnädigsten fürsten' verrät H. nun neigung, sie mit Schröder dem 'kameraden Petersen' zuzuschreiben; aber statt dann den ganzen absatz kurzweg zu streichen, spricht er von einem 'einrücken' durch Schiller und zwar, damit noch ein fehler hinzu kommt, in das 'Württembergische repertorium', wo das gedicht niemals gestanden hat.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

Faust. ein dramatisches gedicht in drei abschnitten von FMarlow. (Ludwig Hermann Wolfram.) [Leipzig 1839.] neu herausgegeben und mit einer biographischen einleitung versehen von Otto Neurath. nebst drei registern, einem facsimilierten brief und einer stammtafel. Berlin, Ernst Frensdorff, o. j. (1906.) [= Neudrucke litterarhistorischer seltenheiten, herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. nr 6.] 8 ss. vorwort, 518 ss. einl., xx u. 218 ss. text kl. 8°. — brosch. 4 m., geb. 5,50 m.

Es muss eigentlich wunder nehmen, dass bei der vorliebe für stoffgeschichtliche untersuchungen, die seit langem bei uns herscht, noch niemand versucht hat, die Faustdichtungen nach 1832 ernsthaft zu behandeln. gar viele haben es ja nicht lassen können, eine Ilias post Homerum zu schreiben. von dem Faustdrama Wolframs, der sich mit einer grade im faustischen bereich bedenklichen kühnheit den namen Marlow beilegte, hab ich, offen gestanden, bisher nichts gewust. und nach der lectüre des vorliegenden neudrucks samt seiner voluminösen einleitung (wahrlich keiner mühelosen lectüre!) bin ich nicht einmal sehr betrübt darüber.

Es war recht unnötig, dies abstruse poem der verdienten vergessenheit zu entreifsen. dieser 'Faust' ist ein krauses gemisch von scheinbarem tiefsinn und wirklichem unsinn. ein molluskenhaft verschwommenes, völlig disciplinloses lesedrama mit massenhaften reminiscenzen an Shakespeare und Calderon, das höchstens durch die widerholt eingestreuten satirischen bemerkungen zeitgeschichtlich interessant ist. natürlich war Wolfram bestrebt, seinen Faust möglichst viel philosophieren zu lassen, aber alle diese betrachtungen über sein oder nichtsein klingen denen Hamlets verzweifelt ähnlich, und dass das leben ein sterben sei, wie er uns mehrfach einschärft, das wuste bereits Euripides so gut wie Novalis oder sonst ein romantiker. Wolframs Faust hat ein bischen Leibniz gelesen, ein bischen Fichte und ein bischen Hegel, vor allem aber Schellings System des transcendentalen idealismus, das mir indessen in so mangelhaften versen weit weniger schmackhaft scheint, als in der poetischen prosa des originals. sein Faust kennt aber auch EPoeppigs Reise in Chile (Leipzig 1836), aus der er uns ein ganzes stück ziemlich wörtlich vordeclamiert.

Diese und andere quellennachweise hat der herausgeber aufzuspüren gewust. er gibt auf etwa hundert seiten 'materialbruchstücke eines commentars' zu Wolframs Faust. manches überflüssige ist darunter, manche anspielung bleibt dunkel, im ganzen aber sind diese erläuterungen schätzbar und mit anerkennenswertem fleifs zusammengetragen.

Fleifsig zusammengetragenes material: das gilt für die erschreckend umfangreiche einleitung überhaupt. dass N. uns mit dem leben und schaffen Wolframs, eines innerlich und äufserlich verlumpten gesellen mit mäfsiger dichterischer begabung, vertraut machen wollte, war ganz verständig. dass er aber dazu einen apparat aufgewendet hat, als handle es sich um einen zweiten Goethe, zeugt von einem empfindlichen mangel an litterarhistorischer schulung, die, mein ich, durch noch so viele anfragen an bibliotheken, pfarrämter und — hier besonders beliebt — polizeiverwaltungen nicht ersetzt werden kann. ich bin gewis der letzte, der wissenschaftlich gearbeitete biographieen 'kleiner leute' mit erhabener gebärde von sich weist. aber — est modus in rebus! was einem Schiller oder Kleist recht ist, ist einem Wolfram noch nicht billig. auf die vorlegung des gesamten materials verzichten wir; alles kommt auf die verarbeitung an.

Hierbei nun ist N. kläglich gescheitert. er ist, kurz gesagt, im bibliographischen stecken geblieben. er überschüttet uns mit einem wahren hagel von daten und citaten. er erspart uns nicht die kleinste notiz, die er aus seiner vielseitigen, freilich offenbar hastig betriebenen lectüre gewonnen hat. aber er macht gar keinen versuch, Wolframs Faust seinen unmittelbaren vorgängern (Braun von Braunthal, Lenau ua.) anzugliedern. er verzichtet auch darauf, ihn in die entwicklung des deutschen dramas der dreifsiger jahre einzureihen. und doch wäre dies zum verständnis durchaus notwendig gewesen. es hätte an die specifisch romantische dramatik angeknüpft werden müssen, die bewust den forderungen der realen bühne hohn spricht. es hätte gezeigt werden müssen, wie das buchdrama immer mehr an boden gewinnt und zum gefäfs der dumpfen oder verzweifelten stimmung gemacht wird, die sich seit 1830 in steigendem mafse der gemüter bemächtigt: die ausgezeichneten bemerkungen Hegels über die papierne dramatik seiner zeit, über das verhältnis des dramatischen kunstwerks zum publicum, über das lesen und vorlesen dramatischer werke (Vorlesungen über ästhetik hrg. v. Hotho, 3 bd, Berlin 1838, s. 501 ff) hätten dabei zur richtschnur dienen können. es hätte endlich der einfluss der ausländischen dramatik auf inhalt und form des Wolframschen 'Faust' untersucht werden müssen, insbesondere Byrons, der auf Wolfram sehr viel nachhaltiger gewürkt hat, als N.s nichtssagender hinweis (s. 319) erkennen lässt.

Aber selbst das bibliographische hat N. trotz seinen unverkennbaren bemühungen nicht bewältigt. dass er, um nur ein

beispiel anzuführen, von EOrtlepp spricht (s. 86f uö.), ohne Jlges anspruchslose, doch aufschlussreiche biographie (München 1901) zu kennen, verschlägt nicht viel. erheblicher scheint mir schon, dass ihm Rosenkranzens aufsätze Zur litteratur der Faustdichtung (Zur geschichte der deutschen litteratur. Königsberg 1836. s. 95 bis 161) entgangen sind, die Wolfram ganz gewis gelesen hat. dass Rosenkranz (aao. s. 149) in Braun von Braunthals Faust allen 'metaphysischen, hamletischen nachklang' vermisst, mag für Wolfram ein wink gewesen sein, in seinem Faust grade diese saite besonders stark tönen zu lassen. am bedauerlichsten aber ist, dass N. Wolframs eigene schriftstellerische tätigkeit auch in bibliographischer hinsicht nur unzureichend ermittelt und verzeichnet hat. nicht einmal den 'Freimühigen' hat er genau durchgesehen : er hätte sonst finden müssen, dass Wolfram in den jahren 1830 und 1831 ein sehr eifriger mitarbeiter dieses blattes gewesen ist und es mit einer fülle von gedichten, ein paar prosanovellen und einer nicht eben wolwollenden charakteristik Platens beglückt hat.

N. erklärt mehrfach, er werde uns auch die übrigen hauptwerke Wolframs in neudrucken vorlegen. wir haben nicht das recht, ihn daran zu hindern. aber wir haben die pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass eine so unmethodisch gearbeitete und in so cyklopischer form dargebotene einleitung wie diese nicht geeignet ist, für seinen helden auch nur das geringste interesse zu wecken.

Berlin, im februar 1907. HERMANN MICHEL.

Wilhelm Waiblinger. sein leben und seine werke. von K. FREY. Aarau, Sauerländer, 1904. x und 291 und 152 ss. — 6 m.

Es ist eine seltene freude für den berichterstatter, wenn einmal eine dankbare aufgabe den geeigneten bearbeiter findet. hier ist dies der fall; deshalb ist ein wichtiges und interessantes buch entstanden. wichtig, weil Waiblinger, obwol eigentlicher gröfse entbehrend, doch ein bedeutsamer typus ist; interessant, weil es mit lebhaftem mut und entschiedenem schriftstellerischen geschick geschrieben ist.

Frey hat sich der quellen zu Waiblingers leben so vollständig bemächtigt, dass kaum noch lücken in der biographie bleiben. hat doch der dichter von früh auf interesse erregt und insbesondere war er ja von kind an sich selbst eine interessante persönlichkeit. das tagebuch (s. 51. 56. 65. 105. 111. 123 usw.) steht so recht im mittelpunct von W.s litterarischer tätigkeit, und schon das ist bezeichnend : vielleicht war der letzte freund des kranken Hölderlin und der erste dichterfreund des jungen Mörike der erste schriftsteller in Deutschland, bei dem die selbstbeobachtung und selbststilisierung solchen umfang gewinnt (vgl. bes.

s. 71). ergebnisreich müste unter diesem gesichtspunct eine parallele mit dem auch sonst ihm vielfach vergleichbaren Ernst Schulze sein.

Solche zusammenstellungen sind fast das einzige, was der fleifsige und sorgsame biograph nachfolgern übrig gelassen hat. so wäre der einfluss auf den zweiten poeten von Olevano, JVScheffel, zu streifen ('Trinkeswein a la tedesca' s. 175). — das tagebuch wie andre quellen hat F. mit ruhiger kritik bearbeitet und manche legende, auch misverständnisse (wie eins in Maynes Mörike anm. 31) berichtigt. bei aller anteilnahme hält er sich von pathetischer apologetik fern; erörtert (s. 155) ruhig die frage, ob W. ein genie heifsen dürfe, und weifs (s. 204) gesunde merkmale herauszugreifen. doch stört die kritik nicht bei der erzählung dieses romanhaften lebens mit seinen typischen zügen: der jugendlichen Schillernachahmung (s. 30), dem künstlerkatholicismus (s. 35. 58), der erweckung durchs leben (s. 40), den zahllosen liebesverhältnissen, den selbst von den freunden (s. 65 f) durchschauten posen, dem pfaffenhass einer spätern entwicklungsstufe (s. 82), dem künstlichen dichterapparat (s. 99) und dem entscheidenden liebesdrama (s. 115 f), dem dann der romantische, fast opernhafte lebensschluss in Italien nachklingt.

W. ist keineswegs blofs ein epigone. seine würklich 'südliche natur' (s. 119) gibt ihm, wie etwa Heinrich Leuthold, etwas durchaus originelles. originell ist auch in diesem Italienschwärmer die kühle satire, die zuweilen ('Drei tage' s. 147 f, 'Aura, der vampyr' s. 151 f) mehr an Goethe erinnert, als an die romantiker. zwei dichter sind ihm darin ähnlich; aber zu Heine (s. 150) hatte er kein verhältnis, von Byron (s. 145) machte er sich frei. (wie darf man übrigens dem philhellenischen lord das philanthropische interesse abstreiten? s. 145). doch parodiert er (anm. 71) auch Goethe, der ihm nie viel bedeutete (s. 49). mit seinen heimatlichen genossen kommt er schlecht aus: GSchwab als erzieher (s. 67, anm. 28, vgl. 46. 53. 66) versteht ihn doch nicht ganz; Mörike (s. 64. 79. 123), von dem er, überhaupt im litterarischen portrait (s. 19) früh geübt, ein treffliches charakterbild (s. 79) entwirft, gibt ihn auf; Pfizer (s. 64. 68) bleibt ihm innerlich fremd; Uhland (s. 26) bewundert er, ohne von ihm zu lernen. was aber hätte Hölderlin (s. 81. 98. 109. 232 anm. 42) diesem nachahmer des Hyperion ('Phaeton' s. 133 f) sein können, hätte ihn nicht das grausamste geschick zerstört!

Dem dichter wird F. nicht ganz so wie dem menschen gerecht; Walzel muste in einer lehrreichen besprechung (DLZ. 1904 S. 2275) mit grund beanstanden, dass der biograph hier gar zu wenig sympathieen verrät. doch sind die analysen seiner werke ('Liebe und hass' s. 54 f; 'Phaeton' s. 133; 'Anna Bolyn' s. 146; Epigramme s. 185; Lyrik s. 139 f. 243 f) klar, und auch an allgemeineren beobachtungen (der weibliche busen bei W.

s. 141; bilder s. 144; verhältnis zu Goethes Römischen elegieen s. 230 ua.) nicht arm; nur für die metrik hätte mehr geschehen können.

Eine geschickte auswahl der nicht allgemein zugänglichen werke in proben (in besondrer paginierung) gibt gewissermafsen urkundliche belege. die anmerkungen bringen charakteristische tagebuchstellen und briefe auch der freunde (sollten die beiden schauspieler s. 80 nicht an Mörikes Larkens anteil haben?). mit Grisebach und Frey dürfte die 'Waiblinger-philologie' ihren erwünschten gipfel erreicht haben.

Berlin 14. 5. 05. RICHARD M. MEYER.

LITTERATURNOTIZEN.

A sketch of the linguistic conditions of Chicago by CARL DARLING BUCK. Chicago, The University of Chicago press, 1903. 20 p. 4° [The University of Chicago. The decennial publications, vol. VI p. 97—114]. — die vorliegende abhandlung ist im wesentlichen eine sorgfältige zusammenstellung aller in Chicago festzustellenden sprachen mit möglichst genauer bestimmung der numerischen stärke einer jeden und andern, besonders den gottesdienst und die presse betreffenden linguistischen angaben. was das problem der sprachenmischung aus der betrachtung der Chicagoer verhältnisse gewinnen kann, wird nur kurz, gewissermafsen einleitend angedeutet, und wol deshalb so kurz, weil der verlauf ein so einfacher ist : ein stetiges aufgehn aller eingeführten idiome in dem wesentlich unverändert bleibenden englischen, das nur durch immer wider erneute zufuhr fremder sprachen an der alleinherschaft gehindert wird. die lehrreiche zusammenstellung lässt nur in einer beziehung die sie im grofsen und ganzen auszeichnende klarheit und verhältnismäfsige vollständigkeit vermissen. man erfährt nicht, wieviele der als vertreter jeder sprache angeführten diese ständig oder doch überwiegend gebrauchen, wieviele sie vielleicht nur noch sprechen können. für das türkische beispielsweise scheint nur letzteres zu gelten, da dieses nach des vf.s angabe nur durch Armenier vertreten wird, die das türkische neben ihrer muttersprache reden, dh. aber doch wol, reden können. und sollte es sich mit dem manx, dem bretonischen und einigen andern sprachen nicht ähnlich verhalten? der vf. legt besondres gewicht darauf, dass von den zahlreichen sprachen, die in amerikanischen grofsstädten wie Chicago und New York gesprochen werden, so viele durch grofse massen vertreten sind, dass sich beispielsweise in Chicago unter den 40 von ihm angeführten idiomen 15 befinden, von denen jedes von 10000 oder mehr personen gesprochen wird. deshalb verdiene eine stadt wie Chicago bei aller berücksichtigung der ansprüche orientalischer städte wie Constantinopel und Cairo den titel eines 'unparalled

Babel of foreign tongues', den er übrigens trotz der exclusivität des wortes 'unparalled' auch New-York zuerkennt und allem anschein nach auch noch für andre städte der neuen welt reserviert. das eigentlich babylonische, das gewirre würde nun aber den grofsen zahlen zum trotz stark beeinträchtigt werden, wenn etwa alle oder wenigstens die meisten vertreter fremder sprachen im strafsenverkehr das ihnen auch vertraute englisch bevorzugten. wenn es so wäre — was ich, mit Chicagos verhältnissen nicht bekannt, nur in form einer frage hier berühren kann —, dann würde zb. der bazar von Tiflis, um eine mir genau bekannte stadt zu nennen, trotz den kleineren verhältnissen oder vielleicht gerade wegen derselben, babylonischer erscheinen und sein.

F. N. Finck.

Prefixal *S* in germanic together with the etymologies of *fratze, schraube, guter dinge* by Lee Milton Hollander. a dissertation submitted to the board of university studies of the Johns Hopkins university in conformity with the requirements for the degree of doctor of philosophy. 1905. J. H. Furst company, Baltimore. 34 s. — im ersten teil der schrift stellt der verf. den satz auf, dass ein teil der germanischen anlautenden *sl* entstanden sei aus *sr* und *shr*, die ihrerseits ihren ursprung der präfigierung von *s* vor mit *r* bez. *hr* (aus idg. *kr*) anlautenden wörtern verdanken. einige etymologien dienen zur stütze dieser behauptung : so wird zb. *sleht* mit *reht*, anderseits ags. *slītan* usw. mit got. *dis-skreitan*, ahd. *krizzôn* zusammengestellt (*kr* in diesen wörtern erklärt sich dadurch, dass *s* vor der lautverschiebung antrat und — in *krizzôn* — erst nach der lautverschiebung abfiel). in einem anhang werden ein paar andere etymologieen vorgebracht, in denen präfigiertes *s* eine rolle spielt. *leid* wird mit *sleiþs*, *maiþms* mit *gasmiþon*, *pfuhl* mit *spülen*, *spuola* mit got. *ufbauljan*, ahd. *bûlla* zusammengebracht, *dringen* in der bedeutung 'weben' wird von *dringen*, 'drängen' getrennt und zu *strang* gestellt. unbekannt ist dem vf., dass schon vGrienberger WSB. 142, VIII, 193 *leid* und **slīþa*- zusammengestellt hat.

Der zweite teil der arbeit behandelt die auf dem titel genannten drei wörter. H. lehnt die herleitung von *fratze* vom italienischen *frasca* ab und hält Dietrichs zusammenstellung mit ags. *frætwe* für möglich. das dem hd. *tz* vorausliegende *tt* könne durch *w*-gemination entstanden sein. beim niederschreiben dieser bemerkung hat wol H. Kluges etymologie von *frætwe* noch nicht gekannt; es ist doch nicht selbstverständlich, dass ein *w*, das erst durch synkope eines mittelvocals hinter einen consonanten geraten ist, ebenso auf ihn würkt, wie ein *w* als zweiter teil einer ursprünglichen consonantenverbindung. erst später scheint H. Kluges gleichung *frætwe* = **frátēwōs* erfahren zu haben und fügte nun einen artikel 'Ultimate etymology' hinzu. mit dem beweis für die behauptung, dass im vorahd. die synkopierten

formen **gatwa* **fratwa* bestanden haben, nimmt es H. sehr leicht: 'nor is there anything to disprove the possibility of pre-old high german **fratwa* per se'. was ist nicht alles möglich! aber die schwierigkeit der annahme einer vorahd. synkope von ē ist H. nicht zum bewustsein gekommen. meint er doch, dass altn. *gǫtvar* 'early germanic existence of syncope' beweise, und dass got. *fratwjan* aus **frā-tawjan* entstanden sein könne.

Der artikel 'Schraube' bekämpft Baists herleitung des wortes aus lat. *scropha*. es gehöre vielmehr zu einer wurzel *skerp* 'to cut, carve, scratch' (vgl. zb. ahd. *screvôn*) und habe ursprünglich bedeutet 'a piece of metal or wood cut in grooves, as a screw'.

Ansprechend ist der letzte artikel über *guter dinge*. *dinge* wird mhd. *gedinge* 'hoffnung' gleichgesetzt. aber seltsam ist, wie H. sich die entwicklung denkt. *guot gedinge* sei nicht mehr verstanden, das substantiv als gen. pl. von *ding* aufgefasst, *gut* demgemäfs in *guter* umgebildet und das präfix *ge* ausgelassen worden. dann sei *guter dinge* als prädicativer genitivus qualitatis aufgefasst und construiert worden. da ligt es doch näher, in *dinge* den gen. sing. eines femininums *dinge* zu erblicken; *dinge* = *gedinge* ist ja einmal belegt.

Wien, november 1906. M. H. Jellinek.

Studien zur sprachlichen würdigung Christian Wolffs. ein beitrag zur geschichte der neuhochdeutschen sprache von Paul Piur. Halle, Niemeyer, 1903. 111 ss. 8°. — es ist beinahe ein halbes jahrhundert verflossen, seit Rudolf von Raumer in seiner anzeige des Grimmschen wörterbuchs mit grösstem nachdruck auf die bedeutung Wolffs für die bildung des deutschen wortschatzes hingewiesen hat. wir freuen uns, dass jetzt endlich die sprache des philosophen gegenstand einer philologischen untersuchung geworden ist.

P. bespricht die von Wolff gebrauchten abstracta, er weist einerseits seine vorgänger nach, anderseits erörtert er seinen einfluss auf die ausbildung der wissenschaftlichen deutschen sprache. als gesamtresultat ergibt sich ihm, dass Wolff nicht eigentlich sprachschöpferisch gewesen ist, dass die meisten ausdrücke schon vor ihm zu belegen sind, dass seine bedeutung vielmehr darin besteht, dass er aus dem oft überreichen material eine auswahl trifft, den begriffswert der wörter fest bestimmt und durch das ansehen und die verbreitung seiner schriften seinen wortschatz der allgemeinen litteratursprache einverleibt. namentlich das capitel, das diesen letzten punct erörtert, ist höchst interessant; man sieht, wie recht Raumer hatte, als er sagte, dass Wolffs einfluss auf die sprache bis auf den heutigen tag in einem umfang fortwürke, den die meisten kaum ahnen. P. hat ein sehr grofses material fleifsig durchgearbeitet und einen wertvollen beitrag zur geschichte des deutschen wortschatzes geliefert.

Freilich ist es ein mangel, dass er die auslesende tätigkeit Wolffs nicht zusammenfassend charakterisiert. man muss sich die einzelnen stellen, wo er darüber spricht, zusammensuchen und erhält auch dann kein scharf umrissenes bild. wir erfahren s. 48, dass Wolff das verdienst hat, die philosophische deutsche sprache wider in fühlung mit der volkssprache gebracht zu haben, und dass seine deutschen termini zum grösten teil deutsch gedacht sind, s. 63, dass er eine reihe von kunstwörtern nicht übernimmt, weil sie zu wörtliche übersetzungen der lateinischen oder zu schwerfällig schienen und mit dem allgemeinen sprachgebrauch wenig fühlung hatten, s. 81, dass die correct deutsch gedachte bildung gewisser wörter ihm garantie für ihr durchdringen gab, s. 96f, dass philosophischer terminus und allgemein sprachliche bedeutung sich bei ihm nicht schroff gegenüber stehn, sondern 'in enger wechselbeziehung' verwendet werden. das klingt etwas verschwommen. erst s. 107 wird ein wenig ins detail eingegangen, indem darauf hingewiesen wird, dass Wolff die ableitungen auf *-ung* einschränkte und durch andere bildungen ersetzte. wenn P. es einmal (s. 81, fufsnote 2) mit dem 'sprachlichen programm' seiner arbeit entschuldigt, dass er nicht darauf eingeht, weshalb Wolff *absicht* statt *zweck* sagt, wenn er überhaupt (s. 32) scheidet zwischen sprachlicher betrachtung und dem, was er nicht glücklich sprachphilosophische betrachtung nennt, so muss ich dem gegenüber betonen, dass sich bei lexikalischen arbeiten form und bedeutung der wörter nicht trennen lassen, und dass derjenige, der die philosophische terminologie eines autors untersucht, eben auf seine philosophie eingehen muss.

Dem verfasser wäre anzuraten, nach strafferer darstellung und besserem stil zu streben. die einleitenden bemerkungen sind recht weitschweifig. P. hat eine gewisse neigung, programme aufzustellen, auch fällt er mitunter urteile ohne competenz [1]. aber es wäre unbillig, diese dinge einer erstlingsschrift allzu sehr zu verübeln, die wie gesagt unsere kenntnis von der ausbildung des nhd. in erwünschter weise bereichert.

Wien, november 1906. M. H. Jellinek.

Sivert N. Hagen (of the university of Iowa) Muspilli (s. a. aus Modern Philology, January 1904) S. 1—12. — der vf. vermutet als grundbedeutung von altsächsisch *mudspelli* 'weltuntergang' den sinn von 'oraculum'; dies sei nach Seneca s. v. a. 'voluntas divina hominis ore e n u n c i a t a'. er geht allerdings mit recht von der form aus, die vor *s* noch einen dental zeigt: aber wenn er

[1] das stärkste ist die bemerkung über Leibnizens versuche einer realcharakteristik: (s. 3) 'heutzutage haben wir nur ein lächeln über solche ohnmächtige selbstmarterung des geistes übrig'. ich bezweifle, dass es würklich solche 'wir' gibt, die über Leibniz lächeln; das eine geht jedesfalls aus dem zusammenhang hervor, in dem Piurs äufserung steht, dass er nicht weifs, worüber er lächelt. sollte er es zu erfahren wünschen, so würde ich ihm das schöne buch von Couturat La logique de Leibniz empfehlen.

diesen als *d* auffasst, vor welchem im altsächsischen noch ein *n* geschwunden sei, so übersieht er, dass nur *d* und noch häufiger *t* überliefert ist. dass überdies das mythologische wort der sächsischen heiden von einem bairischen christen für den weltuntergang entlehnt worden sei, ist so unwahrscheinlich wie möglich. wie käme dieser christ auch dazu, den weltuntergang durch feuer so glutvoll zu schildern, wenn würklich, wie der vf. Olrik nachschreibt, alts. '*mutspelli* is never directly connected with the fire'? dann müste natürlich auch die Edda ihre *Múspels synir* ganz unabhängig von der deutschen tradition zu feuerdämonen gemacht haben. das argumentum ex silentio ist hier sehr stark gemisbraucht worden. E. Martin.

Zur entstehungsgeschichte und verfasserfrage der Virginal. von Ernst Schmidt. [Prager Deutsche studien. hrg. von CvKraus und ASauer. I heft.] Prag, CBellmann, 1906. 63 ss. — für Virginal, wovon Zupitza in Müllenhoffs Heldenbuch v unter den werken Albrechts von Kemenaten eine ausgabe hergestellt hat, ist die urheberschaft verschiedener dichter von Wilmanns Zs. 15, 294 ff nachgewiesen worden. Lunzer hat ebda 43, 193 und im programm des Franz-Josef-gymnasiums in Wien 1901 die untersuchung fortgesetzt und besonders das verhältnis zu Dietrichs erster ausfahrt und zum auszug im Dresdener Heldenbuch sowie die abhängigkeit vom Laurin klar gestellt. jetzt zeigt Schmidt, dass drei teile zu unterscheiden sind, von denen A bis 246 reicht, B bis 769, B_2 bis zum schlusse, sowie dass mehrere, teilweise bereits von Wilmanns erkannte interpolationen in A von dem dichter B_2 herrühren. Schmidt untersucht auf das genaueste die reimverhältnisse, den gebrauch gewisser formelhafter ausdrücke und andres formale; er nimmt kurz auf die bereits von den vorgängern untersuchten sachlichen verschiedenheiten bezug. diese ergebnisse scheinen gesichert zu sein. A ist alemannisch. hierfür lässt sich auch die conjunction *ob* (besser *ôb* oder *eb*) = *ê* anführen, die Zupitza allerdings 235, 4 durch *end* ersetzt hat, wie er auch Ecke 169, 5 anstatt *e d end* lesen will, wo doch *ê daz* (geschrieben *e dc*?) näher ligt. über *eb* s. Wb. d. els. mdaa. I 6, wo auch auf das Schweiz. id. x 53 und Schmid Schwäb. wb. 153 verwiesen ist; in den elsässischen Parzivalhss. mno erscheint oft *êb* = *ê*; in andern quellen *ê ob*. vgl. auch Meisinger Wb. der Rappenauer mda. unter *ep*. so kommt auch *schranne* = *schrunde* 'bergspalt' 139, 8 nur in alemannischen quellen: Reinfrid, Magdalenenlegende vor. B_1 und B_2 sind mitteldeutsch, vielleicht pfälzisch: darauf deutet die anführung des *Dunresberc* 834, 11. Zupitza hat übrigens auch 29, 10 mit unrecht *nie* in *nu* verändert. zur untersuchung reizen ferner die seltsamen namen *Arone*, *Ibelin*, *Jeraspunt* usw. aber wenn *Portalaphe* an *Partolapi* in der nordischen sage erinnert, so ist letzteres = *Partonopier*, womit doch nichts gewonnen wird. E. Martin.

Bewustes und unbewustes im dichterischen schaffen. von Otto Behaghel. Leipzig, GFreytag, 1907. 48 ss. 1,20 m. — für die poetische embryologie ist die sammlung, sichtung und vergleichung der dichterzeugnisse unzweifelhaft der hoffnungsvollste weg, wenn auch nicht der einzige. Behaghel bietet — nicht nur unter dem im titel genannten gesichtspunct — die reichhaltigste sammlung solcher zeugnisse directer und indirecter art, die bis jetzt zusammengetragen worden ist. eine umfangreiche belegsammlung und eine stattliche bibliographie ergänzen die arbeit, deren praktische anordnung es leicht macht, nachträge einzuordnen. — besonders wichtig sind die zusammenstellungen, die sich auf den einfluss und die analogie der musik, des traumes und anders gearteter künstlerischer production beziehen.

Die letzte anmerkung, dass GKeller in einer stelle der 'Misbrauchten liebesbriefe' sich selbst parodiert habe, ist fast die erste, der ich widersprechen möchte.

Berlin, 17 juni 07. Richard M. Meyer.

Der 'Staubbach' in Hallers Alpen und der staubbach in der weltlitteratur von Ferdinand Vetter. festgabe des historischen vereins von Bern, Bern, GGrunau 1905. s. 313—362. — im ersten teil dieser untersuchung wird umständlich, doch überzeugend dargetan, dass Hallern bei v. 351 ff. seiner 'Alpen' ursprünglich nicht der staubbach bei Lauterbrunnen, sondern die Pisse Vache bei Martigny vorgeschwebt hat. der fall der Salanfe muss im 18 jahrhundert hochberühmt gewesen sein: das erhellt nicht nur aus den vom vf. s. 354 f. angeführten worten Goethes, sondern vor allem aus der von Matthisson in den briefen an Bonstetten, bd 1 (Zürich 1795), s. 104 mitgeteilten anekdote. die zeugnisse, wonach man bereits bei lebzeiten Hallers die fraglichen verse auf den Lauterbrunner staubbach bezogen hat, lassen sich noch vermehren: ich möchte nur auf CCLHirschfelds 'Briefe die Schweiz betreffend' (neue und vermehrte auflage, Leipzig 1776), s. 191 hinweisen. belesenere als ich werden vermutlich auch den zweiten teil der untersuchung ergänzen können, der mir im verhältnis zu dem anspruchsvollen titel 'der staubbach in der weltlitteratur' etwas mager scheinen will; von fremden dichtern kommt eigentlich nur Byron zu worte, da Baggesen ja ein halber Deutscher ist.

Berlin, 2 juni 1907. Hermann Michel.

Vergleichende studien zu Hebbels Fragmenten nebst miscellaneen zu seinen werken und tagebüchern. von dr Albert Fries. [Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie, veröffentlicht von dr Emil Ebering, xxiv, germanische abteilung nr 11]. Berlin, Ebering, 1903. 58 ss. 8°. — nach dem vf. 'nicht eine abhandlung, sondern nur eine sammlung von material', in wahrheit notizen zu einer solchen sammlung, vorläufig noch recht ungeordnet. F. beschränkt sich keineswegs auf die frag-

mente — nur den Mirandola hat er genau untersucht —, bringt neben parallelstellen stilistische, exegetische, selbst textkritische bemerkungen, da und dort auch notizen zu anderen dichtern. die höchst primitive anordnung ist fortwährend durchbrochen, er bringt drei- bis vierfach nachträge, zwischen anmerkung und text besteht kein principieller unterschied. die ganze arbeit besteht aus aneinandergereihten einzelheiten, die viel wertvolles und fein beobachtetes enthalten, so die vergleichung des Moloch mit Voltaires Mahomet, die betonung von Lessings einfluss auf Hebbels stil usw. mitunter ist sonnenklares, wie die Schillernachahmung im Mirandola, mit einem ganz überflüssigen aufwand von belegstellen dargetan, an einzelnen stellen ist der vf. zu zaghaft, selten sind seine parallelen zu kühn; im ganzen klebt er — von haus aus classischer philologe — zu sehr am wort. sperr- und fettdruck würken aufdringlich, manchmal komisch. — der kreis der autoren, die Fr. für Hebbel heranzieht, ist wol zu enge; Klinger hätte mehr ausgenützt werden können, ebenso Heine und Uhland. s. 42 ist ein bezug Hebbels auf Goethes wort vom 'bettlermantel' der Schwaben misverstanden; der vf. brauchte dazu nur etwa eine commentierte ausgabe des Atta Troll zu vergleichen. einzelheiten näher zu betrachten oder ergänzungen geben zu wollen ist bei dem provisorischen charakter der ganzen arbeit überflüssig. VALENTIN POLLAK.

Von deutscher spracherziehung. von PAUL CAUER, Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1906. VIII und 272 ss. 8°. — der berühmte schulmann Cauer ist auch in diesem werke im bereich der schule verblieben, die rücksicht auf den praktischen deutschen unterricht im gymnasium — vorzugsweise in dessen oberster klasse — bleibt überall mafsgebend, soweit auch der vf. abschweift. einzelstudien für diesen zweck sind zur einheit zusammengefasst; sie enthalten für den gymnasiallehrer eine fülle höchst wertvoller winke, die hier auseinanderzusetzen nicht der platz ist. doch enthält Cauers buch auch genug allgemein interessantes; er zieht so vieles fernliegende heran — die überfülle von citaten aus allen möglichen litteraturen wird manchmal unangenehm —, geht dann wider so liebevoll auf detailfragen ein, ist so frei von kleinlichkeit, aufrichtig und doch wider mafsvoll, dass jeder, der sich mit deutscher sprache lehrend oder lernend befasst hat, an dem buche vergnügen haben wird.

Principiell wichtige fragen bespricht C. im 4 und 5 capitel, 'Sprachgeschichte und sprachrichtigkeit' und 'Stil'. ohne gerade neues zu bieten, sind diese abschnitte doch von erfreulicher selbständigkeit des urteils; zu einem so viel erörterten problem wie dem gebrauch der fremdwörter weifs C. sehr wertvolles beizubringen, er findet von da aus den übergang, um das verhältnis unbewuster sprachbildung zur nüchternen überlegung im sprachgebrauch klarzustellen. sehr hübsch sind seine ausführungen über das über-

wuchern der abstracta, der substantivischen umschreibungen von verben, über die notwendigkeit, verblassten metaphern ihre bildkraft widerzugeben uä. gegenüber Wustmannscher schulmeisterei berührt die maſsvolle zurückhaltung dieses tapferen pädagogen sehr angenehm. — auch dem capitel 'Interpunction' verleiht er tiefere bedeutung, indem er die logischen functionen der satzzeichen schwach betont.

Von allgemeinerem interesse ist noch, was C. über litteraturgeschichte und lectüre sagt. ein gegner des systematischen, litterarhistorischen unterrichts am gymnasium gibt er eine reihe hübscher beispiele, wie von der betrachtung einzelner werke aus vor- und rückgreifend litteraturgeschichtliche erkenntnisse gewonnen werden können. man kann principiell andrer meinung sein — wie der referent —, dabei aber doch anerkennen, wie kurz und treffend C. ganze reihen der entwicklung zu zeichnen versteht. für die lectüre betont er die wichtigkeit der interpretation alles dessen, was verstandesmäſsig erfasst werden kann; wider gibt er zahlreiche beispiele mitunter sehr feiner auslegung. nur selten wird man zum widerspruch geneigt sein, am meisten wol bei Schillers 'Ideal und das leben', das viel zu concret moralisierend gefasst ist.

Die übrigen partieen des buches sind nur für den lehrer der deutschen an höheren schulen bestimmt.

Wien. VALENTIN POLLAK.

Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV. ungedruckte briefe und actenstücke, herausgegeben und erläutert von LUDWIG GEIGER, Frankfurt a. M., Litterarische anstalt Rütten & Loening, 1902. XIV und 220 ss. 8°. — Geigers buch über Bettine und könig Friedrich Wilhelm IV ist von der tagespresse mit einer fülle von besprechungen bedacht worden, so dass eine verspätete anzeige an dieser stelle sich kurz fassen kann. dem spürsinn des herausgebers ist es geglückt, würklich hochwertvolles material zu entdecken und eine veröffentlichung zu ermöglichen, die nicht nur für die tiefere ergründung von Bettinens wesen von groſsem werte ist. Geiger selbst will nur bausteine zur biographie und charakteristik Bettinens zusammentragen, begnügt sich indes nicht mit einem bloſsen abdruck der papiere und mit einem erläuternden commentar, sondern sucht durch verbindenden text und durch saubere disposition das ganze einer darstellung anzunähern. gearbeitet hat er sicher mit liebe; und so lässt er denn entdeckerfreude auch einmal zur geltung kommen, während er in seinen anderen veröffentlichungen gleichen inneren anteil nicht zu verraten liebt: Bettinens brief an den könig vom 29 juli 1849, eines der schreiben, in denen sie für Kinkel um des königs gnade wirbt, veranlasst Geiger zu den worten: 'ich bin stolz darauf, dieses schreiben mitteilen zu können; es ist ein ruhmestitel Bettinens, wie es deren wenige gibt. selten erklingt ihr wort so mutig

und kühn, wie die flammende stimme des propheten, selten weifs sie so das herz zu packen, das göttliche recht der gnade zu verkünden, die wahren verehrer des königs, die ihn als den menschlichsten zu sehen wünschen, von denen zu unterscheiden, die blofs in ihm den blutrichter erblicken' (s. 169).

Der menschliche gehalt der von Geiger entdeckten papiere ist mehrfach, so insbesondere glücklich von Felix Poppenberg (Vossische Zeitung, sonntagsbeilage 1902 nr 46) ausgeschöpft worden. so seien denn hier nur einige positive daten gegeben. im königlichen hausarchiv in Charlottenburg, im geheimen staatsarchiv in Berlin und im nachlass Varnhagens auf der königlichen bibliothek in Berlin hat Geiger das material gefunden : briefe Bettinens an den könig und antworten des königs, briefe Stahrs an Bettine und an Varnhagen, einen brief George Sands an Bettine und einiges weitere. er ordnet die von 1840 bis 1852 reichenden 27 briefe Bettinens in acht capitel : die brüder Grimm und Dahlmann; das Königsbuch; Clemens Brentanos Frühlingskranz; politische tätigkeit; Polen vor der revolution; die revolution von 1848; befreiungsversuch für Kinkel; ausklang. schon diese überschriften bezeugen den historischen quellenwert der publication. dass auf Bettine als menschen auch von dieser briefsammlung reiches licht fällt, ist selbstverständlich. hat doch ein Wiener journalist sich zu der wendung veranlasst gefühlt : 'mancher von jenen, die sich immer durch das überreizte wesen und die stilistischen wirbeltänze der dame abgestofsen fühlten, wird ihr beim lesen dieser briefe an den könig, der Kinkelbriefe insbesondere, mit freude abbitte leisten' (Neue fr. pr. 1902 nr 13691). genauere kenner von Bettinens wesen werden freilich von der gestalt, in der sie sich hier zeigt, nicht in gleicher weise überrascht sein, und nur züge stärker betont finden, die sich auch an anderer stelle schon haben nachweisen lassen.

Über ihre beziehungen zu Goethe spricht Bettine einmal (s. 165f) ein beachtenswertes wort; sie werden da mit ihrem interesse für den könig zusammengehalten : 'es ist nicht ambition, ich habe von natur keine ambition — nein, gar keine! — ich habe nie nach verhältnissen getrachtet, die mir glanz gewährten, meine verhältnisse zur menschheit waren viel heimlicher, viel inniger in ihren beziehungen'. nicht weil sie Goethe als grofsen mann sich dachte, sondern weil er vor ihr verläumdet worden war und zwar von engherzig confessioneller seite, liebte sie ihn. als man weiter sich erzählte, er habe ein böses herz, er sei ganz hässlich geworden und habe ein gemeines ansehen, der adel seiner gestalt sei verloren gegangen, da habe sie zu sich selber gesprochen : es ist nicht wahr, was sie dort sagen! 'von der zeit an war er der gegenstand meiner heimlichen betrachtungen ... mein charakter entwickelte sich durch dies phänomen, einem mann so herzlich zugetan zu sein, blofs weil ihm war unrecht

getan worden in meiner gegenwart'. wol kann auch gegen dieses bekentnis Bettinens der unglaube ins feld geführt werden, den man ihr so gern entgegenbringt. trotzdem möchte ich es gegen die worte Hebbels ausspielen, die jüngst wieder einmal in einer charakteristik Bettinens angerufen worden sind: 'der briefwechsel zwischen Göthe und Bettina ist in seiner letzten würkung schauerlich, ja furchtbar. es ist das entsetzliche schauspiel, wie ein mensch den andern verschlingt und selbst abscheu, wenn nicht vor der speise, so doch vor dem speisen, hat' (Tagebücher 1836 nr 510). wenigstens wenn — wie man gedeutet hat — Bettine hier das verschlingende subject sein soll, ist das wort Hebbels mit dem citierten bekenntnis Bettinens unvereinbar.

Im anhang druckt Geiger ua. zwei kleinere ältere veröffentlichungen ab. neben dem aufsatz 'Wann ist Bettine geboren?' (Allgem. ztg., beil. 14, juni 1894) erscheint die studie 'Bettine von Arnim mitarbeiterin an einem historischen werke' (Euphorion bd 9 s. 122ff). hier möchte Geiger die behauptung Bettinens erhärten, sie habe zu JLSBartholdys buch 'Der krieg der Tyroler landleute im jahre 1809' reiches material beigesteuert, dieses material dann selbst im 'Briefwechsel mit einem kinde' verwertet. dass der 'Briefwechsel' vielmehr in der erzählung der Tyroler kämpfe von Bartholdy abhängig sei, hat jüngst Oehlke (Palaestra heft 41 s. 104ff) wahrscheinlich gemacht.

Einen weiteren brief Bettinens an den könig (vom 5 september 1847) konnte Geiger in der Voss. ztg. 1903 beil. nr 14 nachtragen. ebenda nr 21 gab er nähere erläuterungen zu dem s. 104 erwähnten 'process' Bettinens. das s. 41 berührte 'trauerspiel', das im ersten regierungsjahr könig Friedrich Wilhelms IV aufgeführt worden sei, möchte OPfülf (Stimmen von Maria-Laach) in gegensatz zu Geigers interpretation (s. 43) auf Spontinis entlassung und auf die vorgänge beziehen, durch die sie herbeigeführt worden sei.

Das in der anmerkung zu s. 53 angeführte büchlein 'Ruchlosigkeiten der schrift: Dies buch gehört dem könig' (Bern 1844) hab ich hier in der Schweiz nicht auftreiben oder auch nur bibliographisch feststellen können.

Bern, 11 august 1905. OSKAR F. WALZEL.

PERSONALNOTIZEN.

Am 30 december v. j. starb im 82 lebensjahre zu Königsberg OSKAR SCHADE, der in den 1850er und 60er jahren als mitleiter des Weimarischen Jahrbuchs und als rühriger, wenn auch oft eigenmächtiger herausgeber wol verdient, uns späten hauptsächlich durch die 2 ausgabe s. Altdeutschen wörterbuches zu dauerndem danke verpflichtet hat.

Mit Theodor Aufrecht in Bonn ist am 3 april der 85jährige senior der indogermanischen sprachwissenschaft geschieden. näher als er stand der germanischen philologie Ferdinand Justi in Marburg († 17 febr. d. j.), der sie in früheren jahren auch als docent mit reichem wissen vertreten hat.

Der tod Ludwig Traubes († 19 mai, 46jährig) bedeutet für die mittelalterliche philologie, ja für die philologie überhaupt, einen kaum ersetzlichen verlust. von der intimen betrachtung der handschriften aufsteigend hat er uns die tiefsten einblicke in die geschichte der überlieferung erschlossen und die geistige cultur des mittelalters vielfach in neue beleuchtung gerückt, mit jeder weitern arbeit auch die methode verfeinernd und bereichernd.

Am 8 juli entschlief zu Christiania 74jährig Sophus Bugge, das verehrte haupt der nordischen philologie, die er einst durch seine grundlegende Edda- und inschriftenkritik ebenso erfolgreich gefestigt hat, wie seitdem die geniale kühnheit und überkühnheit seiner mythologischen und sprachwissenschaftlichen studien keimkräftige anregungen ausgestreut hat.

Am 5 juli † zu Heidelberg im 84 lebensjahre Kuno Fischer, der redemächtige historiker der philosophie, der unsern classikern fruchtbare arbeit gewidmet und zumal in seinen Faust- und Tassostudien auch bedeutende philologische probleme gestellt hat. — am 12 juli † in Berlin Felix Bobertag, dessen arbeitsgebiet vorzugsweise die litteratur des 16 und 17 jh.s gewesen ist. —

Der ao. professor dr Rudolf Much wurde zum ord. professor für germanische sprachgeschichte und altertumskunde an der universität Wien ernannt; dr Felix Solmsen, ao. professor der vgl. sprachwissenschaft an der univ. Bonn, wurde zum ordinarius befördert; als ord. professor der indischen philologie u. vgl. sprachwissenschaft geht der bisherige Berliner extraordinarius dr Karl Geldner nach Marburg.

Der ord. professor dr Oskar F. Walzel in Bern hat die professur der litteraturgeschichte an der technischen hochschule zu Dresden übernommen.

Habilitiert haben sich: dr Reinhold Trautmann in Göttingen für indogermanische sprachwissenschaft, dr Arne Novák an der čecischen universität in Prag für deutsche litteraturgeschichte.

Die philosophische facultät zu Rostock verlieh dem oberlehrer Richard Wossidlo in Waren die würde eines dr phil. h. c. die gleiche auszeichnung hat, wie wir hier nachholen, vor zwei jahren die philosophische facultät zu Groningen dem reallehrer S. F. D. Blöte in Tilburg erwiesen.

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XXXI, 2. 3 october 1907

Die wortstellung im Beowulf von John Ries. (gedruckt mit unterstützung der kgl. gesellschaft d. wissenschaften zu Göttingen.) Halle a. S., MNiemeyer, 1907. xiv und 416 ss. 8°. — 10 m.

Es war, wie der vf. in der vorrede andeutet, ein hartes stück arbeit, dieses buch zu schreiben, es ist aber auch ein hartes stück arbeit es zu lesen. der stoff ist in ungewöhnlicher weise zerfasert, wie man schon daraus ersieht, dass die zum schlusse zusammengestellten belege auf 368 gruppen verteilt sind; die anordnung im grofsen ist dem von anderen sprachen herkommenden leser nicht sogleich einleuchtend; ein index ist nicht vorhanden, was derjenige schmerzlich empfindet, der sich im zusammenhange darüber unterrichten möchte, was der vf. über enklise, auftact usw. zu sagen hat; die paragraphen sind oben auf den seiten nicht angegeben, was bei den häufigen verweisungen von einem paragraphen auf den andern sehr unbequem ist; endlich will ich nicht verschweigen, dass (was vielleicht teilweise an mir ligt) mir die ausdrucksweise des vf.s oft schwerverständlich erschienen ist. unter diesen umständen glaub ich mich nützlich zu machen, wenn ich versuche, die allgemein interessanten ergebnisse der mit unendlichem fleifse durchgeführten arbeit kurz zusammenzufassen, und sie durch historisierende betrachtung in den indogermanischen rahmen einzufügen.

Eh der vf. zur sache kommen kann, hat er zwei steine aus dem wege zu schaffen, nämlich die Braunesche und die Erdmannsche hypothese. Braune hat in den Forschungen zur deutschen philologie (Festgabe für Hildebrand, Leipzig 1894) über die stellung des verbums im germanischen die folgende grundansicht aufgestellt: 'ich halt es für unzweifelhaft, dass die urgermanische verbalstellung eine freie war, dh. das verbum konnte sowol in hauptsätzen als in nebensätzen ganz beliebig am anfang, in der mitte und am schlusse stehn, je nachdem es im bewustsein des sprechenden früher oder später in die erscheinung trat', womit also das vorhandensein überlieferter fester stellungstypen des verbums in abrede gestellt wird. gegen diese aufstellung wendet sich der vf. in ausführlicher polemik s. 6—31, der ich im wesentlichen zustimme. zwar gegen die logischen und methodischen erörterungen liefse sich wol einiges einwenden, ent-

scheidend aber scheinen mir die folgenden gesichtspuncte. zunächst hat die weiterschreitende forschung gezeigt, dass feste typen doch wol in gröfserem mafsstabe tatsächlich vorhanden sind, als Braune annahm, und die schrift von Ries bringt nach derselben richtung hin einen wertvollen beitrag. sodann fällt eine allgemeine erwägung, auf die Ries auch hindeutet, schwer ins gewicht. Braune setzt eine freiheit des einzelnen gegenüber der überlieferung voraus, die jetzt nicht vorhanden ist und früher auch nicht vorhanden gewesen sein dürfte. in dem gedächtnis des einzelnen sind ja, wie bekannt, nicht etwa blofs wörter und formen, sondern es sind wortbildungs-, flexions- und satzbildungs typen vorhanden, welche zu dem festesten bestande gehören. namentlich sind die wortstellungstypen, die wir jetzt in unserm sprachbewustsein haben, sozusagen unzerstörbar. ich darf mir vielleicht gestatten, zum beweise eine beobachtung mitzuteilen, die ich in einem vortrage über amnestische aphasie in der Jenaischen Gesellschaft für medicin und naturwissenschaft (6 sitzung vom 7 mai, jahrgang 1886) vorgetragen habe. es heifst dort s. 7 : 'ich habe nicht gefunden, dass bei kranken der wortstellungstypus zerstört würde, derartig, dass sie die worte beliebig durcheinander schüttelten. einen positiven beweis, dass die wortstellungstypen noch vorhanden sind, liefert selbst im vorgeschrittenen stadium diejenige ausdrucksweise, welche man die skizzierende nennen könnte. ein kranker sagt zb. : 'eine auge immer tränen', er will damit sagen : 'das eine auge ist immer voll tränen'. es sind nur noch so zu sagen die am meisten hervorragenden redegipfel sichtbar, aber sie stehn an der richtigen stelle.'

Die Erdmannsche theorie spricht dem subject die ihm gewöhnlich zugestandene sonderstellung ab ('die verschiedenen nominalen bestandteile desselben satzes haben eine fest bestimmte rangordnung unter sich im deutschen nie gehabt; oft drängt sich der subjectsnominativ hervor, aber keinem andern ist es verwehrt, dasselbe zu tun' Erdmann bei Ries s. 34). hiergegen richtet Ries s. 40 ff das schwere geschütz der statistik, und weist nach, dass das nominale subject (das aus besondern gründen von dem pronominalen gesondert ist) im satzanfang im verhältnis fast 8 mal häufiger erscheint, als die übrigen nominalen satzglieder. da nun auch in den andern germanischen sprachen, so viel ich sehe, der subjectsnominativ gewöhnlich vorangestellt wird, und da im sanskrit und sonst dasselbe der fall ist, so wüste ich nicht, was man für die Erdmannsche annahme sagen könnte. es gibt eben eine habituelle wortfolge, bei welcher das subject den satz eröffnet, und eine occasionelle, bei welcher sich auch andre nominalformen hervordrängen können.

Zu den vorbereitenden abschnitten ist im grunde auch die erörterung über einen etwaigen einfluss des metrums auf die wortstellung zu rechnen, welche Ries s. 68 ff anstellt.

als ergebnis seiner nicht weiter ins detail gehnden betrachtung kann man ansehen, 'es sei nicht anzunehmen, dass die wortfolge im ganzen, in ihren grundzügen und hauptgesetzen vom einfluss des metrums in beträchtlichem maſse berührt und verändert sein könne' (s. 70). Ries stellt sich damit auf den boden der untersuchungen von Rieger (Zs. f. d. ph. 7, 1 ff), von deren resultaten ich einige in der fassung, die ihnen Sievers Altgerm. metrik s. 23 gegeben hat, zur orientierung des lesers mitteile. der wichtigste satz lautet: 'steht eine einzelne nominalform unter andern wortarten allein in einer halbzeile, so hat sie in der regel an der allitteration teil'. daraus folgt, dass das nomen hervorragender betont ist, als die übrigen wortarten, namentlich auch als das verbum finitum. der zweite satz lautet: 'von zwei nominibus einer halbzeile allitteriert jedesfalls das erste'. daraus folgt, dass die weiter nach vorn liegende satzstelle hervorragender betont ist. dass nun diese art der satzbetonung die der natürlichen rede war, ist darum wahrscheinlich, weil man keinen grund einsehen kann, weshalb gerade sie durch die forderungen des metrums sollte hervorgerufen sein. die wahrscheinlichkeit wird aber, was Rieger damals nicht wuste, zu der in solchen fällen erreichbaren höhe dadurch erhoben, dass das sanskrit denselben betonungstypus zeigt, der zugleich als indogermanisch zu gelten hat. denn im hauptsatz des sanskrit ist das nomen betont, das verbum aber hat keinen accent, und zugleich folgt aus dem occasionellen grundgesetz ('jedes dem sinne nach hervorzuhebende wort rückt im satze weiter nach vorn'), dass der satz absteigend verlief. wie weit nun etwa der dichter durch das metrum veranlasst werden konnte, von diesem typus abzuweichen, lässt sich an einem beispiel zeigen. ich wähle den fall der occasionellen vorschiebung des verbums an die spitze des aussagesatzes, und bediene mich dabei der stellensammlung bei Ries. von solchen verben trägt in der ersten halbzeile allein die allitteration *geworhton* 3156, *grētte* 652, *gecyste* 1870, *oferhogode* 2345, *oferēodon* 1408, *ymbēode* 620, auch *gefēng* 1537, wenn nicht mit Rieger *feaxe* statt *eaxle* zu lesen ist. mitbeteiligt an der allitteration der ersten halbzeile sind *byreð* 449, *bær* 896. 1506, *beorhtode* 1161, *bugon* 1013, *burston* 818, *egsode* 6, *ēode* 358, *eteð* 449, *ne-gefrægn* 1027, *ne-gefeah* 109, *geald* 2991, *ongeat* 1518, *hēold* 2430, *heht* 1807. 1114, *hylde* 688, *hyrte* 2593, *hȳrde* 2172, *ne-hēdde* 2697, *līxte* 311. 1570, *losað* 2062, *ne-gemealt* 2628, *gemunde* 758, *mynte* 712. 762, *reste* 1799, *ārās* 399. 2538, *secge* 590, *secgað* 411, *geseah* 2756, *setton* 325, *oferswam* 2367, *geswāc* 2681, *wearp* 1531, *oferwearp* 1543, *wēne* 338. 442, *wēnde* 2329, *wand* 1119, *gewāt* 217. 234 *gewiton* 1125, *wunað* 1735, *forwrāt* 2705, *ne-gewēox* 1711, wol auch *wolde* 664, obgleich man allenfalls auch annehmen könnte, dass es in der senkung steht und die allitteration zufällig ist. nicht in allitteration, aber

[illegible] die [illegible] 1223. 1555. **dyde** 2809, [illegible] 1253. [illegible] 1211. **gang** 1316. **ongunnon** 3143. [illegible] als [illegible] . **hets** 3110. 2337. [illegible] 1537. [illegible] 2550. 2577. [illegible] 3141. [illegible] 745. [illegible] 1212. [illegible] 2417. **geslōh** 459 von Heinzel [illegible] . [illegible] nicht als hilfsverbum [illegible] 1154. [illegible] 1963. 2401. 2345. [illegible] 344. **wolde** 2305. [illegible] 3079. **hæfde** 205. 1550, [illegible] 1455. 2432. [illegible] kommen vollverba sehr selten vor. [illegible] **ne-hȳrde** 38; ferner findet sich 1210 *gehwearf* [illegible] *in Francna fæþm* [illegible] *cyninges*. aber es wäre wol nicht ausgeschlossen, *Francna fæþm* als eine art von compositum zu betrachten und ihm nur einen hauptton zu geben, wodurch dann *gehwearf* in die hebung käme. dasselbe wäre möglich in bezug auf *eorla* [illegible] 1235 und 2190, wodurch *het* als hebung gefasst werden könnte. [illegible] wäre ja auch möglich, 'lassen' zu den hilfsverben zu stellen. dazu kommt noch zweimaliges *þā* [illegible] unten s. 78. [illegible] an hilfsverben kommen vor **nolde** 791 [illegible] als compositum gilt, **wolde** [illegible] 2259. **mæg** 1484. *sceall* 1862. 2255. **scolde** 1443. **hæfde** [illegible] 2335. 2844. **hæfdon** 2381. **wæs** 102. 349. 549. [illegible] 1437. [illegible] — anders stellt sich der [illegible] bei der zweiten halbzeile. dort muss stets das in der ersten hebung stehende wort die alliteration tragen, es kann also [illegible] dass ein den satz eröffnendes [illegible] steht, vielmehr steht es entweder [illegible] unbetont. das erstere [illegible] 1441. *hruron* 1872. [illegible] 1265, [illegible] häufig. sehr häufig dagegen ist das [illegible] erscheinen an dieser stelle [illegible] verben *dyde* 457, [illegible] 1914. [illegible] 455. *ne-hȳrde* 1842. *gehȳrde* [illegible] 2014. 336. *þūhte* 2461. [illegible] *ne-wearð* 1709 ist hierher zu rechnen. [illegible] 2524. *wolde* 1805. *nolde* 2518. *ne-mæg* [illegible] 1130. *ne-sceal* 271, [illegible] 2442. *ne-forstie* [illegible] *hæbbe* 408, [illegible] 1940. 2541. *is* 375. [illegible] 2458. 2532. dazu **wæs** *ne-wæs* [illegible] es ist einleuchtend, dass [illegible] nur unter dem zwange [illegible] sind, woraus sich ergibt,

[1] [illegible] zweifelhaft, ob man [illegible]

dass man gut tut, in den fragen der satzbetonung sich immer zunächst an die erste halbzeile zu halten, eine lehre, die Rieger schon ausgesprochen, Ries aber nicht gehörig beachtet hat. für die prosa dürfte zu schliefsen sein, dass unbetonte vollverba den satz nicht eröffnen konnten. es dürfte also damals eine satzbetonung wie die neuhochdeutsche in *ich kam gestern spät nach hause* (wobei *ich kam* in der senkung steht) noch nicht üblich gewesen sein. ich komme auf diese dinge bei dem sog. satzauftact zurück.

Nach diesen erörterungen über Braunes und Erdmanns ansichten und über den einfluss des metrums würde der leser nunmehr vorbereitet sein, die wesentlichen ergebnisse der Ries-schen arbeit in sich aufzunehmen, wenn nicht noch über eine besondere terminologie zu berichten wäre. Ries nennt die folge subject — verbum : gerade folge, verbum — subject : ungerade folge; das, was vor dem subject bei gerader oder vor dem verbum bei ungerader folge steht, nennt er spitze. was das besagen will, sei an dem alten schulbeispiel *Romulus Romam condidit* verdeutlicht. in diesem satze ligt die habituelle wortfolge aus indogermanischer zeit vor, welche occasionell in doppelter weise geändert werden kann. wollen wir ausdrücken, dass Romulus Rom nicht zerstört sondern gegründet habe, betonen wir also das *condidit*, so sagen wir *condidit Romam Romulus*, wollen wir hervorheben, dass es sich um Rom und nicht etwa um Alba longa gehandelt habe, betonen wir also *Romam*, so heifst es *Romam condidit Romulus*. Ries nun würde in *condidit Romam Romulus* ungerade folge, in *Romam condidit Romulus* spitzenstellung erblicken, er bringt also zwei erscheinungen, welche unter genau denselben bedingungen stehn, unter zwei verschiedene kategorieen. das ist, wie ich meine, theoretisch verwerflich, zugleich aber auch in praktischer beziehung von übeln folgen, weil zusammengehöriges in der darstellung getrennt wird. ich werde also im folgenden diese terminologie möglichst vermeiden und mich derjenigen bedienen, welche mir von meinen eigenen arbeiten her geläufig ist.

Ich berichte zuerst über die traditionelle stellung im unabhängigen aussagesatz. dass das subject gewohnheitsmäfsig den satz eröffnet, ist oben s. 66 bemerkt worden, jetzt handelt es sich um das verbum finitum (Ries s. 57 ff. 209 ff und passim). dieses hat entweder endstellung, zb. *beornas gearwe on stefn stigon* 'die krieger stiegen gerüstet an bord' 211; *bēorscealca sum fūs ond fæge fletræste gebēag* 'der zecher einer, dem hintritt und tode geweiht, legte sich zur ruhe in der halle' 1240; *wē þurh holdne hige hlāford þīnne sunu Healfdenes sēcean cwōmon* 'wir sind in freundlicher gesinnung deinen herrn, den sohn des H., zu besuchen gekommen' 267. oder mittelstellung, zb. *monig oft gesæt, rīce tō rūne* 'mancher setzte sich oft, der

herscher zu geheimer beratung' 171; *wīg ealle fornam Finnes þegnas, nemne fēaum ānum* 'der krieg nahm alle degen Finns hinweg, aufser einigen wenigen' 1080; *wyrd oft nereð unfǣgne eorl, þonne his ellen dēah* 'das schicksal erhält oft einen dem tode noch nicht verfallenen mann am leben, wenn seine kraft taugt' 572; *hī hyne þā ætbǣron tō brimes faroðe, swǣse gesīþas, swā hē selfa bæd* 'sie brachten ihn da zur flut des meeres, die lieben genossen, wie er selbst befohlen hatte' 28. oder das verbum schliefst sich unmittelbar an das subject an, wofür man in diesem zusammenhange den ausdruck 'contactstellung' gebrauchen könnte, zb. *sele hlīfade hēah ond horngēap* 'der saal ragte hoch und horngeschmückt' 81; *heaþorǣs fornam mihtig meredēor þurh mīne hand* 'der kampfsturm nahm das mächtige meertier durch meine hand hinweg' 557; *sē wæs moncynnes mægenes strengest on þǣm dæge þysses līfes* 'der war vom menschengeschlechte an kraft der stärkste an dem tage dieses lebens' 196. über das verhältnis der häufigkeit dieser stellungen hat Ries (s. 212) das folgende festgestellt: 'von 616 in betracht kommenden sätzen haben die alte verbstellung (di.: end- und mittelstellung) 426, die neue stellung (di. contactstellung) 190 sätze. es ist also zunächst die für die geschichte der germanischen wortstellung überaus wichtige tatsache festzustellen, dass der später regel gewordene anschluss des verbums ans subject der selbständigen sätze sich im Beowulf erst in 30,8 %, also weniger als einem drittel aller fälle findet, die alte verbstellung überwiegt noch sehr beträchtlich, sie gilt noch in 69,2%.' ich bemerke dazu, dass man selbstverständlich aus der blofsen häufigkeit eines stellungstypus nicht auf seine altertümlichkeit schliefsen darf. Ries tut das aber auch im vorliegenden falle nicht. er hält vielmehr die endstellung des verbums deshalb für altertümlich, weil die lage der überlieferung im angelsächsischen und nordischen darauf weist, dann aber und hauptsächlich, weil sich nicht einsehen lässt, warum die contactstellung, wenn sie die ursprüngliche gewesen wäre, sich zur endstellung umgestaltet haben sollte, während sich gründe dafür finden lassen, warum das umgekehrte sich zutrug. ich bin derselben ansicht und nehme also mit Ries an, dass der angelsächsische satztypus, soweit es die stellung von subject und verbum angeht, dem indogermanischen entsprach. aber auch in andrer hinsicht war das der fall. Wackernagel hat bekanntlich Idg. forsch. 1, 333 ff an einem aufserordentlich reichen material nachgewiesen, dass im indogermanischen die enklitischen wörter von dem (starkbetonten) anfangswort des satzes (also bei traditioneller folge von dem subject) wie von einem magnet angezogen werden, selbst auf die gefahr hin, dass ihr grammatisches verhältnis zu andern worten des satzes verdunkelt wird. dasselbe findet denn auch im Beowulf statt. Ries hat über diese von ihm als gesetz der ersten senkung bezeichnete

erscheinung s. 90. 177. 326 und sonst gehandelt. damit hängt etwas andres unmittelbar zusammen. wenn die stelle nach dem ersten worte die tonschwächste ist, so müssen alle andern, auch der satzschluss, tonstärker sein. ich hab im zusammenhang damit denn auch vermutet, das verbum habe im indogermanischen, wenn es am satzschluss stand, mittlere betonung gehabt. auch Ries hat für den Beowulf eine derartige wahrnehmung gemacht. er stellt ein gesetz vom satzschluss auf, wonach dieser nicht in besonderem maſse tonschwach gewesen sei. ich geh aber hier auf diese frage nicht näher ein.

Die traditionelle wortfolge nun, wie sie im indogermanischen und nach ausweis der beobachtungen von Ries ebenso im angelsächsischen vorhanden war, konnte occasionell verändert werden, indem ein wort, welches einen stärkeren sinnton trug, weiter nach vorn geschoben wurde. davon wird gleich unten zu handeln sein. hier aber ist zunächst die schon oben angedeutete tatsache zu besprechen, dass das *verbum* im angelsächsischen im gewöhnlichen satz, ohne dass es occasionell betont wäre, so häufig von seiner überlieferten endstellung weg in die satzmitte oder *unmittelbar an das subject gerückt wird*. wie ist das zu erklären? Ries bringt dafür zwei wie mir scheint durchschlagende gründe bei, einen rhythmischen und einen, den man architektonisch nennen könnte. was mit dem letzteren gemeint ist, leuchtet sofort ein, wenn man die oben für mittelstellung angeführten beispiele betrachtet. viele sätze sind so lang, dass es untunlich erscheint, die masse der andern wörter zwischen subject und verbum einzusperren. dass es sich aber bei der mittelstellung stets um längere sätze handelt, übersieht man recht deutlich, wenn man die stellen in gruppe 4—9, welche meist einen stern tragen, weil die sätze nur dreigliedrig sind, mit denen in gruppe 10—15 vergleicht, welche keinen stern haben, weil die sätze aus mehr als drei gliedern bestehn. manchmal sieht man auch deutlich, wie das object hinter das verbum rücken muste, weil es mit einem anschlusssatz belastet ist, zb. *wyrd oft nereð unfǣgne eorl, þonne his ellen dēah* 572. aber auch bei contactstellung kann man oft die architektonischen rücksichten spüren. oft wird zb. ein epitheton nachgeliefert, wenn es zu schwer war, um gleich angefügt zu werden, so *sele hlīfade hēah and horngeap* 81. nicht selten hat man auch den eindruck, dass der dichter gern einen satz nach anleitung oder unter mitwürkung des metrischen bedürfnisses in symmetrische teile zerlegen wollte, zb. *heaþorǣs fornam | mihtig meredēor | þurh mīne hand* 557. der rhythmische grund ist der, dass die schwachtonigen hilfsverba durch das starkbetonte erste wort angezogen werden, sei dieses nun das subject oder ein andres wort. in groſsem maſsstabe findet sich diese erscheinung in denjenigen satzteilen, die Ries spitzen nennt, wovon nacher zu sprechen sein wird, in kleinerem

auch bei den sätzen ohne spitze. dem satzbeginnenden subject des unabhängigen satzes folgt unmittelbar ein hilfsverbum in 39 fällen (Ries s. 61), während es in 7 fällen nicht geschieht. in diesen kann man gelegentlich den grund wol finden, so ist 159 und 3028 klar, dass der dichter das hilfsverbum von dem zugehörigen participium nicht trennen wollte, in *Heorot innan wæs frēondum āfylled* 1017 hätte man des metrums wegen wol sagen können *Heorot wæs innan*, aber das stiefs (denk ich) den dichter ab, weil es heifsen würde : Heorot war darin. die anziehung der schwachbetonten hilfsverba durch die starkbetonte erste satzstelle ist natürlich nur ein fall der seit urzeiten üblichen behandlung der enklitika. in der urzeit aber konnten die hilfszeitwörter nicht von diesem schicksal betroffen werden, weil es überhaupt weniger gab (es fehlten zum grofsen teil die sog. modalverba) und weil die vorhandenen nicht von so geringer körperlichkeit waren. entspricht doch dem ags. *wæs* altindisch *ásīt* oder *ábhavat*, dem ags. *mæg mihte*: *çaknōti dçaknōt* usw. es braucht nicht bemerkt zu werden, dass die analogie der hilfsverba geeignet war, andere verba nach sich zu ziehen und damit der contactstellung der verba überhaupt zur herschaft zu verhelfen.

Die traditionelle wortfolge des indogermanischen und also auch des angelsächsischen kann verändert werden, indem ein wort occasionell überhaupt und namentlich an die spitze des satzes vorgeschoben wird. die stellen, an denen dies mit dem verbum geschehen ist, sind oben s. 67f zusammengestellt. die innern gründe für die voranstellung hat Ries in dem ausführlichen abschnitt 118—156, der zu den gelungensten des buches gehört, gut entwickelt. es kommt schliefslich, wie zu erwarten war, darauf hinaus, dass das verbum vorgeschoben wird, weil ein ton des sinnes auf ihm ruht. hier mögen noch ein paar beispiele für vorgeschobene nomina (prädicatsnomen, object usw.) angeführt werden. *dē adis Aeschere* 'tot ist Ä.' 1323; *stiđmōd gestōd wiđ stēapne rond winia bealdor* 'festen mutes stand da hinter dem hohen schild der fürst der freunde' 2566; *sunu dēađ fornam* 'den sohn hatte der tod hinweggenommen' (vorher ist von der mutter die rede) 2119; *sōđ ic talige* 'die wahrheit spreche ich' 532; *þone hring hæfde Higelāc Gēata* 'den halsschmuck hatte H. der könig der G.' 1202; *nānigne ic under swegle sēlran hȳrde* 'von keinem bessern hörte ich unter der sonne' 1197; *gode ic þanc secge* 'Gott sage ich dank' 1997; *dām wīfe þā word wel līcodon* 'dem weibe gefielen die worte wol' 639; *mē þone wælræs wine Scildunga fǣttan golde fela lēonode* 'mir lohnte diesen kampf der fürst der S. mit viel gold' (*mē* hervorgehoben im gegensatz zu Grendel) 2101; *līgȳđum forborn bord* 'durch die feuerwogen (die eben erwähnt sind) verbrannte der schild' 2672; *æt þǣm āde wæs ēþgesȳne swātfāh syrce* 'auf dem scheiterhaufen war leicht sichtbar der blutbefleckte panzer' 1110.

In diesem zusammenhang ist nun auch die erscheinung zu erwähnen, welche Ries etwas grofsartig als das gesetz vom satzauftact bezeichnet (vgl. namentlich s. 73). es ist damit die tatsache gemeint, dass nicht selten vor dem ersten worte des satzes schwachbetonte wörter erscheinen, welche sich an dasselbe proklitisch anlegen. dahin gehören, wenn man die unabhängigen sätze allein berücksichtigt, vor allen dingen die wörter von anaphorischer oder sonst satzverbindender bedeutung. nicht in betracht kommen natürlich die wörter, welche sich zu wörtern in beliebiger satzstelle proklitisch verhalten, wie zb. der artikel, die präpositionen, die mit einem verbum verschmelzende negation, gewisse adverbien (so namentlich steigernde). Ries hat den gegenstand nicht erschöpfend behandelt. wenn dies in zukunft geschieht, wird man in einer beziehung anders verfahren müssen als Ries es getan hat. man wird nämlich, da die zweite halbzeile strengere metrische anforderungen stellt und also sich von der sprache der prosa weiter entfernt, nicht von dieser, sondern von der ersten halbzeile auszugehn haben. tut man das, so zeigt sich bei einigen formen des anaphorischen substantivischen pronomens und bei *þā*, die ich beispielshalber herausgreife, folgendes ergebnis. *hine* steht im anfang der zweiten halbzeile 11 mal tonlos, im anfang der ersten in *hyne þā mid handa heoro drēorigne* 2720, also in einer hebung; *him* 23 mal schwach in der zweiten halbzeile, in der ersten schwach 1192. 2903. 3047, wol auch 312. 340, dagegen in der hebung in *him sē yldesta ondswarode* 258 und *him đa gegiredon Gēata lēode* 3137. *þā* ist 37 mal schwach betont in der zweiten halbzeile, in der ersten schwach betont in *đā him Hrōdgār gewāt* 662, ebenso 74. 86. 229. 642. 710. 771. 980. 991. 2131. 2312. 2472. 2484. 2752. 2773. 3169, wol auch 64. 491. 1050. 1399. 1677. 2324. 2561. 2688, endlich 1600 und 1644, wo auch *cōm* mit in der senkung steht. dagegen steht *þā* in der hebung in *þā wæs be mæste merehrægla sum* 1905, ebenso 47. 53. 126. 128. 415. 544. 607. 837. 1095. 1288. 1629. 1647. 1866. 1884. 1896. 2860. 2982. danach dürfte zu schliefsen sein, dass auch in der gleichzeitigen prosa die genannten wörter sowol stark als schwach betont werden konnten. es fragt sich, wie dieser zustand historisch erklärt werden kann. nach meiner ansicht ist sicher, dass schwachbetonter satzanfang in der indogermanischen grundsprache nicht vorkam. denn, abgesehen vom griechischen und lateinischen, auf das ich hier nicht eingehn will, das altindische beginnt keinen satz mit einem schwachbetonten worte. auch das urgermanische dürfte die erscheinung, von der wir reden, nicht gekannt haben, da das gotische sie, soviel ich sehe, nicht zeigt. wenn dort *þanuh* 'dann' stets an erster stelle, *þan* aber stets an späterer steht, so kann ich das nur so verstehn, dass *þan* schwach betont war, und daraus weiter den schluss ziehen, dass wörter wie *jah*,

iþ usw. und die satzeinleitenden conjunctionen stark betont waren. die schwachtonigkeit muss sich also wol später eingestellt haben, und es ist anzunehmen, dass wir das angelsächsische des Beowulf auf dem übergang von der alten starktonigkeit zu der neuen schwachtonigkeit antreffen. für einen solchen übergang gibt es bekanntlich mancherlei analoga, so zb. die vorgänge bei den präpositionen (s. meine Vgl. synt. III 108). Ries denkt sich den vorgang älter, wenn ich seine ausführungen s. 313 richtig versteh. darin würde ich ihm nach dem gesagten nicht beistimmen können. verhält es sich so, wie ich meine, so fallen also die sehr häufigen wendungen wie *þā wæs* uä. ursprünglich unter das oben besprochne gesetz, dass schwachbetonte wörter wie *wæs* von dem starkbetonten anfangswort angezogen werden.

Es bleibt nun noch eine cardinalfrage übrig, nämlich die stellung des verbums im abhängigen satze. Ries zeigt, dass im Beowulf im wesentlichen die stellung herscht, die wir aus dem neuhochdeutschen kennen. denn von 639 in betracht kommenden sätzen haben 551, das sind 86,2%, die sog. alte stellung, di. die endstellung oder die (viel seltenere) mittelstellung; nur 88, di. 13,8%, die contactstellung (vgl. Ries s. 273ff). aber auch bei vielen von diesen lässt sich ein besonderer grund für die wahl der besonderen stellung finden. oft ligt es so, dass der sinn und das metrum eine teilung des satzes begünstigten, so dass es nahe lag, den satz zunächst mit dem verbum abzuschliefsen und dann noch etwas nachzuliefern, so zb. *þone god sende folce tō frōfre* 'welchen Gott sante dem volke zum troste' 13; *þǣr Hrōdgār sæt eald ond unhār mid his eorla gedriht* 'wo H. safs alt und grau mit der schaar seiner edlen' 356; *od-þæt ōþer cōm geār in geardas* 'bis ein andres kam, ein jahr in die häuser' 1134. es kann auch ein andres wort als ein verbum den vers abschliefsen, zb. *nymþe līges fæþm swulge on swaþule* 'wenn nicht die umarmung der flamme sie verschlänge im qualm' 781. auch die nicht am satzende stehnden hilfsverba stehn zum bei weitem grösten teile am ende einer halbzeile, in einigen fällen ist ein nomen hinter das verbum gerückt, weil es noch einen anhang hat, so *næfne hē wæs māra þonne ǣnig man ōder* 'aufser dass er gröfser war als irgend ein andrer mann' 1353, vgl. 1560; *ic þæt gehȳre þæt þis is hold weorod frēan Scyldinga* 'ich höre, dass dieses volk dem herrn der S. untertänig ist' 290, vgl. 388. keinen rechten grund für die ungewöhnliche stellung weifs ich anzugeben 77. 1475. 2002. 2135. bei den modalverben scheint man gern das verbum von dem infinitiv zu trennen, zb. *sē-de wyle sōd sprecan* 'wer die wahrheit sprechen will' 2864; *wā bid þæm-þe sceal þurh slīdne nīd sāwle bescūfan in fȳres fæþm* 'weh geschieht dem, der in gefährlicher bosheit die seele in des feuers schofs stofsen soll' 183.

da nun ferner die mittelstellung des verbums, wie oben gezeigt ist, meist in der länge der sätze ihren grund hat, so lässt sich behaupten, dass das verbum im abhängigen satz am ende steht, wenn nicht besondre gründe metrischer oder architektonischer art hindernd dazwischen treten. was mag der grund dafür sein? auf diese frage sucht Ries s. 273 ff die antwort, hat sie aber nicht gefunden. er argumentiert so: nebensätze haben der natur der sache nach häufiger ein pronominales, also schwach betontes subject, als hauptsätze; aufserdem sind die wörter, mit denen die nebensätze beginnen (relativa, conjunctionen) schwach betont: die nebensätze haben also eine vorliebe für schwachtonigen satzeingang. nun beruht aber im hauptsatze die contactstellung des verbums im letzten grunde auf dem umstande, dass es von dem starkbetonten satzeingang angezogen wurde, also ist es ganz natürlich, dass es im nebensatze überwiegend am ende verblieb. der vf. sucht dann durch umständliche berechnungen festzustellen, wie stark die oben genannten tatsachen im vergleich mit den zuständen im hauptsatze gewürkt haben mögen. das ergebnis ist aber nicht so durchschlagend, wie zu wünschen wäre, weil die hauptsätze ja auch oft schwachtonigen anfang haben. es ist nicht nötig, hier auf die details einzugehn, weil ich, wie der leser aus den oben vorgetragenen darlegungen weifs, gegen das fundament der Riesschen beweisführung einen einwand vorzubringen habe. ich glaube nicht, dass (um von den pronomina zu schweigen) die relativa und conjunctionen in älterer zeit schwachbetont gewesen sind. man kann also von ihrer zur zeit des Beowulf teilweise vorhandenen schwachbetontheit nicht eine stellungsgewohnheit des verbums herleiten, welche doch sicher älter war als der Beowulf. in der tat muss man meiner ansicht nach, um die endstellung des verbums in germanischen nebensätzen zu erklären, auf viel ältere zustände zurückgreifen, nämlich auf die indogermanischen betonungsverhältnisse. das verbum des altindischen trägt im nebensatze den accent, während es im hauptsatze unaccentuiert ist. damit sind wahrscheinlich verhältnisse zur schriftlichen fixierung gelangt, welche schon in der grundsprache vorhanden waren und in das germanische übergiengen. das verbum des nebensatzes war stärker betont als das des hauptsatzes und konnte deshalb nicht wie dieses von dem satzanfang angezogen werden.

Es ist hier nicht der ort zu zeigen, dass das gotische und altnordische der vorgetragenen ansicht keine schwierigkeiten bereiten, weil dies in der hier erforderlichen kürze nicht geschehen kann, dagegen mag versucht werden, zu zeigen, wie sich das über die stellung des angelsächsischen verbums ermittelte in indogermanischer beleuchtung ausnimmt. wir können als ergebnis der vergleichung der einzelnen sprachen etwa folgende hypothese für die grundsprache

aufstellen. der einfache unabhängige satz als rhythmische reihe betrachtet begann mit einem hohen (bez. starken) ton, dann folgte der tiefste, darauf ein ton, der zwar hoch aber doch niedriger war als der erste, und von da gieng es abwärts, aber nicht bis zur tiefe der zweiten stelle. der schluss der reihe hatte also im vergleich zur zweiten stelle (der ersten senkung) mittlere betonung. als grammatische reihe betrachtet begann der satz mit dem subject, dann folgten die enklitischen wörter, darauf die übrigen nominalen bestandteile, den schluss bildete das verbum. sollte ein wort um seiner wichtigkeit willen besonders hervorgehoben werden, so rückte es weiter nach vorn. auf diese weise konnten occasionell andre wörter als das subject in die haupttonstelle kommen, so auch das verbum. im nebensatz war die stellung dieselbe, aber die betonung des verbums eine andre. ich habe sie als schwebend bezeichnet, weil ich für wahrscheinlich halte, dass sie sich im voranstehnden nebensatz entwickelt hat, dessen ende gehoben wird. diese satztypen wurden von den Germanen mitgebracht und erhielten sich in allem wesentlichen. die einzige erhebliche änderung ist die, dass man im hauptsatz sich immer mehr gewöhnte, das verbum an das subject anzuschliefsen. wahrscheinlich begann diese bewegung bei den hilfsverben, deren geläufigste formen der anziehung durch die erste haupttonstelle umso mehr ausgesetzt waren, je körperloser sie infolge ihrer lautlichen entwicklung wurden. das verbum des nebensatzes war wegen seiner besonderen betonung dieser anziehung nicht ausgesetzt.

Zum schluss sei zunächst hervorgehoben, dass nicht alle, sondern nur die wichtigsten ergebnisse der besprochenen schrift in dieser anzeige erwähnt worden sind. manches freilich, was der leser vielleicht erwartete, konnte darum nicht behandelt werden, weil es bei Ries fehlt, so zb. die stellung des adjectivums im verhältnis zu seinem substantivum, die präposition im verhältnis zu ihrem casus. man darf wol hoffen, dass diese partieen gelegentlich nachgeliefert werden. sodann gestatte man mir noch eine allgemeine bemerkung. wenn ich bisweilen angedeutet habe, dass eine stärkere berücksichtigung der sprachvergleichung dem buche zum vorteil gereicht hätte, so war damit weniger ein tadel als eine charakteristik beabsichtigt. die summe dessen, was auf dem grammatischen gebiete gewust wird oder gewust werden kann, ist so grofs, dass ein einzelner schwerlich alles umspannen kann. wie ein indogermanist stets darauf gefasst sein muss, von den specialkennern eines bessern belehrt zu werden, so wird auch der detailforscher sich nicht wundern dürfen, wenn die sprachvergleicher den von ihm gesammelten stoff nach ihren eignen gesichtspuncten zurechtrücken.

Jena, juli 1907. B. Delbrück.

Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage. von R. C. Boer. erster band. Halle aS., verlag der buchhandlung des Waisenhauses, 1906. VII und 280 ss. 8°. — 8 m.

Das vorliegende buch besteht aus zwei teilen; der erste ist eine etwas erweiterte und hier und da berichtigte sonderausgabe der studien, die der vf. im 37 und 38 band der Zs. f. d. ph. hat erscheinen lassen, der andre bietet reconstructionen von texten, die er durch die kritik der nordischen überlieferung und der Thidrekssaga gewonnen hat. diese texte, besonders die beiden darstellungen der Niflungasaga, auf deren verbindung nach seiner ansicht die Thidrekssaga beruht, sollen die übersichtlichkeit fördern, 'die in einer abhandlung über einen so vielgestaltigen stoff nur angestrebt, niemals erreicht werden kann'. der schwerpunct der arbeit ligt in der abhandlung. 'die fragen, die darin zur sprache kommen', urteilt der vf. mit recht, 'sind von solcher bedeutung und die resultate von den herschenden ansichten so sehr abweichend, dass mir daran gelegen sein muste, die kritik zur prüfung der methode und der resultate aufzufordern'. indem ich dieser aufforderung folge, muss ich zuvor bemerken, dass eine erörterung der zahllosen neuen ansichten die der vf. aufstellt, im rahmen einer recension nicht möglich ist. ich beschränke mich also auf die betrachtung der Siegfriedssage, die auch in der arbeit des vf.s den gröſsern raum in anspruch nimmt, und versuche zunächst die hauptergebnisse der verwickelten und nicht eben übersichtlich geführten untersuchung darzulegen. ich hoffe damit nicht nur dem bedürfnis des lesers zu entsprechen, sondern auch dem vf. am besten gerecht zu werden.

Boer sieht in den sagen von Siegfrieds tod und dem untergang der Nibelunge nur variationen desselben themas: schatzgier veranlasst den mord des schwagers. in der Siegfriedssage wurde das thema an Hagen, seiner schwester und Siegfried exemplificiert, in der Nibelungensage an Hagen, seiner schwester und einem könige, der später den namen Etzels erhielt. Gunther kam ursprünglich weder in der einen noch in der andern sage vor. er wurde aus der burgundischen geschichte aufgenommen, zunächst in die Nibelungensage, dann aus ihr in die Siegfriedssage. ursprünglich war die Nibelungensage ebensowenig historisch, wie die Siegfriedssage mythisch.

Den kern der Siegfriedssage bildet der mord des helden. was ihm vorangeht, die erzählung von seiner geburt, sein kampf mit dem drachen, die erlösung der Sigrdrifa-Brynhild, ihre erwerbung für Gunther ist später teils frei erfunden, teils anderswoher entlehnt. frei erfunden ist die erste tat Siegfrieds. man fragte, woher der schatz, den der schwager ihm raubt, stamme, und fand darauf eine doppelte antwort. allgemein bekannte motive benutzend nahm man entweder an, dass er ihn einem drachen abgerungen oder dass er ihn zwergen abgenommen habe.

so ergab sich einerseits der kampf mit dem drachen, wie ihn die nordische überlieferung und die Thidrekssaga erzählen, anderseits die geschichte von den brüdern Schilbung und Nibelung, die wir aus einer episode des Nibelungenliedes kennen. — die drachensage führte zu einer neuen erfindung. man fragte: wie konnte Siegfried den harten drachen überwinden? dazu bedurfte er eines besonders guten schwertes. nur der meister aller schmiede konnte es liefern. so ergab sich die geschichte von Siegfrieds aufenthalt bei Mime in der Ths. eine andre form ergab sich im norden durch die einwürkung der Helgisage. aus ihr nahm man den erzieher Regin auf. dass dieser Regin schmied ist, erklärt sich daraus, dass die rolle Mimes auf ihn übertragen wurde; dass er zwerg und dennoch bruder eines drachen ist, aus der einwürkung der nibelungischen zwergensage.

Die beziehungen Siegfrieds zur Sigrdrifa-Brynhild beruhen darauf, dass ein altes märchen, eine erlösungssage, auf den helden übertragen ist. er ist das glückskind, das dazu berufen ist, eine im zauberschlaf ruhende jungfrau zu befreien und zum weibe zu gewinnen. in zwei verschiedenen formen ist das märchen mit Siegfried verknüpft[1]. das eine mal ist es ein zauberkleid, das den schlummer bewürkt (märchen von der eingenähten jungfrau. KHM. 111). der zauber wird dadurch gehoben, dass das kleid fortgenommen wird. diese form ligt den Sigrdrifu-mǫl zugrunde. man fasste das kleid als einen panzer auf und daraus ergab sich alles andre. man fragte: 'warum trug die jungfrau einen panzer? antwort: weil sie eine walküre war. frage: wie konnte eine walküre in zauberschlaf versenkt werden? antwort: weil Odinn ihr zürnte. frage: warum zürnte ihr Odinn? antwort: weil sie seinem befehl nicht gehorcht hatte. frage (sehr jung): durch welches mittel versenkte Odinn die walküre in den schlaf? antwort: durch einen schlafdorn' (s. 19). so war die geschichte fertig; nur ein moment fehlte noch. zu dem apparat der erlösungsmärchen gehört ein hindernis, das sich dem entgegenstellt, der es wagt, der verzauberten jungfrau zu nahen. die hindernisse sind bei demselben grundtypus nicht immer dieselben. der nordische sagendichter griff zum vafrlogi, der in Skandinavien auch in andern erzählungen begegnet, namentlich in den Svipdagsmǫl. 'auf welche sinnliche anschauung der flammenwall zurückgeht, wird sich vielleicht mit sicherheit nicht entscheiden lassen. da er nur im norden begegnet, wird man wol an eine nordische naturerscheinung denken müssen, und es ligt nahe in ihm das nordlicht zu erkennen'.

Eine andre form der erlösungssage wurde in Deutschland mit Siegfried verbunden. das hindernis, das sich dem befreier entgegenstellt, bildet wasser; daher haust Brünhild in der Ths.

[1] eine dritte, die der vf. s. 31 für das Siegfriedslied in anspruch nimmt, übergeh ich.

auf Seegard (= Stromberg! KHM. 93); oder gefrornes wasser, daher heifst ihre burg im Nibelungenlied Isenstein (di. eisstein = kristall = glasberg! KHM. 93) und darnach ihr land dann weiter Island. die erlösung erfolgt durch das 'namentabumotiv' (s. 28): 'der name des helden ist das zauberwort, das die jungfrau erlöst'. freilich muss der vf. zugeben, dass in der deutschen überlieferung der name so nicht gebraucht wird, überhaupt in ihr von einer erlösung nicht die rede ist. aber das seien änderungen, die durch die jüngere entwicklung der sage hervorgerufen seien (25 f). dass der held einst den zauber durch die nennung seines namens gebrochen habe, zeige die Ths., wo Siegfried, als er den saal der Brünhild betritt, seinen namen nennt, und selbst das Nl. enthalte in str. 419 noch 'eine deutliche reminiscenz', indem Brünhild bei der ankunft der helden in Island Siegfried vor allen andern mit den worten *'sit willekomen her Sifrit'* begrüfst. aus Deutschland sei dann das namentabumotiv in die nordische dichtung hinübergenommen, und die Sigrdrifumál böten 'ein directes zeugnis' dafür, dass es nicht Brünhild, sondern Siegfried war, der seinen namen mitteilte. dort ist die erste frage der erwachenden jungfrau, wer ihr erlöser sei. und er antwortet: *Sigmundar burr, sleit fyr skǫmmu hrafns hrælundir hjǫrr Sigurðar.*

Aus der verbindung Siegfrieds mit dem märchen leitet der vf. ferner her, was die sage von seiner abkunft zu erzählen weifs. denn 'die herkunft des glückskindes ist unbekannt. in den märchen sind es verstofsene königssöhne oder kinder armer eltern, die die prinzessin erlösen. eine besondre bewantnis hat es mit ihnen ausnahmslos' (s. 23). was die sage von Siegfried berichtet, beruhe, abgesehen davon, dass er der sohn Siegmunds ist, auf jüngerer erfindung. über die angaben der nordischen überlieferung, dass Siegfried als sohn einer kriegsgefangenen im reiche Alfs geboren wurde, spricht sich der vf. nicht aus. den bericht der Ths. erklärt er folgendermafsen (s. 26). das gefährliche wasser, das die burg umgab, wurde als die weite wasserfläche aufgefasst, über die ein retter aus der ferne herbeikommt. das veranlasste die anknüpfung des Scéafmotivs (Scéaf, Wieland, Lohengrin uva.), zumal Scéaf wie Siegfried als ganz kleiner knabe ankommt. als kleiner knabe! 'also, folgerte man, war es seine mutter, die ihn ins wasser hinausstiefs. weshalb tat sie das? sie war doch keine böse frau? — sie tat es in der höchsten not, als sie im walde in der einsamkeit ihr kind zur welt gebracht hatte und selbst schon dem tode verfallen war' (s. 27). hieraus soll sich zugleich ergeben, dass die unfreiwillige wasserfahrt und die erlösung der jungfrau einst unmittelbar aufeinander folgten. der aufenthalt bei Mime sei dazwischen geschoben.

Es folgt der dritte abschnitt in Siegfrieds leben, seine verbindung mit den Giukungen und seine werbung für Gunther.

die verbindung mit den Giukungen ist alt und gehört zum kern der sage. die werbung wurde erfunden, um Siegfrieds unklares verhältnis zu zwei frauen aus dem wege zu räumen (s. 34). nach der alten sage war er der gatte der schwester Hagens, nach dem erlösungsmärchen gatte oder verlobter der Brünhild. anfänglich wurde der widerspruch wol wenig gefühlt, aber als die heterogenen elemente als teile einer zusammenhängenden erzählung miteinander in verbindung gesetzt wurden, muste das doppelte verhältnis 'hinweg interpretiert' werden. man liefs Siegfried nach wie vor eine braut vom felsen holen, aber nicht für sich, sondern für einen andern. es geschah das eben zu der zeit, da durch die verbindung der Siegfriedssage mit den Burgunden könig Gunther neben den alten helden Hagen getreten war. für ihn muste eine rolle gefunden werden. das geschah, indem man ihn zum gemahl der Brünhild machte. so war beiden geholfen, Siegfried und Gunther.

In der art, wie die werbung ausgeführt wird, hat die sage verschiedene wege eingeschlagen. zunächst finden wir zwei darstellungen, in der Ths. c. 227 und in der Sigurđarkviđa en skamma, in denen Siegfried die verlobte, ohne sie durch den gestaltentausch zu trügen, einfach seinem freunde abtritt. in der Ths. wird vorausgesetzt, dass Brünhild die vermählung Siegfrieds mit Gudrun bereits erfahren hat. sie empfängt ihn daher, als er mit den andern helden nach Seegard kommt, unfreundlich, lässt sich aber in einer unterredung durch ihn bestimmen, Gunthers frau zu werden. weder von einem hindernis, das den zugang zur Brünhild versperrte, ist die rede — die erlösung hat ja auch schon stattgefunden — noch bedarf es des gestaltentausches[1]. — in diesen wichtigen voraussetzungen stimmt die Sgkv. sk. mit der Ths. überein. in andern weicht sie ab. auf specifisch nordischer erfindung beruht es, dass Brünhild als schwester Atlis angesehen wird und dass die werber — es sind deren drei, Gunnarr, Hǫgni und Sigurđ — sich zuerst an ihn wenden. den frühern besuch Siegfrieds bei Brünhild ignorierte der dichter, obgleich die sage der er folgt ihn voraussetzt und einzelne wendungen beweisen, dass er ihn kannte (s. 41). Brünhild verspricht sich dem könige, der mit dem golde auf Granis rücken säfse. ungehindert, in seiner eignen gestalt, reitet er zu ihr hinauf, und willig teilt sie mit ihm das lager. aber er vollzieht den beischlaf nicht und tritt sie am folgenden tage verabredetermafsen an Gunnar ab (s. 38). ein betrug also hat auch hier nicht stattgefunden. als motiv für die weitere entwicklung bleibt nur der schmerz der Brünhild, den mann nicht zu besitzen, der um sie gefreit hat.

[1] die scene im ehegemach (Ths. c. 228 f) führt Boer auf eine andre quelle zurück; s. 37 anm. 137.

Andre darstellungen lassen Brünhild durch betrug zu Gunthers weibe werden. aus der Vǫlsunga saga lernen wir ein lied kennen — als Sigurđarkvida en meiri bezeichnet es der vf. —, das Siegfrieds ersten und zweiten besuch, erlösung (?) und werbung miteinander verband und folgendes erzählte: Siegfried findet Brünhild in der nähe von Heimes hof in einem prunkvollen turmgemach. obwol sie sonst männern den zutritt versagt, empfängt sie ihn zuvorkommend, reicht ihm den becher zum willkommen und verlobt sich mit ihm. und doch sieht sie ihr geschick voraus und prophezeit Siegfried, dass er sich mit Gudrun vermählen werde. was sie gefürchtet, geschieht. der flammenwall hält zwar jeden aufser Siegfried fern; aber der kehrt in Gunthers gestalt wider und gewinnt sie für diesen. Brünhild ahnt, dass sie betrogen ist. lange brütet sie über ihren schmerz. als Gudrun sie eines tages nach ihrem kummer fragt, bricht er aus. sie weifs alles: dass Grimhild dem Siegfried einen vergessenheitstrunk gereicht hat und dass er es gewesen ist, der den flammenwall durchritten und sie zum weibe eines andern gemacht hat (s. 49 f). der schmerz um die verlorne liebe war für das folgende das treibende motiv. der streit der königinnen kam in dieser version der sage nicht vor. aus der deutschen überlieferung ist diese sagenform nicht zu belegen, doch wird sie als notwendige zwischenstufe zwischen Ths. c. 227 und Nibl. vorausgesetzt, und dass sie aus Deutschland in den norden übertragen ist, beweist die figur Heimes (s. 55). die waberlohe habe der nordische dichter an die stelle des wassers gesetzt. dass er sie nur bei dem zweiten besuch erwähnt, obwol er sie sich als bleibendes hindernis vorstelle, sei eine incongruenz, die sich leicht ergeben konnte, da das hindernis, wasser oder flamme, nur an der zweiten stelle gebraucht wurde.

Ein neuer schritt in der gestaltung der sage war, dass man die erlösung als selbständigen teil der erzählung ganz fallen liefs, erlösung und werbung in eins zusammenzog. Siegfried kommt mit Gibichs söhnen zur burg der Brünhild. nie vorher hat er sie gesehen. in Gunthers gestalt befreit er sie von den fesseln des zauberschlafs, ruht keusch an ihrer seite und überliefert sie Gunther. erst durch den streit mit Gudrun erfährt sie, dass sie hintergangen ist (s. 46 ff). diese sage setzt ein jüngeres Eddalied, die Helreiđ Brynhildar, voraus, sie stammt aber, trotz des vafrlogi, aus Deutschland und hat sich hier weiter entwickelt. — diese jüngere deutsche entwicklung leitet der vf. aus der 'folgeschweren änderung der localität' her. dadurch dass man den sitz der Brünhild nach Island verlegt hatte, war an die stelle des glasberges, den nur ein einziger held zu ersteigen vermag, das weltmeer getreten. 'die reise von Worms nach Island liefs sich unmöglich als eine solche darstellen, die nur Siegfried vollbringen konnte. also musten die drei genossen die fahrt gemeinschaftlich

machen, und daraus folgte, dass nun auch Gunther und Hagen zugang zu Brünhilds burg haben' (s. 47). das hindernis das ursprünglich dem glückskinde im wege stand, war kein hindernis mehr, ein neues muste ersonnen werden : Brünhild will jungfrau bleiben. nur Siegfried war im stande ihr das magdtum zu nehmen und damit ihre kraft zu brechen[1]. die jüngste neuerung sind die kampfspiele. vielleicht ist sie erst im Nibl. vorgenommen, auf keinen fall viel älter. die epische ausbildung der sage, meint der vf., verlangte die verlegung der hochzeit nach Worms. 'nun aber stand man vor einer neuen schwierigkeit: wenn Brünhild nicht Gunthers frau werden wollte, weshalb liefs sie sich dann bewegen, ihm nach Worms zu folgen. ein neues motiv wurde eingeführt, um auf diese frage die antwort nicht schuldig zu bleiben, die kampfspiele. in Island muss Brünhild besiegt werden, wenn nicht durch den raub ihrer jungfrauschaft, dann im kampf'.

Noch ein an. gedicht ist zu erwähnen, dessen ende im Brot erhalten ist, dessen anfang wir nur aus der contamination der Vǫlsungasaga kennen. der vf. nennt es Sgkv. en yngri[2]. in ihm sind verschiedne versionen zusammengeflossen. die hauptquelle des dichters war die Sgkv. sk., sie ligt von anfang bis zu ende seiner darstellung zu grunde. daneben aber hat er die Sgkv. en meiri und ein deutsches gedicht, das schon die jüngste entwicklungsstufe darstellte, benutzt. einiges hat er selbst erfunden (s. 82). im gefolge Atlis ist der vater Budli eingezogen (s. 54 f). zu ihm kommen die Giukunge mit heeresmacht und drohen mit krieg, wenn ihnen nicht Brünhild gegeben werde. vom vater gedrängt, willigt sie ein, dessen weib zu werden, der ihren flammenwall durchritte. gestaltentausch und flammenritt, die in der Sgkv. sk. fehlen (s. 41), werden im anschluss an die Sgkv. meiri erzählt, doch erscheint der vafrlogi nicht mehr als natürliche umgebung der jungfrau, sondern als eine maschinerie, die sie anwenden kann, wann sie will, und der flammenritt nicht mehr als eine tat, die zur erlösung führt, sondern als eine mutprobe. dann wendet sich das lied zu der deutschen quelle, erzählt nach ihr den streit der königinnen und lässt Brünhild, um Gunther zu reizen, behaupten, Siegfried habe ihr das magdtum genommen, obwol er vorher in übereinstimmung mit der Sgkv. sk. an dem keuschen beilager festgehalten hatte. Brünhild greift also, um ihre rache zu befriedigen, zu einer verleumdung (81). —

Das sind die ergebnisse, zu denen der vf. durch seine untersuchungen der Siegfriedssage geführt ist. zustimmen kann ich ihnen nur in wenigen puncten. ich finde, offen gesagt, dass es dem vf. an einem für sage und poesie empfänglichen sinn fehlt.

[1] ob ich hiermit die gedanken des vf.s richtig getroffen habe, weifs ich nicht. seine darstellung ist mir unverständlich.

[2] hierzu rechnet der vf. (s. 42. 64 f) Vǫls. c. 26, 36—58. 27, 1—4. 20—46. 56—66. 28, 1—16. 29, 5—48. 144—151. Brot.

nicht nur in der beurteilung des überlieferten tritt dieser mangel hervor, mehr noch in den eignen, seltsam ausgeklügelten constructionen. er verflüchtigt die anschaulichen gebilde der sage zu wesenlosen abstractionen und sucht in ihnen den ursprung der sage. er folgt gar zu sehr dem hang, dinge aus dem überlieferten, guten zusammenhang zu reifsen und willkürlich mit andern zu combinieren. er verkennt oder berücksichtigt zu wenig den in der geschichte der sage und namentlich in der Ths. stark hervortretenden zug, das wunderbare auszuscheiden und zu einer glaubhaften geschichte umzugestalten (vgl. den prolog zur Ths.). ob ich mit diesen ausstellungen recht habe, muss die erfahrung lehren. der vf. wird meine anschauungen, die dem herkömmlichen sehr viel näher bleiben, vermutlich für antiquiert und für ebenso verfehlt halten, wie ich die seinen.

Ich gebe dem vf. zu, dass die taten, die von Siegfried gemeldet werden, keine alte einheitliche sage bilden, ebensowenig wie die taten des Hercules. sie hatten keinen andern zusammenhang als die person des helden und sind auch in unsrer poetischen überlieferung zum teil nur ganz lose verbunden. aber dass der kampf mit dem drachen erfunden sei, um zu erklären, dass Siegfried einen schatz besitzt, dass die erlösung der Sigrdrifa ein willkürlich auf Siegfried übertragenes märchen sei, und dass gar die werbungssage aus dem verlangen entsprungen sei, Siegfried von seiner braut zu befreien und Gunther zu einem weibe zu verhelfen, das glaub ich nimmer.

Die erste heldentat Siegfrieds ist die erlegung des drachen. die sage geht von der voraussetzung aus, dass der held ohne den schutz der eltern in fremder umgebung aufwächst. was die Ths. und Vǫls. einleitend von seiner geburt erzählen, ist, wie wol allgemein angenommen wird, später erfunden, um diese voraussetzung zu erklären. die Sisibegeschichte der Ths. ist aus verschiednen elementen frei combiniert, der bericht der Vǫls. ist aus ihrer darstellung selbst leicht als eine jüngere schicht zu erkennen. sie gerät durch die angabe, dass die mutter als gemahlin könig Alfs am leben bleibt, bis Siegfried herangewachsen ist, mit sich selbst in widerspruch, hat aber insofern an der alten sage festgehalten, als sie den jungen helden in das reich Alfs, in das zwergenreich versetzt. die annahme des vf.s, dass diese einleitung der sage ursprünglich zu dem erlösungsmärchen gehört habe, würde selbst dann unhaltbar sein, wenn dies märchen auf Siegfried übertragen wäre. der held des erlösungsmärchens ist kein unmündiges kind, sondern ein mannbarer jüngling.

Ebenso unhaltbar ist es, dass der vf. für den Regin der nordischen sage einen andern ursprung annimmt als für den Mime der Ths., und wider einen andern für die sage von Nibelunc und Schilbunc. alle drei überlieferungen bezeichnen vielmehr verschiedne stufen in der entwicklung derselben alten sage. der

vf. leitet Regin aus der Helgisage her, lässt ihn unter dem einfluss Mimes zum schmiede, unter dem einfluss der nibelungischen zwergensage zum zwerge und bruder des drachen werden. er sieht in der nordischen sage die jüngste form. das umgekehrte ist richtig. Regin war ursprünglich der pfleger Siegfrieds. nach seinem amt war er genannt. *swalaud mêlis swê arbinumja niuklahs ist, uf raginjam ist*, heifst es Gal. 4, 1; das war die lage Siegfrieds. Regin war von anfang an zwerg und schmied; das schmieden ist zwergenarbeit. diese rolle ist nicht von Mime auf ihn übertragen, sondern umgekehrt: weil Regin dem helden das schwert lieferte, dessen er in dem kampf mit dem wurm bedarf, ist in der Ths. der berühmte schmied Mime an seine stelle gesetzt und damit zugleich der zwerg beseitigt. die sage von Nibelunc und Schilbunc ist neben der von Regin und Fafnir keineswegs als eine selbständige erfindung anzuerkennen; sie ist eine umbildung, die voraussetzt, dass man den schatz, den der wurm hütet, mit dem Nibelungenhort identificiert hatte. die fabelwesen, zwerg und drache, sind aufgegeben, der wesentliche inhalt der sage aber doch festgehalten. wie Regin und Fafnir sind Nibelunc und Schilbunc brüder, die um die erbschaft streiten und von Siegfried mit dem schwerte, das sie ihm gegeben haben, erschlagen werden. auch die verbindung mit dem zwergenreich ist bewahrt (Alberich).

Diese ganze, alte sage soll nun ersonnen sein, um zu erklären, dass Siegfried einen schatz besitze, wegen dessen er erschlagen werde. denn dass Hagen den schwager töte, weil er seinen schatz begehre, das würden die quellen trotz der vielen änderungen nicht müde zu sagen. wenn etwas feststehe, so sei es dies (s. 7). ich finde gar nicht, dass die quellen dem schatz solche bedeutung beimessen. die Ths. erwähnt ihn in der darstellung der Siegfriedssage überhaupt nicht. im Nibelungenliede kommt er in den aventiuren, die den mord erzählen, auch nicht vor; nur vorher, wo Gere von seiner gesantschaft reich beschenkt heimkehrt, wird flüchtig darauf hingedeutet, dass Hagen lüstern ist nach dem schatz. und selbst in der nordischen überlieferung, die dem schatz besondre aufmerksamkeit widmet und ihm eine lange geschichte ersonnen hat, erscheint er beim morde nur als ein untergeordnetes nebenmotiv. ich halte es hiernach für wahrscheinlich, dass für den mord Siegfrieds der schatz ursprünglich gar nicht in betracht kam. sollte es aber der fall gewesen sein, so würd ich dennoch entschieden bestreiten, dass diesem motiv der drachenkampf entprossen sei. denn dass Siegfried einen schatz erwirbt, erscheint in dieser sage gar nicht als das wesentliche. in der nordischen sage nimmt er zwar zwei kisten voll gold und kostbarkeiten mit, das übrige aber lässt er liegen, wo er es gefunden hatte. im Nibl. lässt er den schatz wider in den berg tragen. im Siegfriedslied schüttet er ihn in

den Rhein, weil er ihm *unmære* ist. die Ths. übergeht ihn ganz mit stillschweigen. das alles wäre doch sehr merkwürdig, wenn es der sage darauf angekommen wäre, Siegfried in den besitz des schatzes zu setzen. nein! die ursprüngliche sage nahm an, dass Siegfried den schatz dem gierigen drachen entreifst, aber nicht, weil er ihn für sich in anspruch nimmt. er macht ihn frei! und wie sollte die dichtung, wenn sie das vom vf. bezeichnete ziel erstrebte, dazu gekommen sein, Siegfried schon im unmündigen alter in die hut des zwerges zu geben? und wie zu der annahme, dass er diesen hüter seiner jugend erschlägt?

Durch die constructionen des vf.s ist die sage wahrlich nicht erklärt. wenn man die frage nach ihrem ursprung nicht als doch unlösbar fallen lassen will, so hat man ihn da zu suchen, wo die älteren forscher ihn gesucht haben. die sage ist symbolische darstellung eines naturvorgangs. Kuhn hat schon vor zwei menschenaltern auf den indischen mythus von Vrithras und Indras hingewiesen und aus ihm Siegfrieds sieg über den drachen hergeleitet. der zweifel, ob diese anknüpfung berechtigt ist, mag begründet sein. ich will auch nicht behaupten (obschon ich es durchaus nicht für unglaublich halte), dass die Siegfriedssage ein mythos sei, wenn man darunter etwas versteht, was höchstes alter hat und mit irgend welchem cult zusammenhängt. aber daran zweifle ich nicht, dass sie symbolisch ist oder vielmehr war. wann die symbole geschaffen wurden, weifs ich nicht. die fähigkeit hat dem dichtenden menschengeschlecht nie gefehlt, und ein lied wie das von Svipdag, das gewiss nicht zu den ältesten gehört, zeigt, dass sie auch noch in junger zeit geübt wurde. in unsrer sage ist der drache symbol des winters, der zwerg symbol des dunkels, Siegfried bezeichnet den lichten sommer, sein schwert den sonnenstrahl. in den dunkeln tagen des winters wächst das junge jahr allmählich heran. wenn seine zeit gekommen ist, tritt es siegreich hervor und bereitet dem dunkel und der winterlichen kälte den untergang. im symbol gewinnen die abstracteren vorstellungen gestalt und leben. sie werden zu personen und trägern von handlungen. das schwert ist symbol und der zwerg ist symbol, aber er ist nicht mehr symbol, indem er das schwert schmiedet. der dichter geht vom symbol aus, aber er bleibt nicht dabei stehn; eine blofse allegorie ist die Siegfriedssage nicht. so ist auch nicht überall sicher zu scheiden, was noch als symbol aufzufassen ist. es wäre möglich, dass der schatz erst durch die verbreitete vorstellung schatzhütender drachen in die dichtung gekommen ist. wahrscheinlicher dünkt mich, dass er symbolisch als der schmuck der natur zu verstehn ist, der sich entfaltet, wenn die gute jahreszeit gesiegt hat. für diese deutung spricht Siegfrieds verhalten, dass er den schatz nicht für sich erwirbt. seine tat ist, dass er die natur aus den banden des winters befreit. natürlich kann

ein symbol auch umgedeutet und dadurch der ursprüngliche sinn verschoben oder verdunkelt werden. wenn der drache symbol des winters war, so ist er anderseits auch ein nahe liegendes bild für den gewundenen lauf des flusses — *scatent dracontes fluminum* heifst es irgendwo in den carm. Bur. — und die vorstellung des flusses, dessen lauf rückwärts zu den schätzen führt, die im schofs der erde ruhen, scheint im schluss der Fafnismǫl vorzuliegen.

Siegfrieds aufenthalt bei Regin und sein kampf mit Fafnir bilden in unsrer überlieferung eine wolgefügte, einheitliche sage. trotzdem ist es möglich, dass sie aus einer älteren, einfacheren sage hervorgegangen ist. der kampf kann älter sein als der aufenthalt bei Regin. ich denke dabei nicht an den indischen mythus, sondern an die bekannte stelle im Beowulf, wo als eine heldentat Siegmunds nur der kampf mit dem wurm und die erwerbung des schatzes erwähnt wird. dass da dieselbe tat gemeint ist, die Siegfried vollbringt, ist ja unzweifelhaft. ob sie vom vater auf den sohn übertragen ist, wie Mogk annimmt, oder umgekehrt vom sohn auf den vater, wie Boer glauben möchte (s. 94), lass ich dahingestellt. wahrscheinlicher als beide annahmen ist vielleicht eine dritte, dass Siegmund und Siegfried dasselbe wesen bezeichnen, obschon sie in der sage als zwei personen, als vater und sohn gelten[1]. —

Der zweite act in Siegfrieds leben ist die erlösung der Sigrdrifa-Brünhild. nach der meinung des vf.s wäre dieser teil der sage daraus entstanden, dass zwei verschiedne, aber denselben typus darstellende märchen auf Siegfried übertragen wären. wie man sich das vorstellen soll, ob er meint, dass zwei leute unabhängig voneinander auf den einfall gekommen sein sollen — das wäre gewis unwahrscheinlich — oder ob ein jüngerer an die stelle des älteren märchens ein andres ähnliches setzte, darüber spricht er sich nicht aus. genug, an den anfang setzt

[1] auffallend ist, dass es im Beowulf von dem tödlich getroffenen drachen heifst: *wyrm hát gemealt*, 'der wurm heifs zerschmolz'. entspross diese wendung aus der symbolischen bedeutung des schwertes? und hängt damit zusammen, dass Siegfried in der Ths. den drachen nicht mit dem schwert, sondern mit einem feuerbrand erschlägt? und ist die annahme, dass er durch das bad im drachenblut eine hornhaut erhielt, vielleicht durch eine ältere veranlasst, dass er in dem geschmolzenen schuppenpanzer badete? — jedesfalls ist das baden im blut erst ein jüngerer ersatz für das bluttrinken und das herzessen der nordischen sage, und allgemein anerkannte, auch von Boer geteilte ansicht ist, dass dies auf dem glauben beruht, man eigne sich dadurch die kräfte des getöteten an. aber mit unrecht denkt Boer dabei nur an die stärke des wurms. nicht darauf kam es an. was den drachen vor allem auszeichnet, ist sein harter und undurchdringlicher panzer. die unverwundbarkeit, die dem lichtgott als eine natürliche eigenschaft zukam, wurde von der sage als eine erworbene hingestellt. dem sammler der Eddalieder, der Siegfried auch Regins blut trinken lässt, scheint der sinn nicht mehr deutlich gewesen zu sein. in der deutschen sage ist der alte zug durch das verständlichere bad ersetzt.

er zwei verschiedene erzählungen. das ziel beider war die erlösung einer im zauberschlaf ruhenden jungfrau. in der einen erlöst der held sie dadurch, dass er das zauberkleid zerschneidet, in der andern durch das namentabumotiv; dort haust sie auf einem hohen berge, hier auf einer fernen insel; dort stellt sich dem helden die waberlohe als hindernis entgegen, hier das weite meer. ich vermag von dieser doppelheit nichts wahrzunehmen. von dem namentabumotiv kann überhaupt nicht die rede sein, ebensowenig von einem hindernis, das der held zu überwinden hatte. nirgends wird das wasser als solches angesehen, die waberlohe wol später, wo Gunther um Brünhild wirbt, aber nicht bei diesem ersten besuch. die verschiedenheit des locals ist da, aber sie ist unwesentlich. nur darauf kam es an, die jungfrau dem menschlichen verkehr zu entrücken, ob man sie auf einen hohen felsen oder auf eine entlegene insel setzte, war gleichgültig. nicht auf zwei verschiednen märchen beruht unsre überlieferung, sondern auf einer sage, deren wunderbare und rätselhafte voraussetzungen die dichtung in menschlich-natürliche verhältnisse hinüber zu führen gesucht hat.

Drei darstellungen kommen in betracht: die Sigrdrifumǫl, die Vǫlss. c. 24 und die Ths. dem ursprünglichsten am nächsten sind die Sgdrm. geblieben, die einzige quelle, in der noch von einer erlösung die rede ist. hier ligt die jungfrau auf einsamem felsen in einer schildburg, angetan mit einer brünne, die sie so fest umschloss, als wäre sie ans fleisch gewachsen. Siegfried erweckt sie, indem er mit seinem schwert die brünne zerschneidet. die beiden andern darstellungen haben den zauberschlaf und die wunderbare brünne fallen lassen und durch nichts anderes ersetzt. nur an der abgeschiedenheit der jungfrau halten sie noch fest. in der Vǫlss. bewohnt sie mit ihrem weiblichen gesinde, jedem manne den zutritt versagend, einen prachtvoll ausgestatteten turm — der vf. verlangt, dass man dabei an die türme von Isenstein im Nibl. denke —, in der Ths. sitzt sie mit ihren knechten und rittern in der wol verwahrten burg Seegard. das verhältnis der drei darstellungen ligt so einfach und klar, dass es wol noch niemand anders aufgefasst hat. ich begreife nicht, wie der vf. dem gegenüber seinen willkürlichen doppelbau hat errichten mögen.

Dass ich den ursprung der sage nicht in einem oder zwei märchen suche, ist selbstverständlich. selbst wenn die übereinstimmung sich ungezwungen ergäbe, würd ich es nicht wagen, aus diesen jüngsten niederschlägen einer allen möglichen einflüssen ausgesetzten volkstümlichen überlieferung uralte heldensagen wie die von Hilde und Siegfried zu erklären. erst wenn es gelungen wäre, die geschichte der einzelnen märchen zu ergründen und ihre existenz für die ersten jahrhunderte unsrer zeitrechnung nachzuweisen oder wahrscheinlich zu machen, würd

ich den versuch für methodisch berechtigt ansehen. unbedenklich geb ich auch hier der alten symbolischen auffassung den vorzug. die in ihrer festen brünne im schlummer liegende jungfrau ist die unter winterlichem schnee und eis erstarrte natur. das schwert Siegfrieds, der sonnenstrahl des lenzes, durchschneidet den panzer und erweckt sie zu neuem leben.

Das ganze wesen der Sigrdrifa kann freilich in dieser einen vorstellung nicht erschöpft sein. überall in unsrer sage erscheint sie als die wissende. die lehrhaften sprüche, die ihr in den Sgdrm. in den mund gelegt werden, mögen ursprünglich in einem andern zusammenhang gestanden haben und gar nicht für sie bestimmt gewesen sein; aber dass man sie zur verkünderin dieser dunkeln runenweisweit machte, setzt doch voraus, dass man in ihr ein wesen sah, dessen blick in geheimnisvolle tiefen drang. in der Ths. belehrt sie Siegfried über seine herkunft. in der Vǫlss. enthüllt sich ihrem prophetischen geist die dunkle zukunft. sie ahnt das unheil, das aus ihrer verbindung mit Siegfried entsteht, sie legt der Gudrun ihre träume aus und sagt Gunther sein geschick voraus. man wird nicht umhin können, diese überall festgehaltne vorstellung für einen ursprünglichen zug ihres wesens anzusehen. aber zu der annahme, dass sie die aus den winterbanden befreite erde sei, passt er nicht. wie sollte solches wissen dem dunkeln schofs der erde entsteigen. 'die sonne bringt es an den tag!' als die sonne muss die allwissende Sigrdrifa aufgefasst sein. wie Siegfried als lichtgott sowol auf den sommer als auf den tag bezogen werden kann, so haben sich auch in der Sigrdrifa zwei vorstellungen verbunden: das junge jahr weckt die keimkraft der natur, der junge tag die sonne. dem jungen tage gilt in den Sgdrm. der erste grufs der erwachten jungfrau, der fruchtbaren flur der zweite. die morgenröte geht der sonne voran und zeigt, wo sie ruht. als Siegfried zum Hindarfjall hinaufsteigt, heifst es in der einleitung zu den Sgdrm., sah er auf dem berge ein helle slicht, als ob feuer darauf brennte, und der schein leuchtete zum himmel empor.

Wer der Sigrdrifa diese bedeutung zuerkennt, wird nicht zweifeln, dass die belehrung, die sie Siegfried über seine herkunft gibt, ein alter zug der sage ist, obwol nur die Ths. ihn erwähnt. wie gut er zu dem wesen der wissenden jungfrau passt, ligt auf der hand. die nordische überlieferung hat ihn vergessen oder ausgeschieden. eine version, die Siegfrieds mutter als königin im reiche Alfs leben und dem herangewachsenen sohn die bruchstücke von dem edeln schwert seines vaters überreichen lässt, konnte diesen zug überhaupt nicht mehr brauchen. ebenso seh ich die rosswahl als alt an. sie kommt auch in der nordischen sage vor, aber früher, während er noch unter Regins mundschaft steht. ganz kurz, in einer abgerissenen notiz, wird sie in der einleitung der Reginsmǫl erwähnt, ausführlich in

der Vǫlss. c. 13 erzählt. dass sie an dieser stelle nicht echt ist, ist schon daraus zu schliefsen, dass Siegfried das pferd noch gar nicht braucht, weder in seinem kampf mit dem drachen, noch bei dem besuch der Sigrdrifa. ihr ursprünglicher platz war der, den die Ths. ihr anweist. wenn der tag aus der dämmerung hervorgetreten ist und die sonne auf ihrem lager geweckt hat, beginnt er seinen rastlosen lauf, der ihn am abend zum ziel führt. die bestätigung, dass die rosswahl schon in der alten sage, auf der sowol die Ths. als die nordische überlieferung beruht, bei der Brünhild stattfand, gibt die figur Heimes. die Ths. bezeichnet an einer andern, mit der Siegfriedssage nicht verbundenen stelle, wo sie ausführlich von dem gestüt der Brünhild berichtet, Heime als dessen verwalter, und diesen Heime kennt auch die Vǫlss. in der nähe seines hofes steht der turm der Brünhild; er wird als ihr pflegevater bezeichnet, bleibt aber eine ganz müfsige figur. die saga hat eben nur den namen behalten, bezeugt aber dadurch, dass die Ths. glauben verdient.

Schwer ist zu entscheiden, wie die scene ursprünglich schloss. die Ths. und die nordische überlieferung setzen übereinstimmend voraus, dass Brünhild den jungen helden als ihren befreier erwartet und willkommen heifst; aber nur in der nordischen überlieferung (Vǫls. c. 21) kommt es zum liebesgeständnis und zur verlobung. die Ths. weifs nichts davon, und ich halt es nicht für unmöglich, dass sie auch in diesem puncte recht hat. denn wenn es einerseits als möglich erscheint, dass der erzähler die verlobung fortliefs, weil es ihm seltsam vorkam, dass der verlobte gleich weiter zieht, so ist es anderseits auch möglich, dass in der nordischen sage, nachdem sie rosswahl und belehrung verloren hatte, die verlobung hinzugefügt wurde, um der scene einen neuen gehalt und einen gewissen abschluss zu geben. ich neige zu der annahme, dass es in der tat so war. denn auch die älteste version der werbungsscene setzt eine verlobung nicht voraus (s. u.), und später, in den klagen der Brünhild, wird stärker betont, dass sich ihr eignes stilles gelübde nicht erfüllt, als dass Siegfried seinen schwur gebrochen habe. für ganz ausgeschlossen halt ich, was manche und unter ihnen auch Boer für das ursprüngliche ende der scene halten, eine vermählung des jungen paares. das erlösungsmärchen führt freilich zu glücklicher heirat; unsre sage aber, die gerade den moment ins auge fasst, wo die sonne ihr lager verlässt, bot dazu keine gelegenheit[1].

[1] merkwürdig ist, wie nahe sich unsre sage mit dem berührt, was die Parzivalsage von der jugend ihres helden erzählt. auch Parzival wächst in der einsamkeit auf. seinen vater hat er nicht gekannt, ängstlich hütet ihn die mutter vor dem verkehr mit der welt. sie stirbt vor schmerz, da er, ein noch unerwachsener knabe, einem unwiderstehlichen drange folgend, hinauszieht, unbekannt mit den sitten der welt, unbekannt mit seinem geschlecht, aber trotz seiner täppischen unbeholfenheit überall bewundert und willkommen geheifsen, eine lichtgestalt wie Siegfried. wie Siegfried

Erweckung, belehrung und rosswahl bildeten den inhalt der alten scene. jüngere erfindung ist, was in einer episode der Sigrdrifumǫl erzählt wird: Odin habe die jungfrau, weil sie gegen seinen willen dem Agnar den sieg verliehen hatte, zur strafe in schlaf versenkt und bestimmt, dass sie sich vermählen solle, sie aber habe ihrerseits gelobt, sich keinem manne zu vermählen, der sich fürchten könne. die erzählung soll ähnlich wie die erzählungen von Siegfrieds geburt den zustand erklären, den die ältere sage voraussetzte[1]. dass sie einer jüngern sagenschicht angehört, ergibt sich auch daraus, dass die jungfrau als walküre aufgefasst ist. denn dass sie das nicht von jeher war, hat man längst richtig bemerkt. die brünne, in der Siegfried das schlafende weib findet, wird, wie Boer bemerkt, die erfindung angeregt haben[2]. die namen Hilde und Brünhilde können natürlich nicht älter sein. ursprünglich hiefs sie Sigrdrifa oder war durch ein

dem Fafnir seinen namen nicht zu nennen weifs, ergeht es dem Parzival: *bon fiz, schier fiz, bêá fiz*, sagt er, habe man ihn genannt. dass er Parzival heifst und ein Anschewin sei erfährt er erst von Sigune. und diese Sigune trägt, wie schon Bartsch vermutet hat (Germ. stud. 2, 141), einen germanischen namen : Sigune di. Sigwine (vgl. Sigrdrifa und Siegfried). ich zweifle nicht dass die jugendgeschichte Parzivals auf der Siegfriedssage beruht, und glaube dass auch sein erstes abenteuer, die begegnung mit Jeschute, aus ihr stammt. wie Siegfried, nachdem er das elbenreich verlassen hat, in der einsamkeit in goldglänzender schildburg die Sigrdrifa findet, so findet Parzival unter kostbarem zelt auf einsamem wiesenplan die schlafende Jeschute. ungestüm stürzt er sich auf sie, schliefst sie in seine arme und raubt ihr kuss und ring, aber nicht weil ihn sinnliches verlangen triebe — im gegenteil, die scene soll zeigen dass sein kindlich reines gemüt von liebe noch nichts weifs —, sondern weil er unverständig einer weisung seiner mutter folgt. vielleicht geht der zusammenhang noch weiter. von Parzival wird zweimal erzählt, dass er ein ritterross gewinnt, das eine bald nach der begegnung mit Sigune in der nähe von Artus hoflager, das andre im kampf mit den Templeisen in der nähe der Gralsburg. selbst die bedeutung, die den reichen des Artus und des Gralkönigs ursprünglich zugekommen zu sein scheint, erinnert an das dunkle reich der Nibelunge. Parzival erregt am hofe Artus nicht geringere bewunderung als Siegfried, da er in den hof Gunthers einreitet. — die walisische bauerntracht, in der Parzival von seiner mutter entlassen wird, schildert und benennt die Eirikssaga. als Leif nach Grönland segelte und Amerika entdeckte, hatte er zwei Schotten bei sich, Haki und sein weib Hekja. *þau vóru svá búin, at þau hǫfdu þat klædi, er þau kǫlluðu biafal; þat var svá gǫrt, at hǫttrinn var á upp, ok opit at hliðum, ok engar ermar á, ok knept í milli fóta; helt þar saman knappr ok nezla, en ber vǫru annars staðar.*

[1] es sind zwei ganz verschiedene schicksalsbestimmungen, denen Brünhild in dieser einleitung unterworfen wird; und die lose aneinanderreihung lässt vermuten, dass sie ursprünglich nicht zusammengehörten. dass Odin sie mit dem schlafdorn sticht, bildete die einleitung zu der ersten begegnung mit Siegfried; dass er die ehe über sie verhängt, weist auf die spätere erwerbung für Gunther (s. u.).

[2] übrigens ist zu bemerken, wie die annahme, dass Brünhild walküre ist, in den jüngern zweigen der nordischen sage weiter wächst. die Sgdrm. nehmen an, dass ihr wildes gewerbe der vergangenheit angehört, Vǫls. c. 24. 27. 29, dass sie es fortsetzen will.

ähnliches mit *sigr-* zusammengesetztes wort, in dem ihre beziehung zu Siegfried zum ausdruck kam, bezeichnet.

Ich wende mich zu dem dritten abschnitt in Siegfrieds leben. nirgends sind mir die darlegungen des vf.s weniger glaublich als da, wo er die werbung Gunthers zu erklären sucht. in der Ths., meint er, sei die ursprünglichste form der sage enthalten. aber nimmer kann ihr verhunzter bericht alte sage sein, unmöglich kann auch der dichter der Sgkv. sk. sich die entwicklung der handlung so vorgestellt haben, wie der vf. annimmt, und undenkbar ist, dass die ganze scene aus dem bedürfnis entstanden sei, Siegfried von seiner braut zu befreien und Gunther zu einem weibe zu verhelfen. wie hätte in der verfolgung dieses leicht zu erreichenden zieles ein dichter darauf verfallen sollen, Siegfried in die gestalt Gunthers zu kleiden und ihn gar das lager der für den freund bestimmten frau teilen zu lassen. diese höchst eigentümliche vorstellung : Siegfried in der gestalt Gunthers auf dem lager der Brünhild, muss einen andern ursprung haben. sie bildet den kern der scene, in ihr muss ihre ursprüngliche bedeutung gesucht werden. ich halte an der auffassung fest, die ich im Anz. XVIII s. 72f ausgesprochen habe, ich sehe in der scene ein bild des sonnenuntergangs. wie der junge tag am morgen den berg erklimmt und die schlafende Sigrdrifa weckt, um dann schnell weiter zu ziehen, so kehrt er abends zu ihr zurück. wachend erwartet sie ihn jetzt, wider von der waberlohe umgeben, jetzt der abendröte. aber er kommt nicht mehr leuchtend und jugendfrisch wie am morgen, sondern in der dunkeln gestalt Gunthers, um müde an ihrer seite auszuruhen. das bedeutet der gestaltentausch und das beilager, beide sinken in das reich der nacht hinab; das bedeutet die werbung für Gunther. — der zweite besuch Siegfrieds bildet das gegenstück zum ersten; doch nicht ganz. in den Sigrdrifumǫl bezeichnet Siegfried sowol den tag als den sommer und dementsprechend die Sigrdrifa sowol die sonne als die vom winter gefesselte natur. hier haben wir es nur mit tag und sonne zu tun.

Wesentlich verschieden wird in beiden scenen die waberlohe aufgefasst. in der ersten ist sie nur eine begleitende naturerscheinung, in der zweiten ein hindernis, das nur Siegfried auf seinem aus dem gestüt der Brünhild stammenden ross überwinden kann. die umdeutung erklärte, dass Gunther sich der hilfe Siegfrieds bedienen muste, und ermöglichte weiterhin, dass Brünhild in der waberlohe ein mittel sah, durch das sie sich den mann, den die natur ihr bestimmt und sie sich erwählt hatte, glaubte sichern zu können. in gleichem schritt änderte sich ihr verhältnis zu Siegfried. tag und sonne gehören zusammen. es war selbstverständlich, dass Brünhild, als Siegfried sie hinter ihrem flammenwall aufsuchte, willig den platz auf ihrem lager einräumte : als walküre aber wählt sie ihre lieblinge; nur dem

unerschrockensten, kühnsten helden will sie gehören, jeden andern hält die waberlohe ab. schliefslich wird sie zur männerfeindin überhaupt und hofft durch die waberlohe oder die sie vertretenden kampfspiele jedem freier sich entziehen zu können. — hiernach führ ich die hauptformen der sage an.

Die älteste, die aus der nordischen überlieferung zu erreichen ist, hatte folgenden inhalt. Brünhild wohnt einsam, von waberlohe umschlossen, auf dem Hindarfjall. Gunther will sie erwerben. da er nicht imstande ist, den flammenwall zu durchreiten, tauscht Sigurd seine gestalt mit ihm und sprengt statt seiner durch das feuer. die bedingung ist erfüllt; in der nacht ruht er an ihrer seite, aber das schwert trennt sie. am morgen tauschen sie ringe. darauf kehrt Siegfried zu Gunther zurück. vertrauensvoll, ohne ahnung eines betrugs hat Brünhild Gunther zum gemahl genommen, zufrieden lebt sie an seiner seite, bis die enthüllungen der Gudrun ihr die augen öffnen. das ist im wesentlichen der inhalt der erzählung in den Skáldskaparmǫ́l; nur dass im anfang verwantschaftlicher beziehungen zu Atli und Budli gedacht wird, und der ring, den Siegfried ihr überreicht, als jener geheimnisvolle ring Andvaranaut bezeichnet wird, der, mit dem fluche des zwerges beladen, schon Hreidmar und seinen söhnen verderben gebracht hat, notizen, die nur dazu dienen, die scene mit den vorangehnden teilen der erzählung zu verbinden. aber die verbindung bleibt ganz äufserlich. in dem verhalten der Brünhild zu dem scheinbaren Gunther tritt nichts hervor, was darauf schliefsen liefse, dass sie einen andern erwartete oder gar sich einem andern verlobt hätte. irgend welche beziehungen auf den ersten besuch Siegfrieds finden nicht statt. Brünhild ist sogar stolz auf ihre vermählung mit Gunther, und gerade dieser stolz ist es, der Gudrun zu ihren vernichtenden enthüllungen reizt. beim bad im flusse bricht der streit aus. Brünhild will auf ihrem kopfe nicht das wasser dulden, das aus den haaren der Gudrun fliefst, und diese vergilt die kränkung mit dem vorwurf, dass Brünhild Siegfrieds kebse sei. eine sage, der diese höchst altertümliche scene angehört, muss sehr früh ausgebildet sein, und Boer will uns glauben machen, sie sei die dritte stufe einer entwicklung, deren vorbedingung erst dadurch geschaffen wäre, dass der historische Burgundenkönig Gunther durch vermittlung der Nibelungensage in die Siegfriedssage gedrungen war. undenkbar! zu den kern- und keimpuncten der Siegfriedssage gehört die scene freilich nicht. wie noch jetzt Siegfrieds drachenkampf und sein besuch der Sigrdrifa unverbunden nebeneinander stehn, so ursprünglich auch die werbung und der mord. die haderscene ist erst als verbindendes mittelglied geschaffen. aber sie beweist durch ihre altertümliche gestalt, in wie ferner vorzeit der grund zur sage gelegt sein muss. — jünger als die werbung, vielleicht auch jünger als die haderscene ist die oben

(s. 90 anm. 1) erwähnte einleitung, nach der Odin es über Brünhild verhängt hat, sich zu vermählen, und sie dagegen gelobt hat, nur den zum manne zu nehmen, der den flammenritt wagte. denn die haderscene finden wir auf dem ganzen gebiet der sage, die einwürkung Odins nur in der nordischen überlieferung.

Eine zweite version ligt dem 26 cap. der Vǫlss. zugrunde. sie unterscheidet sich von der ersten dadurch, dass sie Siegfrieds ersten besuch und seine verlobung voraussetzt, das beilager und die haderscene aber entbehrt. die erste änderung zeigt das bemühen, die einzelnen teile der sage enger zu verbinden, die andere unverständlich gewordenes zu beseitigen. denn dass Siegfried, obwol er Brünhild für Gunther erwirbt, dennoch ihr lager besteigt, findet zwar in der symbolischen bedeutung der scene seine erklärung, muste aber ganz rätselhaft erscheinen, nachdem diese vergessen war. mit dem beilager fiel die haderscene, denn Gudrun entbehrte nunmehr das beweisstück für ihre anklage, den ring[1]. — den verlauf, den die handlung in dieser version nahm, hat Boer richtig erkannt. er vereinigt die hierher gehörigen teile der saga in seiner Sgkv. meiri. die erzählung spinnt den faden weiter, den die saga in c. 23. 24 angeknüpft hat. Brünhild wohnte bei ihrem pflegevater Heime. an ihn wenden sich Gunther und seine gefährten zuerst. er begrüfste sie freundlich, erklärte aber, Brünhild habe über sich selbst zu entscheiden, und sie werde den allein zum manne nehmen wollen, der durch das lohende feuer ritte, das um ihren saal brenne. darauf folgt der flammenritt und eine unterredung zwischen Brünhild und Gunther-Siegfrid, die auf denselben trüben ton des zweifels und der sorge gestimmt ist, wie das gespräch in c. 24, in dem sie widerstrebend, ihr schweres geschick voraussehend, die hand zur verlobung reicht. zweifelnd betrachtet sie den mann, der auf seinen schwertknauf gestützt vor ihr auf dem estrich steht und ihr seine hand anträgt. sie weifs, dass nur Siegfried die waberlohe durchreiten kann, und vermag ihn in der gestalt, die sie vor sich sieht, nicht zu erkennen. 'sie antwortete mit kummer von ihrem sitze wie ein schwan von der woge und hatte das schwert in der hand und den helm auf dem haupte und war in der brünne : "Gunnar", sagte sie, "rede nicht solches zu mir, wenn du nicht vortrefflicher bist, als jeder andere. . . ich war im kampf mit dem Gardakönig und meine waffen waren gefärbt mit männerblut, und darnach verlangt mich noch!"

[1] wer es unglaublich findet, dass ein dichter diese äufserst würksame scene ausgeschieden habe, mag annehmen, dass er von einer sagenform ausgieng, in der dies bindeglied zwischen der werbung und Siegfrieds mord noch fehlte. jedesfalls scheint mir die annahme einer version, die sich ohne sie behalf, unentbehrlich. schon im Anz. XVIII 80 anm. hab ich das bemerkt, Boer ist zu demselben ergebnis gekommen. als ein notwendiges zwischenglied zwischen Ths. und Nibl. (Boer s. 44) vermag ich aber diese darstellung nicht anzuerkennen.

aber er verweist sie auf ihr gelübde : "manche heldentat habt ihr vollbracht; doch gedenket nun an euer gelübde, falls dies feuer durchritten würde, dass ihr dem manne folgen wolltet, der das vollbrächte'. und sie fand nun, dass er vollkommen recht habe'. hiermit hatte die unterhandlung ihr ziel erreicht. was in der saga zunächst folgt, dass Brünhild ihn freundlich begrüfst und drei nächte das lager mit ihm teilt, gehört nicht mehr dazu : mit dem freundlichen grufs lenkt der bericht offenbar in die ältere version ein (oder in die dritte) und kehrt erst, nachdem er deren inhalt angegeben hat, zu der jüngern zurück. der zusammenhang war folgender : nachdem Brünhild anerkannt hatte, durch ihr gelübde gebunden zu sein, kehrte Siegfried zu seinen gesellen zurück. es folgte der abschiedsbesuch bei Heime, die unterredung zwischen Heime und Brünhlid und dann die hochzeit im reiche Gunthers[1]. ein beilager Siegfrieds hatte nicht stattgefunden; für die haderscene war kein raum. wozu hätte sie in diesem zusammenhange dienen sollen? Brünhild weifs, dass ihr der mann, den sie allein liebte, nicht zu teil geworden ist, sie weifs, dass er sein gelübde gebrochen hat, und sieht ihn mit grimmem schmerz an der seite einer andern, sie weifs auch, dafs sie selbst, gebunden durch einen frühern eid, ihren treuschwur nicht hat halten können, sie ahnt, dass sie betrogen ist und dass Siegfried bei dem betruge geholfen hat. unter diesen umständen war die alte haderscene zwecklos und unmöglich; die bedingungen zu Siegfrieds mord waren ohnehin gegeben (vgl. die schönen strophen der Sgkv. sk. 6—12). eine auseinandersetzung zwischen den beiden schwägerinnen gehört auch zu dieser jüngern version, aber sie trägt einen ganz andern charakter. in der Vǫlss. c. 28 folgt sie zusammenhangslos unmittelbar auf den streit beim bade. Gudrun sieht mit kummer, dass schweres leid auf Brünhild lastet. sie möchte den grund erfahren und will sie selbst fragen. Siegfried warnt sie, doch vergebens. es folgt die unterredung, in

[1] auch einige andre angaben sind dem contaminierenden bearbeiter zuzuschreiben. die flüchtige art, in der Budli an der handlung beteiligt wird, vermutlich der ring Andvaranaut, und dass der gestaltentausch auf die zauberkraft der mutter Grimhild zurückgeführt wird, selbstverständlich die erwähnung der Aslaug. dagegen wird ein widerspruch zwischen der unterredung der Brünhild mit Siegfried und der mit Heime von anfang an vorhanden gewesen sein. der dichter, der die scene gestaltete, setzte voraus, dass Brünhild sich mit Siegfried verlobt habe, durfte sie aber in dem gespräch mit Gunther-Siegfried nicht offen erklären lassen, dass sie Siegfried erwarte und als ihren mann anerkenne. sie muste sich, damit die weitere entwicklung der handlung überhaupt möglich erscheine, darauf beschränken, ihrem zweifel und ihrer enttäuschung ausdruck zu geben. wenn sie also Heime gegenüber sagt, sie habe dem manne, der zu ihr gekommen sei, erklärt, dass sie Siegfried als ihren gatten ansehe und dieser allein ihre waberlohe durchreiten werde, so entspricht das wol den verhältnissen, die das gespräch mit Gunther-Siegfried voraussetzt, aber nicht den worten, die sie dort gebraucht hat.

der Gudrun freundlich und milde die von mistrauen, eifersucht und hass verzehrte Brünhild zu trösten und zu beschwichtigen sucht. weiter gehört zu dieser version das lange gespräch zwischen Siegfried und Brünhild, Vǫlss. c. 29, in dem alle möglichkeiten den unentwirrbaren schicksalsknoten zu lösen erwogen werden.

Eine dritte version, die durch ihren inhalt der ersten näher steht, bezeugt ein gespräch zu anfang des 29 cap. der Vǫlss., das Brünhild, nachdem der betrug enthüllt ist, mit Gunther führt. 'was machtest du mit dem ring, den ich dir gab und den könig Budle mir beim letzten abschied geschenkt hatte?' ist ihre erste frage. dann erzählt sie, wie es bei der werbung hergegangen war. die Gjukunge waren zu ihrem vater Budle gekommen und hatten ihn mit krieg bedroht, wenn er ihnen nicht seine tochter gäbe. dieser fragte sie, wen von denen, die gekommen wären, sie nehmen wolle. 'ich aber erbot mich das land zu verteidigen und häuptling zu sein über ein dritteil des heeres. da war unter zwei dingen zu wählen, dass ich dem mich vermählen müste, so er wollte, oder alles gutes und seiner freundschaft verlustig sein. doch sagte er, seine freundschaft würde mir besser frommen als sein zorn. da überlegte ich bei mir, ob ich seinen willen tun oder manchen mann erschlagen sollte. doch fühlte ich mich unfähig mit ihm zu streiten. und es kam dahin, dass ich mich dem verhiefs, der auf dem rosse Grane mit Fafnis erbe geritten käme und durch meine waberlohe ritte'. offenbar ist diese erzählung eine um- und weiterbildung der scene, die der ersten version zur einleitung diente. der vater Budli ist an die stelle Odins getreten, das väterliche machtgebot an die stelle der schicksalsfügung. das ganze aber erscheint als ein teil der sage, die mit c. 25 beginnend die ersten abschnitte von Siegfrieds leben wie unser Nibelungenlied beiseite schob und alles folgende bis zum untergang der Nibelunge als einen kampf zwischen den beiden geschlechtern der Budlunge und Gjukunge ansah. der charakter der Brünhild ist hier anders aufgefasst, als in der zweiten version. dort schwermütig und grüblerisch, hier berechnender, schatzlüstern und zornmütig. in der zweiten ligt sie in stummem harm auf ihrem lager, hier rast sie, droht Gunther zu erschlagen und webt so heftig, dass die fäden zerreifsen. wenigstens zweifle ich nicht, dass diese züge des 29 cap.s aus der dritten version genommen sind. der verlauf der handlung ist aber nicht sicher zu erkennen. nur so viel ergibt sich aus der frage: 'was machtest du mit dem ringe?' etc., dass das beilager Siegfrieds und die haderscene auch in dieser version vorkamen[1].

[1] Boer sucht auch diese version bis ins einzelne zu reconstruieren und teilt den zusammenhängenden text dieser 'Sgkv. yngri' auf s. 201 f mit. ich glaube nicht, dass unsre überlieferung für einen solchen versuch eine genügende grundlage bietet. insbesondre bezweifle ich, dass Vǫlss. c. 27,

Eine mittlere stellung nimmt die Sgkv. sk. ein. Brünhild ist milder gezeichnet, wie in der zweiten version, der verlauf der handlung ist im wesentlichen derselbe wie in der dritten, nur dass der bruder Atle an stelle des vaters Budle steht[1]. auch die drei strophen 37—39 braucht man nicht als interpoliert anzusehen, wenn man mit Bugge str. 39 auf str. 35 folgen lässt (Boer s. 83f). — auf die abweichenden angaben in andern liedern will ich nicht eingehn.

Alle überlieferungen der nordischen sagenform stimmen darin überein, dass Brünhild die notwendigkeit sich zu vermählen, mag sie durch das schicksal oder durch die umstände und den zwang der verwanten gegeben sein, anerkennt; nur die wahl des gatten will sie sich sichern. daneben aber zeigt sich früh, dass sie die notwendigkeit ungern und widerwillig anerkennt. was ursprünglich naturbestimmung gewesen war, wurde, als sie zur walküre gemacht war, zum auferlegten zwang, dem sie sich zu entziehen sucht. sehr stark tritt das schon in der dritten nordischen version hervor, noch weiter gieng in derselben richtung die deutsche sage. in ihr will Brünhild jungfrau bleiben und sucht selbst, als sie sich der vermählung nicht mehr entziehen kann, ihren jungfräulichen stand zu behaupten. die sage gewann dadurch ein mittel, Siegfrieds beilager zu motivieren. da Gunther nicht imstande ist, dem weibe mit dem magdtum ihre kraft zu nehmen, muss er Siegfried auf das ehebett der frau rufen. in ihrer ursprünglichen form ist diese burleske scene in der Ths. erhalten. der dichter des Nibelungenliedes ist zu dem keuschen beilager zurückgekehrt, hat dadurch aber dem zusammenhang der sage einen empfindlichen schaden zugefügt. in der Ths. nimmt Siegfried noch den ring der Brünhild als zeichen der vollzogenen vermählung, im Nibl. entwendet er ihn, so dass er nachher in der streitscene eigentlich gar keine beweiskraft haben kann.

Wenn Brünhild Gunther ins ehegemach folgte, so muss selbstverständlich etwas vorangegangen sein, was sie dazu gezwungen hatte. im Nibl. sind es die kampfspiele. durch sie ist wie in der nordischen sage durch den flammenritt die bedingung erfüllt, an die Brünhild ihre vermählung geknüpft hatte. in der Ths. lässt sie sich durch Siegfrieds überredungskunst überwinden. als Gunther und seine genossen zur Brünhild gekommen sind, hat sie zunächst eine unterredung mit Siegfried. er setzt ihr

60—66. 28, 1—16 dieser version gemäfs sind. dagegen mag er aus manchen berührungen mit der Ths. mit recht schliefsen (s. 72. 76f. 80f), dass diese dritte version unter der einwürkung einer jüngern in Deutschland gebildeten sagenform entstanden ist. vielleicht verdankte sie ihr noch mehr, als er annimmt; s. 97 anm.

[1] ob Budle an die stelle Atles getreten sei (Boer s. 54f), ist mir zweifelhaft, obschon die Eddalieder dafür sprechen. das umgekehrte könnte durch den wunsch veranlasst sein, Atles tod als bufse für seine schuld erscheinen zu lassen.

auseinander, warum er Gudrun zum weibe genommen habe. sie habe den vorzug gehabt zu einer mächtigen sippe zu gehören, während Brünhild allein stehe in der welt. sie könne nun nichts besseres tun, als seinen freund Gunther zum manne zu nehmen. diesem vernünftigen vorschlag folgt sie. warum sie sich dann nachher doch gegen Gunther streubt, bleibt freilich unerklärt. dass diese unglaublich nüchterne und törichte erzählung nicht, wie Boer annimmt, die ursprünglichste gestalt der sage ist, seh ich als selbstverständlich an. es fragt sich nur: was bot dem erfinder die vorlage, die er so greulich verunzierte? ich vermute, dass er ein gespräch zwischen Siegfried und Brünhild schon vorfand, und schliefse daraus weiter, dass Brünhild noch nicht in kampfspielen, sondern durch den flammenritt überwunden wurde; denn nur dieser gab gelegenheit zu einer sonderunterredung. die handlung wird ähnlich verlaufen sein wie in der zweiten nordischen version. Siegfried ist durch die waberlohe zur Brünhild vorgedrungen. sie muss zugeben, dass ihre bedingung erfüllt ist und folgt Gunther in sein reich. dort spielte sich dann die scene im ehegemach ab. dieselbe grundlage setzt das Nibl. voraus. beide deutsche bearbeitungen haben den wunderbaren flammenritt nicht mehr anerkennen wollen. im Nibl. ist er durch eine neue erfindung ersetzt, die Ths. hat ihn ganz fallen lassen und, um den zweck, dem er ursprünglich diente, zu erreichen, dem gespräch zwischen Siegfried und Brünhild einen neuen inhalt gegeben. ebenso haben beide überlieferungen den rätselhaften gestaltentausch aufgegeben. die Ths. begnügt sich mit einem kleidertausch, das Nibl. hat die tarnkappe zur hilfe genommen. doch ist diese änderung verhältnismäfsig spät eingetreten. sie muss jünger sein als die erfindung der kampfspiele; denn nur wenn Siegfried in Gunthers gestalt der Brünhild gegenüber tritt, kann man sie sich vorstellen[1].

Für den vierten act der Siegfriedssage genügen wenige bemerkungen. selbstverständlich seh ich auch in ihm wie die älteren forscher symbolische darstellung eines naturvorganges, nicht eine beliebige geschichte von einem habgierigen schwager.

[1] die scene im ehegemach ist nur durch die Ths. und das Nibl. bezeugt, und doch möcht ich annehmen, dass sie auch im norden nicht unbekannt war. wenn in der dritten nordischen version Brünhild Gunther fragt: 'was machtest du mit dem ring, den ich dir gab und den könig Budli mir zum abschied schenkte?', so scheint daraus zu folgen: 1) dass Siegfried gelegenheit gehabt hatte, einen ring als zeichen der vermählung von ihr zu erlangen, und 2) dass diese gelegenheit sich nicht unmittelbar nach dem flammenritt bot, sondern erst als Brünhild sich von ihrem vater verabschiedet hatte, also in Gunthers reich. so scheint diese version in der tat die scene in das ehegemach zu verlegen. aber die neuerung konnte der alten sage gegenüber nicht zur geltung kommen. auch der dichter der Sgkv. sk., so nahe er der dritten version steht, hält an der annahme fest, dass das beilager auf den flammenritt folgte, denn er erwähnt das trennende schwert.

er bedeutete den wintertod des jahresgottes. im frühjahr hat er mit jugendlicher kraft den winterdrachen getötet, im winter legt er sich müde zur ruhe und wird heimtückisch von dem feindlichen dämon erschlagen[1]. dieser vierte act bildet also zu dem ersten in ähnlicher weise ein gegenstück, wie der dritte zu dem zweiten, und ebenso wenig wie der erste mit dem zweiten war ursprünglich der vierte mit dem dritten verbunden. als die dichtung die verbindung herstellte und Siegfrieds tod auf den schmerz und die eifersucht der Brünhild zurückführte, war die eigentliche bedeutung dieser wol schon ganz vergessen. ursprünglich lag der grund jedesfalls lediglich in dem verhältnis Siegfrieds zu seinen mördern. Boer meint, anfangs habe Hagen allein dem Siegfried gegenüber gestanden. ich sehe dazu keinen grund, glaube vielmehr, dass Gunther von jeher, wie im dritten act so auch im vierten, als der eigentliche herscher im dunkeln reich angesehen wurde, aber doch als ein unkräftiges wesen, das die taten, die es plant, einen andern ausführen lässt, also dasselbe verhältnis wie zwischen Regin und Fafnir. viel berechtigter wäre die frage, ob Hagen nicht etwa aus der Nibelungensage stammt. denn nur die deutsche sage bezeichnet ihn als Siegfrieds mörder, die nordische Gutthorm, den stiefbruder, und es dünkt mich viel wahrscheinlicher, dass die deutsche sage diesen hat fallen lassen, als dass die nordische ihn neu geschaffen hat. denn weshalb sollte sie das getan haben? etwa um Gunther und Hagen von dem vorwurf des treubruches zu entlasten? aber die eigentliche schuld bleibt ja doch auf ihnen. dagegen begreift man leicht, dass, als die Nibelungensage mit der Siegfriedssage verbunden wurde, die kurze rolle Gutthorms auf Hagen übertragen wurde, zumal in der deutschen sage, die dadurch motivierte, dass Hagen gemeinsam mit Gunther den tod erlitt. er, der in der nordischen sage als der lieblingsbruder der Gudrun erscheint, wurde so zum gegenstand ihres grimmigsten hasses. ich bezweifle nicht, dass die sage sich würklich in dieser weise entwickelt hat, und dass Hagen, wenn er in der Siegfriedssage überhaupt erwähnt wurde, sich mit der unbedeutenden rolle begnügen muste, die er in der nordischen sage hat. weder an der werbung um Brünhild noch am morde Siegfrieds ist er wesentlich beteiligt. daraus, dass er in der deutschen sage mit einer

[1] dieselbe oder ähnliche bedeutung wie Siegfrieds mord hat der schuss, durch den der wilde jäger den sonnenhirsch erlegt (vgl. EHMeyer Germ. myth. § 146). spielt diese tiersymbolik in die Siegfriedssage hinüber, wie in dem kampf mit dem drachen? hängt damit zusammen, dass er der Gudrun im traum als hirsch mit goldnen haaren erscheint (Vǫlss. c. 27; vgl. Gudr. II 2. Helg. Hund. II 37)? und dass er auf Fafnis frage, wer er sei, antwortet: *Gǫfugt dýr heitik, en ek gengit hefk enn móþurlausi mǫgr* etc. (Fáfn. 2)? und dass er die Sigrdrifa auf dem Hindarfjall, dem berg der hinde, trifft? vielleicht auch dass er in der deutschen sage im walde auf der jagd getötet wird?

andern person verschmolzen ist, erklärt sich dann, dass er in der nordischen sage als der echte bruder Gunthers angesehen wird, in der Ths. dagegen wie der Gutthorm der nordischen sage als sein stiefbruder, und schliefslich im Nibl. nur als ein ferner stehnder verwanter und untertan; besonders aber auch der eigentümlich gemischte charakter, den er in der deutschen sage hat. die feige tat tückischer arglist kam ursprünglich einem andern zu.

Ähnlich wie mit Hagen muss es mit Gudrun ergangen sein. in der Nibelungensage ist sie wesentlich und unentbehrlich, in der Siegfriedssage spielt sie nur eine secundäre rolle. sie motiviert, dass Siegfried die verlobte der jugend für einen andern wirbt und klärt Brünhild über den betrug auf. sie ist für die dichtung von hohem wert, gehört aber nicht zum kern der sage[1]. auch die haderscene ist erst zur verbindung des dritten und vierten actes geschaffen. der name, den sie ursprünglich hatte, war Gudrun, er bezeichnete sie als mit Gunther zusammengehörig; den namen Grimhild erhielt sie in der Siegfriedssage im gegensatz zur Brünhild. in der nordischen überlieferung behauptete sich jedoch der ältere name, der andre fiel der mutter zu. —

Die untersuchung der sage vom untergang der Nibelunge hat den vf. in manchen nicht unwichtigen puncten zu denselben ansichten geführt, zu denen ich mich bekannt habe. insbesondre stimmt er auch darin mit mir überein, dass die sage sich nicht aus historischen vorgängen herleiten lässt; aber im ganzen ist die übereinstimmung doch gering. dass die sage vom untergang der Nibelunge im grunde identisch sei mit der von Siegfrieds tod, dass Gunther erst nachträglich aus der geschichte aufgenommen und zum schicksalsgefährten Hagens gemacht sei, neben diesem aber von anfang an ein freund gestanden habe, zuerst Gutthorm (!) — keine überlieferung kennt ihn in der Nibelungensage —, dann als dessen stellvertreter Gernot und schliefslich Volker, der ursprünglich kein spielmann gewesen sei, dass die nachtwachscene schon der ältesten gestalt der sage angehört habe, die prophezeiung der meerweiber älter sei als die überfahrt, dies und vieles andre kann ich als richtig nicht anerkennen. dass die Ths. auf der contamination zweier verschiedener sagenformen beruht, ist wol allgemein anerkannt, dass aber diese contamination erst in der Ths. selbst erfolgt sei, glaub ich nicht, noch weniger, dass es dem vf. gelungen sei, aus dem text der Ths. die beiden formen wider herzustellen. seine kritik erscheint mir willkürlich, ihre

[1] dass Gudrun als Siegfrieds weib eine jüngere erfindung ist, halt ich deshalb für wahrscheinlich, weil die nordische Nibelungensage noch deutlich auf eine ältere form hinweist, in der sie noch nicht als Siegfrieds witwe galt. sollte sie dennoch zu den ältesten, symbolischen gestalten der Siegfriedssage gehört haben, so könnte sie nur das milde gestirn der nacht, den mond, bezeichnet haben. dann aber müste ihre verbindung mit Siegfried erst geschlossen werden, nachdem Brünhild für Gunther erworben war. im Nibl. ist es ja so; aber zweifellos erst infolge jüngerer entwicklung.

ergebnisse unglaublich. auf eine erörterung des einzelnen muss ich hier verzichten; doch mögen mir noch einige bemerkungen gestattet sein, teils zur ergänzung, teils zur berichtigung früherer darlegungen.

Die historischen elemente in der Nibelungensage will der vf. erklären, indem er folgende 'gleichung' aufstellt (s. 129). 'die sage lautete: Hagen wird von einem könig der Hünen (dh. der Westfalen) erschlagen. die geschichte erzählte: die Burgundenkönige wurden von dem Hunnenkönig erschlagen. die aus dem namen auf natürliche weise gefolgerte identität des gegners führte zu der identification der angegriffnen könige und darum wurde Hagen mit den Burgunden verbunden'. ich kann schon die richtigkeit der gleichung nicht anerkennen; denn die Nibelungensage ist in ihr auf eine formel reduciert, die ihrem wesen durchaus nicht entspricht. und selbst wenn sie richtig wäre, würde wol niemand der erklärung des vf.s vor andern, die längst gefunden sind, den vorzug einräumen. zwei umstände vermittelten die beziehungen zwischen sage und geschichte. den einen anknüpfungspunct bot der name Attila, der, wie schon die Grimm gesehen haben, von anfang an dem mythus und der sage angehörte und später begreiflicherweise auf den Hunnenkönig bezogen wurde. das zusammentreffen von sage und geschichte in diesem namen ist zufällig, nicht zufällig nur insofern, als die bedeutung des wortes — ein eigentlicher name ist es ja garnicht — es sowol zur bezeichnung mythischer als irdischer herscher geeignet erscheinen liefs. auch der sohn Mundiouchs wird den namen wegen seines ranges und standes erhalten haben, ebenso wie der sohn des mythischen Botilo, des gebietenden. den zweiten anknüpfungspunct gab, wie Vogt (Zs. f. d. ph. 25, 411 f) überzeugend dargetan hat, die localisation des Nibelungenhortes. als die Burgunden zu anfang des 5 jh.s ihr reich in den gegenden errichtet hatten, wo der schatz in den fluten des Rheins ruhte, wurden ihre könige alsbald als erben und rechtsnachfolger der ältesten beherscher dieser lande, der Nibelunge, angesehen. das bezeugt schon im 6 jh. die lex Burgundionum. könig Gundebald führt da als seine vorfahren auf dem herschersitz an: Gibica, Godomar, Gislahari und Gundahari, schliefslich, ohne ihre namen zu nennen, seinen vater und oheim. von dem zweiten an tragen sie nach der gewöhnlichen art gebildete, zusammengesetzte namen, nur der erste nicht. er heifst wie der stammvater der Nibelunge Gibica. offenbar reichte die historische erinnerung nicht über Godomar hinaus, mit Gibica senkt der königliche stammbaum seine wurzeln schon in das mythische reich der Nibelunge. selbstverständlich aber müssen diese, als die anknüpfung erfolgte, schon nicht mehr als zwerge, sondern, wie in unsrer sage, als helden angesehen worden sein, auf die die Burgunden mit gleicher bewunderung blicken konnten, wie der dichter der Atlamǫl str. 99.

dass unter diesen umständen umgekehrt personen und tatsachen der burgundischen geschichte in die sage kommen und der schwere schlag, den das königshaus im jahre 437 erlitt, zur Nibelungensage in beziehung gesetzt werden konnte, ist leicht begreiflich. so mögen in der tat die namen von Etzels bruder Bleda und dem Burgunden Giselher schon früh in die sage aufgenommen sein, wenn auch die rollen, die sie in unsrer überlieferung spielen, erst später ausgebildet sein können. zweifel bleiben nur in betreff Gunthers. da eine Nibelungensage ohne ihn undenkbar ist, müssen entweder der historische Gunther und der nibelungische zufällig denselben namen gehabt haben, oder der sagenheld hat ursprünglich anders geheifsen. ich ziehe es vor, zufall anzunehmen; denn der name Gunther gilt überall in unsrer überlieferung, auch in der nordischen sage, die sonst noch keinerlei beziehungen zur geschichte zeigt. auch Akv. str. 21 bietet kein zeugnis dafür.

Viel älter als die anknüpfung an die burgundische geschichte ist die beziehung der Nibelungen auf die Siegfriedssage, die darin begründet sein muss, dass man das geschlecht, das Siegfried den untergang bereitete, als dasselbe ansah, das später durch Attila vernichtet wurde. dass die Nibelungensage auch auf symbolischer darstellung eines naturvorgangs beruhe, folgt daraus nicht und ist kaum anzunehmen. in unsrer überlieferung wenigstens erscheint sie nur als ein kampf um den goldschatz der natur, und das kann ihre bedeutung von jeher gewesen sein. die beziehung ist alt, eine engere verbindung erfolgte erst später und auf sehr verschiedene weise in der nordischen und deutschen überlieferung. dort betrafen die änderungen vorzugsweise die Siegfriedssage. Brünhild wurde zur schwester Etzels gemacht, die beziehungen der beiden nun doppelt verschwägerten geschlechter weiter ausgebildet, besonders aber das schatzmotiv eifrig gepflegt, hier erfuhr die Nibelungensage eine tiefgreifende umgestaltung, indem der untergang der Nibelunge auf die rachsucht und habgier der Kriemhild zurückgeführt wurde. um das verhältnis der beiden sagenformen zu erklären, hab ich früher auf eine vermittelnde gestalt geschlossen, von der sowol die nordische als die deutsche nach verschiednen richtungen abgewichen seien. Kriemhild habe ursprünglich im mittelpunct der handlung gestanden. schatzgierig wie ihre brüder habe sie diesen den hort zu entreifsen gesucht und sich Etzels als mittel bedient. ich habe diese ansicht aufgegeben und nehme an, dass die nordische überlieferung in allen wesentlichen puncten die ältere form der sage darstellt: Attila verlangt den schatz, Kriemhild steht durchaus auf der seite der brüder und rächt sie. wie die umwandlung der deutschen sage vor sich gieng, vermag ich nicht zu sagen. auf keinen fall wird man annehmen dürfen, dass ihre eigentümliche form auf einmal geschaffen wurde. nicht unwahrscheinlich

dünkt es mich, dass zunächst im anschluss und als fortsetzung der Siegfriedssage eine dichtung geschaffen wurde, in der Kriemhild nur rache für Siegfried nahm und dass dann unter einwürkung der älteren im norden erhaltenen sage, die doch auch in Deutschland einst gegolten haben muss, Etzels schatzgier auf sie übertragen ist. den inhalt jener dichtung mag man sich etwa so vorstellen, dass Kriemhild gleich in der ersten nacht nach ankunft der brüder, ohne dass Etzel etwas ahnte, feuer an ihren schlafsaal legen liefs. Gunther wird bei dem versuch, sich aus den flammen zu retten, gefangen, Hagen widersteht der glut. Iring muss ihn angreifen und bringt ihm eine schwere wunde bei. Kriemhild tötet den wehrlosen mit einem feuerbrand. gieng die entwicklung der sage von solcher grundform aus, so begreift man, dass Etzel so geringen anteil an der handlung gewann. die richtung, in der sich die sage entwickelte, war durch die grundform bestimmt. arduum est de his quae coniectura sequenda sunt, aliquid certi promittere (Seneca).

Bonn. W. Wilmanns.

Geschichte der Wandalen. von Ludwig Schmidt. Leipzig, Teubner, 1902. 203 ss. 8°. — 2,80 m.

Die gegenstände, die hier einen historiker beschäftigen, haben zu einem grofsen teil auch für germanisten näheres interesse, ja gehören sogar — sofern es sich um germanische altertümer handelt — in deren eigenes forschungsgebiet. dass auch unsere kritik der vorliegenden arbeit gerade an stellen einsetzt, wo der germanist mitzureden hat, bedarf in dieser zeitschrift kaum einer rechtfertigung.

Der verf. schliefst sich Kossinnas ansicht an, dass die Ostgermanen von Schweden aus direct über das meer in Deutschland eingedrungen seien, deren begründung durch den genannten Idg. forsch. 7, 176 ff aber, wie ich Anz. XXVII 114 ff gezeigt habe, zum teil hinfällig ist, und die in dieser allgemeinheit überhaupt kaum begründet werden kann. wie sollte im besonderen von den Wandalen bewiesen werden, dass sie nicht über Jütland aus dem höheren norden gekommen sind?

Seine annahme will Sch. unter anderem auch durch die ursprungssage der Langobarden stützen, die jedoch von einer fahrt über die Ostsee weder berichtet, noch auf sie schliefsen lässt, und deren älteste historische sitze doch auch eher dafür sprechen, dass sie den weg über die jütisch-dänische brücke genommen haben. durch sie werden aber für eine nicht genauer bestimmbare vorgeschichtliche zeit auch die Wandalen nach dem nordwesten gezogen, da die sage vom ursprung des Langobardennamens die nachbarschaft beider stämme zur voraussetzung hat, wozu die ein paar bildenden namen *Vinnili* —

wie früher die Langobarden geheifsen haben — und *Vandili* sehr gut passen. hat vielleicht erst ein unglücklicher zusammenstofs mit den Langobarden die Wandalen veranlasst, sich aus der gegend der unteren Elbe in die der oberen Oder und Weichsel zu verziehen? man übersehe hier auch nicht die stellung der *Wendle* in Nordjütland, die von den Wandalen ganz zu trennen und bei der frage nach deren ursitzen und wanderrichtung aufser acht zu lassen sich nicht empfehlen wird.

Mit recht dagegen, wie ich denke, verwirft Sch. die auf die autorität des Plinius sich stützende annahme, dass der Wandalenname anfänglich allen Ostgermanen zukam, und erkennt ihn nur der gruppe der Lugier zu, deren begrenzung übrigens auch nicht ganz feststeht. so ist es eine streitfrage, ob die Burgundionen, deren name bei Tacitus fehlt, dessen Lygiern beizuzählen sind oder nicht. Sch. entscheidet sich für letzteres, weil es, wie aus dem namen *Borgundarholm* sich ergebe, schon vor der besiedlung Deutschlands ein volk jenes namens gegeben habe, die Lugier aber damals sicher noch éinen stamm gebildet hätten. ohne jene frage selbst in gegenteiligem sinne beantworten zu wollen, möchte ich doch auf die hinfälligkeit dieser prämissen hinweisen. ob und wann die Lugier eine strenge einheit gebildet haben, lässt sich jedesfalls nicht sagen, nicht einmal, ob sie eine gruppe von haus aus verwanter stämme darstellen oder nicht. und *Borgundarholmr Borgund* ist nicht schon nach einem volk der Burgundionen so benannt, sondern bedeutet 'hochgelegene oder hochragende örtlichkeit' : Kossinna Idg. forsch. 7, 282 f.

Charini bei Plinius in der aufzählung der wandilischen stämme als dittographie des nebenstehenden *Varinne* zu betrachten und zu streichen, verbietet sich schon wegen der lygischen *Harii* des Tacitus. höchstens wäre zu erwägen, ob nicht unter dem einfluss eines benachbarten namens ein älteres *Charii* zu *Charini* geworden ist.

Der grund, den Sch. gegen die gleichsetzung der Victualen und Hasdingen geltend macht, dass nämlich Capitolin erstere vor 169 nenne, der einbruch der letzteren aber erst nach 170 erfolge, ist alles eher als zwingend; denn leicht kann das volk bei einem besonderen ereignis den Römern unter neuem namen bekannt geworden sein, und seine sitze sind auch vor dessen einwanderung in Dacien nicht so weit von den reichsgrenzen entfernt, um seine teilnahme am Markomannenkrieg auszuschliefsen. vielleicht ist es kein zufall, dass uns der name der Hasdingen zugleich mit dem von personen aus dem fürstengeschlecht (Raus und Raptus) bekannt wird, an dem er ja ursprünglich allein haftet. wenn Eutropius 8, 2 Victohali neben Taiphali und Tervingi als die besitzer von Dacia nennt, und wenn sich zu

den Victualen (und Quaden) nach Ammianus Marcellinus 17, 12 die von ihren leibeigenen vertriebenen sarmatischen Ardaragantes flüchten. stehen sie nirgends anders, als wo wir die Hasdingen suchen müssen. und ist, was allgemein anerkannt wird, *Asdingi Hasdingi* eigentlich nur der name des herscherhauses und von diesem auf den ganzen stamm übertragen, gerade wie mhd. *Amelunge* an die stelle des Gotennamens getreten ist, so müssen wir neben ihm und neben dem über den einzelnen stamm hinausgreifenden *Vandali* noch einen dritten namen erwarten, und *Victuali* füllt diese lücke sehr gut aus. nach Sch. haben wir statt dessen allerdings an die 'Nahanarvalen' des Tacitus anzuknüpfen, weil die **Hazdiggós* — er folgt hierin bekannten aufstellungen Müllenhoffs — durch ihren von **hazds* = anord. *haddr* 'frauenhaar' abgeleiteten namen als das geschlecht des *sacerdos* gekennzeichnet seien, der *muliebri ornatu* dem heiligtum der Naharnavalen vorstand. ich möchte aber bei diesem *muliebris ornatus* lieber würklich an weibliche kleidung denken, die ja in verschiedenen culten vorkommt; bei den **Hazdiggós* aber an die verbreitete sitte germanischer fürstengeschlechter — man denke an die *reges criniti* — langes haar zu tragen. daher scheint es mir fraglich, ob man den Hasdingen mit Müllenhoff aufser den Victualen auch die Nacharvalen gleichsetzen darf. dass diese so — *Naharvali* oder *Nacharvali* — heifsen, habe ich Beitr. 17, 31 gezeigt, und jedesfalls bilden die namen *Victo-vali* und *Nachar-vali* ein paar, das sich als solches durch das gleiche zweite compositionsglied kennzeichnet. sie gehören wol nachbarstämmen, und wenn die Victualen dieselben wie die Hasdingen sind, möchte man hinter den Nacharvalen die späteren Silingen vermuten. der *lucus apud Nacharvalos* ist dann wol am altgeheiligten Zobtenberge zu suchen, an dem der name der Silingen in slawischer umgestaltung haften geblieben ist; s. Müllenhoff DA. II 92.

Recht erwägenswert däucht mich, was Sch. gegen die nachricht des Jordanes Getica 22 vorbringt, die Wandalen hätten nach dem fall könig Wisumars in Pannonien aufnahme gefunden. kaum begründet ist dagegen die annahme frühzeitiger trennung der Hasdingen und Silingen, von denen Sch. letztere zugleich mit den Burgundionen ende des 3 jh.s im rücken der Alemannen in die oberen Maingegenden einrücken lässt. sie sollen sich von dort anfangs des 5 jh.s den nach westen ziehenden Hasdingen angeschlossen haben. dass kaiser Probus mit wandalisch-burgundischen streifscharen einen kampf auszufechten hat, ist im grund die einzige tatsache, auf die man sich für diese ansicht berufen könnte, doch war damals, bevor sich die Alemannen über den limes vorgeschoben hatten, hinter ihnen noch nicht für einen neuen stamm, geschweige denn für zwei platz geworden; jener streifzug wird also noch von Ostdeutschland ausgehn, wo Wandalen und

Burgundionen nachbarn waren, und reste von beiden, wie die namen *Silesia* und *Burgundaib* bezeugen, später noch vorhanden sind. in Schlesien und allesfalls noch im angrenzenden Oberungarn möchte man auch am ehesten die landlose suchen, auf die der ausgewanderte volksteil der Wandalen noch nach seiner niederlassung in Afrika den anspruch zu gunsten der zurückgebliebenen nicht aufgeben will; denn in dem völkergedränge Pannoniens konnte sich weder ein solcher volksrest noch freies land so lange erhalten. auch hieraus lässt sich also — nebenbei bemerkt — gegen Pannonien als ausgangsort der wandalischen westwanderung schliefsen.

Die bemerkungen über das wirtschaftsleben der Wandalen in ihrer alten heimat zeigen den verf. in ererbten vorurteilen befangen. was soll es heifsen, wenn er sagt: 'den zustand des nomadentums hatten dieselben damals bereits überwunden; sie waren, wie wir sahen, zu einer gewissen sesshaftigkeit gelangt.' als ob sie früher einmal nomaden und zu beginn der geschichte noch halbnomaden gewesen wären! es geht auch nicht an, Cäsars angaben über den jährlichen wechsel der felder und der wohnungen bei den Germanen einfach auch für die Wandalen gelten zu lassen, ohne es erst sich und andern klar zu machen, wie weit es sich dabei überhaupt um wirtschaftlich mögliches handelt und die mitteilung glauben verdient.

Was über die kriegerische ausrüstung der Wandalen gesagt ist, bedarf der berichtigung; vor allem die bemerkung, dass auch schilde neben andern schutzwaffen ihnen fast völlig gefehlt zu haben scheinen. offenbar ist es auch unrichtig, wenn Sch. Geilamirs befehl vor der schlacht von Tricamarum, nur mit dem schwerte zu kämpfen, durch dessen einsicht erklärt, dass die Wandalen in der anwendung der fernwaffen den gegnern, wolbemerkt selbst zum grofsen teile Germanen, nicht gewachsen seien. bei einem reitervolk, wie sie es im wesentlichen waren, würde gewis auch übung im gebrauch anderer waffen und vor allem des speers vorauszusetzen sein, selbst wenn sie nicht bezeugt wäre; und was hätte ferner jener befehl fruchten sollen, da doch die feinde dadurch nicht zu zwingen waren, sich auch auf den schwertkampf zu beschränken. der ungleiche verlust beider teile, 800 Wandalen gegen 50 Byzantiner, zeigt schon, dass die anordnung nicht klug, sondern töricht und verhängnisvoll war. was Dahn meint: weder lanze noch wurfgeschoss zu gebrauchen, nur mit dem schwerte anzugreifen, habe offenbar als ein besonderes heldenstück gegolten, lässt sich eher hören.

Nicht weniges ist an der behandlung der namen auszustellen. während Sch. zb. beständig *Asdingen* schreibt, obwol der gewis richtige ansatz des namens als gotisch **Hazdiggôs* von ihm anerkannt wird, und *Hasdingi* sogar belegt ist, setzt er die

formen *Hraus* und *Hraptus* in die 'Stammtafel der Asdingen'. s. 7 beruft er sich für diese schreibung auf Müllenhoff Zs. 7, 528, wo aber über beide namen durchaus unannehmbares gesagt wird. ags. *hréo* (*on móde*) aus Beowulf, das **Hraus* in dieser gestalt und der bedeutung von 'Severus' rechtfertigen sollte, wäre got. **hriggws*; für das mit **Hraptus* verglichene anord. *Hrappr* kann, obwol es als adjectiv im anord. unbelegt ist, wegen dän. *rap*, schwed. mndd. mengl. *rapp* 'rasch, heftig' die übersetzung 'violentus' allenfalls noch hingehn; aber einen ansatz *Hraptus* — was doch immer noch ein anderer name wäre — rechtfertigt es nicht, und ebensowenig geschieht dies durch das von Müllenhoff aufserdem noch beigezogene ahd. *Hrafolt*, auch wenn dieses nicht für *Rafolt* verschrieben sein sollte. was ich Zs. 36, 47 für die deutung des überlieferten Ῥᾶος und Ῥάπτος als got. *Raus* und *Rafts* 'rohr' und 'balken' vorgebracht habe, ist Sch. offenbar entgangen. statt *Kostoboken* ist *Koistoboken* zu schreiben; s. Müllenhoff DA. II 86; statt *Victofalen* (so s. 15) *Victovalen*, *Victoalen* oder *Victualen*; s. meine bemerkungen Beitr. 17, 29f. *Genserich*, für das noch FrKauffmann Zs. f. d. ph. 33, 1ff mit ganz unzureichenden gründen eintrat, bleibt allerdings abgetan. es würde sich aber vielleicht empfehlen, um jedes misverständnis auszuschliefsen, *Geiserik* statt *Geiserich* zu schreiben und ebenso *Hunerik* usw.; auch sollte man sich nicht scheuen, folgerichtig den letzten Hasdingen *Geilamir* statt *Gelimer* zu nennen. dass nur *Thrasa-*, nicht *Trasamund* das richtige ist, hätte Sch. bei Wrede Spr. d. Wand. 74 sehen können. dagegen war diesem (s. 47f), was den namen des führers der verbündeten Burgunder und Wandalen betrifft, mit denen Probus zusammenstiefs, nicht folge zu leisten. die einzige quelle, die ihn bringt, Zosimos, hat Ἰγίλλος al. Ἰγγῖλλος, woraus sich unmöglich ein *Igila* oder — was Wrede auch erwägt — *Ingila* herstellen lässt die berufung auf griech. Κύριλλος für wand. *Cyrila* rechtfertigt die annahme von suffixtausch in der griech. widergabe anderer namen nicht, am wenigsten wenn man mit Wrede 69f in diesem *Cyrila* selbst griech. Κύριος enthalten sieht; denn dann ligt nichts näher, als *Cyrila* als germanisierung von griech. Κύριλλος zu betrachten, also von diesem auszugehn. auf die einfachste weise lässt sich dagegen aus dem überlieferten Ἰγγῖλλος ΙΓΓΙΛΛΟС ein ΙΓΓΙΛΔΟС, got. **Iggilds*, ags. *Ingeld* herstellen.

Viel zu viel wird aus dem namen *Ansila* herausgelesen, wie es scheint, dem eines feindlichen aufführers, der unter *Guntha-mund* besiegt wurde, da Dracontius Satisfactio v. 213f siege des königs feiernd bemerkt: *Contulit absenti terrae pelagique triumphos, Ansila testatur.* Sch. vermutet in ihm einen führer ostgotischer truppen, die Theoderik nach Sicilien gesant habe, über die Gunthamund freilich nur anfänglich einen vorteil davongetragen haben könnte, da sein versuch, sich in Sicilien festzu-

setzen, für ihn sehr unglücklich ausgieng. ob ein solcher vorübergehnder erfolg geeignet wäre, gerühmt zu werden, da damit sofort die erinnerung an den gröfseren und endlichen miserfolg wachgerufen würde, lassen wir dahingestellt. jedesfalls aber steht die mutmafsung auf viel zu schwachen füfsen, wenn sie damit begründet wird, dass *Ansila* 'unzweifelhaft ein gotischer name' sei. **Ansu-* ist ein gemeingermanisches namenelement, und seiner form nach könnte der kosename *Ansila* ebensogut wie den Goten jedem andern ostgermanischen stamme einschliefslich der Wandalen zugehören; ja es ist gar nicht zu bezweifeln, dass es würklich bei ihnen allen leute namens *Ansila* gegeben hat.

Das sind ausstellungen, die sich zum teil auf nebensächliches beziehen. im übrigen gehn wir hier auf fragen, die sich sonst an den gang der ereignisse nach der auswanderung des volkes aus Deutschland und an die bei ihm herschenden zustände knüpfen — und somit auf den hauptinhalt des buches — mit absicht nicht weiter ein. es sei nur bemerkt, dass uns sein vf. die schwierige aufgabe, die dabei dem historiker gestellt ist, aus unzulänglicher und einseitiger überlieferung schöpfend ein bild der würklichen vorgänge zu zeichnen, glücklicher zu lösen scheint als seine vorgänger. zumal seine aus gesundem tatsachensinn entsprungene skepsis gegen die angaben des Prokopios verdient volle billigung.

Wien. RUDOLF MUCH.

Kristnisaga. Þáttr Þórvalds ens víðforla. Þáttr Ísleifs biskups Gizurarsonar. Hungrvaka. hg. von B. KAHLE. (Altnordische sagabibliothek XI.) Halle a. S., Niemeyer, 1905. XXXIII und 144 ss. — 5 m.

Im Arkiv 20, 228 veröffentlichte BKahle 1904 eine untersuchung über die hss. der Hungrvaka und kündigte gleichzeitig die ausgabe an, die uns seit 1905 vorligt. den lesern der ASB wird damit auch eine probe der geistlichen geschichtschreibung der Isländer geboten (schon 1892 hatte freilich Golthers Ari einen vorgeschmack davon geliefert). da die Biskupa sögur nicht jedermann zugänglich sind, verdiente der gedanke, die vier ersten stücke daraus gesondert zu edieren, sympathische aufnahme, auch wenn der schwerpunct der arbeit nicht in den einleitungen und anmerkungen läge. letzteres ist aber natürlich hier der fall. der text selbst entfernt sich, vom äufseren gewande abgesehen, wenig von dem Vigfússons. (das als anhang zum þórvalds þátt mitgeteilte stück aus AM 62 war bisher ungedruckt.) das gilt auch von der Hungrvaka. K. hat hier Vigfússons stammbaum nicht umgestürzt, sondern nur weiter ausgebaut und damit modificiert. sein hauptergebnis war, dass von den hss. nicht 379, sondern 380 zu grunde zu legen sei und dass 205 gröfsere beachtung verdiene. dieses ergebnis leuchtete ein, nur dass K. m. e. der abschrift des

Jón Gizurarson (205) noch nicht ganz gerecht wurde. sein argumentieren zu gunsten von 380 war stellenweise mehr ein plaidieren. s. 101, 25. 26 kann man nur schwanken zwischen 379 und 205, was im texte zu lesen ist, scheint sprachlich unmöglich; ich möchte aber 205 den vorzug geben (*synir hans ǫnduðuz allir áðr enn hann*), weil *fyrr* sich hier normaler ausnimmt als *áðr* und also leicht secundär hineingekommen sein kann. aus der lesart von 205 ist wahrscheinlich durch verschreiben (*áðr* für *allir*, das ja auch entbehrlich ist, aber dann nachgeholt wurde) die von 380 entstanden, aus dieser durch bewuste besserung und zugleich vereinfachung die von 379. dasselbe verhältnis besteht auch sonst. 93, 28 ist aus *um miðdegi dags* (205) in 380 durch nachlässigkeit das mindestens auffallende *at miðjum degi dags* (das K. in den text setzt) und daraus in 379 das einfache *at miðjum degi* geworden. ebenso hat 121, 24 der autor, der doch ein sorgfältiger stilist ist, vermutlich geschrieben *tíðabœkr miklar langt um betri* (205), daraus macht 380 *t. miklar miklu betri*, was 379 durch weglassung von *miklar* sich widerum zurechtschneidet (K. folgt hier 379). in diesen fällen haben die richtigen lesungen von 205 schon in der gemeinsamen vorlage Y gestanden, die verderbnisse von 380 gehören der daraus abgeschriebenen vorlage Sk von 379 und 380 an, die dann in 379 freier behandelt ist als in 380. noch an andern stellen hat 205 wahrscheinlich das ursprüngliche, so 117, 2 (man lese : *en þá er út spurðiz andlát Halls Teitssonar til 'Íslands, mátti þá enn biskup kjósa, þá váru* . . . das doppelte *spyrja* ist allzu ungeschickt), ferner 102, 12, wo 205 allein die aus der quelle übernommene abnormität *biskup Gizurr* bewahrt (s. darüber weiter unten).

Orthographisch und typographisch entspricht der text natürlich der norm der sagabibliothek. die visur sind durch die bekannten besonderen sprachformen abgehoben. zugegeben, dass damit den strophen selbst ihr recht wird, so tritt dieses verfahren jedesfalls der saga als solcher zu nahe, verfälscht sie, indem es klüger ist als der autor. doch das trifft nicht unsern herausgeber. ebenso wenig, wenn ich die fetten paragraphenzahlen bedaure, die den context unterbrechen. sie werden eine eigentümlichkeit der sagabibliothek bleiben, die man nach c. und § citiren mag, schwerlich werden sie sich auf die texte selbst übertragen. nach diesen texten ist ja die nachfrage unvergleichlich schwächer als nach den griechischen und lateinischen autoren oder gar nach der bibel, die auswahl an zeitgemäfsen ausgaben wird daher voraussichtlich immer gering bleiben und damit der nachteil, die citate an eine bestimmte edition zu binden, annähernd gleich null. warum also nicht nach seiten und zeilen citieren, im interesse der übersichtlichkeit und der ästhetik? — s. 31 ist ein satz als prosa gedruckt, den man im dringenden verdacht haben darf, dass er als langvers concipiert und empfunden wurde : *liggr þér halmsvisk*

þars hjarta skyldi! s. 42 bemerkt der herausgeber selbst etwas entsprechendes.

Umfangreicher als der text sind die anmerkungen. zt. erklären sie den wortsinn, gröfseren teils bringen sie realien bei mit reichlichen litteraturangaben, wobei hier und da der nachweis ziemlich entlegener litteratur besonders dankenswert ist. dagegen können ungenaue anführungen wie 'Austfirð. sög.', 'Bandamanna saga ed. Heusler', 'Fagrskinna' (es ist die alte ausgabe gemeint) jedesfalls dem anfänger wenig nützen. einige noten sind sprachlicher art. im einzelnen hab ich folgendes zu bemerken. zu s. 9, 9: 'des dieners der götter' ist ein versehen; es muss heifsen 'dem diener d. g.' — 14, 12. 13: mit *í Vindlandi* ist wahrscheinlich Jómsborg gemeint, dort wird Þangbrand auch die irische sclavin gekauft haben. — 21, 20: über Galdra-Heðin ist nichts bemerkt, vergl. dagegen 93, 5. 6. 97, 5. — 23, v. 4: *argr* bezieht sich doch wol auch hier auf die langen gewänder des priesters, vgl. s. 12. — 44, 4: *Drǫfn* (*Drafn*) leitet Heinzel Üb. d. Hervs. 478 aus russ. *derevnja* 'dorf' her. — 88, 13. 14: es ist unzutreffend, dass *afnýta* sonst 'nicht belegt' sei (so schon Ark. 20, 231), denn *afnýta* oder *af nýta*, das Fritzner II 844 nachweist, ist weiter nichts als die bei syntaktischer abhängigkeit mögliche nebenform zu *nýta af*, vgl. das mit dem sprachgebrauch der überlieferten prosa nicht mehr übereinstimmende *nutum af*, Atlm. 94, 4. — 90, 4. 5: man sollte hier den leser darauf hinweisen, dass der 'Hrólfr af Gautlandi' offenbar seine existenz dem Hrolf Gautreksson verdankt. — 91, 6: in dem gedichte Schretel und wasserbär Zs. 6, 174 wird erzählt, wie der könig von Norwegen *dem starken künege von Tenemarke sante ein zamen wazzerbern. zwâr, ich wil iuch der wârheit wern : ez was der wîzen einer, ein grôzer, niht ein kleiner*; vgl. ASchultz, Höf. leben I 349. — 95, 9. 10: aus den stabreimen darf man wol kaum auf eine strophe schliefsen, sie sind einfach eine eigentümlichkeit des gehobenen prosastils, s. XXIV. — 102, 21 : *drepa fé manna* war eine stehende redensart, vgl. Heidreksgátur 25 (Edd. min. 116): *hvat er þat dýra, er drepr fé manna.* — 103, 6 : der traurige zustand des *Rómaborgarríki* nach dem tode des papstes Gregor bedürfte wol einer erläuterung. eine solche liefert das factum, dass Rom 1084 durch die Normannen aufs grausamste verwüstet wurde und die bevölkerung hierunter jedesfalls noch nach dem tode Gregors VII (1085) zu leiden hatte. — 103, 9 worauf spielen diese sätze an? was ist der *manndauði* z. 10? — besonders die personalgeschichtlichen angaben zeichnen sich durch umsicht und genauigkeit aus. hier steckt eine fülle von arbeit und gelehrsamkeit. sammlungen Gerings sind mitbenutzt. viele erläuterungen, besonders chronologischer art, beruhen auf Vigfussons scharfsinnigen feststellungen. des herausgebers eigene deutung von *ármaðr* (6, 6) = *árgoð* darf man acceptieren.

Was die anmerkungen übergehn, stil und litterarischen charakter der denkmäler, holen zt. die einleitungen nach. bei der Krs. wird hauptsächlich nach interpolationen und nach den quellen gefragt. mit Finnur Jónsson schreibt K. der saga den charakter einer compilation zu. das ist ohne zweifel richtig, aber man sollte meinen, die interpolationsfrage müste sich, von diesem gesichtspunct gesehen, sehr erheblich verschieben. ist der text durch compilieren zustande gekommen, so haben wir nicht die mittel, zwischen mehreren compilatoren zu unterscheiden. — einen festen ausgangspunct für die kritik liefert das c. 5, das in der tat, wie Meifsner Strengl. 12 hervorhebt, stilistisch völlig abweicht. es scheint mir klar, dass mit den worten *á dǫgum Haralds k. Gormssonar* ein ursprünglich selbständiger þátt anhebt. er erzählt zunächst von Þangbrand und Stefni. die stelle s. 17, 4 (*allr lýðr var þá heiðinn á landi hér*) zeigt, dass dieser þátt älter ist als c. 1—4, die von früheren bekehrungen im nordlande berichten. nun zeigen c. 5—8 enge berührungen mit der grofsen Olafssaga Tryggvasonar in Fms. I und Ftb. I. Finnur Jónsson (II 581) hat das verhältnis so aufgefasst, als wenn die Krs. einen auszug aus der Olafss. gäbe. das scheint aber ausgeschlossen zu werden durch die eben erwähnte inconcinnität, die gerade in der Olafss. nicht vorligt: Ftb. I 286 steht gerade das, was man nach dem zusammenhang der Krs. erwarten sollte (*alt fólk var heiðit fyrir sunnan land ok um Vestfirðinga fjórðung*). es ist nicht anzunehmen, dass der compilator der Krs. diesen bericht zum schaden seiner eignen darstellung gekürzt haben sollte. vielmehr ligt entweder eine gemeinsame quelle zu grunde, die mit c. 5 ff. der Krs. und mit Ari Lib. c. 7 darin übereinstimmte, dass sie vor Olafs eingreifen keine mission auf Island kannte — diese quelle könnte übrigens nicht Gunnlaugs lat. werk gewesen sein, denn Gunnlaug war im nordlande zu hause, wo die tradition über Þórvald haftete, wie sich denn auch der Þorv. þ. auf ihn beruft — oder c. 5 ff. der Krs. sind die quelle für die jüngere Olafss., die dann den zusammenhang auf eigne hand hergestellt hat. (die noch übrig bleibende möglichkeit, dass der verf. des 'Þangbrandþátt' selber die Olafss. ausgeschrieben haben könnte, wird man nicht hoch anschlagen, denn die Olafss. enthielt auch die Þórvaldepisode, die er nach seinem eigenen indirecten zeugnis nicht gekannt hat.) übrigens kann man K. nicht zugeben, dass die lat. namenformen in c. 5 auf eine lat. vorlage weisen. dann müsten auch zb. Aris Libellus oder die Hákonarsaga Hákonarsonar lat. quellen haben, was bisher m. w. niemand angenommen hat. nur das darf mit einiger wahrscheinlichkeit geschlossen werden, dass der verf. lateinkundig war. betrachten wir seinen stil genauer, so scheint mir eine starke ähnlichkeit mit der erwähnten Hákonarsaga unverkennbar. die fliefsende beredsamkeit der wol gerundeten, wol durchdachten sätze ist die Sturlas. der eingang (*á dǫgum*...) klingt wörtlich

an den eingang der Háks. an. lehnworte wie *pataldr, riddari* stimmen dazu. die declination der latinisierten namen ist dieselbe wie dort (n. g. acc. *Albertus, Vilbaldus*, dat. *Alberto*, vgl. Kon. sög. 245, 5. 256, 12. 260, 15. 244, 31. 260, 2). dass Sturla persönlich an der Krs. tätig gewesen sei, haben schon Brenner und Finnur Jónsson angenommen. aber die rolle eines müfsigen und ungeschickten interpolators, die letzterer ihm zuweist, scheint des bedeutenden schriftstellers unwürdig. plausibler dürfte sein, dass der gesamte grundstock unseres textes, dessen anfang bei c. 5 deutlich ist, auf Sturla zurückgeht. schon in c. 6 setzt die überarbeitung ein. wir dürfen sie derselben hand zuschreiben, die auch die anfangscapitel hinzugefügt hat. ist diese hypothese richtig, so lehrt sie für die datierung etwa dasselbe, was ohnehin aus der erwähnung des bischofs Bótólf in dem meines bedünkens ganz unverdächtigen c. 3 hervorgehn würde.

Folgendes kann noch zur stütze dieser vermutung dienen. dass Sturla den gedanken fassen konnte, Islands bekehrung durch Olaf Tryggvason zu schildern, dürfen wir ihm schon zutrauen. in der Haks. werden einmal in frommem geiste Olafs verdienste um die christianisierung Norwegens hervorgehoben (Kon. sög. 242 f.). aufserdem schlägt die Krs. die brücke zwischen der von Sturla überarbeiteten Landnáma und seiner Sturlungasaga (F. J. Hauksbók LXX). Sturla hat Aris bericht ergänzt durch mündliche überlieferungen, besonders localtraditionen aus seiner heimat, der Mýrasýsla und umgegend, wo die erinnerung an Þangbrand und Stefni noch haftete. (die auffallende ortskenntnis in diesem winkel von Island hebt K. s. XI hervor). als familienerinnerung wird der schriftsteller den berühmten ausspruch des goden Snorri überkommen haben : *hvat reidduz goðin þá, er hér brann hraunit, er nú stǫndu vér á?* — ursprünglich ist dies wol eine tendenziöse erfindung gewesen, vielleicht schon früh als ätiologische sage an das Þurrárhraun angeknüpft (s. Kahle zu 38, 25). ebenso wenig vertrauen verdient die episode von den *sigrgjafir*. wie man in Þórlák auch ohne päpstliche consecration (Baumgartner Nord. fahrten 269 f.) einen heiligen hatte, so wünschte man für die junge kirche auch den glanz des märtyrertums, und wenn die erfindung eines richtigen märtyrers durch den gesunden sinn und die geschichtskenntnis des volkes ausgeschlossen war, so liefs sich doch die bereitwilligkeit zum martyrium innerhalb des festen rahmens der vorgänge vom jahre 1000 ganz gut in scene setzen mittelst einer antiquarischen construction, wie sie dem volke Snorris ähnlich sieht. an Aris ältere Islendingabók ist hier nicht zu denken (vgl. K. XIII); die darstellung des Libellus (Golther s. 13 f.) macht an dieser stelle den eindruck, dass sie Aris ganzes wissen gibt.

Die Krs. bringt nicht weniger als zwei berserkgeschichten. sie sind localisiert auf der Barðastrǫnd und bei Haukagil. beide

können historisch sein, anzunehmen ist das aber nur von dei ersten; die zweite, die von den beiden Haukar, wird eine variante sein. man hat an den ortsnamen Haukagil angeknüpft und die beiden personen erfunden unter dem einfluss von versen wie *haukar báðir* (Hrók. 14, 2) oder *ok tveir haukar* (Sig. sk. 67, 6). überhaupt scheint im nordlande die legendenbildung üppig gewuchert zu haben. zeuge dessen neben dem anfang der Krs. namentlich der Þorv. þ., dessen einsiedlergeschichte zb. bei Kahle mit recht keinen glauben findet.

Das interessanteste der vier denkmäler ist die Hungrvaka. dieser nachdenkliche clericus sucht, wie K. bemerkt, von jedem seiner helden das beste zu sagen, und doch sind seine charakterbilder differenziert und anschaulich, besonders die letzten, die des Magnús und des Kløing. hier sieht er mit den augen seines gewährsmannes. Gizur Hallsson war etwa 20 jahre alt, als bischof Magnus die grofse *veizla* in Skálaholt gab, mit dem *drykk þeim enum ágæta*. (das erinnert daran, dass BS I 108 Þorlák, der heilige, *drykksæll* genannt wird : von dem alten bischof Ketil von Hólar konnte das vielleicht nicht gesagt werden.) für den älteren zeitraum wird Ari die quelle sein; K. meint s. XXVII, nur durch Gizurs mündliche vermittlung. dagegen zeugt c. 8. der anfang entspricht Lib. 21, z. 8—11, stammt aber höchst wahrscheinlich nicht von hier, sondern aus der Isl. bók, auf die der rest des capitels zurückgehn muss. die Pálssaga (BS I 145) citiert nämlich einen ausspruch von Ari : *Ari prestr hinn fróði . . . . segir, hvé mjǫk várt land drúpði eptir fráfall Gizurar biskups, er menn virðu mestan skǫrung verit hafa á 'Islandi.* das weist deutlich auf den satz des Hungrv. : *svá hugdiz at enum vitrustum mǫnnum, at svá þótti drjúpa 'Island eptir fráfall Gizurar biskups, sem Rómaborgarríki eptir fall Gregori páfa* (103, 4). aus der übereinstimmung ergibt sich, dass die Pálssaga nicht mit eigenen worten referiert, sondern dass sie citiert[1]. mit *vitrastir menn* zielt der verf. der Hungrv. auf Ari. dass ihm Aris werk schriftlich vorgelegen hat, geht aus dem parallelcapitel der Krs. hervor (51, 9—53, 4). vergleicht man die beiden texte, so kommt man, auch ohne zu wissen, dass sie aus der 'Isl. bók stammen, zu dem ergebnis : sie müssen auf einen dritten text als gemeinsame quelle zurückgehn. dass dies eine schriftliche quelle war, zeigt besonders die verschiedene verteilung der satzschlüsse im wortmaterial, daneben ein lesefehler wie *á lopt um* (102, 18) für *á lopti* (52, 10). wir besitzen also hier, in zwei einander recht nahe stehnden recensionen, ein capitel der verlorenen 'Isl. bók. Aris dürre

[1] der singuläre gebrauch von *drjúpa (drúpa)* hat m. w. nur poetische parallelen : *Skæreið í Skíringssal of brynjalfs beinum drúpir*, Yngl. t. 44 (Wisén), und *drúpir Hǫfði, dauðr er þengill*, Ldn (angeführt von Detter — Heinzel zu Guðr. 2, 5—8). an beiden stellen handelt es sich um verstorbene, über deren leiche sich ein berg trauernd herabbeugt.

schwerfälligkeit ist unverkennbar. sie reicht in der Hungrv. bis 103, 4. der folgende satz ist eine freiere umbildung der vorlage, womit der verf. zu seinem eigenen resumé übergeht. die bemerkung über Hafliđi Másson am schluss des capitels wird dann wider aus Ari stammen, doch kaum wörtlich; die partieen der Krs. 54 f., deren entsprechender bestandteil im wortlaut abweicht, erinnern stilistisch sehr an den Libellus. — eine einzelheit von Aris diction können wir hier noch feststellen. die Hauksbók überliefert im anfang von Krs. c. 18 die auffallende wortstellung *biskup Gizurr.* so hat Ari geschrieben (vgl. Lib. 12, 7 : *konunginum Óláfi*, dazu Nygaard Norrœn syntax § 352), denn an der entsprechenden stelle der Hungrv. list die hs. 205 ebenfalls *biskup Gizurr* (Kahle, Arkiv 20, 238). — die association von Gizurs tode mit dem Gregors VII wird so zustande gekommen sein: der achtzehnjährige Ari wurde von seinem mentor Teit Isleifsson auf das merkwürdige zusammentreffen jener heimsuchung Roms mit dem tode des grofsen kirchenfürsten aufmerksam gemacht. damals (ca. 1186) war Gizur schon bischof. als er dann starb und Island nicht blos um ihn zu trauern hatte, war die erinnerung an jenen starken jugendeindruck für Ari von selbst gegeben. —

Die Biskupa sögur sind eine litterarische gattung von eigenem reiz. sie verleugnen kaum irgendwo gänzlich die schule der saga, haben aber dabei jenes intime und stimmungsvolle, das die altisl. prosa sonst nicht kennt, das uns aber das christliche mittelalter lieb macht. diese zt. geschmacklosen denkmäler sind quellen ersten ranges für die culturgeschichte. selbst ein so unisländisches, von unnatur strotzendes machwerk wie der Þórvaldsþátt ist es auf seine weise. der leichte gesprächston des Isleifsþátt mutet modern an. möge die erste deutsche edition, die sich diesem felde zuwendet, recht viele freunde finden.

Breslau, 28 januar 1907. G. Neckel.

L. F. Anderson. The anglo-saxon scop. University of Toronto Studies, philological series nr. 1. The University library: published by the librarian, 1903. 45 ss. 8°.

Anderson hat die zeugnisse über den englischen hofsänger der stabreimenden zeit sorgfältig gruppiert und ihnen ihre aussagen abgefragt. durch die reichliche mitteilung der textstellen, denen sich der commentar unterordnet, und durch die übersichtliche gliederung nach gut gewählten stichworten hat die arbeit einen vorzug vor Arthur Köhlers aufsatz in der Germania bd 15. sie ist als darstellende zusammenfassung zu würdigen und als solche ganz nützlich. probleme zu verfolgen, ligt der schrift weniger. kaum gestreift werden fragen wie diese: wie sich der dichtende und harfende gefolgskrieger germanischen stiles abgrenzt gegen

den joculator, das erbstück der südlichen cultur; wie sich die geschichtliche gegenwartsdichtung mit dem heldenliede berührt; wieweit der dichtersänger von seiner kunst lebte, also ein berufsmäfsiger dichtbetrieb im strengen sinne anzunehmen ist. für diese fragen hätte allerdings das nordische schrifttum reichere ausbeute gewährt. es wird ein parmal unsicher tastend herangezogen (misverständnisse s. 21 und 26).

S. 38 ff. entscheidet sich A. für die verbreitete annahme, der epische vortrag mit harfenbegleitung sei ein melodram gewesen. ob er dies für stichische und strophische dichtung gleichermafsen annimmt, wird nicht klar (er citiert nebeneinander Kögel, der an unstrophische epik denkt, und Weinhold, der von strophenmäfsigen abteilungen spricht). dass die bekannten zeugnisse für harfenbegleiteten vortrag auf stichische gedichte zielen, m. a. w. dass wir zwar nicht im Beowulfepos, aber doch im Finns- und im Hildebrandsliede vertreter jener zur harfe 'gesungenen' lieder vor uns haben, das ist doch wol nicht so sicher. einige der quellenstellen lenken bei unbefangener betrachtung die gedanken nicht grade auf ein melodram, d. h. auf sprechstimme; so die stelle Wids. 103 ff. (*ðonne wit Scilling sciran reorde . . . song ahofan hlude bi hearpan, hleoþor swinsade*), besonders wenn hier ein gleichzeitiges singen der beiden (doch gewis unisono) gemeint ist. wenn aber das einzige musikalische am vortrage die harfengriffe waren, kann man nicht gut sagen, dass der scop neben dem dichter und recitator auch componist war (s. 41 o.).

Die zwillingsformel 'singen und sagen' hat man seit Lachmann so oft in dem sinne verwertet, als stelle sie dem gesang eine bestimmte andere vortragsweise gegenüber (s. 39 : . . the recitation of the scop was something intermediate between 'singing' and 'saying'). aber die specifische bedeutung von 'sagen,' die in den älteren germanischen mdaa. noch klar hervortritt, ist 'erzählen, berichten' (Zs. 46, 271). das zeitwort bezieht sich nicht auf den akustischen vorgang (wie ae. *singan, hléodrian,* zt. *cwedan* u. aa.), man kann in prosa, sprechvers, gesang, auch in buchstaben oder bildern 'sagen' d. h. erzählen. den modernen sinn von 'singen und sagen' hätte man altwestgermanisch durch *'singan andi sprekan'* ausgedrückt. daher ist aus der formel 'singen und sagen' weder ein gegensatz zweier vortragsarten noch eine verschmelzung von musikklang und sprechstimme herauszulesen. 'singen und sagen' muss bedeutet haben 'singen und erzählen', di. entweder 'singend, durch gesang erzählen'[1] (vgl. Wids. 100 *þonne ic be songe secgan sceolde*) oder 'singen und sonstwie, in irgend einer andern form erzählen' — wobei der besondere sinn

[1] 'mit singender, dh. pathetisch gehobener stimme erzählen' übersetzt Kögel Lg. 1, 143. aber dann dürfte er den technischen ausdruck für die betr. art des vortrages nur in dem verbum 'singen', nicht in der verbindung von singen und sagen suchen.

des agerm. 'singen' dahingestellt bleibt. in mhd. zeit hat sagen zt. schon den neueren sinn. aber wenn man die stellen bei Lachmann Kl. schr. I 461 ff durchgeht, sieht man leicht, dass gewöhnlich mit der akustisch neutralen bedeutung 'erzählen, berichten' auszukommen ist, besonders wo sagen allein steht (*der von hern Dietrich von Berne gesagen kan*; *als uns meister Walther seit* uä).

Berlin jan. 1907. ANDREAS HEUSLER.

JAMES EDWARD ROUTH jr., Two Studies on the Ballad Theory of the Beowulf together with an introductory sketch of opinion. (diss. der Johns Hopkins universität) Baltimore J. H. Furst company, 1905. 57 ſs 8°.

Der titel des heftes trifft nicht zu. Routh will zeigen, dass man gewisse unebenheiten im Beowulf erklären kann, ohne einschiebsel zu hilfe zu rufen. die annahme von einschiebseln aber ist noch lange keine balladentheorie. das dilemma lautet nicht: entweder ballads oder unity. die seitenblicke des vf.s gelten meistens der Müllenhoffschen Beowulfgenese: Müllenhoff aber nahm zwei selbständige lieder an, die zusammen noch nicht 30 % des epos bilden, alles übrige sollte fortsetzung, einleitung oder einschiebsel sein: da kann man füglich nicht von liedertheorie sprechen. diese wäre auch mit andern waffen zu bekämpfen — soweit dies grade beim Beowulf nach Kers buche noch erforderlich schiene. nebenbei: 'Epic and Romance' fehlt in der bibliographischen skizze!

R. wendet sich also einfach gegen die interpolatoren; und zwar unter zwei gesichtspuncten: die geistlichen stellen brauchen nicht jünger zu sein, denn das epos als ganzes ruht auf christlichem grunde; die entbehrlichen ausläufe brauchen nicht jünger zu sein, denn sie vertragen sich mit dem stile der sicher einheitlichen ae. epen. in beiden puncten wird der vf. keinen grundsätzlichen widerspruch zu fürchten haben. dass das grofse buchepos Beowulf die schreibezeit und damit die kirche voraussetzt, ligt am tage. des dichters versuche, das heidnische colorit zu treffen, sind merkwürdig misglückt. in seiner umgebung müssen die religiösheidnischen überlieferungen fast erstorben gewesen sein. aus den monotheistischen wendungen, die er seinen helden leiht, darf man aber nicht schliefsen, dass er die Dänen als christen gedacht wissen wollte (s. 30. 53 f); daher enthält auch der passus z. 175—88 (*metod hie ne cuðon*) — das einzige von R. anerkannte einschiebsel — keinen sachlichen widerspruch.

Der ersten studie, die sich hauptsächlich mit Grendels abstammung von Cain befasst, schadet die unwahrscheinliche gleichsetzung von Grendel und der antiken hydra. recht verblüffend wirkt die folgerung s. 26: die anspielungen auf Cain gehören

unlösbar zum epos, denn : Grendel ist ältester bestand der dichtung, und 'Grendel in gestalt der hydra war in einer der unbekannten vor-Beowulfischen quellen des gedichtes mit Cain verknüpft'. selbst wenn es um die hydra und diese vor-Beowulfische quelle besser bestellt wäre, brauchte nicht notwendig schon der ependichter den gelehrten stammbaum seines wasserriesen angebracht zu haben. — dem zweiten abschnitt darf man eine besonnene, tactvolle handhabung der dichterischen belegstellen nachsagen. viel neues kann man dieser erstlingsschrift nicht entnehmen: die warnung vor den allgegenwärtigen interpolatoren kommt ein wenig post festum, und der positive beweis der einheit ist mit widerlegung der unvereinbarkeiten noch nicht geführt.

Berlin, jan. 1907. ANDREAS HEUSLER.

Quellen und untersuchungen zur lateinischen philologie des mittelalters. herausgegeben von LUDWIG TRAUBE. I band. München, CHBecksche verlagsbuchhandlung, 1906. gr. 8°. — 15 m.

I 1. Sedulius Scottus von S. HELLMANN, privatdocent der geschichte a. d. universität München. 1906. XV u. 203 ss. — einzelpreis 8,50 m.

I 2. Johannes Scottus von EDWARD KENNARD RAND, assistant professor of latin at Harvard University. 1906. XIV und 106 ss. — einzelpreis 6 m.

Nur mit schmerzlicher trauer kann ich über die beiden vorliegenden werke berichten : eben hatte ich die feder angesetzt, da traf die nachricht ein, dass der mann, der das neue unternehmen ins leben gerufen hat, nicht mehr ist. schon hatte ihn die hand des todes gestreift, als er sich noch entschloss die 'Quellen und untersuchungen' erscheinen zu lassen, und nur die ersten früchte war ihm noch vergönnt zu sehen; aber er konnte mit der bestimmten erwartung scheiden, dass den ersten vortrefflichen leistungen der fortgang entsprechen werde.

Seit der berühmten untersuchung 'O Roma nobilis' (Münchner SB. 1891, 299 ff) und dem dritten band der Poetae Carolini hat Traube den Sedulius Scottus nicht aus dem auge verloren, auf seine anregung hat nun Hellmann dem anziehenden manne ein liebevolles und tief eindringendes studium gewidmet, dessen ergebnisse weit über die person des gelehrten Iren hinausgehn. so zerfällt denn auch das buch in drei selbständige teile, von denen jedoch der erste und zweite enger miteinander verbunden sind. Angelo Mai hatte 1842 aus einer hs., Palatinus 591 der Vaticana, den 'Liber de rectoribus christianis', den Sedulius zwischen 855 und 859 für Lothar II verfasste, veröffentlicht. zufälligerweise war es gerade die einzige hs., die das werk vollständig mit einschluss der nach dem vorbilde des Boethius jedem capitel angehängten gedichte einschliefst, und so hat Traube diese hieraus in die PC III aufgenommen. im übrigen bietet aber diese hs. den allerschlechtesten text. Dümmler plante schon eine neue

ausgabe; nun hat Hellmann das ganze material zusammengefasst. aufser dem Palatinus benutzt er eine Berliner hs. B, ferner eine Bremer A, die im besitze des Goldast war, und die verschollene aber von ihm in einem sammelbande der universitätsbibliothek zu Jena aufgefundene ausgabe Marquard Frebers, F. (diese ausgabe oder ihre vorlage beruht auf einer verlorenen hs., die von dem herausgeber mit grofser wahrscheinlichkeit der bibliothek des klosters Gorze zugewiesen wird, wohin sie wol über Metz gekommen ist.) auf grund dieser hss. wird nun ein text geboten, dem man fast überall beistimmen muss. leider sind die gedichte, wie erwähnt, nur in P enthalten, so werden sie im allgemeinen in Traubes recension geboten, doch hat dieser selbst an einigen stellen änderungen vorgenommen. eine knappe, aber äufserst lichtvolle einleitung orientiert über die fürstenspiegellitteratur und weist dem Liber d. r. chr. seine litterarische stellung zu.

Aufser den hss. standen dem herausgeber für seine arbeit noch andere wertvolle hilfsmittel zu gebote: darüber handelt der überaus wichtige zweite teil Das collectaneum des Sedulius Sc. in dem codex Cusanus C 14 nunc 37. dies florilegium, das schon widerholt die gelehrten beschäftigt hat, ist, wie Traube aao. nachgewiesen hat, von Sedulius selbst angelegt, und ein blick in den apparat zeigt, dass es im Liber d. r. chr. auch fleifsig benutzt ist. so muste Hellmann diese sammlung einer sorgfältigen prüfung unterziehen, die ertragreich genug war. in Lüttich, wo Sedulius lange würkte, wird sie entstanden sein; die abschrift die uns vorligt zeigt deutlich, dass das original in irischer orthographie geschrieben war (anh. 1). leider sind 20 bll. des originals verloren gegangen, doch auch die erhaltenen, über deren inhalt ein überblick geboten wird, weisen einen grofsen reichtum auf. an diesen nachweis knüpft Hellmann nun eine untersuchung über die wechselbeziehung zwischen Irland und dem festlande, deren ergebnis ich wegen der grofsen bedeutung der sache wörtlich widergebe. s. 99: 'man spricht so gern und häufig von der bereicherung, welche die Iren dem geistigen leben des continents brachten, und bedenkt nicht, dass sie selbst in den klöstern des festlandes reiche handschriftendepots, und, wenigstens im 9 jh., eine durchaus selbständig entwickelte gelehrsamkeit antrafen: über der betonung der verdienste, welche sie sich um das festland erwarben, vergisst man gerne die frage, wieviel sie selbst hinwiderum den anregungen des continents verdankten. das collectaneum des Sedulius versetzt uns nun in die glückliche lage, den gesichtskreis eines im fränkischen reiche lebenden Iren des 9 jh.s ziemlich vollständig zu übersehen, noch dazu eines mannes, dessen gelehrsamkeit aufsehen erregt haben wird, und von dem sicher anregungen nach mehr als einer seite ausgegangen sind. so können wir den versuch wagen, zu scheiden, wieviel von seinem geistigen gute irischer herkunft ist, wieviel

er den einwürkungen seiner zweiten, festländischen heimat verdankte'. dieser versuch erweitert sich zu der frage nach der überlieferung der lateinischen litteratur während der ersten jhh. des ma.s, und die antwort ist, dass die bedeutung der Iren auf diesem gebiete doch erheblich überschätzt worden ist; ihre neigungen zogen sie in erster linie zur patristischen litteratur, und wenn wir sie im besitze von classischen schätzen finden, so werden wir immer fragen müssen, ob sie diese nicht auf dem festlande vorgefunden haben. eine hübsche bestätigung ergibt die prüfung der benutzten quellen : wo es möglich ist zu einigermafsen sicheren ergebnissen zu kommen, weisen die excerpte aus classischen schriftstellern auf continentalen ursprung hin. fünf beigaben schliefsen diesen teil. — im zweiten anhang wird zum erstenmal ein dialogfragment 'Senex et adolescens' veröffentlicht, das, wie mit recht betont wird, stark an den dialog zwischen Terentius und der persona delusoris (Hrotsvit ed. vWinterf. s. xx) erinnert. — anhang III bringt eine bisher nicht völlig veröffentlichte sammlung, die am eingange des collectaneums steht, 'Proverbia Grecorum', die mehrfach, aber in vollständigerer gestalt, im Liber de r. chr. verwertet ist. dass diese sammlung ursprünglich umfangreicher war, geht daraus hervor, dass einzelne stellen des Liber mit citaten stimmen, die anderweitig den Proverbia Gr. zugeschrieben werden. so scheint es mir nicht ausgeschlossen, dass noch weitere stellen aus den Prov. stammen, wo wir es nicht wissen, wie dies zu 25, 12 doch höchst wahrscheinlich ist. leider sind die Prov. schlecht überliefert und schwer verständlich: den gegebenen erläuterungen kann ich nicht überall zustimmen. — anhang IV bringt im anschluss an das florilegium eine untersuchung zur geschichte der irischen canonensammlung.

Der dritte teil, 'Sedulius und Pelagius', steht mit den beiden ersten nur aufserlich, durch die person des S., in zusammenhang. dieser hat auch eine erklärung sämtlicher Paulusbriefe verfasst, in der ua. auch ein name sich findet, den wir sonst in theologischen schriften der zeit nicht antreffen, der des grofsen ketzers Pelagius. HZimmer ist in seinem buche 'Pelagius in Irland' den spuren des Pelagiuscommentars nachgegangen und hat mehrere wichtige quellen aufgedeckt, vor allem die schon im ersten bibliothekskatalog von SGallen genannte Expositio Pelagii (jetzt nr 73), die ihn zu der ansicht führte, es sei eine doppelte überlieferung des Pelagiustextes anzunehmen, eine continentale und eine specifisch irische. Hellmann weist nach, dass diese gruppierung falsch ist. vielmehr ist zu scheiden zwischen einer gekürzten recension, die von dem Sangallensis und Pseudohieronymus repräsentiert wird, und einer vollständigeren, die in den andern quellen erhalten ist. aber auch diese gruppe zeigt in sich weitere spaltungen, so dass der s. 170 aufgestellte stammbaum zahlreiche gabelungen aufweist. das verhältnis der einzelnen

gruppen zu einander ist derart, dass eine reconstruction des Pelagiuscommentars vorderhand als aussichtslos erscheinen muss. auch diesem teile sind mehrere anhänge beigefügt. sorgfältige register schliefsen das inhaltreiche werk.

Wie oben hervorgehoben wurde, hat sich herausgestellt, dass die Iren ihr interesse mehr zur patristischen als zur classischen litteratur zog. diese beobachtung finden wir in dem 2 hefte durch Rands darlegungen über Sedulius grofsen landsmann Johannes bestätigt. zu den 'Opuscula sacra' des Boethius (Peiper 149ff) ist in zahlreichen hss. teils am rande und zwischen den zeilen teils als selbständiges werk ein commentar erhalten, der zwischen 867 und 891, also zur zeit des Johannes Scottus, entstanden ist. man hat über der form und manchen trivialitäten, die offenbar auf ein schülerheft hinweisen, bis jetzt verkannt, dass der verfasser ein bedeutender mann gewesen sein muss. Rand weist im einzelnen nach, dass er ein vorzüglicher grammatiker war, der die nicht ganz leichte sprache des Boethius würklich versteht und mit liebe und sorgfalt seinen gedankengängen nachgeht, dass er in den kirchlichen autoren sehr bewandert ist, das griechische gut beherscht und vor allem als theologe eine ebenso tiefsinnige wie originelle persönlichkeit ist, ein denker, der sich seiner vorlage gegenüber volle freiheit wahrt und sich nicht scheut gelegentlich stark abweichende anschauungen zu entwickeln, und man kann, darin hat Rand sicher recht, nicht zweifeln, dass Johannes Scottus selbst der verfasser war. dass dieser nicht nur philosoph und übersetzer war, sondern auch commentator, geht ja auch daraus hervor, dass er, wie Hauréau nachgewiesen hat, auch einen commentar zum Martianus Capella geschrieben hat, der vorläufig leider bis auf wenige notizen unbekannt ist. wenn Johannes sich entschloss den Martianus zu commentieren, so spricht viel dafür, dass er auch den Boethius, der für den unterricht nicht weniger wichtig war und der erläuterung sehr bedarf, erklärt hat. ist so schon auf inductivem wege ein kaum anfechtbares resultat gewonnen, so wird dies noch durch äufsere momente gestützt. eine hs. in Florenz (mit insularer schrift) enthält eine vita des Boethius, die dem Johannes Scottus zugeschrieben wird, auch finden sich in dem commentar stellen, die mit solchen aus andern schriften des J. stimmen. hierbei beruhigt sich der vf. aber nicht, sondern weist eine reihe von einwänden, die er voraussieht, von vornherein ab. auf diesen abschnitt möcht ich wegen der feinheit der beweisführung und der fülle neuen lichtes, das auf den Iren fällt — Johannes und Heiricus, das verhältnis des Johannes zu Boethius, die entwicklung seiner weltanschauung —, besonders aufmerksam machen. ob freilich all die schönen etymologieen s. 14f auf rechnung des J. kommen, ist mir doch äufserst zweifelhaft. — es folgt dann

der abdruck nach einer hs. unter ausdrücklichem verzicht darauf einen abgerundeten kritischen text zu geben, doch mit anführung der varianten.

Neben dem commentar des Johannes hat der vf. durch genaue prüfung einen zweiten, ebenfalls in form von glossen erschienenen unterschieden, der dem des Johannes völlig nachgebildet ist, aber auch den 4 tractat des Boethius 'De fide catholica', der bei J. fehlt, mit berücksichtigt. er ist teils als alleiniger begleiter des textes, teils in verbindung mit den glossen des Johannes, in einer hs. auch als selbständiges buch erhalten. dies werk steht auf viel niedrigerem niveau und macht bei dem früheren zahlreiche anleihen, nicht ohne gelegentlich misverständnissen anheimzufallen. das charakterbild des vf.s ist deutlich zu erkennen, ihm fehlt die philosophische begabung seines vorbildes Johannes, dagegen ist er kirchlicher gefärbt als jener. es kann kein anderer sein als Remigius von Auxerre; die lange reihe seiner commentare wächst also um eine nummer, oder richtiger, um zwei, denn auch zur 'Consolatio' hat er erklärungen geschrieben — und zweifellos auch Johannes. also drei Boethiusglossatoren treten uns entgegen : Johannes, Heiricus, Remigius, wir wissen vom Martianuscommentar des Johannes, kurz wir sehen, wie in jener ziemlich verschrieenen zeit des ausganges der Karolinger eine lebhafte wissenschaftliche tätigkeit herscht. es ist Rands verdienst, zur aufhellung dieser periode und zur correctur der darüber herschenden vorstellungen einen wesentlichen beitrag geliefert zu haben, damit aber zugleich eine bedeutende vorarbeit zu der von Traube in seinem gehaltvollen vorwort geforderten neuen ausgabe der werke des Johannes Scottus.

Berlin. K. STRECKER.

I 3. Untersuchungen zur überlieferungsgeschichte der ältesten lateinischen mönchsregeln. I Die regelbücher Benedicts von Aniane. II Die Regula SBenedicti. von HERIBERT PLENKERS. mit 2 tafeln in lichtdruck. 1906. XI und 100 ss. — einzelpreis 7 m.

Von Plenkers wird in kürze im Wiener Corpus der kirchenschriftsteller der erste fascikel der 'Regulae monasticae saeculo nono antiquiores' erscheinen, und die vorliegenden beiden abhandlungen bilden eine art einleitung dazu. das vorwort hat noch LTraube geschrieben, der seither leider allzufrüh vom arbeitsfelde abgerufen wurde. das ist umsomehr zu bedauern, als er in seiner 'Textgeschichte der Regula SBenedicti' seine schöne und scharfsinnige untersuchung mit so glänzendem ergebnis abgeschlossen hat. P. hat die untersuchung dieses merkwürdigen und anziehenden problems noch weiter geführt mit hilfe des so plötzlich wider ans licht getretenen Codex regularum, der seit dem 29 nov. 1902 als clm 28118 eine sichere ruhestätte gefunden hat, dank dem vereinten bemühen dr Grauerts

und dr Traubes. es ist der riesenfoliant von SMaximin in Trier, im anfang des 9 jh.s geschrieben, von den Bollandisten benutzt, seit dem anfang des 17 jh.s verschwunden, 1902 als das hervorragendste stück der Bibliotheca Goerresiana wider zum vorschein gekommen. in ihm haben wir die einzige alte hs. der von Benedict von Aniane gesammelten regelbücher; zwei abschriften davon aus den jahren 1466 und 1471 sind in Köln und Utrecht erhalten. es sind im ganzen 24 klosterregeln zusammengestellt, welche Benedict von Aniane in Frankreich und Spanien gesammelt hatte, und es lassen sich teilweise noch die nähte nachweisen, welche die vereinigung bewürkten. sie beweisen, dass der Trierer codex der reinschrift Benedicts noch ganz nahe steht. in lichtdruck ist der schluss der regel Benedicts von Monte-Cassino und eine seite der zweiten regel des Fructuosus beigegeben. daraus lässt sich deutlich der unterschied der zwei hände erkennen.

Die zweite abhandlung P.s bespricht die überlieferung der Regula SBenedicti. das original ist bekanntlich im jahre 896 verbrannt; verschwunden ist auch das normalexemplar, das Karl der Grofse 787 von Monte-Cassino erhielt und von welchem die hss. des normaltextes abstammen. hier kommt die Münchener hs. der Concordia erst in dritter linie. die führende rolle gebührt der SGaller hs. 914, einer 'mit fast photographischer treue gefertigten abschrift des Aachener normaltextes', aber durch spätere änderungen bis zur unkenntlichkeit entstellt. immerhin ist darin eine textquelle erhalten, wie sie reiner und zuverlässiger wol nur wenige documente des altertums aufzuweisen haben. um aber dem urexemplar so nahe als möglich zu kommen, müssen auch die interpolierten hss. herangezogen werden. Plenkers sieht in ihnen die phasen eines entwicklungsprocesses, dessen anfangspunct Rom oder Monte-Cassino ist. ob die von ihm darüber aufgestellte hypothese richtig ist, kann aber erst nach vergleichung weiteren hss.-materials entschieden werden.

Im anhang stehn zunächst briefauszüge mit kurzen erläuterungen aus dem briefwechsel des Holstenius mit den Maurinern; sie beziehen sich auf die erste ausgabe des Codex regularum. der zweite anhang bringt die sog. 'Regula Cassiani' aus dem Münchener codex 28118, deren existenz noch von ValRose in abrede gestellt wurde. den schluss bildet ein kurzes martyrologium aus einem codex des Escorial, das älteste martyrologium spanischen ursprungs, das wir kennen. die aufnahme in den anhang rechtfertigt sich durch den zusammenhang mit der textgeschichte der Regula SBenedicti. schon Traube hat darauf aufmerksam gemacht, dass mit dem normaltext der regel zusammen in karolingischer zeit auch das martyrologium verbreitet wurde. die kommende ausgabe der Regula SBenedicti ist in den rechten händen.

Einsiedeln. P. GABRIEL MEIER.

Gert van der Schurens Teuthonista of Duytschlender. lexicographische onderzoekingen en klankleer door D. H. G. BELLAARD (Utrechter doctordissertation). 's Hertogenbosch, Teulings, 1904. VIII und 204 ss. 8°.

Im Anz. XXIV 145—155 hab ich eine recension von Verdams bearbeitung des Teuthonista veröffentlicht, auf die ich hier noch einmal verweisen darf. ich beabsichtige jetzt nicht auf einzelheiten einzugehn, und dort ist manches von dem gesagt, was ich vorzubringen hätte. der Utrechter doctordissertation Bellaards ist jene meine recension unbekannt geblieben, und ich muss gestehn, dass mich das trotz allen erfahrungen, die ich und andere in dieser hinsicht schon gemacht haben, denn doch überrascht hat. ich veröffentliche in unserer ältesten und, wie ich immer dachte, doch in allen unseren kreisen noch immer angesehenen zeitschrift einen ausführlichen artikel, in dem, wie ich so unbescheiden bin zu glauben, eine reihe von dingen stehn, die Bellaard auch bei jahrelanger beschäftigung mit dem gegenstand weniger richtig beurteilt oder überhaupt nicht gesehen hat; ich darf auch anmerken, dass man an den niederländischen universitäten doch wol weiſs, dass ich mich um die dinge der nl. philologie aufmerksam bekümmere; und nun wird an einer dieser universitäten ein buch genau über denselben gegenstand geschrieben, ohne dass dem verfasser mein artikel bekannt wird. ja, wer soll ihn denn nun wol kennen? und wozu veröffentlicht man dann überhaupt die früchte monatelanger arbeit? der vorwurf richtet sich viel weniger gegen B. persönlich als gegen die seiten, von denen ihm, in mündlicher und gedruckter belehrung, sein wissen zugekommen ist, und ein so crasser beweis für die freiwillige unfreiheit im betriebe unserer germanischen philologie, die sich zu sehr an namen und moden bindet, sollte denn doch über das persönliche hinaus eine starke mahnung enthalten, dass diesem unserem betriebe objectivität und erziehung der mitarbeiter zur selbständigkeit des urteils not täte.

Was ich aao. an Verdams buch vermisst habe, das ungefähr bildet das thema der vorliegenden arbeit, die im ersten hauptteil die entstehung von vdSchurens wörterbuch, im zweiten dessen orthographie und laute untersucht. die durchführung dieser themata ermöglicht es dem verfasser, unser verständnis des für die geschichte der nl. sprache und der benachbarten mundarten so wichtigen werkes nicht unwesentlich zu fördern.

Der erste teil bringt einiges über den verfasser, den drucker [1] und die äuſsere form des Teuthonista, gibt eine interessante und dankenswerte übersicht über die mittelalterliche lexikographie und untersucht dann eingehend die entstehung von vdSchurens buch. für den deutsch-lat. teil wurden eine anzahl lat. wörterbücher,

[1] auf grund des noch nicht benutzten buches von Voulliéme Der buchdruck Kölns bis zum ende des 15 jhs (Bonn 1903) s. XII ff wäre einzelnes [illegible]

besonders das des Ugutio und das Catholicon des Johannes de Janua, eine anzahl sogenannter Vocabularia rerum und lat.-deutsche vocabulare und glossare, auch blofs deutsche sachliche wörterverzeichnisse benutzt; dem lat.- deutschen, nachträglich in recht kurzer zeit zusammengestellten teil ligt, unter mitbenutzung der für den ersten teil gebrauchten quellen, hauptsächlich das Catholicon zu grunde. ein besonderer abschnitt erörtert den wert des buches für die zeitgenossen und für uns. besonders die letzte frage ist in der ganzen, gründlichen quellenuntersuchung in verständiger und lehrreicher weise erwogen.

Der sprachlichen untersuchung lässt sich nicht das gleiche lob spenden. bei diesem denkmal, das nur einen ausschnitt aus einem sprachtypus in vielseitiger gebundenheit darstellt, kann eine solche doch nur den zweck haben, schreibung und laute für das richtige verständnis der einzelnen wörter aufzuhellen und nicht, das material lehrbuchartig auf 'westgerm. grundformen' zurück zu führen. was kümmert es uns, ob das *u* in dem *runtzel* dieses wörterbuchs auf westgerm. *ŭ* (**wrunktala?*) zurückgeht oder nicht? über *hueveken* scheint der verfasser (s. 112 anm.) so zu urteilen wie ich in meinem Etym. wb. aber ich finde nirgends in der lautlehre eine rechtfertigung, und gerade eine genaue statistik über die schreibung der *o*- und *u*-laute, die uns in den stand setzte, mit der möglichsten sicherheit über das *ue* in diesem worte zu urteilen, und überhaupt die erörterung aller schwierigen einzelheiten an der gehörigen stelle wäre doch das, was wir von einer solchen untersuchung zu erwarten hätten. der bedeutenden schwierigkeiten, die der stoff allerdings bietet, indem er fast der schlimmsten zeit der orthographie angehört, den verdacht offen lässt, fremdmundartliches überall her aufgenommen zu haben, und nicht in der heimat des verfassers gedruckt wurde, ist B. keineswegs herr geworden. dafür ist er noch zu wenig zu eigenem urteil gelangt. er sieht wol die verschiedenen theoretischen möglichkeiten, weifs sich aber nicht leicht zu entscheiden. er bringt es fertig, bei *get*, dh. *jet* aus *iet*, einen wechsel von *g* und *w* im anlaut festzustellen, indem er *get* als lautliche nebenform von *waz* ansieht (§ 266), und dabei lautet der artikel im Teuthonista „*get*, *wat*, *uyst*, *yet*, *yetswat*, *etswat* aliquid usw.". da B sich auch nicht die zeit nehmen konnte, die chronik Gerts vdSchuren zur vergleichung eingehnder zu untersuchen, so kann dieser teil der aufgabe durch seine schrift nicht als gelöst angesehen werden.

Bonn. J. Franck.

Geschichte der heraldischen kunst in der Schweiz im XII und XIII jahrhundert. von Paul Ganz. mit 101 abbild. im text und 10 tafeln. Frauenfeld, JHuber 1899. 200 ss. 8° — 8, 50 m.

Über die entstehung und die anfänge des wappenwesens in Deutschland sind wir trotz den reich fliefsenden quellen noch

recht unvollkommen unterrichtet. es mag dies zum teil daran liegen, dass die heraldik lange zeit als der ausschliefsliche besitz des dilettantismus gegolten hat, und dass ihre wissenschaftliche gleichberechtigung auch heute noch nicht unbestritten anerkannt wird. zum teil allerdings bewürkt es die überreiche fülle des oft schwer zugänglichen und umständlich zu sammelnden materials, dass wissenschaftliche bearbeiter sich von dem gegenstande ferner gehalten haben, der doch eine so bedeutende rolle in der cultur- und kunstgeschichte des mittelalters gespielt hat.

In dieser beziehung ist das buch von Ganz eine sehr erfreuliche erscheinung. es war auch ein glücklicher gedanke, dass der verf. sich entschlossen hat, seiner forschung territoriale grenzen zu ziehen, und man kann nur wünschen, dass sein beispiel vorbildlich würken möge. nicht als ob es ihm gelungen wäre, wesentlich neue momente für die entstehungs- und entwicklungsgeschichte des wappenwesens im allgemeinen aufzufinden oder etwa die heraldischen eigentümlichkeiten der Schweiz durch den doppelten einfluss germanischer und romanischer cultur zu erklären, aber er hat zum ersten male versucht, das gesamte material eines bestimmten gebietes zu sammeln, zu verarbeiten und für die vergleichung zugänglich zn machen. ob es für den wissenschaftlichen kern der sache von nutzen war, den kunstgeschichtlichen standpunct besonders hervorzuheben, mag dahin gestellt sein. denn wenn auch die decorative verwendung der heraldik in der bildenden kunst des mittelalters den durch den titel angedeuteten hauptteil (s. 93—158) des werkes bildet, so hat doch der verf. nicht umhin gekonnt, einen ersten teil (s. 3—16) der allgemeinen geschichte der heraldik, und einen zweiten (s. 17—92) der geschichte des heraldik in der Schweiz zu widmen. bei dieser disponierung muste aber der stoff für den, der sich nicht lediglich für die kunstgeschichtliche seite interessiert, zersplittert werden und waren widerholungen nicht zu vermeiden. Ganz hat auch seinen stoff — man muss sagen leider — zeitlich eingeschränkt, indem er das ende des 13 jahrhunderts als ziel setzt, eine grenze die er allerdings nicht selten überschreitet, wie er seine beispiele auch vielfach aufserhalb der geographischen grenzen der Schweiz herholt, und nicht nur in den anmerkungen (vgl. das vorwort), namentlich da, wo die einheimischen quellen nicht ausreichen.

Dass Ganz im zweiten (historischen) teile noch eine unterteilung in 12 und 13 jahrhundert vornimmt, wobei er die periode des 12 jahrhunderts aber wider nach formalen gesichtspuncten (in siegel, plastik und malerei und den reiterschild von Seedorf) gliedert, ist mir nicht recht verständlich. der stoff ist für diese älteste zeit nicht bedeutend. das älteste reitersiegel mit heraldischem schildbilde ist das Bertholds v vZähringen vom jahre 1187. die plastik (ein pfeilerrelief vom grofsmünster in Basel und säulen-

capitelle daselbst) bietet eigentlich nichts heraldisches und auch die malerei ist nur infolge der heranziehung des auf italienischem boden entstandenen Carmen de bello Siculo des Petrus de Ebulo und des Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg vertreten. ob der berühmte reiterschild von Seedorf, dem Ganz unter beifügung einer vorzüglichen lichtdruckreproduction eine besondere besprechung widmet (s. 26—30), noch dem 12 jahrhundert angehört, ist fraglich. Ganz hält ihn für einen kampfschild, wie ich glaube mit unrecht. er ist wol ebenso wie die Marburger schilde ein totenschild, ein prunk- und gedächtnisstück. wäre es anders, so müste doch dieser oder jener eine spur des kampfes zeigen, um so mehr, als der schild der den waffen des gegners am meisten ausgesetzte teil der rüstung war. aber keine spur gewaltsamer verletzung ist sichtbar. das vorhandensein der beriemung, an deren reconstruction sich Ganz versucht hat, ist kein gegenbeweis, denn man brauchte sie zum aufhängen (vgl. die pfeilersculpturen s. 110 fig. 71) und wollte das prunkstück dem gebrauchsstücke so ähnlich als möglich machen.

Im folgenden (s. 30ff) behandelt der verf. hauptsächlich die verschiedenen für die heraldik in betracht kommenden teile der rüstung, besonders schild und helm. unwahrscheinlich ist mir die von Ganz in gröfserem umfange angenommene bemalung des helmes. bei den meisten abbildungen, die G. in diesem sinne erklärt, wird der künstler versucht haben, das helmtuch, die spätere helmdecke, anzudeuten, die sich ja ursprünglich fest an den helm anlegte.

Der dritte teil, welcher die anwendung der heraldik in der kleinkunst, in der architektur, der malerei, der plastik und vor allem in den siegeln eingehend behandelt, enthält eine fülle sorgfältig gesammelten materials und viele feine beobachtungen. die sehr seltenen bronceschildchen aus dem Berner museum (s. 101) sind wol am ehesten als schmuckstücke anzusehen, die, ähnlich unseren cocarden, vorn an dem umgeschlagenen rande der im ganzen mittelalter als kopfbedeckung beliebten mütze angebracht wurden. auffällig ist die äufserst geringe ausbeute an heraldischem materiale, die die numismatik bietet. Ganz erklärt diese erscheinung dadurch, dass das münzrecht in jener zeit fast ausschliefslich von geistlichen fürsten ausgeübt worden sei (s. 98).

Einen schlussteil (s. 162—185) widmet Ganz, nachdem er schon vorher zahlreiche belege der zeitgenössischen epik entnommen hat, der heraldik in der schweizerischen dichtkunst, die ja durch eine lange reihe von namen von Ulrich vZatzikhofen an, vertreten ist. in einem anhange wird der Clipearius Teutonicorum des Zürchers Konrad vMure abgedruckt, ins deutsche übersetzt und mit kritischen anmerkungen versehen. ein register der technischen ausdrücke und ein namenregister bringen das werk zum abschlusse.

[illegible] sorgfältig gesammeltes [illegible] litteratur verarbeitetes [illegible] stoff auf verhältnismäßig [illegible] vielfach auch zur bild- [illegible] nicht zum wenigsten auf [illegible] den mechanischen repro- [illegible] die 10 tafeln (davon [illegible] enthalten, bringt [illegible] die zum grösten teile [illegible] gewandter und sicherer [illegible] usw. die wesent- [illegible] zweck dienlichen einzel- [illegible] raume zusammen- [illegible]

[illegible] verlagsfirma für die [illegible]

M[illegible] . H. Koch.

[illegible] freundes Koch, die [illegible] umstände noch [illegible] erlaubnis des recen- [illegible] um die germanisten [illegible] dessen studium [illegible] schmerzlich. ich hab es [illegible] antiquarischen [illegible] beziehungen [illegible] den deutschen [illegible] von art und [illegible] — [illegible] einzigen [illegible] werke [illegible] des verfassers [illegible] ganz besonders [illegible] mhd. dichter, [illegible] K[illegible] W[illegible] so wenn er [illegible] rane Part. [illegible] konnte. es ist [illegible] oder doch [illegible] durcharbeitet: [illegible] für die [illegible] des Konrad v Wurz- [illegible] T[illegible] spätestes werk [illegible] — was Ganz nicht [illegible] — [illegible] interessen [illegible] E[illegible] P[illegible] er hat.

[illegible] ich noch einiges [illegible] recht nahe angeht. [illegible] R[illegible] Weltchronik und

Strickers Karl s. 117 ff — sie ist Rud. Kautzsch, der soeben in den Kunstwissenschaftlichen beiträgen Aug. Schmarsow gewidmet (Leipz. 1907) die stellung der hs. in der geschichte der malerei festzulegen unternimmt, leider unbekannt geblieben; ferner die kurzen bemerkungen über die Weingartner liederhs. und das Naglersche bruchstück. vor dem grofsen Manesse-codex macht die darstellung leider halt — aber ich hoffe, dass sie in einer fortsetzung dieser studien den mittelpunct bilden und die würdigung erfahren wird, die einstweilen noch völlig aussteht. vorläufig erhalten wir einen lockenden vorschmack auf s. 117: in privatbesitz sind blätter aus einer französischen chronik des 13 jh.s aufgetaucht, welche die directen vorlagen zu den bildern 42 und 82 unseres codex C bieten! dass dieser auch weiterhin 'Manesse-codex' genannt werde, dagegen will ich nicht protestieren, aber falsch ist die begründung: 'weil die sammelarbeit der beiden Manesse für den codex aufser zweifel steht'. diese auffassung scheint allgemein, darum ist es wol an der zeit, einmal scharf den tatbestand herauszustellen, der auch bei Baechtold Geschichte d. deutschen litteratur in der Schweiz s. 142 ff noch getrübt scheint. die berühmte stelle des Hadlaub (bei Bartsch Schweizer minnesinger s. 296, Baechtold s. 144) spricht ausdrücklich von der sammeltätigkeit des Maness di. Rüdiger Maness II: *der Maness ranc dar nâch endliche daz er diu liederbuoch nû hât.* Rüdiger starb 1304, sein sohn der domcustos Johannes, dem Hadlaub ähnlichen kunstsinn nachrühmt, ist schon vor ihm (1297) verschieden. diese beiden kommen für die herstellung des codex schon zeitlich nicht in betracht, aber welches interesse hätten sie überhaupt gehabt, oder hatten gar ihre erben, nachdem sie mit schweren kosten eine sammlung von liederbüchern zusammengebracht hatten, noch einmal ein vermögen aufzuwenden, um diese kleinern und gröfseren sammlungen (denn es war auch schon eine illustrierte sammelhs. darunter) in den prachtcodex zu vereinigen, der sie uns aufbewahrt hat? so natürlich mir die annahme scheint, dass die liederbuch-sammlung der familie Maness die vorlagen für den codex C ganz oder in der hauptsache hergegeben habe, so sehr widerstrebt mir die vorstellung, dass die besitzer selbst — es waren ja nicht einmal mehr die von Hadlaub gepriesenen sammler! — die grofse sammelausgabe veranstaltet hätten. es muss irgend ein anderer, reichbegüterter kunstfreund aus dem Zürich-Constanzer kreise gewesen sein: und von dieser erwägung aus hab ich ein ausgesprochenes vorurteil für die hypothese des grafen Zeppelin, der für Constanz plädiert.

Am schlusse seines buches bringt G. (s. 174—185) das älteste erzeugnis der heraldischen litteratur, den 'Clipearius Theutonicorum' des Züricher domcantors Konrad von Mure († 1281) aufs neue und unter beigabe einer übersetzung zum abdruck: ein werkchen, das — wahrscheinlich zwischen 1242 und 1249 verfasst — höchst

charakteristisch ist für die kinderjahre dieser mittelalterlichen disciplin, indem es die strengen blasonierungen der wappen des südwestdeutschen hochadels untermengt mit allerlei phantasiegebilden aus der ferne, und sich nicht scheut unter nr 50 'Orlens Wilhelmi clipeus' mit hineinzuziehen: mitten zwischen den wappen der grafen von Pfirt und von Freiburg erscheint hier der schild — aber nicht des Wilhelm von Orlens, sondern des Wilhelm von Oranse (Wolfr. Wh. 328, 9—12): der goldene stern im blauen felde. Wilhelm von Orlens führte ein löwenwappen, wie aus den (übrigens arg verderbten) versen 7398 ff (ed. Junk) hervorgeht. Konrad hat also die beiden helden vermengt (worin ihm übrigens vLiebenau und Ganz folgen), und das schwächt die an sich durchaus ansprechende hypothese ein wenig ab, dass der autor dem Rudolf vEms persönlich nahestand und mit dieser einschaltung dem freunde eine kleine huldigung darbrachte.

Der text des 'Clipearius' ist uns nur unvollständig in dem alten druck von Felix Hemmerlins De nobilitate et rusticitate erhalten und aus ihm erstmals durch Theodor von Liebenau Anz. f. schweiz. gesch. 1880 nr 1, s. 229—243) hervorgezogen und mit trefflichen erläuterungen ausgestattet worden, die auch Ganz dankbar benutzt. für den text aber haben beide herausgeber fast nichts getan — und dieser text ist greulich entstellt! gewis sind Konrads gereimte hexameter schlechte verse, aber diese masse von metrischen und sprachlichen ungeheuerlichkeiten, die ihnen die überlieferung aufgebürdet hat und die ihnen nun schon der zweite herausgeber ruhig belässt, hat sich der wackere cantor denn doch nicht zu schulden kommen lassen. indem ich hier eine reihe von zumeist sichern oder naheliegenden besserungen gebe, beton ich ausdrücklich, dass ich andern nicht nur eine nachlese übrig lasse.

1, 1 l. *pro fert* (: *clipeo fert*); 1, 2 l. *nigre forme.* — 3, 1 verderbt; in 3, 2 darf *urbes rubeas* (die türme von Castilien) nicht mit 'städte' widergegeben werden. — 6, 1 l. *Crux transit rubea* ⟨*forma*⟩. — 8, 1 der druck bietet: *Vult Marrochi rex in auris dominans truculentis,* und der herausgeber übersetzt 'Der könig von M., thronend in glitzerndem (!) golde'; zu lesen ist ..... *Mauris dominans truculentis* 'herschend über die grimmigen Mauren'! übrigens findet sich ein ähnliches wappen (im gelben felde drei schwarze roche) in der Züricher WR. als nr 11 (zwischen den königen), und hier hat eine hand des 16 jh.s dabeigeschrieben *Marzach.* — 10 der vor Schweden und Norwegen stehnde *rex Dacus* ist (trotz seinem phantasiewappen!) kein 'fabelhafter könig auf dem boden des dacischen reiches, vielleicht Bulgarien', sondern nach wolbekanntem sprachgebrauch des ma.s einfach der Dänenkönig! — 11, 1 l. *in fulvo.* — 13, 1 l. *fertur habere.* — 28, 2 l. *Cui.* — 33, 2 *Dicque quod hic comes est nostre 'concernimus' hore* (von dem neugebackenen grafen von

Rapperswil) ist sprachlich unmöglich, und die übersetzung ebenso; ich vermute etwa *nostro concinnus honore*. — 37, 2 l. *Quod supra lapidem vult stare ⟨rubens⟩ ibi cerva*. — 38, 1 l. *Marggravio cui Stiria dat ⟨sui⟩ germen honoris*. — 46, 2 l. *prefert* (: *defert*). — 52, 1 *De Froburg aquila varie fert pellis amictum* heifst einfach '. . . hat vehlfarbigen balg (gefieder)', aber nicht 'trägt einen mantel aus buntem pelz'; vgl. die Züricher WR. nr 28. — 54, 1 streiche *in*. — 56, 1 *tacti* halt ich für verderbt, die gebotene deutung ist unmöglich. — 58, 1 *comite* (das erste) ist zu streichen. — 71, 2 l. *Obliquam tabulam ⟨gilvam⟩ geminosque leones*. — 73, 2 l. *rufa* st. *rubea*. —

Göttingen. EDWARD SCHRÖDER.

Die gedichte Oswalds von Wolkenstein hrsg. von J. SCHATZ. zweite verbesserte ausgabe des in den Publicationen der gesellschaft zur herausgabe der denkmäler der tonkunst in Österreich veröffentlichten textes. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1904. 312 ss. 8°. — geheftet 6 m., in leinwandband 6,60 m.

Diese neue handlichere ausgabe — kleineres format, gröfserer druck — der Wolkensteintexte ohne die noten wird gewis sprach- und litterarhistorikern willkommen sein. in der einleitung widerholt sie auch die lebensskizze des dichters, die Schatz in der grofsen ausgabe (vgl. Anz. XXIX 227 ff) gegeben hatte, geschickter angeordnet und in kleinigkeiten deutlicher gefasst, sowie den bericht über die hs.liche überlieferung, diesen erweitert und in der anschauung über den wert der hss. insofern modificiert, als jetzt C, entsprechend meiner aufforderung, den laa. von C mehr beachtung zu schenken, 'kritischer wert' (s. 51) zugesprochen wird, darin bestehend, 'dass fehlerhaftes in B hie und da in C gebessert erscheint, der schreiber von C wuste mit dem texte umzugehn'. und so bringen denn auch die laa. der neuen ausgabe die C-varianten jetzt einigermafsen vollständig. für interessenten trag ich dazu aus einer allerdings auf stichproben beschränkten collation von C noch nach: 17, 3 und 97, 94 *bistus* (vgl. 13, 38. 43, 13. 44, 16. 108, 33), 17, 26 *von dan*, 17, 50 *reyden*, 63, 44 *nit vast* (st. *nimmer*), 63, 147 *ye ainer* (st. *ain ander*), 63, 173 *teten*, 64, 64 *erstöret*, 94, 55 *der sünden gart*, 95, 68 *fürstenn* (st. *künig*), 96, 90 *ger* (st. *ge*), 112, 105 *zuck*, 112, 106 *von* (st. *an*), 112, 122 *wes*, lesarten, von denen einige sehr beachtenswert sein dürften, die aber jedesfalls insgesamt, wenn auch von Schatz widerum nicht mitgeteilt, eine stärkere eigenart von C bezeugen, als sie Schatz anfangs annehmen zu sollen glaubte. die tatsache eines nicht mehr zu bestreitenden kritischen wertes von C wird sich am einfachsten so erklären, dass diese hs. zwar im ganzen wol unter zugrundelegung von B geschrieben worden ist, aber entweder noch zu lebzeiten Oswalds mit berücksichtigung mündlich ausgesprochener verbesserungen des dichters oder mit

einsicht in verbesserte einzelabschriften — wie es Schatz bei nr 118 erwiesen hat —, in letzterem falle natürlich vielleicht auch nach des dichters tode, wenn auch nicht lange darnach. was die übrigen hss. betrifft, so tritt Schatz jetzt lebhafter als in seiner ersten ausgabe für A als beste überlieferung ein und hat demgemäfs die fassung von A an einer anzahl von stellen entgegen der ersten ausgabe in den text aufgenommen. ich glaube nicht, dass er daran recht getan hat; doch ein schade ist der ausgabe dadurch insofern nicht erwachsen, als man die las. von B jetzt gleich dabei hat — unter der columne —, auch dies eine verbesserung der neuen ausgabe im praktischen.

Von einzelheiten aus dem texte darf ich vielleicht hier 46, 25. 26 zur sprache bringen, wo man nicht mit der neuen ausgabe

pin ich genzlich
des küenzleins auss dem edlen Zilerstal

zu lesen hat, sondern

pin ich genzlich
des küenzlis auss dem edlen Zilerstal

(Schatz betont die erste zeile nicht richtig, sucht einen binnenreim herzustellen, wo keiner hingehört, und verkennt den reim *genzlich : küenzlis*), und 114, 93, wo Schatz jetzt die conjectur in den text gesetzt hat:

si sach mich an, als ob ich wär
ain plawer eisenhuet.

BC, die das gedicht allein überliefern, haben *als ob ich trüg ain blawen eisenhuet*; der reim verlangt *-är* (: v. 99 *mär*). ich möchte die vermutung nicht unterdrücken, dass in der vorlage von B stand : *als ob ich bär ain blawen e.*, und dass der schreiber h das veraltende wort durch das verständlichere *trüg* ersetzte. gemäfs der Schatzschen bevorzugung dialektischer schriftbilder, die leider auch das übereinstimmende in dem doch immer einigermafsen schriftsprachlichen charakter der hss. austilgt — Oswald würde wol lebhaft über viele bauernformen seiner nach 500 jahren so gedruckten gedichte erstaunen —, würd ich also vorschlagen, *pär ain plawen* in den text zu setzen. zur erklärung will ich noch erzählen, was mir selbst in Seis begegnet ist : ich kam vom ausflug zurück, ein prachtvolles exemplar des blauen eisenhutes in der hand; meine wirtin, eine Boznerin, fuhr mit abscheuverzogenem gesicht zurück, weil ich eine so giftige pflanze trüge.

Was Schatz in der einleitung s. 55 gegen meine correcturen seiner fassung von 84, 87 und 88, 6 einwendet, findet vielleicht anderwärts anerkennung; ich vermag mich mit seinem trotz syntax und gesamter überlieferung erzielten 'glatten vers' *des übel, güet niemd pessern, pösern mag* immer noch nicht zu befreunden. gegen meine zeitlich spätere ansetzung von nr 83 polemisiert er ua. mit der erklärung : 'es ist scherzhaft, wenn der dichter v. 8

[lis 4] den bauern Mosmair berichten lässt, dass die schneeschmelze begonnen habe, denn das konnte der dichter von Hauenstein aus besser als andere sehen'. aber Hauenstein ligt erstens unten an der nordwand des Schlern, wo der winterzustand bei dem langen fehlen jedes sonnenstrahles am längsten von allen bergwohnungen des umkreises andauert, und zweitens kann man von dort aus nicht die 500 bis 800 m höhere Seiser alpe sehen, und das gedicht beginnt nun einmal:

Zergangen ist meins herzen we,
seit das nu fliessen wil der sne
ab Seuser alben und auss Flack[1],
hort ich den Mosmair sagen.

gewis scherzt Oswald gern, öfter derb, manchmal auch sehr fein, aber wo hier der witz liegen sollte, ist mir unerfindlich. ein rätsel ist mir auch, warum Schatz nicht daran will, die *Unger* von nr 114 für würkliche Ungarn zu nehmen. er beharrt auch jetzt dabei, dass es Ladiner seien, weil Lorenzen, der schauplatz des gedichts, an der mündung des Ennebergs liege; Oswald war aber doch in Ungarn gewesen, und Ladiner waren ihm doch auch bekannt. soll der widerholte gebrauch der nationalbezeichnung Ungarn für Ladiner vielleicht auch ein scherz sein? das entscheidende sind die worte *Viegga waniadat.* Schatz hält sie für ladinisch (= kaltes wasser); ich verstehe nicht, wie man jemand mit den worten 'kaltes wasser' anreden soll, was übrigens ladinisch *jegë freida* heifsen würde, und ziehe es vor, der auskunft zu trauen, die mir durch vermittlung HStummes in Leipzig JGoldziher in Budapest freundlicherweise aus dem ungarischen gegeben hat: 'von dem mir vorgelegten *viegg*[*a waniadat*] ist mir sicher, dass die umfriedeten buchstaben bedeuten: *az anyádat* 'deine mutter'; *viegg* scheint aus *vigye* 'er möge wegtragen' verderbt zu sein, also ... *vigye az anyádat* 'er möge wegtragen deine mutter'; wer? natürlich der hier fehlende teufel (*ördög* 'der teufel')'. der teufel soll deine mutter holen! nämlich dass sie dich geboren hat: mit diesem grufs fielen die Ungarn, leibhaftige Ungarn, über den ritter her, wie das dutzend anverwante der schönen müllerin über den edelknaben in Goethes ballade. Schatz bemerkt: 'wenn W.s angabe, dass die *Unger* 114, 59 Ungarn seien, richtig wäre, liefse sich wol auch die zeit genau feststellen'. handelnde Ungarn mit ihren frauen dürften aber wol sogut wie jetzt zu ostern nach Bozen schon damals zu den sehr belebten Lorenzer jahrmärkten den weg gefunden haben, was einen schluss auf ein bestimmtes jahr kaum zulassen wird.

[1] welche örtlichkeit mit diesem namen gemeint sein mag, hab ich mich bis jetzt vergeblich bemüht festzustellen.

Bozen, ostern 1905. RUDOLF WUSTMANN.

Die romantische schule. ein beitrag zur geschichte des deutschen geistes von Rudolf Haym. zweite auflage. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1906. xii und 950 ss. 8° — 16 m.

Gesammelte aufsätze von Rudolf Haym. ebda 1903. v u. 628 ss. 8°. — 12 m.

Dem anastatischen neudruck von RHayms werk über die Romantische Schule, der unter dem namen des verlegers der ersten auflage, RGaertner, 1902 ausgegeben worden ist, folgt jetzt mit überraschender schnelligkeit eine 'zweite auflage' des ausgezeichneten buches. offenbar ist der neudruck von 1902 ein dringendes bedürfnis gewesen und darum trotz seiner wenig ansprechenden typographischen ausstattung in kurzer zeit verkauft worden. ein sehr erfreuliches resultat und ein sehr begreifliches! denn noch ist Hayms arbeit für jeden unentbehrlich, der das gebiet der frühromantik kennen lernen will.

Doch eben dieser tatsache wird die 'zweite auflage', trotzdem sie nicht blofs anastatischer neudruck ist, nicht gerecht. die frühere gestalt ist 'schlechthin bewahrt', der text ist dem texte der 1 ausgabe nicht zeilen-, aber seitengleich; nur das register ist etwas compresser gedruckt. hinzugetan sind lediglich wenige fufsnoten, 'die teils auf Hayms handschriftlichen bemerkungen beruhen, teils die verweisung auf den anhang zu erleichtern bezwecken.' das ist des guten zu wenig! das werk hat bessere fürsorge verdient. selbstverständlich wird kein einsichtiger wünschen, dass die 'Romantische Schule' Hayms von fremder hand überarbeitet und ergänzt werde. viel zu eigenwillig ist die auffassung Hayms, viel zu persönlich seine anschauung von frühromantik, als dass ein anderer durch striche oder zusätze ein lehrbuch aus dem werke machen könnte. sind indes sachliche änderungen mit vollem recht ausgeschlossen worden, so muste unbedingt in anmerkungen und anhang berücksichtigt werden, was seit der abfassung des buches getan worden ist, um das von Haym gesichtete material leichter zugänglich zu machen. ich darf das wol sagen, ohne in den verdacht zu kommen, als wolle ich pro domo sprechen. denn es ist doch geradezu widersinnig, ein buch mit dem datum 1906 dem leser in die hand zu geben, und durch dieses buch den anschein zu erwecken, als ob WSchlegels Berliner vorlesungen oder Friedrich Schlegels briefe an seinen bruder auch jetzt noch nicht gedruckt, FrSchlegels Jugendschriften noch nicht gesammelt seien. dinge, die in Hayms werk immer wider benutzt und genannt sind, müssen dem naiven leser in der märchenhaft unzugänglichen ferne, in der sie um 1870 sich befunden haben, noch dauernd ansässig erscheinen. man wende nicht ein, dass alle diese neueren ausgaben dem forscher so nahe liegen und durch unsere bibliographischen hilfsmittel so sehr im gedächtnis aller festgehalten werden, dass misgriffe ausgeschlossen erscheinen. im gegenteil : wenn noch vor kurzem arbeiten auf romantischem

gebiete erscheinen konnten, die von den neuen veröffentlichungen nichts ahnten, weil sie ein buch vom jahre 1870 benutzten, ohne sich um inzwischen erbrachte neuere arbeit zu kümmern, so wird künftig die zweite auflage von 1906 solchen umfug noch fördern und ihm sogar ein gewisses recht zubilligen.

Wie handlich hätte ein kundiger Hayms werk machen können, wenn er an stelle umständlicher zitate aus ungedrucktem oder schwer zugänglichem material verweise auf die neueren publicationen geboten hätte. dass gleichzeitig kleinere versehen im tatsächlichen, dass diese oder jene fragen Hayms, die inzwischen ihre antwort gefunden haben, ohne viel lärm hätten verschwinden dürfen, ist selbstverständlich. berührt es doch seltsam, in einem buche vom jahre 1906 untersuchungen angeregt zu sehen, die längst angestellt und abgeschlossen worden sind.

Dankbareren herzens durfte man die sammlung von Hayms aufsätzen entgegennehmen, die Wilhelm Schrader 1903, also kurz nach dem hingang des freundes, besorgt hat. wenn da ein wunsch noch übrig blieb, so war es lediglich das bedauern, diese aufsätze aus den bänden 1—86 der 'Preufsischen Jahrbücher' nicht schon längst an éiner stelle und in éinem bande vereinigt besessen zu haben. in unserer zeit, da jeder möglichst rasch mit einem 'buche' aufwarten will, werden jahr für jahr in hülle und fülle sammlungen von essays, studien, feuilletons gedruckt; leider indes lassen sich — sieht man von wenigen ausnahmen ab — durch diese überproduction von gesammelten aufsätzen grade die bedeutendsten gelehrten abschrecken, ihre kleineren schriften zusammenzutragen. vielfach mag auch hemmend einwürken, dass man kleine arbeiten aus verschiedenen jahren gern einer bessernden und vereinheitlichenden redaction unterwürfe, ehe sie nochmals in die welt hinaustreten, und dass dann zu solcher umschmelzung zeit und lust fehlt. und doch: wie dankbar nähme man einen neudruck dieser einzelstudien auch in ihrer ersten, vom verfasser längst überholten form dort entgegen, wo unzulängliche bibliotheken die ersten drucke überhaupt nicht besitzen. wer das glück hat, an wissenschaftlichen und culturellen centren tätig zu sein, der ahnt ja freilich nicht, wie unvollständig anderwärts die reihen der zeitschriften sind. seminare vollends, die mit bescheidenen mitteln rechnen, müssen auf den ankauf unserer fachzeitschriften oft völlig verzichten. wie soll da dem studenten ein material dauernd zugänglich gemacht werden, das als muster und wegeweiser ihm genau so unentbehrlich ist, wie die grofsen werke unserer disciplin?

Endlich bleibt die sammlung ein mittel, einzelne studien auch eines grofsen gelehrten vor der vergessenheit zu bewahren. die menge der zeitschriftenlitteratur macht es dem bibliographen nicht leicht, an versteckterem orte gedrucktes neben dem zu-

gänglicheren zu berücksichtigen, auch wenn jenes sehr wertvoll und dieses wertlos ist. Hayms aufsätze, die in den Preufsischen Jahrbüchern fast durchweg anonym erschienen waren, wissen von bibliographischer nichtbeachtung etwas zu erzählen! gleich die beiden ersten nummern des sammelbandes, der artikel über Ulrich von Hutten (angeregt durch DFStraufs biographie) von 1858 und der jubiläumsaufsatz über Schiller von 1859 sind — soviel ich sehe — im neuen Goedeke unbeachtet geblieben, und dabei handelt es sich nicht etwa um kleine skizzen : der aufsatz über Schiller umfasst 70 eng gedruckte grofsoctavseiten, darf also wohl eine kleine biographie genannt werden. die charakteristik KAvVarnhagens von 1863 — sie knüpft an die veröffentlichung seiner tagebücher an — ist von dem bibliographen lange zeit überhaupt ignoriert worden. ihrer habhaft zu werden durfte als ein kunststück gelten.

Ich beabsichtige nicht, hier eine ausführliche analyse der einzelnen aufsätze zu geben, so sehr die beiträge zur geschichte und würdigung der romantik zu längerem verweilen einladen : die recension von Diltheys Schleiermacher, die studie über Karoline, die anzeige der 'Nachlese zu Novalis leben und schriften'. den freund der romantik fesselt auch der nekrolog Ernst Moritz Arndts, den litterarhistoriker nicht minder, was Haym über Schopenhauer und Eduard von Hartmann vorbringt und über den historiker Hermann Baumgarten. alle einzelbetrachtung jedoch bei seite schiebend, will ich nur mit wenigen worten der kritischen methode Hayms gedenken, der stellung, die er den objecten seiner forschung und charakterisierkunst gegenüber eingenommen hat. wie der historiker der romantik im innersten über romantik gedacht hat, lässt sich nur erkennen, wenn seine kritische art und ihre entwicklung scharf und deutlich erfasst wird.

WSchrader bemerkt in seinem vorwort (s. IV) : 'nicht dass es Haym früher an gerechtigkeit gefehlt hätte; aber mit der freude über die neuerblühte herrlichkeit seines volks und mit dem klaren einblick in die auch dem philosophen gesteckten erkenntnisgrenzen war seine stimmung, ohne an leben und stärke zu verlieren, friedlicher, sein denken harmonischer geworden. die durchdringung von milde und tiefe hatte wie überall, so auch in diesem freien geiste eine wärme und leuchtkraft erzeugt, die die bekämpften irrtümer nicht nur zergliederte, sondern als erscheinungsformen, als verschiedene farbentöne in dem gesamtbilde des behandelten gegenstandes aufwies und ausglich. das heifst : der kritische philosoph war allmählich zum psychologen, zum historiker geworden.'

Die kritische schärfe Hayms zu beleuchten, wähle ich aus den 'Gesammelten aufsätzen' einige proben:

1863 schliefst er die charakteristik Varnhagens mit den

worten: 'so hat er sich zwar wie ein üppig treibender baum mit zahllosen wurzeln und würzelchen breithin in unsere litteratur hineinerstreckt, aber ohne nährende frucht zu tragen .... zum glück. denn an solchen staatsmännern würde der staat, an mehreren solchen schriftstellern die litteratur zu grunde gehen ... möge es auch in zukunft unter uns viele gleich grofse talente, aber nie einen zweiten Varnhagen geben. es ist genug und zu viel an dem einen' (s. 238).

Das facit der bewertung Schopenhauers (1864) lautet: 'ein gemisch grofser schwächen und ungewöhnlicher trefflichkeiten steht . . . in seltener durchsichtigheit vor uns . . . er ist kein philosoph, an dem mafsstab gemessen, den uns Kant oder Aristoteles an die hand geben. die intensität der einbildungskraft, der reichtum poetischer anschauungen reicht weit nicht aus, ihn zum dichter zu machen. mit wie geistvollen blitzen er einzelne wissenschaftliche regionen beleuchtet hat, — in dem bereiche strenger wissenschaft ist kein platz für ihn . . . so gehört er, wenn es doch eine kategorie sein soll, in die geschichte der deutschen litteratur und steht hier als eine einzige erscheinung, als eine rarität da. man wird ihn von dort am ende doch wider für die philosophie reclamieren, aber die wahrheit ist: nicht was er gelehrt hat, sondern dass es einmal eine zeit gegeben hat, in der, nach der zersetzung grofser wissenschaftlicher systeme, ein lebhaft geträumter und geistreich ausgeführter traum für philosophie gegolten hat, das ist die tatsache, welche in zukunft die geschichte der philosophie zu erzählen haben wird (s. 354f).

Das verdict über Eduard von Hartmann (1873): 'nicht sowol trotz als vielmehr wegen ihrer ungesundheit sind wir geneigt, allen ernstes uns dieser neusten philosophie zu freuen. dem feuer muss luft gemacht, wenn es gelöscht, das geschwür muss aufgestochen werden, wenn es geheilt werden soll . . . wünschen wie uns daher glück zu der von herrn Hartmann versuchten radicalisierung und modernisierung des Schopenhauerschen systems: es ist die erschöpfende probe, dass die grundanschauung dieses systems gleich unhaltbar ist, wenn sie auf Kant und wenn sie auf Hegel aufgepfropft wird, — gleich unhaltbar als das impromptu eines genialen sonderlings und als die sorgfältig nachgebesserte arbeit eines talentvollen grüblers' (s. 592).

Nur diese langen citate lassen erkennen, was mir vor allem wichtig scheint: die epigrammatische schärfe und schlagkraft von Hayms essayistik. über das sachliche resultat hinaus greift sein pointierter stil einen formalen schlussaccord, der im leser lang nachklingen soll. mit solch antithetischer knappheit hat einst Schiller in den 'Xenien' seinen zeitgenossen ihr urteil geschrieben. freilich: Hayms neigung zur antithese wurzelte in seiner vorliebe für Macaulay. so wenigstens urteilt Schrader.

Ein kritischer formkünstler also; bewust geübte virtuosität

kritischer fechtkunst! wie immer bei solchen neigungen ligt der ton der kritik weniger auf der widergabe der besprochenen anschauungen als auf der polemik, zu der sie anlass geben. Haym war kein positiver kritiker im sinne Goethes. so wenig, dass er beinahe Varnhagen verdenkt, in seinen recensionen dem geiste Goethescher kritik nahegekommen zu sein: 'man erwarte alles von Varnhagen', ruft er aus, 'nur nicht, dass ihm die kritik zu dem mittel werde, grofse grundsätze, bedeutende oder neue gesichtspuncte zu erarbeiten. von jener genialen, productiven kritik, wie sie Lessing übte, ist keine spur in ihm; viel eher könnte man sagen, dass hier würklich der geist, und nicht blofs die manier Goethes auf ihm ruhe' (s. 221). gleichsam mit dem storchschnabel gebe er gröfsere werke in verkleinerten ähnlichen bildern wider. Haym, der sich Lessing verwandter fühlte, verlangte vom kritiker mehr selbständigkeit und schöpferische kraft. liebevoll in das wesen einer persönlichkeit sich versenken, auch wenn diese persönlichkeit dem betrachter im innersten nicht sympathisch ist, war ihm fremd. bezeichnend erscheint mir, wie Haym sich zu der verständnisvollen würdigung stellt, die Friedrich Schlegel in Diltheys werk über Schleiermacher gefunden hat. er selbst war in seiner 'Romantischen schule' mit FrSchlegel nichts weniger als schonend umgegangen. Dilthey, der hier, wie in der positiveren erfassung von Hardenbergs geistiger arbeit, nunmehr doch wol im wesentlichen recht zu behalten scheint, hatte als erster den jungen FrSchlegel zu würdigen verstanden, ohne sich durch die späteren wandlungen seines schützlings den blick beirren zu lassen. Haym aber schreibt 1870: 'das schöne streben, durch 'wahrhafte geschichte' dem viel geschmähten doctrinär der romantik gerecht zu werden, muss volle anerkennung finden, und wenn dabei ein rest von parteilichkeit zurückgeblieben ist, wenn die 'rettung Friedrich Schlegels' nicht in allen puncten überzeugend ist, wenn der biograph ein wenig doch mit den augen Schleiermachers, des mild entschuldigenden freundes, gesehen hat, so legt er doch zugleich das tatsächliche in solcher vollständigkeit vor, dass ausdrücke wie die von dem 'strahl eines hohen sittlichen gedankens', den Friedrich in seiner excentrischen bahn verfolgt habe, von selbst ihre berichtigende deutung empfangen' (s. 381 f). wer hört aus dieser verclausulierten zustimmung nicht heraus, dass Haym Diltheys mühen in FrSchlegels wesen sich einzufühlen, für unersprießlich und irreführend gehalten hat?

Zwei diametral entgegengesetzte kritische methoden stehn sich da gegenüber: Dilthey vertritt historische einfühlung, der volles verstehen höchstes gesetz bleibt, Haym will auch als historiker ein werturteil geben. Dilthey neigt darum naturgemäfs zu positiven, Haym zu negativen formulierungen. Haym fürchtet die folgen, die aus rückhaltloser würdigung einer persönlichkeit sich ergeben könnten, deren würken einst von unerfreulichen

consequenzen begleitet war. er fühlt sich bemüfsigt, vor FrSchlegel zu warnen, weil er ihn noch immer für gefährlich hält. er schreibt nicht als historiker, sondern als persönlich beteiligter zeitgenosse; FrSchlegel war zwar längst gestorben, wol aber reichte seine nachwürkung bis in Hayms zeit hinein.

Und als unmittelbarer zeitgenosse hat Haym über Varnhagen, Schopenhauer, Hartmann geschrieben. die epigrammatischen spitzen, die oben widergegeben worden sind, danken ihre entstehung nicht blofs einem trieb zu polemischer formkunst. vielmehr stellt sich Haym, der publicist, der tagesschriftsteller als getreuer Eckart vor seine zeitgenossen hin, um sie vor einem gift zu schützen, das er von jenen männern ausströmen sieht.

Das merkwürdigste aber bleibt noch zu sagen: dieser temperamentvolle vorkämpfer, dieser allerschärfste polemiker gibt in seinen kritischen arbeiten doch weit mehr als blofse negation! sie umschliefsen zugleich meist das beste, was zu seiner zeit über die opfer seiner kritik und für ihr verständnis gesagt worden ist. Varnhagen hat bis heute keine erschöpfendere deutung gefunden. der aufsatz über Schopenhauer ist und bleibt ein vorzügliches mittel, Schopenhauer zu begreifen. heute, da wir aus beruhigender und beschwichtigender historischer ferne diese zeitgenossen Hayms betrachten dürfen, brauchen wir nur von seinen werturteilen abzusehen, um das grofse positive ergebnis seiner arbeit rein zu geniefsen und aus seinen darstellungen beste und echteste historische würdigung zu holen.

Vor allem gilt, was ich hier sage, von der 'Romantischen schule.' ich begreife sehr wol, dass heute viele das buch abgeschreckt (um nicht zu sagen: abgestossen) aus der hand legen, wenn sie sehen, in wie abschätziger weise Haym von den romantischen genossen spricht. ich habe mich längst dran gewöhnt, das buch zu lesen, ohne diesen mir gewis unerfreulichen nebentönen mein ohr zu leihen. vielleicht finde ich mich deshalb durch die 'Romantische schule' immer wider belehrt und bereichert. dabei leugne ich nicht, dass Hayms neigung zu temperamentvoller negation ihn gelegentlich hat fehlgreifen lassen; er erfafste das und jenes nicht, weil er es unterschätzte. dass er aber zuletzt selbst die frühromantiker positiver gesehen hat, als früher, darf ich wol behaupten. ja ich scheue nicht die vermutung, dass er meine oben umschriebene art, sein buch zu lesen, gebilligt hätte.

Denn in dem augenblicke, da Haym nur als historiker (nicht als kritiker einer noch immer nachwürkenden erscheinung) die romantik zu betrachten begann, muste ihm auch die lust zur polemik verschwinden, die freude an verständnisvoller hingabe wachsen. ich besitze ein schreiben Hayms vom 8 august 1892, in dem er sogar dem convertiten FrSchlegel gerecht zu werden

sich anschickt. es bezieht sich auf meine auswahl von schriften der brüder Schlegel, die kurz vorher in Kürschners Deutscher Nationalliteratur (bd. 143) erschienen war. ich bin indiscret genug, dieses document hier vorzulegen:

Haym schreibt von meiner einleitung:

'Die apologetische tendenz, die sich in der vorführung und beurteilung des späteren Friedrich — zu ungunsten Wilhelms — bemerkbar macht, berührte mich bei meiner geringen sympathie für den charakter des mannes und, wie ich hinzufügen will, bei meinen rationalistisch protestantischen und preufsischen anschauungen, namentlich anfangs etwas fremdartig. die billigkeit und sachlichkeit jedoch, die Sie in Ihr urteil legen, hat mich zugleich würklich belehrt und auf gesichtspuncte hingewiesen, deren berechtigung ich willig anerkenne. so wie die dinge jetzt stehen, dürfen wir die parteiische haltung, die einst Gervinus einnahm, nicht ohne weiteres fortsetzen; wir gewinnen ein treueres und positiveres bild, wenn wir . . . verständnisvoller auch auf diejenigen seiten der katholischen und katholisierenden romantiker eingehen, vor deren gefahrvollen consequenzen wir uns heute nicht mehr zu fürchten brauchen.'

Diesen worten habe ich nichts hinzuzufügen. dagegen sei nicht verschwiegen, dass Haym auch schon früher gelegentlich von einem kritisch negativen zu einem positiv-begreifenden standpunct weitergegangen war. alle äufserungen, die ich oben als zeugnisse seiner polemischen neigungen angeführt habe, entstammen den sechziger und ersten siebziger jahren. doch schon 1870 hat seine, unmittelbar nach dem abschluss der 'Romantischen schule' abgefasste würdigung Karolinens gezeigt, wie viel anschmiegsames verständnis in Haym schlummerte. schloss er doch die studie mit dem bekenntnis, dass auch ihm die klugen und sanften augen Karolinens, der lächelnde mund, der liebreiz der züge es angetan hätten. 'eine schöne erzählung der evangelischen geschichte ist uns . . . niemals aus dem sinne gekommen — der sich ohne sünde fühlt, der hebe den ersten stein gegen sie auf' (s. 460).

Hier kündigt sich an, was Schraders vorwort von dem späteren Haym zu melden hat: die gesteigerte fähigkeit, fremde naturen nach ihrer eigenart zu würdigen. Schrader vergisst nicht hinzuzufügen, dass Hayms eigenes wesen in gleichem verhältnis eine fülle von harmonie und liebe gewonnen habe. mir aber wird es immer eine teuere erinnerung bleiben, der liebevoll verstehenden und begreifenden güte Hayms im letzten decennium seines lebens teilhaft geworden zu sein. dass er als alter mann jugendliche ungeduld zu ertragen verstand, dass er wissenschaftlich und menschlich dem so viel jüngeren aus der ferne eine stütze gewesen ist, dass er auch zur allerbescheidensten äufserung eines anfängers stellung zu nehmen sich nicht gescheut

hat : all dies beweist mir, wie mild und gut der schneidige kämpfer von einst geworden war. diese milde und güte aber war bis zuletzt mit einem strengen verantwortungsgefühl gepaart. als ehrlicher und gewissenhafter bekenner hat Haym im alter wie in seiner publicistischen kampfzeit seine worte gewählt. nur dass er zuletzt da, wo er früher mit scharfer und spitzer klinge dreingefahren wäre, nur noch mit einem milde abwinkenden 'antiquorum hominum sum' den gegensatz betonte, der zwischen einer rasch vorwärts eilenden zeit und seinem eigenen naturell sich mehr und mehr herausgebildet hatte.

Bern, 14. 2. 07. OSKAR F. WALZEL.

Studien zur lyrik Chamissos. von dr HERMANN TARDEL. beilage zum programm der handelsschule (oberrealschule) zu Bremen, ostern 1902. Bremen, AGuthe, 1902. 64 ss. 8°.

Tardel hat zur erkundung der quellen von Chamissos gedichten schon manchen wichtigen beitrag geliefert. sein Graudenzer programm von 1896 'Quellen zu Chamissos gedichten' hab ich an dieser stelle (XXIII, s. 321) gewürdigt, seine 'Vergleichenden studien zu Chamissos gedichten' (ZVLR n. f. 13, 113—34) in den JBL 1899 IV 10 : 72. die neue arbeit ergänzt und erweitert die resultate der beiden älteren. sie will — ebenso wie die 'Vergleichenden studien' — nicht blofs quellennachweise geben, sondern stellt auch bearbeitungen des selben stoffes durch andere dichter zusammen, dann aber möchte sie durch den vergleich von Chamissos schöpfungen mit ihren quellen auffassungsart und gestaltungskraft des dichters ermitteln. leider ist das resultat dieser beobachtungen nicht an éiner stelle zusammengefasst; von dichtung zu dichtung weiterschreitend, gibt Tardel nur einzelne winke, keine allgemeine charakteristik. und zwar hält er sich fast ausschliefslich an Chamissos erzählende gedichte, während der titel seines büchleins auch eine behandlung der reinen lyrica erwarten liefse. er teilt seine studien in neun abschnitte: 1. 'Gedichte nach deutschen sagen: 'Riesenspielzeug', 'Die weiber von Winsperg', 'Die männer im Zobtenberge', 'Der birnbaum auf dem Walserfeld', 'Die jungfrau von Stubbenkammer', 'Das burgfräulein von Windeck', 'Die sonne bringt es an den tag', und das gegenstück 'Das auge' besprechend liefert Tardel reiches material zur vor- und nachgeschichte des stoffes. schade, dass er bei gelegenheit der 'Männer im Zobtenberge' nur das werturteil fällt, Chamisso schliefse sich zu sklavisch der vorlage an (s. 10)! eben diese merkwürdige art Chamissos, die vorlage fast wort für wort in verse umzuschmieden, hätte eine eindringlichere behandlung verdient. wenig glücklich ist die behauptung formuliert: 'Uhland hatte zwei metrische formen für die ballade, entweder die vierzeilige Chevy-chasestrophe und einfache strophengebilde mit vorwiegend iambischem rhythmus oder die moderni-

sierte Nibelungenstrophe' (s. 5). kommt da nicht der reichtum der von Uhland verwerteten formen zu kurz, der ihm ermöglicht, das den romantikern so wichtige ethos des metrums geltend zu machen (vgl. RMMeyer Die deutsche litteratur des 19 jh.s s. 49)? 2. 'Bearbeitung von volksliedern', und zwar von französischen, deutschen ('Die liebesprobe'), litauischen, neugriechischen, dann die übersetzung von Puschkins 'Zwei raben'. es fehlt uns noch eine untersuchung der elemente, die Chamisso aus dem 'Wunderhorn' und aus dem deutschen volkslied überhaupt aufgenommen hat. ich selbst hätte da seinerzeit mehr geben müssen, als etwa die anmerkung zu s. 53 meiner ausgabe ('Geh' du nur hin'!). so ist der refrain der nr 9 der 'Lebens-lieder und bilder' ('Es stehen drei sterne am himmel, die geben der lieb' ihren schein') dem anfange des gedichtes 'Der eifersüchtige knabe' im 1 band des 'Wunderhorns' entnommen. das gedicht 'Heimweh' gehört mit seinem alphorn und mit seinem hirtenknaben zum reichen gefolge von Arnims und Brentanos 'Schweizer' ('Zu Strafsburg auf der schanz' . . .'). 'Sternschnuppe' scheint eine bewuste nachbildung des schnaderhüpfels zu sein, nicht nur in der metrischen form, insbesondere auch im gedankengang der ersten strophe: 'Wenn einer ausgegangen ist, So ist er nicht zu haus; Und wird der winter hart, so friert Das ungeziefer aus'. man vergleiche nur, was Chamisso selbst über diese tanzreime sagt (in meiner ausgabe s. 93 anm.). den vers 'Lass rauschen, lieb, lass rauschen' des unter diesem titel im 2 band des 'Wunderhorns' abgedruckten volkslieds 'Ich hört' ein bächlein rauschen', bildet Chamisso in der 'Müllerin' (strophe 2 'Lass sausen den sturm und brausen') und in dem gedicht 'Lass reiten' nach. 3. 'Napoleon-Gedichte'. 4. 'Griechenlyrik'. 5. 'Ein sociales gedicht': 'Das gebet der witwe', verglichen mit Luther, Weimarer ausgabe bd 19, 639. 6. 'Korsika-gedichte' : Tardel polemisiert gegen rector Kellers allzu enthusiastische bewertung des 'Mateo Falcone' (s. 38 anm. 1); 'Korsische gastfreiheit' wird auf Bensons 'Sketches of Corsica' (1823, s. 47 f) zurückgeleitet, 'Die versöhnung' auf Rosseeuww Saint-Hilaire 'La trève de dieu' ('Souvenirs de Corse' in der 'Revue de Paris' 1830, bd 15, 65f). vgl. auch Tardel s. 61 ff, 7). 7. 'Ahasver-gedichte' : 'Abba Glosk Leczeka' wird in zusammenhang gebracht mit einem aufsatz Friedrich Nicolais 'Wandernde polnische talmudisten' von 1809, 'Baal Teschuba' mit einer studie David Friedländers, die den aufsatz Nicolais ergänzt. 8. 'Die sage von Alexandern': Tardel zieht eine darstellung heran, die in der Revue de Paris 1832 (t. 40 p. 103ff) aus den 'Miscellanea hebraica' des rabbi Hyman abgedruckt ist. 9. 'Vetter Anselmo' : ausführliche darlegung der stoffgeschichte vom mittelalter bis zu Chamisso und zu Julius Grosses 'Domdechanten von Compostella'.

Bern, juli 1905. OSKAR F. WALZEL.

Das junge Deutschland in seinen beziehungen zu Frankreich. von HANS BLOESCH. [Untersuchungen zur neueren sprach- u. litteraturgeschichte, hg. von prof. dr Oskar FWalzel, Bern. 1 heft.] Bern, AFrancke, 1903. 136 ss. 8°. — 2,40 m.

Auf s. 127 und 128 dieser broschüre findet sich eine lange polemik gegen Proelss, der nach des vf.s meinung den nationalen ursprung der jungdeutschen bewegung zu stark betont, den französischen einfluss unterschätzt. es ist gewis nicht allein die wissenschaftliche ansicht, die Bloesch bekämpft: er, der gegen den 'Teutonismus', gegen die 'unnötigerweise mitgeschleppte deutschtümelei' manches scharfe wort richtet, wendet sich gegen die deutlich wahrnehmbare nationale tendenz in Proelss buch. die verbindung zwischen französischem und deutschem geistesleben ist ihm höchst sympathisch, er verfolgt sie mit warmem anteil, und das allein und der flotte stil machen sein büchlein sehr angenehm zu lesen.

Leider ist es gar zu unsystematisch gehalten; Bl. 'will seinen gegenstand gar nicht erschöpfen, sondern nur einen raschen überblick über ein weites arbeitsfeld geben', das im einzelnen zu bearbeiten er cavaliermäfsig anderen überlässt, geradeso wie er es als 'starke zumutung' zurückweist, alle 'schmöker' durchzulesen, die etwa in betracht kämen. trotzdem ist ihm fleifs nicht abzusprechen, er hat eine ganz stattliche anzahl journale für seinen zweck durchgesehen, er kennt die Jungdeutschen und die französischen romantiker. was aber gerade für ein solches buch notwendig wäre, vollkommene klarheit über das ziel und über das object der untersuchung, vermisst man. es ist nicht klar, was Bl. unter 'jungem Deutschland' versteht; manchmal scheint es, als interessierte ihn nur jener enge kreis, der durch Menzels denunciation und durch die bundestagsbeschlüsse betroffen wurde und den Proelss allein behandelt, dann wider erweitert sich sein gesichtskreis und er behandelt auch ganz fernstehende schriftsteller der 30er jahre, wenn sie nur in irgend einem sinn zu der französischen romantik stellung nehmen. er geht so weit, Menzel wegen seiner anfänglichen sympathie für die Franzosen 'als einen der hauptkämpfer für die neuen ideen und bestrebungen' aufzufassen, ihn förmlich unter die Jungdeutschen einzureihen. dabei sieht er ganz gut, dass Menzel 'nie die ausgetretenen kinderschuhe eines alten burschenschafters ausgezogen habe' : und doch ligt darin das wesentliche trennende moment. die gegnerschaft gegen alle aus der vergangenheit abgeleiteten tendenzen, gegen romantik in weitestem sinn und damit auch gegen die burschenschaft ist schliefslich der kern des jungdeutschen wesens, mögen immerhin die genossen des 'jungen Deutschland' als studenten starke oder schwache burschenschaftliche anwandlungen gehabt haben : erst mit dem augenblick, wo sich die nationale und die freiheitliche richtung

zu sondern beginnen, etwa nach dem Hambacher fest, **krystallisiert** sich der begriff klarer heraus. — **aus der auffassung Menzels** als eines innerlich modernen **geistes ergibt sich dann der versuch**, Menzels 'denunciation' aus einem durch **die angst eingegebenen** bestreben zu erklären, **sich radical von der gefährlichen** sache der jungen schriftsteller **abzusondern; die erklärung** erscheint weder wahrscheinlich, noch **würde sie Menzel besonders** heben.

Bl. teilt seine arbeit in zwei abschnitte: **'Die julirevolution** und ihre einwürkungen' und **'Frankreich im urteil der Deutschen'**, ohne sich gerade streng an diese **gliederung zu halten**; das erste capitel behandelt nach einer **kurzen charakteristik der** julirevolution und ihrer bedeutung für **Frankreich ihre würkungen** auf einzelne deutsche schriftsteller und ihre directen litterarischen reflexe, das zweite schildert im wesentlichen die stellungnahme der deutschen schriftsteller zur französischen romantik. über 1840 geht Bl. nicht hinaus, höchstens in einzelnen anspielungen. seltsam launenhaft ist seine auswahl. es ist doch für dieses buch kaum nötig, Goethes damals nur auf einen engen kreis würkende aussprüche über französische litteratur ziemlich breit zu erörtern; eher kann man sich die berücksichtigung Tiecks als eines ausgesprochenen gegners der Jungdeutschen erklären. hingegen vermisst man einen mann wie Pückler-Muskau, der so entschieden im sinn einer europäischen litteratur würkt, oder auch Gaudy und andere aus dem Berliner kreise Chamissos. dieser selbst ist wider einbezogen. es sei bemerkt, dass zu dessen durch die julirevolution angeregten gedichten auch die schlussgedichte aus dem cyklus 'Lebenslieder und bilder' (1831!) gehören, besonders das vorletzte. der held dieses cyklus fällt als julikämpfer, das ergibt sich nicht nur aus wörtlichen übereinstimmungen der gedichte mit gleichzeitigen briefen Chamissos, sondern es ist auch ganz deutlich auf die veranlassung der revolution, auf die ordonnanzen hingewiesen ('und jene haben doch das wort gesprochen!').

Sehr schwer wird der gesamteffect des buches dadurch geschädigt, dass der verfasser im zweiten capitel sich auf directe urteile beschränkt, die übersetzungslitteratur hingegen und die nachahmungen im allgemeinen — denn auch hier ist er nicht consequent — aufser acht lässt. ausführlich behandelt er den litterarischen einfluss der George Sand, will sogar constatieren, dass durch sie eine art 'weibliches Wertherfieber' entstanden sei (dem er ganz unverständlicherweise mitschuld an Grillparzers ewigem brautstand zuschreibt); bei Victor Hugo begnügt er sich mit der widergabe von kritischen bemerkungen jungdeutscher schriftsteller, aus denen schliefslich nur deren persönliche ansicht hervorgeht, indes er Freiligraths übersetzung nur ganz zufällig erwähnt — und doch, Victor Hugo hat unsere dichtung

entscheidend beeinflusst. ganz ähnlich, nur noch inconsequenter, geht er bei Béranger vor, wo er gerade éine übersetzung und die vielen äufserungen Goethes erwähnt. recensent hat seit jahren die einwürkung dieses dichters auf die deutsche litteratur zu verfolgen gesucht; sie ist bekanntlich für die politische lyrik von gröster bedeutung. aus der beobachtung der übersetzungen ergibt es sich nun ganz deutlich, dass bis 1830 im wesentlichen Béranger als vertreter der echten 'chanson', des leichten coupletliedes würkt, wenn auch schon bei Chamisso seine politische satire nachgeahmt wird, während er von 1830 an meistens als freiheitsdichter gefeiert wird: schlagender kann sich der directe einfluss der julirevolution auf die beurteilung französischer dichtung nicht leicht äufsern. das sehr interessante capitel des litterarischen Napoleoncultus, das Bl. bei Béranger streift, ist ganz übergangen, Barthélemy und Mérys 'Napoléon en Égypte' nicht einmal erwähnt, dessen spuren bei Gaudy so deutlich sind; selbst Heines stellung zu Napoleon bleibt unerörtert.

Es ist recht schade, dass die zahlreichen hübschen einzelbemerkungen der arbeit, besonders die über die einwürkungen des französischen journalismus auf den deutschen, nicht entweder zu einer runden studie verwendet oder für ein gröfseres buch über die litterarischen beziehungen Deutschlands zu Frankreich in den dreifsiger jahren gespart wurden; der engere rahmen würde wol auszufüllen sein, der weitere würde alles fassen, was in der vorliegenden arbeit störend würkt. reichliches material dazu scheint Bl. ja gesammelt zu haben.

Wien. VALENTIN POLLAK.

LITTERATURNOTIZEN.

Die keltische urbevölkerung Deutschlands. erklärung der namen vieler berge, wälder, flüsse, bäche und wohnorte besonders aus Sachsen, Thüringen, der Rhön und dem Harze von W. KRAUSZE, pastor zu Wiederau (Sachsen). Leipzig, Paul Eger, 1904. VI und 135 ss. 8°. 2,50 m. — das büchlein ist wider einmal ein beleg für den rückfall in eine, wie es schien, längst überwundene krankheitsform — jetzt halt ich es auch gar nicht mehr für ausgeschlossen, dass jener brave niedersächsische geistliche, der den gipfel der wissenschaft in der herleitung aller ortsnamen aus dem hebräischen erblickt, mit seiner weisheit sich noch ans licht der öffentlichkeit wagt. ich kenne von den älteren keltomanen nicht viele, aber ich glaube nicht, dass einer von ihnen herrn pastor Kraufse an wagemut, freudigkeit — und glück im finden übertroffen hat. das recept, nach dem hier ortsnamen aus keltischen und deutschen brocken zusammengeleimt werden, ist überall anwendbar, und nachdem hier glücklich *Altenburg*, *Ansbach*, *Arnstadt*, *Augsburg*, *Bautzen*, *Berlin*, *Braunschweig*,

Bremen, Chemnitz, Crimmitschau, Dresden, Erfurt, Gera, Glauchau, Gotha, Grimma, Hamburg, Hannover, Hildesheim, Kamenz, Kaufungen, Leipzig, Meifsen, Mühlhausen, Nürnberg, Osnabrück, Rochlitz, Rudolstadt, Schandau, Schweinfurt, Soest, Strafsburg, Torgau, Ursprung, Vacha, Weimar, Wetzlar, Zeitz, Zittau, Zwickau — *Kuhschnappel* und *Zippellenklippen* und viele hundert ähnliche namen deutschen, slavischen und römischen ursprungs aus dem keltischen etymologisiert sind, begreift man absolut nicht, warum der verfasser an Naumburg und Magdeburg, Köln und Zabern, Breslau und Posen, Krähwinkel und Ritzebüttel vorübergegangen ist. wahrscheinlich wollte er andern doch die freude einer kleinen nachlese gönnen. — das büchlein ist uns ohne aufforderung zur recension zugeschickt worden: der verfasser, dessen etymologische wahnvorstellungen offenbar von dem unglückseligen tage herrühren, der ihm die Grammatica celtica in die hände spielte, hat weder eine ahnung von den grundzügen der wortbildungslehre, noch kennt er die einfachsten tatsachen aus der siedelungsgeschichte. E. S.

Nithardi Historiarum libri IIII. editio tertia post Georgium Henricum Pertz recognovit Ernestus Müller. accedit Angelberti rhythmus de pugna Fontanetica. [Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae historicis separatim editi.] Hannoverae et Lipsiae, impensis bibliopolii Hahniani. 1907. XIV u. 61 pp. 8°. 0,75 m. — in den handlichen octavausgaben, die früher zumeist nur schlichte abdrücke aus den schwer zugänglichen folianten boten, vollzieht sich schon seit längeren jahren in wachsendem umfang die erneuerung vor allem der 'Scriptores'. unter den publicationen der letzten zeit sind nicht wenige, die das interesse des germanisten beanspruchen und zum teil auch bereits vor ihrem erscheinen gefunden haben. ich hebe hervor die von dem frühgeschiedenen KAKehr mit ausgezeichneter akribie besorgte vierte auflage des Widukind (1904), in deren anhang man auch den Origo gentis Suevorum wider abgedruckt findet, und vor allem die von Wilhelm Levison veranstaltete sammlung der Vitae sancti Bonifatii (1905): eine überaus solide und an neuen aufschlüssen reiche arbeit.

Ihnen reiht sich jetzt als bescheidenere leistung, aber gleichfalls durch gewissenhaftigkeit und sauberkeit ausgezeichnet, der neue Nithard von Ernst Müller an, in dem besonders die anmerkungen auf die neue litteratur in einer weise rücksicht nehmen, die mir gelegentlich fast zu weit geht: so wenn s. XIV sieben zeilen auf die jeder erwähnung unwerte schrift von AKrafft Les serments carolingiens (Paris 1901) verwendet werden. was die widergabe dieser Strafsburger eide (die uns germanisten ja an Nithards werk besonders interessieren) auf s. 36 angeht, so ist sie leider merkwürdig inconsequent: *bruher* wird im text (zu *bruodher*) verbessert, *uuerhen* (st. *uuerdhen*) oben belassen

und nur in der anmerkung corrigiert. überhaupt ist mir der verfasser in der behandlung des textes, der freilich nur in der einen gegen ende des 10 jh.s bei SMedard zu Soissons geschriebenen handschrift erhalten ist, gar zu zaghaft: es ist für mich höchst anstöfsig, die beiden schreiberzusätze s. 1, 22f [*hora videlicet plus minus diei tertia*] und 40, 3 [*quod tunc sedes prima Frantie erat*], die selbstverständlich als solche erkannt sind, ohne jede markierung im wortlaut einer kritischen ausgabe zu lesen. weiterhin dürften gewisse unarten des französischen schreibers unbedenklich in die lesarten verwiesen werden; so wenn er (41, 16) *edhilingui* (neben *frilingi*) und (37, 26) *deguerint* für *degerint* schreibt: lediglich aus dem instinct des Romanen, der hier der palatalen assibilation ausweichen will; in einem dritten fall (*Stellingua* 42, 3f) hat er das *u* hinterher getilgt, als er sah dass die (plural)form (die hier zum ersten male vorkommt) nicht *Stellingi*, sondern *Stellinga* lautete. wenn die spuren romanischer lautbezeichnung hier deutlich zu tage treten, so darf man sie namentlich in den eigennamen getrost weiterverfolgen und den deutsch sprechenden und (wie die eide zeigen) in der schriftlichen widergabe deutscher laute und worte nicht unerfahrenen Karolingerspross von mancher unschönen inconsequenz entlasten. ein autor der 3, 4 *Irmengardis* schrieb wird schwerlich 49, 2 die form *Hirmentrudem* gebraucht haben, und wenn wir weiterhin bei ihm den Normannen Harald als *Herioldus* (39, 8) finden, wird es weder glaublich scheinen, dass er 3, 33 *Eribertus* noch dass er 26, 18 *Hirmenaldum* statt *Irmenoldum* geschrieben habe; der *Hegibertus*, der wenige zeilen vorher (26, 14) als abgesanter Lothars erscheint, ist gewis mit dem *Egbertus* 43, 2 ('a parte Lotharii') identisch, was der index übersieht. auch formen wie *Adelardus* uä. neben *Adhelhardus* 44, 11 gehören dem schreiber, und wenn dieser 3, 31 unterm copieren *Rudulfum* in *Rodulfum* verändert, so sprechen anderwärts *Uodo, bruodher* dafür, dass die vorlage *Ruodulfum* hatte. die doppelheit des namens *Drogo-Drugo* ist leicht beseitigt, wenn man sieht, dass die zweite form nur einmal vorkommt: 2, 20 neben *Hugo*! hingegen möcht ich der Leibnitzischen conjectur *Wilhelmus* st. *Vivianus* (7, 18) keineswegs das wort reden. — es sind ja alles nur kleinigkeiten, aber einmal interessiert uns die rheinfränkische sprache dieses schriftstellernden Karolingers bis in jeden einzellaut hinein, und dann ist der herausgeber so wie so in zahlreichen fällen gezwungen, schreibfehler in den eigennamen zu emendieren; meine forderung fällt nicht aus der bahn seiner eigenen arbeit.

Zum widerabdruck von Angilberts rhythmischer klage auf die schlacht von Fontenay (841) notier ich hier Seemüllers Studien zu den anfängen der altdeutschen historiographie (1898) s. 50f. — 2, 1 ist zu interpungieren: *Bella clamant hinc et inde, pugna gravis oritur.* das gedicht weckt ein paarmal die erinnerung an

parallelen aus germanischer dichtung, so zb. 14, 2 *horum carnes vultur, corvus, lupus vorant acriter.* E. S.

Der ursprung der totentänze. mit einem anhang : der vierzeilige oberdeutsche Totentanztext cod. pal. nr 314 B. 79ᵃ—80ᵇ. von Wilhelm Fehse. Halle, Niemeyer, 1907. (zugleich osterprogramm des kgl. Victoria-gymnasiums zu Burg b. M.) 1,60 m. — für die anregung zu dieser arbeit darf man Philipp Strauch aufrichtig dankbar sein. F. hebt am eingang scharf die bedenken hervor, welche der von Seelmann vertretenen herleitung aller totentänze aus einem drama entgegenstehn, und tritt alsbald für die wahrscheinlichkeit ein, dass die bildliche darstellung das primäre sei. er stellt dann in den mittelpunct seiner untersuchung den in sechs handschriften und blockbüchern des 15 jh.s erhaltenen oberdeutschen text, den Seelmann mit unrecht bei seite geschoben hat, indem er diesen tanz mit 24 paaren aus dem Baseler mit 39 ableitete. es ist dies ein würklicher totentanz, ein reigen der toten mit den lebendigen — der tod als person tritt darin gar nicht auf, und so fehlt auch jede moralische tendenz. erst in Basel ist daraus ein 'todestanz' geworden, und damit war die moralische tendenz gegeben. schon hier kommt F. in klarer und präciser darlegung auch über WLSchreiber hinaus, der als kunsthistoriker andere bahnen als Seelmann eingeschlagen hatte (Die totentänze, Zs. f. bücherfreunde 1898/99). für das verhältnis der verschiedenen Baseler darstellungen unter einander hatte AGoette (1897) im wesentlichen das richtige ermittelt, und F. begnügt sich damit, die priorität von Klein-Basel noch mehr zu festigen und das verfahren dieses Baseler todestanz-dichters im einzelnen zu demonstrieren. das resultat, zu dem dieser erste hauptteil gelangt (s. 27 ff), ist vorläufig, dass der oberdeutsche text mit 24 paaren der älteste a l l e r uns überlieferten totentanztexte (nicht nur der deutschen!) sei; damit ist F. wider bei der auffassung Maſsmanns angelangt, der diese nur in überlieferung des 15 jh.s auf uns gekommene fassung in die mhd. sprache umschrieb und dem 14 jh. zuwies. zu dieser altersbestimmung muss ich vorläufig ein kräftiges fragezeichen machen : ich möchte den text keinesfalls über 1400 hinaufrücken und eine sprachliche normalisierung bestimmt ablehnen. das von Seelmann nachgewiesene, allerdings verblüffende zusammenstimmen eines vereinzelten verses der lübisch-revalschen fassung mit der französischen (*O redelike creature* = *O creature raisonnable*) wird einstweilen wegen seiner absoluten isoliertheit bei seite geschoben, findet also keine erklärung.

Im zweiten hauptteil seiner arbeit (s. 30—48) lehnt F. zunächst die möglichkeit, dass der obd. totentanztext der handschriften jemals als selbständiges gedicht (drama nach Seelmann und Goette, eine art volkslied nach Schreiber) bestanden habe, entschieden ab. die beweisführung könnte hier schärfer sein:

mich überzeugt die innere wahrscheinlichkeit. er stellt dann noch einmal den französischen 'todestanz' und den ältesten deutschen 'totentanz' scharf gegenüber und beantwortet die frage, welche von den beiden auffassungen die ursprüngliche sei, dh. welche von ihnen uns die rätsel und widersprüche der ganzen litterarisch-künstlerischen denkmälergruppe am einfachsten löse, unbedenklich zu gunsten des totentanzes: 'aus der volksanschauung vom reigen der toten ist das erste totentanzbild, ist der erste totentanztext herausgeboren.' die widersprüche entstehn einmal dadurch, dass in der hsl. verbreitung des bildes der reigen sich in einzelpaare auflöst, und dann durch eindringen der moralischen idee, die aber nicht ausschliefslich so theologisch gefärbt ist, wie in F.s formulierung : 'der tod ist der sünde sold.' ein hinweis auf den in Holbein erreichten entwicklungsabschluss des totentanzmotivs beendigt die fesselnde abhandlung, die mich in den hauptpuncten durchaus überzeugt hat, obwol ich zugebe, dass die äufsere beweisführung einige lücken und zweifel lässt. — als anhang ist der text des cod. pal. 314 beigegeben (s. 50—58), der als bester repräsentant uns den mangel einer kritischen ausgabe vorläufig ersetzen soll : eine solche scheint der verfasser s. 27 n. 1 selbst in aussicht zu stellen. ich habe den eindruck, dass F. bis dahin in sprachlichen dingen noch einiges lernen muss, und hoffe dass er dann auch jene lücken ausfüllt, die dieser erste hoffnungsvolle versuch lässt : zb. die untersuchung über das alter des lateinischen textes liefert, den er sonderbarerweise so gut wie totgeschwiegen hat. so grofs die litteratur über die totentänze ist, es gibt noch immer erscheinungen, die dabei nicht genügend berücksichtigt sind : so aus der litteratur die verschiedenen 'Contemptus mundi' des 12 u. 13 jh.s, zu deren einem der lateinische text in naher beziehung stehn dürfte, aus der kunstgeschichte die grabmonumente mit der doppelten darstellung des lebenden in seinem irdischen glanz und ansehen und des toten als gerippe : die mir bisher bekannten 8 (9) denkmäler dieser art fallen in die zeit von 1430—1520, also recht eigentlich in die blühtezeit der totentänze : es sind bischöfe, geistliche, fürsten, ritter, professoren dabei vertreten. E. S.

Beiträge zur kunde der lateinischen litteratur des mittelalters aus handschriften gesammelt von JAKOB WERNER. zweite durch einen anhang vermehrte ausgabe. Aarau, HRSauerländer u. co., 1905. 227 ss. 8. — s. 1—183 des buches sind die 1904 erschienene dissertation des vf.s 'Über zwei handschriften der stadtbibliothek in Zürich. beiträge zur kunde der lat. litteratur des mittelalters'. es sind dies die hss. C 58/275 (Z) und C 101/467. hinzugekommen sind in dieser zweiten ausgabe die hss. 383, 709, 710 der stadtbibliothek in Bern und umfangreiche nachträge.

Den lesern dieser Zs. ist Z nicht unbekannt, sie allein hat das wunderschöne Schwabenlied *'Hospita in Gallia'* (Zs. 5, 296)

überliefert. aber auch sonst birgt sie ganz ungeahnte schätze, die nicht hinreichend bekannt waren und deshalb auch nicht überall gewürdigt worden sind, zb. von den herausgebern der Anthologia latina. es ist aufserordentlich dankenswert, dass W. (s. 1—151) den gewaltigen inhalt vor uns ausbreitet. ich kann bei dieser kurzen anzeige auch nicht entfernt daran denken, eine genauere übersicht zu geben, sondern muss bitten, das buch selbst einzusehen: florilegien aus Persius, Ovid, Horaz wechseln ab mit grammatischen, moralischen und theologischen excerpten, fragmenten eines briefstellers, synonymensammlungen, auch einzelnen deutschen stücken und vielen andern. kurz es ist ein unermesslicher reichtum. vor allem hebe ich die zahlreichen mittellateinischen dichtungen hervor — auch vom Primas, Erzpoeten, aus der vagantenlyrik findet sich einzelnes.

Nicht weniger anziehend als der inhalt ist die hs. selbst. wie es scheint, hat ein schreiber den ganzen stoff liebevoll gesammelt und eigenhändig niedergeschrieben, nicht in einem zuge, sondern nach und nach, jenachdem sich zeit oder wol auch material bot. über seine heimat ist nichts zu ermitteln. doch mag Werners vermutung das rechte treffen, dass es ein deutscher cleriker war, der auf französischen schulen studierte und die blätter gewissermafsen als frucht seiner studien mit nach Deutschland heimbrachte. für sangallische provenienz dürften sich kaum beweise beibringen lassen. auch die zeit ist nicht genau zu bestimmen. Werner denkt bei nr 356 'Abschied von der welt' an den archipoeta Nicolaus des Caesarius vHeisterbach, doch scheint mir seine beziehung mindestens äufserst fraglich zu sein.

Die zweite hs. ist von dem gelehrten SGaller mönche Gallus Kemly geb. 1417 geschrieben, der viel umherwanderte und überall mit grofsem eifer sammelte, was ihm unter die hände kam: deutsche und lateinische verse, recepte und kalender, trink- und spiellieder uäa.

Von den hinzugekommenen Berner hss. tragt die letzte, 710, einen ähnlichen charakter wie Z. sie enthält vor allem poetische excerpte, ua. auch aus der Alexandreis des Walther vChâtillon. die beiden andern bringen nichts poetisches, dafür wertvolle prosa, vor allem synonymensammlungen u. dergl.; in hs. 383 steht auch der anfang des Graecismus von Eberhard vBéthune.

Die nachträge s. 197—215 bringen zahlreiche verweisungen und ergänzungen, auch beigaben aus andern hss.: zb. von Carm. bur. s. 135 wird aus einer SGaller hs. ein wesentlich abweichender und besseres lesarten bietender text abgedruckt. besonders dankbar bin ich dem vf., dass er für die 'generalbeichte' '*Estuans intrinsecus*' das verstreute material sorgsam zusammengestellt hat; nur hätte er den wert dieser gabe nicht dadurch beeinträchtigen sollen, dass er die hs. Z zugrunde legte.

Berlin. K. STRECKER.

Eine abbildung der Hohkönigsburg aus der ersten hälfte des 16 jh.s. gefunden und beschrieben von Paul Heitz. mit 2 abbildungen. Strafsburg, JHEdHeitz (Heitz und Mündel), 1907. 9 ss. gr. fol. 2,50 m. — aus seiner schier unerschöpflichen sammlung alter holzstöcke hat herr PHeitz ein exemplar erneuter aufmerksamkeit gewürdigt, nachdem er im landschaftlichen hintergrund der satirischen scene eine älteste abbildung der eindrucksvollen elsässischen bergfeste Hohkönigsburg erkannt zu haben glaubte, und bei dem zeitweise fast leidenschaftlich erregten interesse, welches der neubau Bodo Ebhardts wachgerufen hat, darf auch dies blatt die aufmerksamkeit weiter kreise beanspruchen. es handelt sich um den stark abgenutzten holzstock eines flugblattes, das um 1530 in Strafsburg herausgekommen sein muss : den zeichner glaubt H. in der person des Hans Weiditz widerzufinden, der 1522—1536 für verschiedene Strafsburger firmen gearbeitet hat. die absicht des künstlers aber bleibt unklar, und H. appelliert an alle kenner der geschichte, der litteratur und der holzschneidekunst jener zeit, um vielleicht einen abdruck mit text oder überschrift kennen zu lernen. dargestellt sind kämpfe zwischen katzen und mäusen (ratten) vor den mauern einer stadt, welche von den katzen belagert wird. H. bringt das bild mit dem elsässischen bauernkriege 1525 zusammen. über die stadt im vordergrund bestehn zweifel : bald soll es Bergheim bald Schlettstadt sein. den hintergrund bilden drei von schlössern resp. ruinen gekrönte berggipfel, und das stattlichste dieser schlösser wird von H. als die Hohkönigsburg angesprochen. auch hiergegen sind bereits bedenken geäufsert (von Forrer Strafsb. Post 1907 nr 1078), aber nachdem KStatsmann der skizzenhaften darstellung des holzschnitts ein nach dem grundriss reconstruiertes schaubild der burg gegenübergestellt hat (ebda nr 1125), wird man an der richtigkeit der deutung H.s kaum noch zweifeln können. somit hätten wir also, wonach man so lange vergeblich gesucht hat : eine bei einfachen mitteln und beschränkter absicht doch im ganzen zuverlässige darstellung der burg in dem wol fast ungestörten zustande des neubaus von 1479 ff. die bisher älteste abbildung von 1633 setzt neben anderm die eingreifenden baulichen änderungen des jahres 1557 voraus. die schrift von H. bringt aufser einem abzug des originalstockes eine vierfache photographische vergröfserung des bildausschnittes mit der burg.

E. S.

Heinr. Redslob. ein Strafsburger professor am anfang des 19 jh.s. von Th. Gerold. mit einem anhang enthaltend briefe und gedichte an DArnold, gedichte von FrHRedslob. mit 2 porträts. Strafsburg, Heitz, 1906. 100 ss. 4 m. — ein berufsgenosse, der durch heirat in Redslobs familie eingetreten ist, schreibt dessen biographie mit familienhafter breite. aus den wirren der napoleonischen zeit führt dies leben in idyllische ruhe im

beruf: doch dies glück des beiden macht seine lebensgeschichte bald uninteressant, und R.s briefe beziehen sich auf jene erste periode und zeigen liebenswürdig menschlichen anteil in nicht immer ganz orthographischer form. liebenswürdig sind auch die mitgeteilten dichtungen Redslobs und des verfassers des Pfingstmontags; eine eigene bedeutung kommt auch ihnen nicht zu.

Berlin, 26 october 06. RICHARD M. MEYER.

Das deutsche drama des neunzehnten jahrhunderts in seiner entwicklung dargestellt von GEORG WITKOWSKI. [Aus natur und geisteswelt. 51 bändchen.] mit einem bildnis Hebbels. Leipzig, BGTeubner, 1904. 172 ss. 8. 1 m. — der ursprung dieses buches aus volkstümlichen vorträgen verleugnet sich keinen moment; die meisten capitel runden sich zu in sich abgeschlossenen darstellungen, wie sie im rahmen einer oder auch mehrerer vorlesungen geboten werden können. einzelne erscheinen fast als selbständige essays; überall arbeitet W. auf klar heraustretende einzelbilder hin. die rücksicht auf die totalentwicklung fehlt nicht; dennoch erscheinen die allgemeinen zustände in dieser schilderung wesentlich als folie für die grofsen, die helden: Kleist, Grillparzer, Hebbel, Wagner, Hauptmann, hinter denen einige andere wie Raimund, Ludwig, Anzengruber, Sudermann als nebenacteure zurücktreten. ein künstlerisches princip der anordnung hat sogar über das sachliche gesiegt. wenn der verfasser Wagner gegen schluss der periode von 18[illegible] bis 1885 [illegible] dem Bayreuther unternehmen das [illegible] der deutschen theater zu [illegible] Gerhart Hauptmann [illegible] bedeutenden [illegible] dieses [illegible]

[illegible]

hieb nicht. schlimmer ist es, wenn apodiktische werturteile ausgesprochen werden wie das auf s. 69, wo die anerkennung Hebbels als des grösten deutschen dramatikers nach Schiller gefordert wird.

Im vorwort verheifst W., er wolle die drei factoren der dramatischen production: kunstanschauung, schauspielkunst und publicum, ihrer wichtigkeit gemäfs berücksichtigen. indes wigt der erstgenannte factor ganz bedeutend vor, die anderen werden nur gelegentlich erörtert; am wenigsten ist das publicum zu seinem recht gekommen. der verfasser ist litterarhistoriker im engeren sinne; politische und sociale fragen liegen ihm ziemlich ferne. die reaction der 20 er und 30 er jahre, die ernüchterung des bürgertums nach 1848, die finanzkrise der 70 er jahre, das anwachsen der socialdemokratie, das wechselnde verhältnis der bürgerlichen intelligenz zu dieser haben die structur des theaterpublicums und damit die dramatische production ganz wesentlich bestimmt: bei W. sind diese dinge nur obenhin gestreift. schärfere socialkritik hätte ihn auch vor der grundfalschen behauptung zurückgehalten, die 'behaglichkeit des alten Wiens und die frivolität der modernen grofsstadt' seien innig in Artur Schnitzlers werken verbunden, 'weil sie aus dem boden desselben, im grunde unveränderten volkscharakters erwachsen' seien. er erkennt genau, dass in Berlin jüdischer einschlag das wesen der litteratur bestimmt hat; er hätte sich auch leicht überzeugen können, dass die ganze Jungwiener litteratur mit dem volkscharakter nur insofern zu tun hat, als dessen objective betrachtung den isolierten litteraten stoff, eventuell localton gegeben hat.

Mit besonderer vorliebe sucht W. die leitenden ideen im schaffen ganzer kunstepochen, aber auch bei einzelnen dichtern und in einzelnen werken klarzustellen; sie geben ihm teilweise das einteilungsprincip, und nach ihnen prägt er seine formeln. das erklärt sich leicht aus der beherschenden stellung, die Hebbel in seiner wertschätzung einnimmt. indes, abgesehen von der frage, ob solche blutleeren abstractionen für volkstümliche belehrung zweckdienlich sind, tut er damit manchem dichter und manchem werk unrecht, und allzuoft vernachlässigt er über diesen höchsten fragen das dramatische leben; so wenn er Anzengrubers weltauffassung untersucht. und selbst Hebbel gegenüber scheint es mir, dass für den geschichtschreiber des dramas die gestalten, ihr tun und fühlen wichtiger sind, als die dialektischen begriffe, welche der dichter durchaus in seinen werken verkörpern wollte, befangen in der philosophischen richtung seiner zeit. so kommt W. dazu, Hebbel und Ibsen ganz dicht nebeneinanderzustellen, eigentlich nur durch die technik unterschieden; die tiefe erotik Hebbels berührt er kaum. dieselbe unterschätzung des gefühlslebens begegnet ihm auch bei Kleist und Grillparzer; ihm ist zb. die Libussa die darstellung der menschheit im übergang vom unbewusten, instinctmäfsigen

dasein zum bewusten wollen und handeln, wie 'Herodes und Mariamne' die des gegensatzes zwischen antiker und christlicher ethik — das verhältnis von mann und weib interessiert ihn gar nicht. auch bei Wagner betont W. in erster linie die philosophische problemstellung; nur bei Gerhart Hauptmann, der mit kühler objectivität behandelt ist, tritt die erörterung der weltanschauung etwas zurück.

Das kleine bändchen enthält eine grofse fülle von namen, die nicht blofs aufgezählt werden, sondern die verschiedenen richtungen und ihre vertreter kommen würklich zur anschauung; ein register erleichtert die benützung. man wird im allgemeinen nichts bedeutenderes vermissen und keine wesentlich andere verteilung des stoffes wünschen, wenn auch der persönliche geschmack des einzelnen vielleicht manches weggelassen, anderes mehr betont sehen möchte. nur eine für die allerletzten jahre des 19 jahrhunderts so bezeichnende erscheinung wie die 'heimatkunst' hätte doch erwähnung verdient; die hieher gehörigen Österreicher Schönherr und Krauewitter sind gar nicht genannt.

Nicht verschwiegen kann werden, dass die ausdrucksweise mitunter bedenklich salopp ist, abgegriffenste phrasen oft gebraucht werden, sogar grobe flüchtigkeiten unterlaufen (so auf s. 86, wo Anzengruber und der held seines 'Meineidbauer' in heilloser weise ineinander verstrickt werden). solche kleine flecken entstellen das hübsche buch doch recht unnötig.

Wien. VALENTIN POLLAK.

PERSONALNOTIZEN.

Als nachfolger Walzels ist in die ordentliche professur für neuere deutsche sprache und litteratur zu Bern berufen dr HARRY MAYNC, bisher privatdocent in Marburg.

Der privatdocent dr R. PETSCH an der universität Heidelberg erhielt den titel aufserordentlicher professor.

In Tübingen hat sich für neuere deutsche litteratur dr FRANZ ZINKERNAGEL habilitiert.

An der deutschen universität zu Prag haben sich habilitiert: für neuere deutsche sprache und litteratur dr FERDINAND JOSEF SCHNEIDER und der scriptor an der universitätsbibliothek dr SPIRIDION WUKADINOWIC; für neuere vergleichende litteraturgeschichte der gymnasialprofessor dr JOSEF WIHAN.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXI, 4 märz 1908

Axel Olrik, Om Ragnarok. særtryk af Aarb. for nord. oldkynd. og hist., København, GECGads Universitetsboghandel 1902. 135 ss. 8°.

Was die germanische göttersage in ihrer jüngsten nordischen entwicklung vor andern mythologieen auszeichnet, ist ihr tragischer inhalt, ihr abschluss durch den 'heldentrotzigen untergang der Asen in weltbrandlohen'.

Haben wir es hier mit vorstellungen zu tun, die auch im süden der Ostsee einst lebendig waren oder doch mit einem schoss, der aus bodenständigen keimen entsprossen ist? oder handelt es sich um ein reis, das aus einer fremden welt in die nordische verpflanzt wurde? mit dieser frage haben sich namhafte gelehrte beschäftigt, ohne dass ein einleuchtendes ergebnis erzielt worden wäre; sie haben dabei auch mehr oder weniger aufser acht gelassen, dass der nordische Ragnarokmythus nichts einfaches, sondern ein complex von motiven ist, von denen jedes einzelne auf seine herkunft geprüft werden muss.

Das hält sich der bekannte dänische sagenforscher, dem wir die vorliegende untersuchung über Ragnarok verdanken, von vornherein vor augen und kommt auch tatsächlich zu dem ergebnis, dass heidnische und christliche züge sich im Ragnarok der nordleute miteinander verschmolzen haben. der zahl nach ziemlich einander die wage haltend, sind die christlichen motive doch zum grofsen teil einzig in der Vǫluspá nachweisbar, und sie kennzeichnen sich auch im übrigen als jüngere schicht und als minder gewichtig. was die aufsernordischen beziehungen der echt heidnischen motive betrifft, unterscheidet O. eine westliche, keltische gruppe und eine östliche, deutsch-finnisch-tartarisch-persische.

Ein teil der von O. behandelten probleme hat auch mich in der schrift über den Germanischen himmelsgott bereits beschäftigt, und in mehreren puncten, so in der auffassung des verhältnisses zwischen Garm und Fenri, zwischen Nuadu und Tý, ferner in der annahme seismischen charakters des Miðgarðsorm bin ich zu ganz ähnlichen ergebnissen gekommen, ohne dass dies auf O., der sichtlich meine ausführungen nicht kannte, von einfluss gewesen ist. umsomehr bin ich durch dieses zusammentreffen unsrer ansichten überzeugt, das richtige getroffen zu

haben; und auch anderes, was ich aao. vorgebracht, scheint mir mit O.s aufstellungen wol vereinbar, ja sich mit diesen zu ergänzen. nicht gilt das allerdings von meiner damaligen annahme, dass die Vídarepisode, weil mit dem allgemeinen untergang unverträglich, einen jungen spross der sage darstelle. ist aber der götterkampf von haus aus, wie O. gezeigt hat, nicht notwendig mit der vorstellung der weltvernichtung und des völligen sieges der unheilsmächte verknüpft, und hat er im kampf der irischen götter mit den riesen sein seitenstück, so wird er ursprünglich auch bei den Germanen mit dem untergang einer alten, aber dem sieg einer jungen göttergeneration geendet haben. der rächende und überlebende göttersohn steht dann grade auf älterer stufe.

Überhaupt scheint mir, was einzelnes betrifft, ein hauptverdienst O.s die zusammenstellung des letzten götterkampfes der nordischen überlieferung mit den götterschlachten irischer sagenberichte. in diesen erscheinen die götter (die Túatha dé Danann), obwol deutlich noch als solche erkennbar, als historischer volksstamm aufgefasst und ebenso ihre riesischen gegner, die Fomore, di. übermeerer (vgl. zum namen die lage des nordischen Utgard). darin zeigt sich nach O. christlich gelehrter einfluss. und wenn in der zweiten schlacht auf dem Turedfelde träger von namen fallen, die uns aus heidnisch keltischer zeit als die von göttern bekannt sind, die im cult eine rolle spielen, so deutet er dies darauf, dass die alte und rein heidnische vorstellung von jenen kämpfen sie nicht in die vergangenheit, sondern nur in die zukunft verlegt haben kann; und diese folgerung hat manches für sich. übrigens ligt es im wesen aller naturmythen, dass sie von haus aus in der zeit gewissermafsen schweben. und auf jeden fall kann die verschiedene zeitliche festlegung des irischen und des nordischen götterkampfes uns nicht hindern, beide auf éine quelle zurückzuführen, wenn sich dies sonst empfiehlt. dafür spricht aber eine reihe übereinstimmender züge auf beiden seiten; und deren sind wol noch mehr, als O. in rechnung stellt.

Zur vorgeschichte der zweiten mit Ragnarok verglichenen irischen götterschlacht gehört die erste ebenfalls auf mag Tured stattfindende, in der die götter zwar siegen, ihr könig Nuadu aber seine rechte hand verliert. mit diesem körperlichen schaden behaftet kann er sein königsamt nicht länger ausfüllen und an seiner statt wird Eochaid Bress (di. Eochaid, der schöne) gewählt, wodurch die götter in freundschaftliche beziehung zu den riesen treten; denn Bress, obwol unter die götter aufgenommen, ist nur mütterlicherseits göttlicher abkunft als sohn der göttin Brigit, sein vater dagegen ist der riesenkönig Elatha. mit hülfe der riesen übt jedoch Bress eine drückende herschaft aus, was zu seiner vertreibung und der widereinsetzung Nuadus führt,

der inzwischen für den verlust seiner hand ersatz durch eine künstliche silberne erhalten hat.

Ich weifs nicht, worauf sich O.s angabe gründet, dass der nordische Tý an stelle der hand, die ihm Fenri abgebissen hat, eine eiserne erhält. in der einarmigkeit aber stimmen der irische und nordische gott jedesfalls überein; und dies fällt umsomehr ins gewicht, als beide — wie ich im Germ. himmelsgott 27 f ausführlich gezeigt habe — in ihrer ursprünglichen mythologischen bedeutung genau zueinander stimmen, da beide fortsetzungen des alten himmelsgottes und götterkönigs sind. da aber Tý letzteres längst nicht mehr ist, kann auch seine verstümmelung nicht die folgen für ihn haben wie bei Nuadu. doch sei hier darauf hingewiesen, dass Loki ihm Lokasenna 37 (B. 38) zuruft:

þegi þú, Týr!
þú kunnir aldregi
bera tilt meþ tueim.
handar ennar hǿgri
mun ek hinnar geta,
er þér sleit Fenrir frá.

und auch Sn. E. I 98 heifst es von ihm: *ok er hann einhendr ok ekki kallaþr sǽttir manna.* hier wie dort ist also die einhändigkeit in verbindung gebracht mit der unfähigkeit, einen vergleich zu stande zu bringen. das ist, denke ich, nur zu verstehen, wenn es rechtsbrauch war, dass bei feierlicher und förmlicher versöhnung der sǽttir mit seinen händen diejenigen der bisherigen gegner ergriff und ineinanderlegte, ein vorgang, der sich empfehlen mochte; denn wenn man es den parteien allein überliefs, auf zuspruch einander die hände zu reichen, so konnte es zu leicht geschehen, dass der eine teil sich weniger zurückhielt und nachher glaubte, sich etwas vergeben zu haben. gerade zum rechtsleben hat aber Tīw(a)z besondere beziehung, wie schon aus seinem namen Thingsus erhellt. für seinen eigensten beruf also, den eines gerichtsvorstandes — den letzten rest seiner alten herscherwürde —, erscheint der gott durch den verlust seiner hand untauglich geworden.

Bei Bress findet O. recht handgreifliche ähnlichkeit mit dem nordischen Loki. aber Loki stammt nicht mütterlicherseits von den göttern, wird auch nicht von diesen auf den thron erhoben, nachdem sie ihren alten könig eines ihm anhaftenden fehlers wegen abgesetzt haben. dass Bress wörtlich 'der schöne' ist, und von Loki einmal ausgesagt wird, dass er 'schön von angesicht' gewesen sei, hat allein wahrlich nicht viel zu bedeuten. dagegen stimmt alles zug für zug auf einen andern nordischen gott, auf Ullr, beziehungsweise auf Ollerus bei Saxo. eines sittlichen makels wegen muss Othinus seinen platz als oberster der götter räumen und in die verbannung gehen, ganz wie Nuadu

des verlustes seiner hand, also eines körperlichen fehlers halber. beide treten übrigens später in ihre würden wider ein. Ollerus Ull, der Oðins stelle einnimmt, um schliefslich wider vor dem zurückkehrenden gotte weichen zu müssen, ist der stiefsohn Þórs, dh. der sohn der göttin Sif und eines riesen. ob es zufall ist, dass Ull (di. got. *wulþus*) 'herlichkeit' oder der 'herliche' bedeutet und Bress 'der schöne', bleibe dahingestellt. lediglich eine variante des Ullmythus ist die geschichte von Mitothinus, und dessen name entweder als der falsche Oðin zu verstehen nach got. *maidjan*, aind. *mithú* 'falsch' usw. oder als 'Nebenóðin'; vgl. dän. *medhustru*, *medbeiler* 'nebenweib, nebenbuhler'. auch Ollerus hatte den namen Othinus angenommen.

Ull ist ein winterliches wesen. das wird von den meisten anerkannt und ergibt sich schon aus seiner beziehung zur winterlichen jagd, zu schnee- und schlittschuhlauf. damit stimmt auch einzig die annahme, dass er väterlicherseits von riesischer herkunft ist. aber seine rolle im götterstaate lässt ihn nicht als winter schlechtweg erscheinen; als solcher würde er nur jahreszeitgötter aus ihrer stellung verdrängen und sie zeitweilig vertreten können, und als das lassen sich weder Oðin noch der ältere götterkönig Tý rechtfertigen. Ull als götterfürst ist also wol der persönliche mythologische repräsentant des fimbulvetr, der mit zu den erscheinungen des nahenden weltendes gehört, einer art von eiszeit, wie eine solche nach der nordischen kosmogonie auch zu anfang der zeiten steht. man erinnere sich dabei auch des königs Snio oder Snær hinn gamli. freilich ist die Ollerusepisode bei Saxo als eine in der vergangenheit liegende gedacht; aber dass das wenig zu bedeuten hat, wurde schon bemerkt. während Saxo seinen auf seine vertreibung folgenden tod erzählt, setzt die Edda Ull überall als lebend und dem götterkreis angehörig voraus; man wird also anderswo seine herscherrolle eher als eine zukünftige betrachtet haben.

Auf irischer seite ist aber von einer naturbedeutung der personen nichts mehr zu sehen, und dieser ursprünglichere charakter des nordischen mythus selbst in seiner euhemerisierenden gestalt bei Saxo verträgt sich schwer mit der annahme seiner entlehnung in der Vikingerzeit. warum auch hätte man damals, wo doch die ursprüngliche identität von Nuadu und Tý nicht mehr zu erkennen war, einen sagenzug von jenem gerade auf diesen übertragen sollen? und konnten schliefslich die schon sehr verblassten und vom christlichen standpunct aus euhemeristisch umgestalteten irischen göttergeschichten noch auf den nordischen lebendigen heidenglauben einwürken, ja einen neuen mythus ins leben rufen? alles scheint mir dafür zu sprechen, dass der austausch in urgermanischer zeit im süden der Nordsee an den berührungspuncten der Kelten und Germanen stattgefunden hat. ursprünglich wird auch auf germanischer seite alles von Tîw(a)z



erzählt worden sein, an dem wol, durch einen beinamen nach art von *einhendr ása* festgelegt, das dauernd haften blieb, was von ihm auch dann noch erzählt werden konnte, als er seinen thron an Wodan abgetreten hatte. auf diesen wurde die geschichte später im übrigen übertragen, nur muste die absetzung neu motiviert werden. an stelle des körperlichen trat dabei der sittliche makel. über die richtung der entlehnung wag ich kein bestimmtes urteil, denn die culturelle überlegenheit der Kelten über die Germanen, die übrigens allein auch noch keinen sicheren schluss zulässt, reicht nicht allzutief in die vorgeschichtliche zeit zurück. interessant ist, dass O. zum fimbulvetr auch eine persische parallele anführen kann.

Ob freilich die auch von O. nicht ganz ohne vorbehalt herbeigezogenen oberpfälzischen 'sagen' echt sind, scheint mir sehr zweifelhaft, liefse sich aber an ort und stelle wol noch ermitteln. verdächtig ist mir dabei vor allem 'der baum, den niemand kennt', was geheimnisvoll aussehen soll, im grunde aber unsinnig ist und aus Hávam. 134 (R. 138): *á þeim meiþi, er mangi veit, huers hann af rótum renn* oder Fiǫlsvinnsm. 20: *Mímameiþr hann heitir, en þat mangi veit, af huerium rótum renn* geflossen sein wird. bei der erzählung von dem hirten, der in dem hohlen baum seine wohnstatt nimmt und das ausgestorbene land neu bevölkert, erinnere man sich daran, dass der name der örtlichkeit, wo Líf und Lífþrasi während des fimbulvetr sich verborgen halten, *í Hoddmímis holti*, bei Simrock mit 'in Hoddmimirs holz' übersetzt ist.

Warum O. besonders auch die lehre vom weltuntergang durch wasser weit eher von den Kelten zu den Germanen gelangen lässt als umgekehrt, ist mir unverständlich, da sie doch am wahrscheinlichsten von dort ausgeht, wo überschwemmungen infolge von sturmfluten sich am furchtbarsten bemerkbar machten. auch auf die zeit der entlehnung wird man daraus nicht schliefsen dürfen, dass uns zufällig aus der zeit um Chr. geburt von der druidischen weltuntergangslehre berichtet wird, und aus dieser zeit der Gundestruper silberkessel stammt. bezeugt dieser einzelne zufällige fund würklich, dass damals der keltische einfluss auf den norden — besonders in religiöser hinsicht — am stärksten war? deutlich ist ja auf ihm der gallische Cernunnos dargestellt, aber auch den einheimischen ursprung des objects zugegeben, beweist das nichts für eine religiöse anleihe aus dem gallischen, besonders wenn von einem Cernunnos bei den Germanen später nicht das geringste verlautet; kann es sich doch auch um die ganz mechanische nachahmung einer gallischen vorlage durch einen einheimischen künstler handeln.

Von den führern der riesen bei den Iren ist der hervorragendste Tethra. mit ihm deckt sich wenigstens durch seinen namen der nordische riesenfürst Þiazi. dieser name ist deutlich

eine jener bildungen mit *s*-suffix, die im nordischen durch kosenamen wie *Grimsi*, vor allem aber durch tiernamen vertreten sind, so durch aisl. *bersi*, schwed. dial. *bjässe* 'bär', isl. *bangsi* 'bär'; älter dän. und schwed. *basse*, weitergebildet aus germ. *baira-*, Falk-Torp Et. Ob. 1, 40, 'wildschwein'; schwed. dial. *bärse*, zu asl. *bravŭ* gehörig, 'hammel'; schwed. *gumse* 'widder'; aisl. *gassi*, dän. *gasse* 'gänserich'; vgl. auch isl. *assa*, koseform zu *ari* 'adler'; über verwante formen des *s*-suffixes, vor allem die stark flectierte in ahd. *fuhs*, *luhs*, *dahs*, *lahs* vorliegende s. Kluge Nom. stammbild.[2] 15 (§ 28). in *Þiazi* muss der ableitung ein zunächst nicht näher bestimmbarer dental vorausgehn. anknüpfung lässt aber das germanische keine zu aufser an schwed. *þjäder* 'auerhahn', aisl. *þiðurr*, ein wort, dessen idg. verwante über ein weites gebiet verbreitet sind. so führt Walde Lat. et. wb. 626 unter *tetrinnio tetrissito* 'schnattern' (von enten) aufser unserem *þiðurr* an : griech. τετράων, τέτραξ, τετραδών 'auerhahn', abulg. *tetrěvŭ* 'fasan', *tetrja* 'fasanhenne', lit. *teterva*, *tëtervinas* 'birkhahn', apreufs. *tatarwis* dass., lit. *tytaras* 'truthahn', npers. *taðarv* 'fasan', aind. *tittiri* 'rebhuhn', arm. *tatrak* 'turteltaube' und lat. *turtur*. zur mehrzahl dieser worte passt der stammvocal von *tjäder*, der germ. *e* ist, besser als der von *þiðurr*, zu dem aber *tittiri* stimmt; und auch sonst ist *i* in der reduplicationssilbe beliebt, und wie *tjäder þiðurr* stehn zb. auch idg. **bhebhru-* und **bhibhru-* 'biber' nebeneinander. bei hinzutritt einer endung *-si* muste ein dem *r* vorausgehender mittelvocal, wenn ein solcher vorhanden war, schwinden und das *r* selbst in der stellung zwischen zwei consonanten ausfallen; vgl. zb. *ellri*, got. *alþiza* und *fæðgar* aus *fæðrgar*. was anderseits *Tethra* betrifft, handelt es sich dabei, wie aus dem obl. casus *Tethrach* erhellt, um einen consonantischen stamm kelt. **Tetrak-* und um genaue entsprechung zu griech. τέτραξ -ακος (neben -αγος). für ein aus *tethra* hervorgegangenes neuirisches *teathra* findet sich bei Oreilly die bedeutung 'royston crow, raven' angegeben. an welchen vogel man beim riesennamen ursprünglich gedacht hat, ist danach zweifelhaft. Þiazi erscheint bekanntlich im mythus als adler oder geier, doch kann es leicht vergessen sein, dass ihm ursprüngliah eine andere vogelgestalt zukam. im übrigen hat der nordische riesenkönig Þiazi im Ragnarokmythus allerdings nichts zu tun. bei der fülle von riesengeschichten und riesennamen, die es gab, und der geringen individualisierung der einzelnen riesen ist es indes nicht zu verwundern, wenn einer davon nicht dauernd mit einer bestimmten rolle in verbindung blieb.

Der irische Tethra ist übrigens kein gewöhnlicher riese, sondern spielte auch im cult eine rolle. vor seinem mächtigen steinbild bei Cen Cruaich im westlichen Irland wurden menschen, kleine kinder, geopfert. er wird nach O. für einen todesgott oder beherscher des totenreiches gehalten. war das einmal auch

Þiazi? die entführung der Idun durch ihn würde sich dann ganz jener der Περσεφόνη durch Πλούτων an die seite stellen, mit der sie ohnedies viele ähnlichkeit zeigt. wird doch die griechische göttin beim blumenpflücken geraubt, Idunn aber durch Loki dem Þiazi in die hände gespielt, indem er sie unter dem vorwand, ihr schöne äpfel zeigen zu wollen, in den wald lockt. die eine wie die andre kehren schliefslich wider zu den göttern zurück, Περσεφόνη ausgesprochenermafsen alljährlich, und auch bei Idunn ligt gewis ein jahreszeitmythus vor. und Idunn mit ihren das altern verhindernden äpfeln, die vertreterin der verjüngung und erneuerung der natur im frühling, hatte niemand gröfseres interesse in seine gewalt zu bekommen, als der todesgott. es ist aber anderseits innerhalb der nordischen natur auch verständlich, wenn der räuber hier als winterlicher riese auftritt. ja für diese verknüpfung der begriffe tod und winter bietet die germ. mythologie selbst ein seitenstück in der sitte des 'Todaustragens', wobei die den 'Tod' vorstellende figur eine ähnliche rolle spielt, wie sonst der 'Winter'; auch als gegensatz des 'Sommers' erscheint der 'Tod', wenn gesungen wird:

> wir haben den Tod hinausgetrieben,
> den lieben Sommer bringen wir wider,
> den Sommer und den Maien
> mit Blümlein mancherleien.

ebenso tritt bei slawischen nachbarn der Deutschen bei dieser gelegenheit Smrt' 'Tod' als widerpart des Leto 'Sommer' auf; s. JGrimm D. Myth. 639f. 642f. an all das wird man umsoeher erinnern dürfen, weil sogar die ganze geschichte von Þiazis ermordung durch die Asen ein mythologisches abbild des volks- oder, wenn man will, alten cultgebrauches sein kann, bei dem die den 'Tod' oder den 'Winter' vorstellende puppe von den versammelten verbrannt oder ins wasser geworfen wird. Þiazi findet den tod, als er in adlergestalt den als falke die Iđunn zu den göttern zurückbringenden Loki verfolgt. als diese die beiden herankommen sehen, zünden sie in Asgarđ einen haufen hobelspäne an; der riese, der sich im fluge nicht aufhalten kann, versengt sich daran sein gefieder und wird dann von ihnen gemeinsam vollends umgebracht, nach Lokas 49. 50 (B. 50. 51) unter hervorragender beteiligung Lokis; dagegen rühmt sich Hárbarđsl. 20 (B. 19) Þórr ihn erschlagen und seine augen an den himmel geworfen zu haben, was aber nach Sn. E. I 214 II 294 Ođinn getan hat. auch in dem den kampf zwischen sommer und winter darstellenden volksbrauch kommt öfter die aufforderung vor, dem 'Winter' oder 'Tod' die augen auszustechen — s. J. Grimm aao. 638f — was schon F. Magnusen Lex. 615 mit der behandlung Þiazis in zusammenhang gebracht hat. im übrigen sind die verbindung des geschehnisses mit der sommer-

einholung, die beteiligung vieler und die verbrennung dem mythus und volksbrauch gemein.

Dazu, den kampf zwischen Loki und Heimdall, Garm und Tý, sowie Frey und Surt mit O. für erdichtungen Snorris zu halten, kann ich mich nicht zwingen. solche würden zu dem verfahren Snorris im übrigen nicht stimmen, dem grofse eigenmächtigkeit nicht zugesprochen werden darf. auch scheint mir nach wie vor (vgl. Der germ. himmelsgott 32—34) der kampf Oðins mit Fenri ein abklatsch des kampfes Týs mit Garm zu sein; der des Frey mit Surt hat in dem des Guðmund mit Geirrøð und vor allem des Frotho mit Svertingus germanische parallelen (s. aao. 88), die seine echtheit beweisen.

Surt fasst O. als riesen des erdinnern und zugleich als feuerriesen, was im wesentlichen zu meinen ansichten über ihn (aao. 55) stimmt, und bemerkt mit recht gegen den einwand, dass im norden vor der besetzung Islands vulcanische erscheinungen nicht zu beobachten waren, es sei garnicht ausgemacht, dass die vorstellungen von Surt auf nordischem naturgrund erwachsen seien. ebenso habe ich mich seinerzeit (aao. 56) über die deutlich erkennbare vulcanische natur eines teiles der Ragnarokerscheinungen geäufsert: 'auf germ. boden ist natürlich ein solcher mythus nicht entsprungen und kann höchstens später auf Island frischere farben angenommen haben; seine heimat wird vielmehr in den vulcanischen gebieten des Mittelmeers zu suchen sein.' was aber Surts wohnsitz anbelangt, geht O., der den nachweis führen will, dass er nicht allgemein nach dem süden verlegt wurde, sichtlich zu weit, wenn er aus einem satze der Haustlǫng: *þa vas Iö- með jǫtnom -unn nýkomin sunnan* schliefst, dass hier im süden kein platz für Surt übrig bleibe. jene stelle besagt nur, dass man sich Asgard als südlich von Jǫtunheim gelegen vorstellte, aber deshalb nicht als die allersüdlichste örtlichkeit.

Für Fenri-Garm weist O. recht schlagende parallelen bei finnisch-türkischen stämmen nach. die übereinstimmung erstreckt sich auf einzelne züge, vor allem auch darauf, dass das losbrechen der gefesselten untiere, die als hunde vorgestellt werden, den weltuntergang herbeiführt, ihr bellen schon ihn ankündet. auch für den den himmel berührenden aufgesperrten rachen Fenrirs findet er in der östlichen mythenüberlieferung seitenstücke. die vulkanische natur auch dieser höllenhunde ist nicht zu bezweifeln und daher — vielleicht hätte das hervorgehoben werden sollen — die finnisch-türkische völkerwelt nicht als ihr ursprungsland zu betrachten.

In dem capitel, das überschrieben ist 'Solen sluges' vermiss ich die beleuchtung eines zuges am sonnenwolf der Vǫluspá, der aber freilich auch sonst noch nicht beachtet worden ist. O. gedenkt bei aufführung verwanter vorstellungen über die ursachen der sonnen- und mondesfinsternisse auch der bei Süd-

slawen und Magjaren gangbaren, bei denen man als ihre ursache einen drachen kennt, dessen name aber *vrkolak*, di. 'werwolf', ist. damit vergleiche man Vǫluspá 39. 40 (B. 40. 41):

Austr sat in aldna	*Fylliz fiǫrui*
i Iárnuiþi,	*feigra manna,*
ok fœddi þar	*rýþr ragna siǫt*
Fenris kindir.	*rauþom dreyra.*
uerþr af þeim ǫllom	*suǫrt uerþa sólskin,*
einna nǫkkorr	*of sumor eptir*
tungls tiúgari	*ueþr ǫll uálynd.*
i trollz hami.	*uitoþ er enn eþa huat?*

Da hier der sonnenwolf *i trollz hami* auftritt, haben wirs auch hier mit einem werwolf zu tun, einem wesen von menschenart, das wolfsgestalt angenommen hat. berührt sich doch auch Fenri selbst mit dem nach Sn. E. ɪ 184 von den göttern in einen wolf verwandelten sohn Lokis. nach dem volksglauben erzeugte die sonnenfinsternis ansteckende krankheiten, wie Detter-Heinzel ɪɪ 56 bemerken; und dafür, dass die himmelsröte auf grofses sterben hindeutet, finden sich aao. ebenfalls belege. es wird sich dann aber um jene verbreitete art von werwölfen handeln, die zugleich vampyrnatur haben, dh. menschen im schlafe blut und lebenskraft entziehen, und zwar bedürfen sie solcher nahrung, um ihr eigenes gespenstiges leben fortzuerhalten. die vorstellung von ihnen erwächst aus der beobachtung ansteckender krankheiten, als deren ursache sie gelten. dadurch wird uns auch der schlüssel zum sprachlichen verständnis der behandelten stelle gegeben. denn *fiǫr* als 'fleisch' und *feigr* als 'tot' aufzufassen, was beides in der nordischen literatur sonst unbezeugte bedeutungen dieser worte sind, ist mislich; und soll würklich vom sonnenwolf blofs ausgesagt sein, dass er leichen frisst wie jeder andere? ich denke, er wird viel eher als ein dämon hingestellt sein, der selbst mordet: er füllt sich — so ist zu übersetzen — mit der lebenskraft dem tode geweihter menschen.

Zu den wertvollsten abschnitten zähl ich den 'Ormen' überschriebenen. O. weist hier eine reihe von volksüberlieferungen nach, die von einem — fast immer als wurm vorgestellten — ungeheuer in der tiefe handeln, das dereinst hervorkommen und alles leben weit umher, ja wol auch die ganze welt vernichten soll. dieses wesen wohnt, von einer isländischen fassung abgesehen, nicht im wasser, sondern unter der erde oder im berg, und seine seismisch vulcanische natur ist unschwer zu erkennen. an stelle dieses lindwurms, der sich gegen ende der welt aus dem berg hervorwälzt und alles auf seinem wege zerstört, habe — meint O. — die nordische mythendichtung ihr gröstes ungeheuer gesetzt, den rein abstracten, weltumspannenden Midgardsorm, was umso näher gelegen habe, da dieser auch schon als der alte feind Þórs und der götter bekannt gewesen sei.

Ich bezweifle aber, dass schon aus blofser abstraction — vor ausbildung des hier in betracht stehenden teiles des Ragnarokmythus — ein selbständiges mythologisches wesen nach art des Midgardsorm entsprungen war und in feindseliges verhältnis zu den göttern gebracht wurde. was am Midgardsorm den eindruck der abstraction macht, scheint mir eher jünger zu sein und an Þórs gegner im Ragnarokkampfe sich angesetzt zu haben. unbeschadet naher verwantschaft mit jenen unterirdischen lindwürmern, darunter vor allem auch der indischen weltschlange Sesha, ist doch die beziehung des Miðgarðsorm zum meere gewis eine alte, da ja auch die Griechen die Hydra und Echidna kennen, die wegen ihrer verbindung mit Typhon nicht als vertreter irgend welcher gewöhnlicher erscheinungen des meeres oder anderer gewässer, sondern nur als solche der seismischen, di. durch erdbeben erzeugten, flut gelten können. der Miðgarðsorm scheint mir darum in ähnlichem verhältnis zum untergang der welt durch wasser, dem versinken der erde ins meer, zu stehn wie Surt zum weltbrand: als mythologischer vertreter des daneben selbstständig erzählten naturereignisses. ähnlich verhält sich auch der fimbulvetr zur herschaft des Ollerus. und wenn dieser als ein gegenstück aus der vergangenheit die des königs Snio und aufserdem die in der eddischen kosmogonie beschriebene ursprüngliche eiswelt gegenübersteht, so wird man mit der Ragnarokflut die vorzeitliche flut zusammenstellen dürfen. dass die vorstellung von einer solchen allgemeinen überschwemmung bei den Germanen uralt ist, möchte man schon aus dem gotischen *midjasweipains* für κατακλυσμός, diluvium folgern, das weder verständlich genug ist, um den eindruck einer neuen, christlichen wortschöpfung zu machen, noch auch 'überschwemmung' im allgemeinen bedeuten dürfte. es ligt trotz v. Grienberger WSB. 142, 159 am nächsten, in *midja-* hier ein substantivum, identisch mit schwed. und norw. dial. *midja*, dän. *midje*, ags. *midde* 'mitte' und slav. *mežda* zu sehen, das entweder im sinne von *midjungards* steht oder in dem von griech. μεσό-γαια 'mittel-, binnenland' verwendet wird. ja *midjasweipains* könnte selbst aus **midjalandasweipains* oder einer ähnlichen zusammensetzung gekürzt sein.

Um die rolle, die Þór in Ragnarok spielt, zu erklären, verweist O. auch auf den dem norden bereits bekannten schlangenkampf, das Beowulfmotiv. auch wenn sie nicht ein ähnliches tragisches motiv aus dem keltischen götterkampf gekannt hätten, den fall Ogmes, der zum typus des starken jungen gehört, hätten sie jenes Beowulfmotiv wohl umschaffen können zu Þórs und des Miðgarðorms letztem für beide teile verderblichen kampfe. aber wer sagt uns, dass in diesem falle der heroenmythus älter ist als der göttermythus? und beide können auch innerlich verwant, dh. parallele entwicklungen aus gemeinsamer grundlage sein. an eine äufserliche übertragung eines in seiner natursymbolischen bedeutung

nicht mehr erkannten motivs denke ich jetzt umsoweniger, nachdem der drache, den Beowulf bekämpft, in den von O. selbst behandelten in unterirdischer verborgenheit hausenden, aber einmal hervorbrechenden lindwürmern der volksüberlieferung seine ebenbilder gefunden hat, und durch diese, da sie doch gelegentlich mit dem ende der welt in beziehung gesetzt werden, der zusammenhang mit dem Midgardsorm hergestellt wird. dabei ist die vorstellung von dem verderblichen ungeheuer selbst das ältere element, und zu ihr ist man durch beobachtung von erdbeben, vulcanischen ausbrüchen und seismischen überschwemmungen gelangt. ihre göttlichen oder heroischen gegner sind etwas jüngeres und als solche mehr der dichtung als echtem naturmythus angehörig. und je nachdem man durch jene ungeheuer die ganze welt oder nur einen engeren bereich gefährdet dachte, lag es näher, ihnen einen gott oder einen heros entgegen zustellen. —

Indem wir hiermit einige durch die vorliegende schrift gegebene anregungen aufgriffen, konnte ihr reicher inhalt doch nur angedeutet werden. möge ihr verf. auf dem betretenen wege weiterschreiten und nach und nach die ganze germanische mythenwelt in den bereich seiner forschung ziehen. den beruf hierzu hat er glänzend bewiesen.

Wien RUDOLF MUCH.

Die altenglische Odoaker-dichtung von RUDOLF IMELMANN. Berlin, Springer, 1907. 48 ss. 8°. — 2 m.

Zeugnisse zur altenglischen Odoaker-dichtung. von dems. ebenda 1907. 47 ss. 8°. mit einer tafel. — 2 m.

Die beiden vorliegenden schriften machen den versuch, aus dem bisher 'Erstes rätsel' genannten (Imelmann: 'Zweite klage' K_2) ags. gedicht, ferner der 'Klage der frau' und der 'Botschaft des gemahls' eine einheitliche 'Odoakerdichtung' zu erschliefsen. von einem einzigen dichter geschaffen, bestand sie ursprünglich aus sieben stücken, uzw. 'darf man schliefsen, dass X, Y_1, Y_2, Z kurze, knappe, einleitende, überleitende, abschliefsende prosa gewesen ist.' eben ihres prosacharakters halber gingen diese verbindenden stellen verloren. es wird sodann diese dichtung örtlich und zeitlich bestimmt und überdies der versuch gemacht, ihren geschichtlichen hintergrund aufzuhellen. — als weitere **zeugnisse** zu dieser dichtung müssen interpretationen einer bisher unzureichend erklärten stelle in 'Deors klage' und der einen immer noch rätselhaften seite vom 'Franks-Casket', dem berühmten walfischbeinkästchen des British museum herhalten.

Der grund, auf dem sich dieses ganze gebäude verblüffend kühner schlüsse erhebt, ist die erklärung des ersten rätsels. so dankenswert der versuch ist, in das dunkel hereinzuleuchten,

das trotz Bradley — Schofields erklärung kommt gewis nicht ernstlich in betracht — noch immer über diesen versen ruht, wird doch schwerlich jemand die neue auffassung Imelmanns unbeanstandet passieren lassen. was er zunächst über 'Alter und heimat' des gedichtes bemerkt (Anglien bzw. Nordhumbrien im 'mittleren drittel' des 8 jh.s), wird freilich an sich kaum widerspruch finden, aber methodisch auffallend ist schon hier die art der begründung. wenn zb. für die zeit der entstehung ins feld geführt wird, dass 'die nördliche poesie spätestens um die mitte des 9 jh.s zu einem stillstand gekommen war' (s. 15), ja 'man sogar zweifeln kann, ob nach 787, dem anfang der Wikingereinfälle die dichtung in Nordhumberland noch hätte entstehn können', so ist das ein argument von wenig gewicht. hier darf Morsbach, der dasselbe vom Beowulf bemerkt, gewis nicht als eideshelfer angerufen werden. die bedingungen sind durchaus ungleich. ein gedicht von 3200 versen, das zum vortrag am königlichen hof bestimmt ist, mag zur abfassung friedlichere zeiten als die der unruhvollen Wikinger-einfälle verlangen; aber ein lyrisches gedicht von 19 zeilen?? denn das behauptete epos, dem es entstammen soll, muss erst bewiesen werden. und wie denkt sich der verfasser einen 'stillstand der poesie', solange eine völkische einheit vorhanden ist?

Was die speciellen gründe für den zeitansatz aus der 'nicht mehr ganz rigorosen verstechnik' angeht, so hat schon Holthausen in der Anglia, Beiblatt bd 18 s. 205 seinem erstaunen über einige der metrischen auseinandersetzungen wie der rüge des verses 10ᵃ ausdruck gegeben, der als 'metrisch nicht auf der höhe' bezeichnet wird, während er in würklichkeit ganz tadellos erscheint. — einleuchtender sind die feststellungen über das wortgut des gedichtes, obgleich hier auch eine gröfsere vorsicht im schliefsen geboten ist, als sie der vf. walten lässt. *seldcymas*, *meteliste* sind 'alte bewahrungen, die später der sprache verloren gingen und die dazu raten, die entstehungszeit nicht allzu weit über die mitte des 8 jh.s hinabzurücken'. das wort *ac-treo* kommt nur in der 'Klage der frau' und nicht wider vor. ist auch das 'eine alte bewahrung, die später der sprache verloren ging'? — die anwendung der bekannten dialectkriterien ergab auch hier die zu erwartenden resultate. aber an dieser stelle zuerst wird man stutzig über die eigentümliche methode des vf.s. der vers 16ᵃ heifst: *Gehyrest þu Eadwacer*. über ihn argumentiert I. folgendermafsen : 'er stellt den wenigstens im Beowulf sehr seltenen typus C mit viersilbiger eingangssenkung dar; auch *gehyrst* ergäbe einen nicht häufigen vers; vgl. Sievers PBrB. 10, 296 f. da, wie sich zeigen wird, der angeredete identisch ist mit dem in der ferne weilenden Wulf, so ist ein 'hörst du' vielleicht nicht ganz natürlich, zumal das object des hörens nicht genannt wird (so!), und eine interjection be-

friedigender. anglisch *geherst þu* ergab *georstu*, das lat. *o* widergibt und westsächsisch durch *eala (eowlae)* ersetzt wird; vgl. RJordan Anglist. forschungen 17, 41. auf diese weise wäre 16ª nur leicht verändert, ein ganz gewöhnlicher vers, und enthielte einen hinweis auf anglische herkunft von K 2. daraufhin (so!) wird *cymeð* 2ᵇ, 7ᵇ mit verschleifung, *tosliteð* 18ª ohne synkope zu lesen sein'.

Diese stelle bedarf eigentlich keines commentars. ein innerer grund und ein formeller grund tun sich zusammen, um einer hsl. form den garaus zu machen. der innere grund ist der, dass es 'vielleicht nicht ganz natürlich ist', dass in poetischer rede eine frau ihrem abwesenden mann ein 'hörst du' zuruft, der formelle grund soll darin liegen, dass dieser halbvers 'den wenigstens im Beowulf sehr seltenen typus C mit 4silbiger eingangssenkung darstellt'. allein aus den ersten 1000 versen des Beowulf stell ich aber dem vf. folgende beispiele zur verfügung: v. 38 *ne-hyrde ic*, 45 *þe hine æt*, 678 *no ic me an*, 719 *næfre he on*, 758 *swylce he on*, 863 *ne hie huru*. aber da der Kaluza, dem ich sie entnehme, überall zugänglich ist, bedarf es keiner weitern exempel. es finden sich ihrer über 14 in den ersten 1000 versen des Beowulf. Sievers aao. führt im ganzen 42 fälle an. — und auf solchem schwankenden grunde führt man ein hypothesengebäude auf!

Indessen die bedeutung des ort- und zeitansatzes des gedichtes tritt zurück hinter der frage der interpretation. hier ergibt sich I. folgendes handlungsbild: die frau des Eadwacer klagt. ihr mann ist seit langem aus der heimat vertrieben und weilt, an der heimkehr durch feindselige männer verhindert, jenseits des meeres. inzwischen ist sie durch hunger und allerlei unbilden genötigt das opfer eines andern mannes geworden, dem sie ein kind geboren. aber sie verwünscht dieses kind in den wald und spricht dem gatten das gefühl ihrer treue aus.

Dass mit dieser erklärung eine 'zusammenhängende, geschlossene handlung' gewonnen ist, wird niemand verkennen. aber dass sie sich zwanglos aus dem text ergäbe, 'ohne ihm gewalt anzutun', muss ich auf das entschiedenste bestreiten. eine vergewaltigung der ags. syntax ist gleich die auffassung von *swylce* in der 1 zeile. es heifst niemals: 'wenn auch', auch nicht 'Klage der frau' v. 43ᵇ. aus der verschiedenheit *ungelic* v. 3 und *ungelice* v. 8 ist der form kein strick zu drehen, da elision möglich. — in v. 9 *wulfes ic mines widlastum wenum hogode* (hs. *dogode*) übernimmt I. die übersetzung 'with far-reaching longings' in der form: 'mit weitschweifenden hoffnungen' von Schofield. sie ist schwerlich möglich. — dass *uncerne* v. 16 sich nicht auf die erste person und den dicht vorher genannten *þu Eadwacer* beziehen sollte, ist ganz undenkbar. der angeblich 'genaue parallelfall' Klage der frau v. 21ᵇ ligt ganz anders. vor allem aber: wie soll *uncerne hwelp bireð wulf to wuda* heifsen:

'unser hündlein soll ein wolf in den wald schleppen'? — den angelpunct der ganzen interpretation aber bildet die auffassung des vorgangs, der der erzählerin *wyn to þon, hwæþre eac lað* war, als coitus. man merkt hier, dass man im zeitalter Wedekinds lebt. vor 1200 jahren indes war man unfraglich minder vorurteilslos und behandelte derartige dinge, wie in den rätseln, als obscönitäten.

Die priorität für diese erklärung gebührt übrigens Schofield. nach ihm ist die klagende die Signy, die, um einen rächer ihres vaters und ihrer brüder zu erwecken, verkleidet zum Sigmund schlich: 'In attaining her end without Sigmund's knowledge Signy had joy; but she dearly bought her satisfaction, for it was secured by an act she loathed — physical union with her twin-brother.' — inwiefern diese erklärung doch noch physiologische vorzüge vor der Imelmannschen besitzt, überlasse ich competenteren beurteilern! aber sprachlich lässt sich auf alle fälle allerlei einwenden. der vers heifst:

þonne hit wæs renig weder and ic reotugu sæt
þonne mec se beaducafa bogum bilegde.

Hierzu bemerkt I.: 's. 21 *bogum bilegde* wäre ein seltsamer ausdruck für 'umarmen'; *boh* heifst ae. auch bug, schenkel (rücken), wie im altnordischen, und ist für arm ein ganz ungewöhnlicher ausdruck, wo es sich um menschen handelt, in der poesie in K2 einziges beispiel. zu der phrase 11[b] kann man an an. *þu lagðir lær yfir* (Lokasenna 20, 6) denken. es scheint, dass hier eine vergewaltigung gemeint ist; denn Wulf ist ja abwesend, und die klagende sehnte sich nach ihm, als sie litt'. jedermann muss aus dieser darlegung den eindruck gewinnen, als ob *boh* ein durchaus ungewöhnlicher ausdruck für den menschlichen arm, dagegen ein geläufigerer für den menschlichen schenkel sei, denn sonst läge kein grund vor, in der übersetzung die letztere auffassung einzusetzen. in würklichkeit kommt nach ausweis von Bosworth-Toller *bog* dreimal im sinne von (tier)-schulter vor, und einmal überträgt es lateinisches lacertus = der arm. woher also die bedeutung 'schenkel'? — dazu kommt ein anderes. nach I.s auffassung wurde der mann, der die hülflose vergewaltigt, in dem ganzen gedicht nur einmal benannt. da aber würde man doch ein wort wie *aglæca*, 'bösewicht, unhold' oder dgl. erwarten. im gegenteil, sie nennt den verhassten mit dem rühmenden worte: *se beadu-cafa* = 'der kampfrasche'!

So scheint mir die erklärung I.s in sich zusammenzufallen. auf einer interpretation, die dem text derart gewalt antut, ist nicht weiter zu bauen. freilich setzt die dunkelheit des textes der erklärung beinah unüberwindliche schwierigkeiten entgegen. von den bekannten abgesehen, möcht ich hier noch eine neue registrieren. man list seit Hicketier (Anglia 10, 579) für das *dogode* des textes *hogode* und lässt davon den genitiv *mines wulfes*

abhängig sein : 'ich dachte meines wolfes'. — aber das ist schwerlich möglich. *hogian* erscheint mit *ymbe*, mit *be*, auch *to*, *on*, auch mit dem acc. im sinne von 'beschliefsen', 'ausdenken', aber wo es mit einem gen. belegt ist, wie von Bosworth-Toller in dem falle : *þæs ateorigendlican lifes hogiað* oder dem falle bei Schofield *yfeles hogode* (Maldon 133), da heifst es deutlich : auf etwas sinnen, bedacht sein, was man ausführen will.

Dieser schwierigkeit wie den genannten andern geht I. aus dem wege und sucht dafür neue stützen seiner theorie aus der gedanklichen construction der Klage der frau und der Botschaft des gemahls zu gewinnen. was die wörtliche interpretation der Klage der frau angeht — in dem gleichzeitig erschienenen aufsatz über die Klage der frau Zs. 48, 436 ff hab ich einen versuch gemacht, dasselbe problem zu lösen [1] — so bietet hier I. einzelne auffassungen, die sprachlich unmöglich sind. *folgað* v. 9 schlechthin als 'schutz' aufzufassen ermächtigt keine parallele. — dass *onginnan* c. inf. eine neue handlung vermuten lässt, vgl. Zs. 48, 442. — v. 19 list I. *heardsæligne hygegeomorre* (hs. *-geomor n e*), um dann *heardsælig* abweichend vom gewöhnlichen sprachgebrauch als 'schlecht' aufzufassen und mit dem folgenden eine neue femininform in das gedicht zu corrigieren. er übersetzt das : 'hart gegen die unglückliche'. aber ich bestreite auf das entschiedenste die syntaktische möglichkeit dieser übersetzung. — *swylce* v. 43 heifst nicht : 'wenn auch'. ähnliches gilt von der Botschaft des gemahls. hier hat schon Holthausen darauf aufmerksam gemacht, dass die lücke hinter *wine* v. 38 nicht beachtet ist, dass *ofer* v. 48 unmöglich = 'gemäfs' sein kann, dass die übersetzung von v. 49 'um zu verheifsen' unzweifelhaft falsch ist uam. — am meisten scheint auf den ersten blick die neue deutung der vielumstrittenen runen am ende der Botschaft des gemahls für sich zu haben : I. ersetzt kurzerhand das S durch C und erklärt sie dann als Eadwacer, aber Holthausen aao. hat mit recht die dadurch herbeigeführte vergewaltigung des metrums betont, und überdies ist es nicht sonderlich wahrscheinlich, dass eine rune (E A) einmal als diphthong, und dann als E + A benutzt wird. auf alle fälle könnte man von dieser lösung doch nicht sagen (s. 39), 'dass der angelsächsische leser nicht das gefühl haben sollte, vor einer crux interpretum zu stehn, sondern ohne langes besinnen richtig raten sollte'!

Wie aus dem gesagten hervorgeht, ist das licht, das aus dieser neuen erklärung auf die in frage kommenden angelsächsischen gedichte fällt, so trügerisch, dass man den anscheinend gewichtigen schluss-stein dieses gebäudes von schlüssen schon aus der ferne mit einigem mistrauen betrachtet. 'der geschicht-

[1] wie Holthausen mich freundlicherweise aufmerksam macht, ist s. 447 der genitiv bei *gebīdan* (in der bedeutung 'erleben') in einen accusativ zu verwandeln.

liche kern' verdient diesen argwohn. er steckt in einer stelle bei Gregor vTours II 18, 19. erzählt wird da, dass der Sachse Odovaker i. j. 463 die inseln der Loiremündung besetzt, von denen er raubzüge unternimmt. dann wenden sich Franken und Römer gegen ihn und verheeren unter grofsem blutvergiefsen seine inseln. nach seiner unterwerfung verbündet er sich mit dem Frankenkönig Childerich und schliefst sich ihm auf seinem feldzug gegen die Alemannen an.

Was findet sich davon in der handlung der drei gedichte — wenn man, wie I. ihnen eine solche gemeinsame zuspricht — wider? hier wird ein führer durch fehde aus seinem heimatlande vertrieben (Botschaft 18):

nyde gebæded nacan ut a þrong ond on yþa geong ana sceolde faran on flotweg (39 ff).

Deutlicher kann man es wol nicht ausgedrückt wünschen, dass er als armer flüchtling und verbannter sein heimatland verliefs. er irrt unglücklich und einsam am meere umher (Klage der frau 47), auf einer insel (I rätsel 4), wird aber später könig bei einem andern volk (*mid elþeode* Botsch. 36).

Das wäre eine handlung, die bis auf die erlangung der königswürde in anderm lande nichts für jene zeit unrealistisches hätte. (so hatte zb. Edwin, Aellas sohn, der aus Deira stammte und von Ädelfried von Nordhumbrien verfolgt wurde, lange heimatlos umherirren müssen, ehe er bei den Ostangeln aufnahme fand. 616 nahm er sein väterliches reich wider ein und warb nun um Ädelberga vKent [Winkelmann, Ags. geschichte s. 35 ff]). aber was hat diese handlung mit der bei Gregor von Tours erzählten zu tun? in beiden kommt ein Eadwacer und eine insel vor, damit ist die ähnlichkeit erschöpft. wie kann man damit die Hygelac-nachricht vergleichen, die so über jeden zweifel erhaben ist!

Freilich kann ich dem vf. überhaupt nicht in der auffassung einer einzigen einheitlichen handlung, die in den drei gedichten verkörpert ist, zustimmen. aber diese ganze frage, die einer principiellen erörterung wert wäre, wird durch die ungeheuerlichkeiten in den schatten gedrängt, von denen I.s zweite schrift, die 'Zeugnisse zur Odoaker-dichtung', förmlich strotzt. man fühlt sich in das 'vorwissenschaftliche zeitalter der englischen philologie' (Imelmann von Leo s. 10) versetzt, in die zeit, wo der angelsächsische stil absolute terra incognita war, wenn man etwa folgendes list (interpretation des Deor): 'die predigthafte einschaltung ist an sich verfehlt, weil sie als vorzeitiger abschluss würkt' (s. 14); *sælum bidæled* 28^b, phrase, ungeschickt wie *dæl* 30^b, 34^b'. auf grund solcher kriterien wird eine strophe ausgeschaltet! von einer weitern heifst es: 'die strophe redet von einer mehrheit von bedrückten, *secg monig*, und deutet die art der bedrückung nur vage an, was vom künstlerischen

standpunct aus unwürksam bezeichnet werden muss und aufserdem den refrain[1] ungeschickt erscheinen lässt : (so!) — ungeschickt ist ferner *we geascodan* $21^a < $ *we .. gefrugnon* 14; *ahte* $22^b < 18^a$; *(-)rices* 21^b, 23^a, 26^b; *ofercumon* 26^b, *ofereode* 27^a; 23^b ist nur füllsel, wenn es auch an Beowulf gemahnt. — somit darf v als eine interpolation bezeichnet werden; da sie aber, auch metrisch, besser ist als vi und dieser zum muster gedient hat, so ist sie älter und wir erkennen an dem texte von i deutlich drei schichten der überlieferung'. das *þæt* 10^a und 11^a 'ist jedesfalls unbeholfen'. danach kann man sich nicht mehr über die an sich höchst erstaunliche feststellung verwundern: der einschalter von v. 28—34 'ist identisch mit dem vf. von Wanderer 19—20, 58—60'!

Was solche urteile ermöglicht, ist nur eine vollständige nichtbeachtung des angelsächsischen stils und der einschlägigen litteratur. über 'wortwiderholungen', 'typische halbverse', formeln wie *we gefrugnon* udgl. ist bis in die jüngste zeit so erschöpfend gehandelt, und das material ligt so offen, dass es verlorene zeit wäre, ein wort darüber zur widerlegung I.s zu äufsern.[2] die vergewaltigung des textes nimmt hier geradezu groteske formen an. die schrift argumentiert nämlich folgendermafsen : in der 1 strophe von Deors klage ist von Wieland die rede, in str. 2 von der schwangern Baduhild. dann folgt die rätselhafte 3 str. v. 14—16:

We þæt Mæðhilde monge gefrugnon
Wurdon grundlease Geates frige
Þæt him seo sorglufu slæp ealne binom.

Nun schliefst I. : es muss doch eine 'disposition des werkes' vorhanden sein, der gedankenfaden von 2 zu 3 ist also offenbar in einer variation zu suchen. 'fasst man 14—16 ins auge, so hat man den eindruck, als ob diese strophe ein schicksal schildern sollte, das dem vorher beschriebenen der Beadohild in wesentlichen zügen glich. wir haben hier wie dort ein weibliches wesen, dem von einem manne, aber nicht dem gatten, übel mitgespielt wird. wenn dem so ist, dann hat der dichter, der doch eine blofse widerholung vermieden hätte, eine variation beabsichtigt : erstens betont er die allgemeine bekanntschaft mit

[1] der eigentümliche genitiv in dem kehrreim *þæs ofereode, þisses swa mæg* hat die verschiedensten übersetzungen veranlasst:
ten Brink : 'das wurde überstanden, so kann auch dies überstanden werden.'
Wülcker : 'das ging vorüber, so mag auch dies vorübergehen.'
Brooke : 'hat the over-went, this also may I.'
Lawrence : 'hat the endured, this also can I.'
Imelmanns übersetzung (s. 12) 'des kam ein ende, dieses mag es auch' findet sich längst von Wülcker abgesehen bei Bosworth-Toller : 'it is all over with that, so may it be with this.' —

[2] das gilt natürlich auch für die bestimmte behauptung s. 22, nach der Deor 11^b, 12^a ein 'citat' (!) aus Klage der frau 39^b, 40 sei!

dem neuen gegenstande (*monge* 14[b]); sodann geht er auf das motiv dieser zweiten vergewaltigung ein (*frige* 15[b], *sorglufu* 16[a]), und endlich nennt er den täter bei namen (*Geat* 156), während Wieland in II nicht wider erwähnt wird'.

Aber wo in aller welt steht in diesen drei zeilen ein wort davon, dass Mæðhild eine vergewaltigte frau sei?

Dafür schafft nun der vf. rat, indem er kurz entschlossen den v. 10 *þæt heo gearolice ongietan hæfde* als zweiten vers in str. 3 versetzt. ist er doch schon vorher als 'jüngere einschiebung' bezeichnet, uzw. einmal aus den oben charakterisierten stilistischen gründen, und dann auch weil ja nicht die erkenntnis der schwangerschaft, sondern die tatsache selbst (11[a]) das schmerzliche sei. diese haarspalterei ist kaum mehr verständlich. nun steht also der vers glücklich in der Mädhild-strophe. aber damit ist noch nichts gewonnen. es gilt dem *ongietan* einen andern sinn zu geben. I. übersetzt — man lese und staune: 'dass auch sie völlig empfangen hatte', uzw. weil in nachahmung der bibel in einer homilie gelegentlich *ongietan* = 'einen mann erkennen heifst'. so bekommen wir dann eine schwangere Mädhild und einen schwängerer namens Geat. aber damit ist immer noch nichts für die Eadwacer-sage bewiesen. das geschieht nun auf folgendem wege.

In der 4 strophe ist von Theoderich die rede. aber sie ist auffallend kurz und hat nur zwei zeilen. die 5 strophe redet jedoch ausführlich von Ermanrich. diese 5 strophe ist indes aus stilistischen gründen (siehe oben!) unecht. sie ist später eingesetzt. der mann, der sie einschob, kannte aber Ermanrich als gegner Theoderichs. in dem ihm vorliegenden gedicht aber fand er in der 4 strophe gewis noch den Odoaker als feind des Gotenkönigs von Bern. er strich ihn deshalb heraus!! (so zu lesen auf s. 21). damit wäre nun der Odoaker für die 4 str. gewonnen. aber, fragt man, dieser Odoaker ist doch nicht der Sachse Odoaker? tut nichts! 'der übergang von III zu IV wäre unerklärlich, wenn dem dichter nicht Eadwacer — als Scyrre oder Sachse oder beides zugleich — vorgeschwebt hätte'. also weil in der 4 strophe der bekannte usurpator Odoaker figuriert haben könnte, bezieht sich der inhalt der 3 strophe auf den Sachsen Odoaker des Gregor von Tours! mithin ist jetzt das trifolium sogar dem namen nach ermittelt, Mädhild heifst die frau, die in der Klage der frau und im 1 rätsel klagt, Geat heifst der *beadu-cafa* des 1 rätsels, der *geong mong* der Klage der frau. über dieser erklärung sind freilich v. 21—35 zum teufel gegangen und v. 35—41 haben den platz tauschen müssen und sind an den anfang geraten, aber darauf kommt nichts an: 'jedesfalls haben wir in Deors klage jetzt ein kleines meisterwerk kennen gelernt, das uns sehr viel neues sagt' (s. 24).

aber auch der name Geat wird noch erklärt. der gegner des Sachsen ist offenbar ein *Euthio*, ein 'Jüte', den die sage dann zum bruder gemacht hat. (wo steht in den gedichten auch nur ein wort davon, dass die frau ihrem schwager zum opfer fällt??). *Eutio*, anglisch *Jūta, Jōta* (nordh.), merc. *Eota*. der dichter des Deor schöpfte aus mercischer überlieferung, 'und wie Asser aus *Geat Geata* machte, was bei seinem benutzer widerkehrt und woneben *Eata* steht, so konnte aus einer form, die aus *Eutio* regelrecht entwickelt war, ohne weiteres *Geata* und weiter durch misverständnis *Geat* werden.'

Sprach nicht Voltaire von einer etymologie, bei der auf die vocale nichts, auf die consonanten wenig ankommt? — und stimmen wir selbst all diesen schlussfolgerungen zu, wäre es nicht äufserst unwahrscheinlich, dass neben den eigennamen der übrigen handelnden in der sage von dem einen der stammesname beibehalten würde?

Als der vf. so weit gekommen war, scheint er umhergespäht zu haben, ob sich nicht noch mehr bisher verschlossene tore fänden, die mit dem Eadwacer-schlüssel zu öffnen wären. und siehe da, sein blick fiel auf das runenkästchen! —

An der rechten seite des runenkästchens, seinen schriftzeichen und seinen darstellungen hat sich der gröste scharfsinn der gelehrten seit jahren müde und stumpf gearbeitet. Binz, Holthausen, vGrienberger, Vietor, Wadstein, Napier, Jiriczek, Bradley haben alle dieses rätsel aus walfischbein vergebens zu lösen versucht. nach Imelmann ist es spielend einfach. er lässt zunächst die rune nbeiseite und geht von der erklärung der gruppen aus. ihrer sind drei. aber nur auf die mittlere und rechte von ihnen will er nachher die runenschrift bezogen wissen, nur sie beide gehören zusammen und verbildlichen die Odoakersage, die erste, linke darstellung scheidet aus. sie bleibt unerklärt. das ist schon a priori mehr als unwahrscheinlich. die darstellungen auf dem runenkästchen bieten immer zusammenhängende handlung. wenn die front zwei darstellungen zeigt, die Wielandsage und die anbetenden magier, so hat sie beide auftritte auch durch eine deutliche, breite mittelleiste voneinander getrennt, so dass nie jemand auf den gedanken geraten würde, diese bilder gehörten zusammen. dagegen scheidet nichts die drei vorgänge auf unsrer seite, und wer sie ohne voreingenommenheit betrachtet, muss gestehn, dass eine lösung die das erste bild nicht mit einbezieht, a limine abzuweisen ist. höchstens könnte man jede gruppe einzeln auffassen. — des weitern basiert I.s erklärung auf der anschauung, dass in der letzten gruppe die vergewaltigung einer frau durch zwei männer dargestellt sei. 'die mittlere gestalt scheint weiblich wegen der verschiedenheit ihrer kleidung von der der zwei männer'. ich muss das entschieden bestreiten. dadurch dass die mittlere gestalt von vorn, die andern von der

seite gesehen sind, ergeben sich von selbst gewisse verschiedenheiten in der darstellung. so sieht man zb. in den überhang der mittlern figur offen hinein, während er bei der figur links über den rechten arm fallend den rock überschneidet, aber eine würkliche verschiedenheit der kleidung ligt gewis nicht vor. wer sehen will, wie der schnitzer durch kleidung unterscheidet, der blicke auf die Wieland-scene, wo die frauen, Baduhild und ihre dienerin, sich durch völlig andere kleidung von dem unheilsinnenden schmied abheben. wer diese differenzierung gesehen hat, wird nicht mehr zweifeln, dass es sich in der rechten gruppe um personen desselben geschlechts handelt. damit wäre schon die wichtigste stütze dieser erklärung hinfällig geworden. aber nehmen wir einmal an, sie bestünde noch, was weifs uns I. über die mittlere gruppe zu sagen? ihr centrum bildet, den blick des beschauers zunächst ganz absorbierend, ein hengst, darunter ein fliegender vogel, daneben eine höhle (grab?) mit halber kauernder gestalt darin. ein wächter mit einem schwert (lanze?) daneben. aber alle diese dinge treten zurück hinter dem grofs dargestellten pferde. nach I. ist das ganze eine illustration zur 'Klage der frau'. sie ist die gefangene in der höhle, der wächter ihr verfolger, pferd und vogel sind ihre genossen im walde. — wunderlich lyrisches moment in der darstellung epischer handlung! der fürstin folgt ihr 'streitross' (s. 33) in den wald, wo sie in der höhle bewacht wird? irgend eine bedeutung für die handlung hat das nicht?

Abermals muss ich auf die Wieland-darstellung verweisen. wie ist hier alles bedeutungsvoll! an der wand hängt ein blasebalg und ein hammer (darunter nägel?) — der amboss, die knabenleiche, alles voller sinn und hinweis, und hier sollte ein pferd, das den mittelpunct der ganzen darstellung bildet, nur lyrisch-decorativen charakter haben? das wird niemand für möglich halten. mit der erklärung von kleinigkeiten wie dem becher vor dem kopf des pferdes gibt sich I. überhaupt nicht ab.

Derart anfechtbar ist die basis der bild-erklärung, auf der sich nun I.s interpretation der runen erhebt. aber wer an sie mit der hoffnung herantritt, alle knoten entwirrt zu sehen, der erlebt eine arge enttäuschung. zunächst einmal ist die inschrift, so wie sie vorhanden, nur aus der seele eines schnitzers zu begreifen, der 1) mit seiner vorlage nicht genau bekannt, 2) mit dem sinn und der bedeutung der dargestellten handlung auf dem kästchen nicht recht vertraut und 3) ein so capitales rindvieh war, dass er sich fortgesetzt in der unglaublichsten weise verlas. er sollte nach I. schreiben:

Herh-husæ sitiþ in harmbergæ
aglac drigiþ swæ hiræ Juta giscraf
sar end sorgæ and sefa tornæ.

'Im waldhause sitzt sie, im harmberge,

erträgt elend wie Juta ihr verhängte,
schmerz und kummer und zornigen sinn'.

Nun beginnt aber die würkliche inschrift *Her hos sitæþ.* nach I. ist das einfach zu erklären. die vorlage hatte schon *herhusæ;* 'der schnitzer nahm *her* als besonderes wort, sah nichts von einem hause, muste dagegen die sitzende gestalt ganz links gleich bemerken, hielt sie mit seinen spätern erklärern für ein pferd und setzte *o* statt *u*, und ganz consequent auch *on* statt *in;* aber ein *-r-* in *hos* setzte er nicht ein, wie er auch das end-*æ* sparte. **horsæ* konnte ihm nicht einleuchten.'

Wunderbarer schnitzer!! nach dieser probe kann man sich nicht wundern, wie der Juta herausgebracht wird. sowol *ertae* als *bita* des runenkästchens sind eine entstellung dieses namens: *risci* über dem pferde ist als *wisci* = 'wiesen', 'marschen' zu lesen usw.

Demgegenüber sollte doch festgehalten werden an dem factum, dass irrtümer des schnitzers, von unserer seitenwand abgesehen, auf den sämtlichen seiten des runenkästchens nur in den lateinischen worten der rückenseite festgestellt sind (vgl. Napier The Franks casket s. 370 im English Miscellany pres. to Furnivall, Oxford 1901), so große schwierigkeiten auch unsere inschrift bietet.

Wir haben gesehen, dass I.s interpretation vor keiner schwierigkeit zurückschreckt. eine letzte und große gab es noch zu überwinden: die frage der datierung. sie erheischt nach I. die vorfrage: ist das bild auf dem kästchen von der 'Odoaker-dichtung' abhängig und also später anzusetzen? I. betrachtet die bejahung dieser frage als ziemlich selbstverständlich. ich kann ihm darin nicht beistimmen. wenn alles andere plausibel wäre, dieses letzte hindernis brauchte keins zu sein. denn warum muss die angebliche Odoaker-darstellung von der dichtung abhängig sein? es muss ja nach I. eine ganz geläufige Odoaker-s a g e gegeben haben! auch die andern seiten des kästchens beziehen sich doch offenbar auf sagenhafte oder historische geschehnisse, nicht aber auf gedichte. der grund aber, den er anführt, zeigt nur eine schon früher besprochne mangelnde berücksichtigung angelsächsischen stils, dh. in diesem falle des formelwesens, der ähnlichen und gleichen halbverse, die bei verwanten situationen immer wider auftauchen. nur wenn es sich auf dem kästchen um die genaue widerholung der worte aus der Klage der frau handelte, ließe sich von entlehnung sprechen, nicht aber bei bloß oberflächlicher ähnlichkeit. — so schafft sich I. selbst ein hindernis, um dann freilich leicht darüber wegzukommen. die 'Odoaker-dichtung' rührt aus der zeit um 750 her (s. 44), das runenkästchen müste deshalb nach I. gleichzeitig oder später sein. aber das ist nicht möglich, denn die sprache des fischbeinkästchens zeigt deutlich ein früheres gepräge. es erscheint auf ihm nämlich die form *flōdu* mit erhaltenem *u*, und

wie Morsbach noch jüngst in einer langen und sorgfältigen untersuchung festgestellt hat (GGN. phil.-hist. cl. 1906 s. 251 ff.), war 'der abfall des *-u* sowol nach haupttoniger wie langer nebentoniger silbe im anfang des 8 jh.s auf anglischem boden schon vollzogen'. die art und weise, wie I. sich mit dieser tatsache auseinandersetzt, ist sehr erstaunlich. er erklärt nämlich die vorderseite mit der *flōdu*-form kurzerhand für älter, vielmehr die inschrift, die 'auf jeden kunstgegenstand aus walfischbein gepasst', für traditionell. dieser gedanke, die inschrift in einen neuen und einen alten teil zu zerlegen ist aber ein ad hoc gefundener notbehelf, der niemanden befriedigen wird. mehr gewicht legt I. offenbar selbst dem argument bei, dass dem *flōdu* mit erhaltenem *-u* ein wort mit weggefallenem *-u* gegenüberstände, das den moderneren lautstand darstelle. dieses wort ist — *herh*! aber dieses *herh* ist ja eine gänzlich unbewiesene conjectur I.s, und statt die aus *flōdu* hergeleiteten schlüsse zu entkräften, wird für jeden unvoreingenommenen gerade im gegenteil dieses *herh* durch *flōdu* als unmöglich erwiesen! — und was die zu hülfe gerufenen formen *Romwalus*, *Reumwalus*, *sefa*, *wylif* angeht, so hat Morsbach in der angezogenen arbeit, teilweise mit berufung auf Sievers und Bülbring, sie als unglaubwürdige zeugen späterer entstehung so beweiskräftig abgetan, dass man sich sehr wundern muss, ihnen hier überhaupt wider ohne neues material zu begegnen.

Die reihe kühner conjecturen, die I.s arbeit darstellt, hat sich als hinfällig erwiesen. die Odoaker-dichtung als 'milde nebensonne zum strahlenden, aber grellen gestirn des Beowulf' (!?) ist eine sinnestäuschung. unter diesen umständen werden wol nicht wenige dem herausgeber dieser zeitschrift beipflichten, der mich bittet, ich möge seinem mismut darüber ausdruck geben, dass vermutungen wie diese in einer form veröffentlicht werden, die dem wissbegierigen ein opfer von vier mark auferlegt.

Göttingen. L. L. Schücking.

Zur entstehung der neuhochdeutschen schriftsprache. studien zur deutschen rechts- und sprachgeschichte von prof. dr Emil A. Gutjahr. II. Die urkunden deutscher sprache in der kanzlei Karls IV. Leipzig, Dieterichsche verlags-buchhandlung Theodor Weicher, 1906. XIV und 499 ss. — 12 m.

Das buch will entgegen der bisher geltenden ansicht, dass die wiege der nhd. schriftsprache Böhmen und die böhmische kanzlei war, erweisen, dass das ganze ostmd. 'sechsische' gebiet und im 11—13 jh. vor allem die bergstadt Halle für die begründung der schriftsprache in frage komme. die sächsische (hallisch-magdeburgische) schöffenpatriciersprache des 12—14 jh.s sei unter dem einflusse der bürgerlichen innungen von der mundart zur schriftsprache des rechts erhoben und von Eyke für alle

zeit festgelegt worden. wer solches erweisen will, muss die bisherige forschung auf den kopf stellen, muss die eingehnden untersuchungen zur frage nach der mhd. litteratur- und der nhd. schriftsprache beiseite schieben und einem vereinzelten, mehr litterarisch zu würdigenden versuch, deutsche prosa zu schreiben, wie er in Eykes Sachsenspiegel vorligt, eine über ein jh. hinausreichende epochale würkung zuschreiben, die im weiteren erst durch Böhmens kanzlei weitergeführt worden sei. es wird nötig sein, Gutjahrs beweisgrundlagen wenigstens zu streifen, die in seiner abhandlung Zur neuhochdeutschen schriftsprache Eykes vRepgowe, eine sprach- und rechtsgeschichtliche abhandlung als prodromos, Leipzig 1905, vorliegen.

Dort geht Gutjahr von der fiction einer 'schöffendeutschen umgangs- und schriftsprache des 13 jh.s und einer socialen mda. des ostmd. innungspatriciats des 14 jh.s' aus: Eykes familie war mittelfränkisch, er selbst hallischer patricier und schöffe und schrieb seine rechtsbücher in deutscher und zwar obersächsischer sprache, manchmal mit entgleisung in seine mfr. heimat (!); aber er begnügte sich bei seiner schwierigen arbeit nicht mit einem neuen schriftdeutsch, sondern schrieb je nach dem publicum für das sein werk bestimmt war, mit aristokratisch oberdeutscher oder mit innungsdeutscher volkstümlicher färbung. Roethes meinung, Eyke sei ein niederdeutscher gewesen, der unter dem einfluss der dichter- und litteratursprache von seinem sassischen deutsch abgewichen sei, trifft nicht das richtige. — dass es social geschiedene mundarten oder besser gesagt, eine nach ständen abgestufte volkssprache gegeben habe, kann einleuchten, wenn auch Gutjahrs beweis aus der urkundlichen überlieferung auf verkennung der schriftlichen tradition beruht und mislungen ist. dass zb. die ostmd. patricier *kampf*, *klopfen* gesprochen haben (s. 5), kann nicht mit der tatsache bewiesen werden, dass es im 14 jh. in einer für den öffentlichen gebrauch bestimmten urkunde geschrieben erscheint. ebenso unsicher und unwahrscheinlich ist die behauptung, dass die ostmd. ritter *pf* gesprochen haben. — dass aber diese sociale scheidung im Sachsenspiegel und im weichbildrechte des 13 und 14 jh.s zum schriftlichen ausdruck gekommen sei und noch heute von uns in dem schöffendeutschen *î*, *û*, *mpf*, *pf* gegenüber dem innungsdeutschen *ei*, *au*, *eu*, *mp*, *pp* festgestellt werden könne, ja dass diese hypothese zum ausgangspuncte einer neuen anschauung über die entstehung der deutschen schriftsprache gemacht wird, dagegen muss entschieden einspruch erhoben werden. die entstehung unserer schriftsprache ist von einer ganzen reihe sprachlicher, socialer, politischer factoren abhängig, die zum gröfseren teile aufgeklärt sind. die Prager kanzlei des 14 jh.s kann ja auch Gutjahr nicht aus seinen aufstellungen ausschalten, aber sie ist nach ihm nur der empfangende teil, indem sie blofs

das durch Eyke festgelegte sächsische deutsch hoffähig gemacht haben soll. auf die frage, woher die sechsischen innungen des 13 jh.s *ei*, *au*, *eu* aufgenommen haben sollen, weifs Gutjahr natürlich eine antwort : die diphthonge sind aus dem niederfränkischen gekommen. und Eyke scheint ihm auch hier die mittelsperson. aber die sprachlich-culturelle bedeutung Eykes bedarf einer künstlichen erhebung zum schöpfer einer neuen schriftsprache nicht, und Gutjahrs widerholte berufung auf Luther als zeugen für die herleitung des schriftdeutschen aus der 'sächsischen kanzlei' ist unkritisch. ebenso unkritisch wie die erklärung der Prager kanzlei zur blofsen aufnahmestation für die hallisch-sächsische schriftsprache. Gutjahrs benützung der quellenschriften und seine citate früherer forschung sind oberflächlich und nicht immer selbstzweck. (so erfährt man Prodromos s. 3 gelegentlich einer berufung auf Pauls Principien, dass das schlussheft von Gutjahrs Beiträgen zur lateinischen grammatik im sommer 1905 in Leipzig bei Alwin Schmidt erscheint). dabei aber wird das endziel seiner arbeiten, das hallische sächsisch als die grundlage der nhd. schriftsprache und Eykes rechtsbuch als das erste glied derselben darzustellen, mit zähigkeit verfochten und mit vieler mühe aus den aufzeichnungen zu erweisen gesucht und zur unterstützung der schwächlichen gründe die fiction mit beharrlichkeit widerholt.

Dasselbe bild bietet das vorliegende buch, das im wesentlichen auf den im Prodromos aufgestellten und nun als erwiesen betrachteten hypothesen beruht. die auf den eingehenden untersuchungen der schriftlichen überlieferung des 12—14 jh.s begründete tatsache, dass die nhd. diphthonge aus dem bairisch-österreichischen hergeleitet werden müssen, wird mit der bemerkung abgetan, dass diese diphthonge nach Baiern-Österreich erst zugewandert sind uzw. — aus Niederfranken. aus der mischung von ndd. und ostmd. elementen in Halle (und Magdeburg) soll eine schriftsprache erwachsen sein, die von Böhmens kanzlei im 14 jh. aufgenommen und ausgebildet wurde. über diesen wichtigen umstand lässt sich allerdings der vf. nicht weiter aus, die begründung soll wol folgender satz s. 8 anm. geben : 'Litterarisch taucht die amtliche sächsische rechtssprache . . ., nachdem ca. 1235 der Sachsenspiegel von Halle ausgegangen war, wol in Böhmen zuerst auf, wo sie Ulrich vEschenbach in seinem gedichte 'Wilhelm von Wenden' (a. 1287—97) verwante. UvEschenbach war sicherlich selbst patricischer abkunft und stammte aus einer (vielleicht aus Baiern) nach Böhmen zugewanderten familie. für die herkunft der familie aus Oberdeutschland spricht der name und an idiomen *nit*, *starchen*; dagegen sind auch niederrheinisch-coloniale idiome wie *bit* (= *mit*), *van*, dann *oi* für *ou*, selbst *ai* für *ou* nachweisbar. echt sechsisch ist *freyden*, *freide*, *fröude*; sechsisch-böhmisch ist *cz* (für *z*) in *czu*, colonial ist

auch *s* (für *z*) in *das, bas, weis* uam. und *au* (für *ou*) in *auch, frawen*; entgleisung ist *bitz*'. ich muste den satz herschreiben, wenn er auch von einer so unheimlichen verwirrung und unkenntnis sprachlicher erscheinungen zeugnis gibt, dass man nach solchen proben das buch ruhig zuschlagen möchte. jedes weitere wort der aufklärung ist papierverschwendung. aber da der vf. hier wie im Prodromos mit solcher sicherheit auftritt und alle bisherige forschung von Müllenhoff bis Burdach, Kraus, Roethe ua. so nebenbei abtut, mag zur näheren beleuchtung noch eine kleine probe dieser über zeit und raum schwebenden hypothesen vorgeführt werden. auf der eben genannten s. 8 list man: 'nachdem der innungspatricisch gesinnte Johann vFrankenstein in Schlesien, der seinen 'Kreuziger' zu Wien 1300 dichtete, sogar dem neueren *ei* schon eingang gewährt hatte, folgt die deutsche ordenschronik des mehr schöffendeutschen Nicolaus vJeroschin, die in den jahren 1335—41 abgefasst sein wird. Nicolaus vJeroschin, offenbar ein nobilis vir, aber laicus, homo novus, ein neufreier bürgerlicher herr, der das urbane deutsch, das ordensdeutsch als dictator noch nicht ganz beherschte, gehörte wol ebenso wie UvEschenbach und JvFrankenstein nicht von geburt, aber später durch rang dem sächsischen, schon *nâch hofelîchin sitten* lebenden und sprechenden patriciate Ostpreufsens uz. einer vom Niederrhein (aus Mittelfranken) zugewanderten familie an; wenigstens finden sich nicht selten niederrheinisch-mittelfränkische idiome in seiner sprache' usw.

Stellen wir uns auf den standpunct des vf.s, dass die sächsische schriftsprache nach Böhmen eingewandert sei, so verstehn wir noch immer nicht, wie im 14 jh. Böhmen der ausgangspunct der schriftsprache wurde. was Burdach bisher schon an gründen für diese merkwürdige neue cultur und sprache in Böhmen unter Karl IV beigebracht hat, scheint an Gutjahrs Studien zur entstehung der nhd. schriftsprache ohne würkung vorbeigegangen zu sein, und wo er auf diesen process zu reden kommt, geht er in die irre. Johann vNeumarkt soll in Böhmen die sächsische innungsdeutsche patriciermundart Böhmens, die mit der patricischen mda. seiner schlesischen heimat identisch und also seine muttersprache(!) war, zur diplomatensprache des deutschen reiches erhoben haben (s. 13). das ist eine völlige verkennung der tatsachen, der vorgeschichte jener deutschen kanzleisprache und der sprachlichen und politischen factoren bei der geburt dieser compromiss-sprache und kunstsprache, die aber ihrer realen vorbedingungen keineswegs entbehrte. dass diese compromiss-sprache in Böhmen empirisch schritt für schritt verfolgt werden kann und für einzelne denkmäler schon verfolgt ist, weifs Gutjahr gar nicht, er steuert sein schifflein mit sicherem mut über alle sprachgeschichtlichen klippen hinweg.

Doch wollen wir von dieser gänzlich verfehlten grundlage

der untersuchung absehen und kurz anführen, welche forschung der vf. an die deutschen urkunden Karls IV anknüpft. indem er die eigentlichen kanzleiurkunden, die alle in der kanzlei selbst aufgestellten merkmale und bedingungen äufserer und innerer form aufweisen, von den partei- nnd kanzleiredigierten urkunden scheidet, befasst er sich vornehmlich mit jenen ersten. aus der zahl von 1400 deutschen urkunden der kanzlei Karls, die dem vf. bekannt geworden sind, bezeichnet er 55 (davon 24 in Böhmen ausgestellte) als voll kanzleigemäfs. leider muss schon hier gesagt werden, dass G. sich um die eigentlich böhmischen urkunden soviel wie nicht gekümmert und, wie schon aus seinem quellenverzeichnis hervorgeht, von den vielen hundert deutschen urkunden, die in Böhmen selbst zum abdruck gekommen sind oder noch ungedruckt der veröffentlichung harren, nur sehr wenige — man möchte fast sagen geflissentlich — herangezogen hat. von den 1400 urkunden der königl. und kaiserl. kanzlei Karls, die G. vermerkt, sind aus böhmischen orten aufserhalb Prags nur 55, davon kommen auf Karlstein als den gewöhnlichen sitz Karls aufserhalb Prag 9, so dass G. zb. von Eger nur 7, von Budweis 4, von Leitmeritz 2, von Kaaden 1 urkunde zur kenntnis gekommen sind, während Karl, 'der vater Böhmens', wie man aus den gedruckten urkundenbüchern ersehen kann, für und in diesen und andern städten eine erstaunliche anzahl urkunden ausgestellt hat. — dass es zb. für Aufsig, Budweis, Saaz ua. eigene urkundenbücher gibt, scheint der vf. nicht zu wissen; dazu kämen noch die zahlreichen klosterurkunden, für die wir auch wie bei Goldenkron, Hohenfurt gedruckte urkundenbücher haben. — das nur nebenbei als beleg für die souveräne art, mit der G. an dem quellenmaterial vorbeigeht. man sollte meinen, die kanzlei Karls IV müste man am besten an den in Böhmen entstandenen und vorhandenen urkunden studieren können. die folge ist natürlich, dass eine etwaige darstellung der böhmischen kanzleisprache durch den vf., wie sie trotz G. auch weiterhin die grundlage jeder forschung zur nhd. schriftsprache bilden muss, höchst mangelhaft bleiben dürfte. wenn man auch aus den behandelten und im anhang abgedruckten 55 diplomen und patenten den charakter der kanzleisprache ersehen kann, so ist damit für die organische grundlage und entwicklung der kanzleisprache Karls, also für historische forschung nicht viel geschehen. und doch wird jeder leser nach dem doppeltitel des buches gerade das erwarten. aber auch davon abgesehen, wäre eine gröfsere zahl von urkundenabdrücken wünschenswert. — das buch enthält nun aufser der unglücklichen einleitung und einer ähnlichen betrachtung s. 392 ff erst eine aufzählung der deutschen urkunden Karls s. 47—104, dann eine umfängliche und bis in einzelheiten gehnde darlegung der äufseren einrichtung der kanzlei s. 105—187, der beamten 188

bis 258, der verschiedenen arten der urkunden 259—282, des formulars 283—392.

Unleugbar sind diese abhandlungen von wert, umsomehr als alles tatsächliche mit fleifs zusammengetragen ist und die verschwenderische art des abdrucks die benützung sehr erleichtert. die capp. bringen für viele eine erwünschte übersichtliche und im grofsen ganzen auch zuverlässige materialsammlung. aber Lindners buch Zum urkundenwesen Karls IV und seiner nachfolger, Stuttgart 1882, und Burdachs Vom mittelalter zur reformation haben eine gute vorarbeit geboten. Burdachs grundlegende studien zur frage der böhmischen kanzlei zieht G. allerdings nur spärlich heran, und wo es geschieht, ohne das richtige verständnis. der vorwurf Zeumers gegen Burdach im Neuen archiv f. ältere deutsche geschichtskunde 32, 557, dass G. irrtümer Burdachs herübergenommen, ist kaum berechtigt, da Burdachs darstellung in seiner buchausgabe Vom ma. zur reformation, besonders nachträge s. 134, wesentlich anders lautet. im besonderen wird eben auch G.s arbeit im diplomatischen teil des buches einer fachmännischen nachprüfung bedürfen. so hab ich bedenken zu s. 263 f, s. 266 f. im ganzen werke ist ja des vf.s eifer und gute gesinnung nicht zu verkennen, das problem selbst hat er aber nicht gefördert, ja durch eigenwillig aufgestellte und hartnäckig widerholte hypothesen, in denen die namen Halle, Eyke, sechsische innungs- und patriciersprache immer widerkehren, verwirrt. dem was der vf. zb. s. 392 über die bedeutung der kanzleisprache sagt, kann man im ganzen zustimmen; wenn er aber gleich darauf meint, 'diese kanzleisprache ermöglicht den anschluss an die entwicklung der voraufgehenden zeit und gestattet ausblick wie rückblick auf den charakter der sprache der sächsischen kanzlei vom 12 bis zum 16 jh.' und weiter unten: 'schon Eyke redet und schreibt diese sprache der später sogenannten sächsischen cantzelei', so ist eine solche verkettung ganz verschiedenartiger erscheinungen unwissenschaftlich zu nennen. und dieser vorwurf dürfte dem buche G.s von der kritik kaum erspart bleiben.

Leitmeritz, october 1907. ALOIS BERNT.

Die geschichte des pfarrers vom Kalenberg. hrsg. von VIKTOR DOLLMAYR. [= Neudrucke deutscher litteraturwerke des XVI und XVII jh.s, nr 212—214.] Halle aS., Niemeyer, 1906. LXXXII und 104 ss. 8°. — 1,80 m.

Im 14 jh. sind vor den toren Wiens eine reihe bauernschwänke entstanden, deren held, der 'pfaff vom Kalenberg' zunächst gewis eine historische persönlichkeit, bald zur typischen, namenlosen figur entwickelt ward und eine fülle verwanter schwankmotive um sich sammelte. namentlich ward eine gruppe von hofnarrenstreichen, die sich am hofe herzog Ottos des Fröhlichen zugetragen hatten, wol noch in den letzten jahrzehnten

des 14 jh.s mit der ersten gruppe vereinigt, jüngere stoffe verschiedener herkunft, eulenspiegeleien, ein rätselstreit zwischen zwei pfarrern wuchsen an. doch erst als die schwanksammlung unter fleifsigem weitererzählen um die mitte des 15 jh.s zu einem gewissen abschluss gekommen war, als sich ihre verschiedenartigen bestandteile durch eine lange, mündliche tradition ineinander geschoben und gut verzahnt hatten, ward sie litterarisch. ein sonst unbekannter bürgerlicher dichter Wiens brachte sie in vierhebige reimpaare, gut und schlicht, sicherlich ohne stofflich eigenes hinzuzutun, oft mit mangelhafter anknüpfung, gelegentlich kurz bis zur unverständlichkeit und verwischung der pointen. er konnte sich das gestatten, denn er reimte für ein publicum, dem sein stoff zum voraus geläufig war. am ende seines gedichts nennt er seinen namen: *Villip Franckfúrter.* die klage mit der er beginnt: *Mein zunge die ist mir zu schwer* will nicht berechtigt erscheinen, mindestens hat das buch wesentlich in Frankfurters fassung, mit den 37 holzschnitten geziert, die er ihm mitgeben liefs, fortan das feld beherscht und dem stoffe für alle zeiten genügt. bis 1620 ist sein Kalenberg auf hd. boden in mindestens 20 ausgaben verbreitet gewesen, von denen 11 ganz oder teilweis erhalten, die übrigen von den zeitgenossen zerlesen oder erst neuerdings verschollen sind. auch die nd. und mit ihr die nl. und englische recension der schwanksammlung geht nach einer these Köppens, die Dollmayr näher begründet hat, auf eine dieser ausgaben zurück. freilich der hd. druck von etwa 1500, von dem diese recension abzweigt (*C), kann nur erschlossen werden. von ihm stammen zugleich alle bekannten hd. drucke des 16 jh.s und mittelbar alle spätere überlieferung. auch die vorlage dieser erschlossenen vulgata ist verloren, dagegen ist in Darmstadt ein Heidelberger druck von 1490 (A) erhalten, der unmittelbar aus ihr geflossen ist. daneben befindet sich in Hamburg ein vielleicht noch etwas älterer Nürnberger druck (B), der mit der vorlage von A aus derselben Nürnberger quelle stammt. endlich ist in einem bucheinband der hof- und staatsbibliothek zu München das bruchstück eines Augsburger drucks von etwa 1472 (a) zum vorschein gekommen, das widerum mit der vorlage von B aus dem urdruck von Frankfurters gedicht abgedruckt sein kann. die älteste überlieferung des gedichts lässt sich nach Dollmayrs überzeugender beweisführung in folgendem stammbaum darstellen:

O

a *ABC

B *AC

A *CN :.

Danach ist bei der kritischen herstellung von O von den ca. 300 versen auszugehen, für die das bruchstück a erhalten ist: hier wird, was den drei texten a AB gemeinsam ist, für O zu beanspruchen sein, ebenso was a mit A oder mit B allein jeweils gegen den anderen vollständigen druck gemein hat. dagegen haben AB, wo sie gemeinsam von a abgehn, zusammen nur eine stimme gegen das principiell gleichwertige a. aus den kritischen erfahrungen an diesen 300 versen ist ein urteil über die güte der drei drucke abzuleiten, und daraus sind die grundsätze für die herstellung der 1900 verse zu gewinnen, für die a ausfällt. Dollmayr hat die wichtigkeit des bruchstücks a für die textkritik s. XXIII anerkannt, ohne doch daraus die notwendigen folgerungen zu ziehen, so dass sich in v. 1733—2031 bei anwendung der eben aus seinem eigenen stammbaum abgeleiteten grundsätze nicht weniger als 91 abweichungen von seinem texte ergeben.

Dass alle drei drucke irren, ist mit gewisheit nur zweimal anzunehmen, v. 1744 und 1824, wo Dollmayrs lesungen: *Ich enweifs, ob ich im recht thue* und: *Vnd gieng so schnel vnd also drat* gute und notwendige conjecturen sind gegenüber dem überlieferten *Ich weifs ob* a AB, *schnell also trat* a AB: beidemal hat eine veraltende ausdrucksweise schon O ins wanken gebracht, das damit von der ursprünglichen fassung des gedichts doch auch schon einen schritt absteht. zehn weitere fälle bessert Dollmayr dem metrum zu liebe. dass *C dabei viermal schon die gleichen pfade wandelt, hat jedesmal nur den wert einer alten conjectur und beweist nicht mehr, als dass *C mit Dollmayr das bestreben teilte, glättere verse herzustellen, als sie O bot. wir werden uns bescheiden müssen, aus der übereinstimmung von aAC zu lernen, dass Frankfurters metrisches schema von regelmäfsigem wechsel von hebung und senkung weit entfernt war; die überlieferung zwingt uns, zweisilbigen auftact v. 1910, synkope der 2 senkung 1872f, der 3 senkung 1816. 37, zweisilbigkeit der 2 senkung 1832. 65. 2012, der 3 senkung 1809, der 2 und 3 1985 als ursprünglich anzuerkennen.

Es schliefsen sich 33 fälle an, in denen B allein gegen a A steht. Dollmayr gibt hier fünfzehnmal B gegen a A recht, achtzehnmal umgekehrt. das zweite ist das kritisch gegebene, das erste (als leichte conjectur von B etwa annehmbar v. 1823) nirgends geboten. über Dollmayr hinaus müssen wir annehmen: auftactlos v. 1810, synkope der 2 senkung 1755, der 3 senkung 1823. 51. 54. 59. 69. 1982f. 2011. 20, zweisilbigkeit der 1 senkung 1853. 1933, der 2 senkung 1957, vor allem aber ist v. 2000 *doch* mit a A gegen *do* B zu lesen. widerum erweist sich die metrik von O als nicht so glatt wie B möchte, zwiefach ist dieses fortan verdächtig: es will regelmäfsigen wechsel von hebung und senkung herstellen und unbetonte *e* zufügen.

A steht 64mal gegen a B. Dollmayr hat fünfmal die la. von A in den text gesetzt, weil *C mit A geht, zehnmal trotz zusammengehens von A*C den beiden andern (a B) recht gegeben. das zweite verfahren ist das kritisch gegebene, die fälle der ersten art (1836. 55. 88. 1960. 94) haben den wert alter conjecturen von A*C, die ausnahmslos richtig sein werden, übrigens alle von leichtester art sind. 49mal steht A mit einem fehler allein, es zeigt sich in den an a controlierbaren 300 versen viel ungetreuer und in seinen fehlerquellen viel unberechenbarer als B. die gröfsere treue von B hat zuerst wol Köppen im Nd. jb. 20, 98 bemerkt, Dollmayr hat sie zum kritischen grundsatz erhoben, so dass sein text hierin nirgends zu beanstanden ist.

Dass alle drei drucke a AB auseinandergehn, begegnet in den 300 versen zehnmal. bei Dollmayr bekommt B achtmal, A zweimal recht, a nie, obwol es die hälfte der gesamten überlieferung, uzw. die ältere, vertritt. notwendig verderbt ist a nur mit v. 1871 *all in*, 1961 *bleib*, 1922 *schamen;* glättere verse gewinnt man mit a 1961 *heimmen bleibt*, 2000 *doch sein nit*. dagegen hat es nach dem vorangegangenen kein bedenken, mit a dem urdruck zu vindicieren : synkope der 1 senkung 1902, der 2 1941, der 3 1927 und 2002, zweisilbigkeit der 2 senkung 1908. in diesen sieben fällen gehörte die la. a in den kritischen text.

Bei gemeinsamem abweichen der drucke AB von a hat schon Dollmayr neunmal a recht gegeben, alle neun fälle sind evident (1757. 60. 93. 96. 99. 1822. 56. 1925. 98). viel zu oft bekommt dagegen die jüngere hälfte der überlieferung recht : nicht zu retten sind für a nur 1792. 1926. 36. 38. 49. 63. 84, aufserdem ist kaum ein grund, von a abzugehn. man erhält dann auftactlosen vers 1789. 93. 1804f. 1900. 20. 2008, zweisilbigen auftact 1904, synkope der 1 senkung 1739. 1858. 1924. 69, der 2 1750. 63. 71. 1805. 40. 47. 1904. 74, der 3 1760f. 65. 85. 1829. 1919. 28. 68. 73. 92. 2004, zweisilbigkeit der 1 senkung 1747. 1844. 53, der 2 1742. 1976, der 3 1916. 2010, lauter erscheinungen, die Dollmayr selbst an andern stellen dem urtext zuspricht, die aber *ABC mit ziemlich primitiven mitteln einzuschränken sucht. das beliebteste mittel ist dabei die anwendung von *do*, mit dessen hilfe AB das metrum glätten 1765. 1908. 2008, dazu ändern sie *so* in *do* 1800. 27, noch schlechter ist *do* 1810. 2000 bezeugt und damit fallen auch die beiden *do* 1870 und 1890 als zutat von AB. somit fällt die entscheidung 58mal für, 10mal gegen a. nach demselben verhältnis sind dann auch noch die bleibenden 14 fälle aufzuteilen, bei denen weder sinn noch metrik eine sichere entscheidung erlaubt : AB werden recht behalten 2013 (vgl. 1217) und 1770 (*Sie* in a aus der folgenden zeile vorweggenommen), dagegen geben wir gegen Dollmayr a recht mit 1747 *für ein*. 1771 *wol*. 80. 86. 1928 *So*. 47. 60. 64. 69 *Darumb*. 2026. 28 und bildüberschrift 35.

So ist für v. 1733—2031 eine kritische herstellung von O sehr wol möglich, aber das verfahren ist so wesentlich auf a gestützt, dass die hoffnung aufgegeben werden muss, es auf die teile des gedichts auszudehnen, für die a ausfällt. was Dollmayr als ersatz bieten kann, ein mit hilfe der jüngeren drucke vorsichtig modificierter abdruck von B ist, soweit es über Bobertags ausgabe in Kürschners Nationalliteratur bd 11 hinausführt, nicht das alte gedicht von 1450, es klingt vers für vers so gänzlich anders, als jenes kritisch gesicherte stück mit der altertümlichen, ungebändigten metrik der übergangszeit, dass wir uns der einsicht nicht verschliefsen können : Frankfurters Kalenberger ist für uns verloren, bis etwa einmal neue funde der mislichen überlieferung aufhelfen. doch dazu ist nach Schorbachs sorgsamer umfrage nicht viel hoffnung vorhanden. das ist eine resignation, zu der EdwSchröder schon im Nd. jb. 13, 129 gelangt war. die fleifsigen und in ihrem kreis erschöpfenden untersuchungen über metrik, sprache und stil des gedichts, die Dollmayr in seiner einleitung vereinigt hat, verlieren darum nichts an ihrem wert, dass sie nicht der verlorenen urform, sondern der ältesten erreichbaren fassung des Kalenbergers gelten; vollends an den capiteln über das verhältnis der drucke zueinander und über die composition der schwanksammlung würde nichts zu ändern sein, auch wenn uns die urform erhalten wäre.

Besonders sei auf den lexikalischen reichtum, der in den laa. steckt, hingewiesen; auf s. xf. XIII f. XVI. XVIII. XXI gibt Dollmayr zusammenstellungen daraus. keine nachfolge dürfte verdienen, dass in den laa. die siglen voraus, der wortlaut nachgestellt wird, also v. 2 'C *mir vast not*' statt '*mir vast not* C': erstens ist das verfahren bei auslassungen nicht ohne umständlichkeit durchführbar und von Dollmayr selbst nicht innegehalten: 'v. 138 fehlt in A', dann aber muss man auf das praktische zeichen] verzichten, das die folge lesart des textes] variante, siglen voraussetzt. und warum verschmäht Dollmayr in den laa. die siglen *C und *D, die er im stammbaum doch selbst eingeführt hat?

Freiburg im Br., im august 1907. ALFRED GÖTZE.

Die sage vom ewigen juden in der neuern deutschen litteratur. von dr JOHANN PROST. Leipzig, Georg Wigand, 1905. VIII und 167 ss. 8°. — 3 m.

Nach Neubaurs gründlichen untersuchungen über die sage vom ewigen juden lag der gedanke in der luft, die zahlreichen neueren ausgestaltungen des alten stoffes zusammenhängender und vollständiger, als es bisher in einigen kleinen broschüren geschehen war, zu behandeln. und so treten denn bezeichnenderweise drei autoren: zwei junge litterarhistoriker, Prost und

Soergel, und ein journalist, Theodor Kappstein, ungefähr gleichzeitig mit einer studie über Ahasverdichtungen hervor. nur mit Prosts werk, das sich abweichend von den beiden andern auf die neuere deutsche litteratur beschränkt, hab ich mich hier zu beschäftigen.

Prost führt in seiner bibliographie 69 Ahasverdichtungen auf, während seine vorgänger nie über 30 besprochen haben. Soergel bietet allerdings, wenn man von den fremdsprachlichen werken und den volksliedern absieht, etwa das doppelte wie Prost, so dass Prosts buch gleich bei seinem erscheinen nach der seite der vollständigkeit überholt worden ist. nur 4 nummern der Prostschen bibliographie: nr 27 (Duller), nr 35 (Nestroy), nr 59 (Schaching) und nr 63 (Landsteiner) finden sich bei Soergel nicht. ThvHaupts 'Ahasverus, der nie ruhende' muss als freie bearbeitung eines französischen melodrams bei Prost gestrichen werden.

Nun braucht ja gewis auch eine bibliographisch stark lückenhafte arbeit litterarhistorisch nicht wertlos zu sein. leider sind jedoch noch mehrere, und zwar schwerwiegende einwände gegen das buch zu erheben. dass die gruppierung des stoffes die denkbar unglücklichste ist, zeigt ein blick auf die inhaltsangabe : 1. Einleitung, 2. Goethe, 3. Schubart, 4. Haller, Schlegel, Schreiber, Arnim usw. usw., 9. Im zeichen Eugen Sues . . . 14. Varii (so könnte man die meisten capitel überschreiben) . . . 16. Tendenzpoesie, interessante versuche. nach dem muster Helbigs, Novers und Eschelbachs reiht Prost die einzelnen dichtungen einfach chronologisch aneinander, und irgend eine bedeutungslose übergangswendung stellt den zusammenhang her. natürlich weist Prost gelegentlich auf verbindungslinien hin. so betont er zb. die litterarischen abhängigkeiten und ist erfreut, wenn er einmal ein capitel — das capitel 5 — auf diesen gesichtspunct aufbauen kann. aber auf quellenuntersuchungen und auf feststellung neuer züge lässt sich eine untersuchung moderner Ahasverbearbeitungen nicht gründen. die methode, die bei einer sich bildenden sage am platze ist, ist undurchführbar, wenn dargestellt werden soll, wie die verschiedenartigsten und verschiedenwertigsten modernen dichter sich eines fertigen stoffes bemächtigen. von einer nur einigermaſsen logischen summierung der motive, von der herausarbeitung eines bestimmten modernen sagentypus ist dabei keine rede, am allerwenigsten, wenn ein sagenstoff so viele experimente aushält, wie die Ahasversage. was ist nicht alles in dichtungen vom ewigen juden hineingepackt worden, die wirrsten abenteuer des schauerromans wie die abstractesten philosophischen ideen. der gedanke, einen stetigen inneren fortschritt der bearbeitungen aufzuzeigen, den Helbig vergeblich durchzuführen versucht hat, ist weiter nichts als eine haltlose construction. RHamerlings Ahasver in Rom als philosophisch

tiefste dichtung, als höhepunct der ganzen reihe zu bezeichnen, das war schon 1874 ein misgriff und geht heute ganz und gar nicht mehr an. so bleibt denn kein weg übrig, das chaos zu ordnen, als der geistesgeschichtliche. und nicht bloſs in einzelnen andeutungen hätte Prost auf zeitgeschichtliche und individuelle bedingtheit der einzelnen Ahasverdichtungen hinweisen, sondern er hätte diesen gesichtspunct zum beherschenden machen sollen. hilflos und unselbständig wie in der gesamtanlage ist Prosts arbeit auch in den einzelheiten. im wortlaut ist sie sclavisch von den vorgängern und von specialarbeiten abhängig. allerdings sündigt hier Prost nicht allein. wer sich die mühe nimmt, Helbig, Nover, Eschelbach und Prost hintereinander zu lesen, der wird mit erstaunen eine ganze reihe von übergangswendungen, inhaltsangaben, selbst urteilen immer wider lesen. man sehe sich nur einmal an, was die vier über LKöhler oder Theodor Oelkers bieten, es könnte den anschein erwecken, als ob Helbigs nachfolger die dichtungen überhaupt nie durchgelesen hätten. besonders compromittierend ist Prosts schlusscapitel, das nahezu vollständig aus Helbig, Eschelbach, Gervinus und Wilhelm von Scholz zusammengeschrieben ist.

Die fehler der arbeit werden durch das eigene nicht aufgewogen. die breiten inhaltsangaben und detaillierten quellennachweise, die Prost bei seinen lieblingswerken gibt, sind überdies meist trocken und oft mehr lästig als förderlich. auch an stil und urteil lieſse sich viel ausstellen. indes scheint es mir zu genügen, die allgemeinen grundlinien zur bewertung des Prostschen buches zu ziehen, die einzelkritik, die selbst zur wissenschaftlichen förderung des wichtigen stoffgeschichtlichen problems beitragen will, knüpft besser an die studie Soergels: Ahasverdichtungen seit Goethe an.

Leipzig, 22 september 1906. FRIEDRICH SCHULZE.

Ahasver-dichtungen seit Goethe. von ALBERT SOERGEL. [= Probefahrten. erstlingsarbeiten aus dem deutschen seminar in Leipzig. hrsg. von Albert Köster. sechster band.] Leipzig, RVoigtländer, 1905. VIII und 172 ss. 8°. — 4,80 m.

Seit einer reihe von jahren ist eine immer noch steigende zahl von doctor-dissertationen stoffgeschichtlichen untersuchungen gewidmet. wenn man diese arbeiten genauer betrachtet, so beobachtet man bei fast allen eine bedenkliche erscheinung. ein stoff wird mit unheimlicher belesenheit durch die jahrhunderte, durch die nationallitteraturen verfolgt, und das endresultat ist — null. dies wäre nicht der fall, stünde es besser um jene belesenheit. nicht aus der kenntnis der litteratur ist die stoffgeschichte hervorgegangen, sondern aus dem vorsatz, die geschichte des stoffes zu schreiben, eine durch blättern gewonnene kenntnis

seiner bearbeitungen, aber eben auch nur diese. daher die unfähigkeit, die verschiedenen formungen des stoffes miteinander und mit der gleichzeitigen cultur und litteratur in einen andern als chronologischen zusammenhang zu bringen, daher auch die eintönige gestalt dieser arbeiten, in denen analyse sich an analyse reiht.

Die vortreffliche untersuchung Soergels macht eine umso bemerkenswertere ausnahme, als hier ein anfänger einen oft poetisierten, aber stets widerborstigen stoff gewählt hat, dessen wissenschaftliche bearbeitung fast ebenso häufig und ebenso erfolglos unternommen worden ist wie die dichterische. gerade in jüngster zeit hat das neuerwachte interesse an religiösen problemen und stoffen eine ganze reihe litterarhistorischer behandlungen der Ahasversagen und -dichtungen hervorgerufen, von denen die schriften von Prost und Kappstein jene traditionelle form des catalogue raisonné aufweisen, während EdKönig in seinem einseitigen, aber geistreichen büchlein von einem erklärungsversuche der sage ausgehend nur einen kleinen teil der poetischen bearbeitungen in seine betrachtung zieht. S. hat mit grofser sorgfalt eine reiche bibliographie der Ahasver-dichtungen zusammengestellt, dann aber vor allem den versuch gemacht, gruppen und entwicklungen in der bunten, starren masse zu finden, die ästhetische, cultur- und litterarhistorische bedeutung nicht nur der einzelnen dichtungen, sondern des ganzen stoffes festzustellen. denn er weifs es, dass stoffgeschichtliche untersuchungen nur dann wissenschaftlichen wert besitzen, wenn sie entweder die litterarisch-künstlerische erkenntnis fördern, indem sie die veränderung des stoffes durch kunstformen und -epochen, stilformen und -principien verfolgen, oder culturhistorischen interessen dienend zeigen, wie zeittendenzen in den stoff eindringen und ihn umformen (s. 1 f). er erkennt ohne die voreingenommenheit des anfängers für sein thema, dass bei der behandlung dieses stoffes mehr als der ästhetiker der culturhistoriker auf seine kosten komme (s. 3), dass bei dem seltsamen contraste zwischen der weite des historischen rahmens und der armut des überlieferten stoffes sich die forderung künstlerischen gestaltens mit dem zwange der umwandlung des stoffes im sinne der zeit verknüpfte (s. 4). so ergibt es sich von selbst, dass die gliederung des buches nicht nach formellen gesichtspuncten, sondern mit rücksicht auf die entwicklung des ideengehaltes der alten sage vorgenommen werden muste.

Sehr geschickt wird — freilich ohne dass hier wesentlich neues geboten würde — die entstehung der sagengestalt dargestellt, von dem 'wartenden gerechten' Johannes und dem 'wartenden sünder' Malchus über Cartaphilus und Buttadeo bis zum Ahasverus der volksbuches. drei momente treten hier für weiterentwicklung bedeutsam hervor : der verfasser gibt die geschichte

eines fluches; er gibt ein bild von Ahasver; er verleiht ihm eine büfsende seele, ein frommes, mitleidiges herz, stille sehnsucht aus dem leben nach der ruhe des todes (s. 13 f). die volksphantasie bildet diese züge weiter aus. Ahasver nimmt züge an aus der sage vom wilden jäger und von Wodan, man traut ihm kenntnis der zukunft zu, sein erscheinen weissagt unglück, er gewinnt einfluss auf die geschicke der menschen. man benützt sein leben als passenden rahmen für stofflich interessante mitteilungen. das französische volksbuch macht das leben des ewigen juden zu einem stück religionsgeschichte und fügt abenteuerliche reiseberichte an. zum schluss erzählt es, wie Ahasver sich den tod ertrotzen wollte, aber ihn in Jerusalem nicht finden konnte, nicht in der schlacht, nicht auf dem meere (s. 16 f). — Soergel verfolgt die entwicklung des ewigen juden in der volkspoesie, die aus dem träger des fluches, aus dem erzähler wunderbarer erlebnisse erst eine persönlichkeit bildete, der nun in Frankreich leidenschaftliche complaintes in den mund gelegt werden (s. 18 ff), in demselben 18 jh., dessen gelehrte dichter die unverstandene gestalt nur für possen und verkleidungsstücke zu verwenden wissen (s. 21 ff). Goethe und Schubart ergreifen den stoff mit grofsen poetischen intentionen, beide lassen ihn bald liegen. sehr hübsch zeigt Soergel, welche züge der sage die behandlung erschwerten, wie die beiden dichter die schwierigkeit zu überwinden suchten: die sage gibt nur den anfang einer düstern geschichte, sie hat keinen abschluss, sie verlegt ihr ende hinter alle zeit; sie ist in der einzig ausgeführten scene, der darstellung der verfluchung, voller unwahrscheinlichkeiten; sie spricht von einem ewigen, und steigerung und concentration in ein ewiges leben zu bringen ist unendlich schwer. beide dichter suchen das zweitausendjährige leben zu füllen, indem sie zunächst Ahasver als technisches mittel verwenden: Goethe will die kirchengeschichte darstellen, Schubart alle natur- und menschenrevolutionen, die der ewige jude erlebt hat. beide suchen Ahasver selbst einen inhalt zu geben: Goethe fasst ihn im späteren plan als symbol, als contrast zu Christus, Schubart sieht in ihm ein übermenschliches wesen, das dennoch den vollen stempel der menschlichkeit trägt. beide dichter suchen die sage durch eine erlösung Ahasvers abzuschliefsen. Schubart in der erhaltenen rhapsodie, dem verzweiflungsmonolog Ahasvers [dessen litterarische würkung bis zu Wagners 'Fliegendem Holländer' reicht], auf den die begnadigung zum todesschlafe bis zum jüngsten tage folgt; wie Goethe seinen Ahasver wollte enden lassen, wissen wir nicht — der wiederkehrende heiland hat den ewigen juden bei ihm verdrängt (s. 24 ff). die schwierigkeiten, mit denen Goethe und Schubart zu kämpfen hatten, blieben auch allen späteren zu überwinden, und die lösungsversuche der beiden fragmente werden im wesentlichen immer aufs neue widerholt. so hat Soergel mit der besprechung

dieser ersten Ahasver-dichtungen die schranken ausgesteckt, zwischen denen sich die fernere untersuchung mit wenigen ausnahmen bewegt.

Er teilt nun den stoff in zwei grofse hälften: von 1800 bis etwa 1870, von da bis zur gegenwart. voraus geht den beiden abteilungen je eine übersicht über die entwicklung der sage in dem betreffenden zeitraum, der ersten überdies ein abschnitt, der die 'Weltgeschichten' des 18 jh.s behandelt (die den lebenslauf Ahasvers als technisches mittel der darstellung verwenden) und vorher noch ein capitel, das eigentlich auf den abschnitt 'Weltgeschichten' folgen und den übergang zu den romantischen Ahasver-dichtungen machen sollte: 'Todespoesie' (s. 35ff). auf knapp 4 seiten wird hier eine sehr geistvolle darstellung der entwicklung des motivs der todessehnsucht gegeben, vom 17 jh. ausgehend, das den tod als gegensatz des lebens fürchtete und in scheufslichen farben malte, zu dem im allgemeinen den tod ernst oder scherzhaft abweisenden 18 jh., das aber schon die sanfte wehmut der kirchhofsgedanken kennt, in dem Lessing ausspricht 'Tot sein, hat nichts schreckliches', der junge Goethe-Prometheus die seligkeiten des sterbens schildert. nun zur todeserotik der romantiker von Novalis und ZWerner bis zu RichWagner, und endlich zu der modernen naturwissenschaftlich begründeten auffassung von dem tode als bildner neuen lebens [wie schon der vielumstrittene 'Natur'-aufsatz Goethes es ausspricht: 'Der tod ist ihr kunstgriff, viel leben zu haben'].

Die romantiker erfassen den stoff zunächst in christlichem geiste, im geiste des volksbuchs. Ahasver bringt unheil ins haus und enthüllt sich durch die äufserung seiner gewissensqualen als der ewige jude. oder er ist ein frommer, ein asket, ein warner, ein helfer (s. 43—49). Andersen, Joukoffsky, Paludan-Müller, deren dichtungen ausführlich besprochen werden, schildern seine bekehrung, seine erlösung durch den tod (s. 49—57). — während der emancipationsbestrebungen der juden wird er immer öfter als vertreter des jüdischen volkes dargestellt, wie dies ja nach der meinung einer reihe von gelehrten (s. 154), zu denen neuerlich sich EdKönig gesellt hat, der eigentliche sinn der sage ist. zunächst von den jungen jüdischen dichtern, die ihn als dichterisches symbol für ihre schmerzen und hoffnungen auffassen, dann aber auch von christlichen bearbeitern, die den jammer eines heimatlosen volkes mit grofser vergangenheit empfinden (s. 57—65). nur selten wird er der vertreter der liberalen opposition überhaupt, dann wider einmal ein lichtscheuer schleppenträger der Jesuiten (s. 65—71). aber vor allem ergreift ihn der weltschmerz als sein symbol, er wird ein zweiter hadernder pilger Harold, ein neuer trotzender Prometheus. als den 'ew'gen menschen in menschenlust und -leide', der sich dem leben mit all seinen leidenschaften in die arme wirft, fasst ihn Mosen;

als den ewig strebenden menschen, der alle schmerzen der erde treulich sammelt, Edgar Quinet in seinem verzweifelt pessimistischen mysterium (s. 71—88). und endlich dringen die socialen tendenzen der vierziger jahre in die sage ein, die Eugène Sue zu einem aufregenden schauerroman umgestaltet (s. 88—90). wie man im 18 jh. Ahasver zum träger geschichtlicher erinnerungen gemacht hatte, so stellt man ihn nun in den mittelpunct von culturgemälden einer zeit oder mehrerer epochen (ChrKuffner, Hamerling, SHeller); wider ist er nur ein bequemes hilfsmittel, um glänzende schilderungen, diesmal verbrämt mit billigem ideenflitter, zu entwerfen; aus dem symbol wird eine metaphysische allegorie. so tritt auf die hochflut der Ahasver-dichtungen in den dreifsiger und vierziger jahren die ebbe ein, zahl und poetischer wert der bearbeitungen nehmen ersichtlich ab (s. 91—100).

In den achtziger jahren wird Ahasver wider modeproblem, nachdem er eine zeitlang in commersliedern und parodistischen dichtungen ein beschränktes dasein geführt hatte (s. 101—109). auch jetzt wissen viele dichter mit ihm nichts rechtes anzufangen, die alten motive und formen leben, meist nur wenig oder gar nicht modificiert, wider auf (s. 110—115); andere aber suchen neue technische lösungen, zunächst auf dem gebiet des dramas. es gilt die stileinheit der dichtung. in welche umgebung muss man diese figur setzen, damit sie nicht störend empfunden werde? die traditionelle auffassung ist denkbar für alle zeitlich nicht bestimmten oder nicht scharf umrissenen zustände der ferne und weite in vergangenheit und zukunft. für die gegenwart wird eine neue lösung gefunden, indem man das Ahasver-schicksal von der person des ewigen juden ablöst (s. 115—119); vor allem geschieht dies in den dichtungen, welche der modernen judenfrage gewidmet sind. (s. 129—124). aber es dringen auch neue ideen in die Ahasversage ein, vor allem der grundgedanke des 19 jh.s, der entwicklungsgedanke. ein gedanke von aufpeitschender wucht, wenn er brennende zeitfragen entscheiden soll : individuum oder masse? selbsterlösung oder welterlösung? von ausgleichend beruhigender gröfse, wenn er zeitlos als ewiges weltgesetz erfasst und gefühlt wird, wenn der tod als lebensbildner erscheint, wenn Nietzsches lehre von der widerkehr des gleichen zu einer mystischen anwendung des entwicklungsgedankens vertieft wird. entweder ist Ahasver der einzige, dem die weiterentwicklung versagt ist, weil ihm der tod versagt ist (Wilbrandt), oder er wird als immer widergeborener durch die weltgeschichte begleitet (Lienhard) (s. 124—134).

In den neunziger jahren dienen einige Ahasver-gedichte ebenso der aussprache neuer socialistischer tendenzen, wie das in den vierziger jahren der fall war. Ahasver erscheint als die düstere verkörperung jahrtausende alter unterdrückung, als ein hadernder forderer irdischer gerechtigkeit, als ein neuer welt-

erlöser, der an den menschen, an der erde scheitert, der endlich selbst durch den schmerz erlöst wird (GRenner) (s. 135—141). und schliefslich scheint er dem erdenfrohen geschlecht unserer tage als ein treues kind der erde, als geniefsender und entsagender, als ewiger mensch (s. 142—144).

Die rückschau auf die entwicklung der sage in der dichtung gibt kein einheitliches bild. denn schon die stellung der dichter zu dem stoffe ist eine zwiespältige. die einen begeistern sich für den stoff als ganzes, die andern für die person Ahasvers; die einen schildern den demütigen sünder, über dem ein höherer steht, die andern verherlichen den kühnen geist, der in sich kraft und sehnen der neuen zeit verkörpert, ja ein neuer Ahasver wird geschaffen, der ein mythisches symbol für werdendes darstellen soll. und weil nur kleine ansätze zu neuem vorhanden sind, wächst der eklekticismus überall riesengrofs. Ahasver nimmt züge an von Kain und Judas, von Prometheus, von Faust und DonJuan; vor allem von diesen beiden, mit denen man ihn oft in beziehung gebracht hat. Goethes 'Faust' würkt inhaltlich und formell auf die Ahasver-dichtungen ein und stellt sie in den schatten. vor allem aber steht der ewige jude selbst im schatten des heilands. Ahasver kämpft auch in den dichtungen gegen Christus einen vergeblichen kampf. und weil das viele dichter nicht erkennen, gehn sie in die irre. Goethe hätte ihnen den weg weisen können: als er sich dem widerkehrenden heiland zuwante, war sein interesse für Ahasver dahin (s. 145—150). —

Nach dem zu anfang aufgestellten programm wird in diesem buche die stoffgeschichte ästhetischen und culturhistorischen interessen dienstbar gemacht. viel mehr diesen als jenen. dass dies im wesen des stoffes ligt, hat Soergel selbst hervorgehoben. trotzdem hätte ich gerne anders als nur gelegentlich die frage erörtert gefunden, welchen dichtungsgattungen und -formen, welchen stilprincipien die sage leichter oder schwerer zugänglich ist, wie ihre auf- und abnahme in gewissen epochen der litteratur mit formellen und stofflichen vorlieben und abneigungen des zeitalters zusammenhängt. ausführlicher hätte ich es ferner gerne behandelt gesehen, wie verwante stoffe und motive sich in die sage vom Ahasver drängen, ob nicht da und dort eine tradition aufzudecken wäre — ob etwa die späteren vergesellschaftungen mit DonJuan und Faust auf Seligmann Heller (s. 98) oder auf jene bemerkung Auerbachs über die drei stoffe des weltschmerzes (s. 77) zurückgehn. der einfluss der sagengestalt und ihrer dichterischen bearbeitungen auf ähnlich todessehnende wie den fliegenden Holländer (vgl. s. 29, 77), auf wanderndc menschenverächter wie Peter Schlemihl (vgl. s. 24) hätte beachtung verdient. oft ist die analyse der besprochenen dichtungen allzu knapp, das urteil allzu scharf. — all diese ausstellungen sollen das lob dieses überaus klar, mitunter glänzend geschriebenen buches ebenso-

wenig schmälern, wie die kleine liste von ergänzungen und berichtigungen, besonders der bibliographie, die ich hier anfüge:

s. 23 : jemand gibt sich für den ewigen juden aus (Franklin), vgl. Prost s. 26; — daneben der echte Ahasver s. 46 (Laun); zwei Ahasvere s. 85 (JGSeidl).

s. 29 : ein engel als fluchverkünder (Schubart); vgl. s. 79 (Mosen) und RichWagner.

s. 52 : Ahasver folgt Kolumbus (Andersen); vgl. s. 92 (Croly).

s. 85 : Liederbuch dreier freunde. Kiel 1843.

Zur bibliographie:

nr 46a : JohSchön, Ahasver, der ewige jude. ballade. Hormayrs archiv 1826 nr 55.

Es schreitet ein Schatten über Feld und Fluth,
Das ist Ahasverus, der ewige Jud;
Und wie er schreitet, so schauerlich,
Da spricht er und singet leise für sich:

in der alten riesigen zeit, da hatte noch manches sein aug erfreut, nun aber ist die welt verkrüppelt, sie möge vermodern:

'Vielleicht wird dein Todeshauch mich befreyn
Von solchem erbärmlichen Seyn.'
So murmelt der Schatten, der tausend Jahr' alt,
Und leise zerflie/set die Nebelgestalt.

nr 52 : die übersetzung von Kaiser in 4 bänden, 'aus dem englischen übersetzt' (Bl. f. litter. unterh. 1830 nr 71).

nr 59 : Wilhelm Jemand nach Prost = WDevrient; Langewiesche sei der verleger. vgl. Bl. f. litter. unterh. 1832. nr 129.

nr 65 : die übersetzung Ludwigsburg 1834 besprochen: Bl. f. litter. unterh. 1835 nr 106.

nr 69a : Ernst Ortlepp, Rede des ewigen juden, gehalten zum neujahr 1836, zur beherzigung für juden und christen mitgetheilt. nebst lith. porträt des ewigen juden. Leipzig, Schäfer, gr. 8. vgl. WIlges, Ernst Ortlepp s. 94f (gedicht).

nr 69b : FTh Wangenheim, Die Perle von Zion. 2 bändchen. Leipzig, Weber 1839 (roman). vgl. Bl. f. litter. unterh. 1840 nr 268 : veranlassung des romanes ist das demselben vorgedruckte gedicht 'Ahasver' von LWihl (das Soergel nicht kennt, vgl. Prost nr 36 (identisch?)) : es ist der versuch einer lösung der judenfrage vom jüdischen standpuncte aus. 'die mislichste figur im buche ist Ahasver. der vf. hat symbol und würklichkeit so ineinander gezerrt, dass er sich selber nicht herausfinden kann und der Ahasver ein wahres unding geworden ist.'

nr 75 : nach Prost (nr 16) entstanden 1826.

nr 85a : Prost nr 27 : Duller, Erzählungen. Frankfurt a/M. 1838 I 51—86. Ahasver.

nr 86 : nach Prost (nr 20) entstanden 1832.

nr 109 : proben schon Theaterzeitung 1844.

nr 110 : Christoph Kuffner.

nr 110a: Prost nr 35: JNestroy Zwei ewige juden und keiner. u. d. t. Der fliegende Holländer zu fufs, zum ersten mal aufgeführt Wien, Leopoldstädter theater, 5 august 1846. über den titel 'Zwei ewige juden und keiner' vgl. Theaterzeitung 1846 nr 292. 293.

nr 110b: Eginhard [GFrhvBuschmann], Ein neues lied vom alten Ahasver. Aurora. taschenbuch für das jahr 1848. Wien, s. 219.

Ahasver, ein verfluchter geist, muss in menschenleiber fahren und sie zu ihrem verderben beseelen. ein reines mädchen leistet dem dämon, von dem sie besessen ist, widerstand. Ahasver flieht ergrimmt in die wüste:

'Schaut, in geburtswehn hingestreckt am Niger
Ein tigerweib, und wird — zum jungen tiger.'

nr 149a: Julius Sturm, Ahasver (gedicht). Euphorion XIV 617.

nr 167: vgl. Prost nr 57.

nr 186a: Prost nr 59: OvSchaching, Der ewige jude. geschichte aus den bergen. Regensburg 1895.

nr 193a: Prost nr 63: KLandsteiner, Ein jünger Ahasvers. Regensburg 1900 (roman).

Der mangel eines registers oder wenigstens verweisender seitenzahlen in der bibliographie erschwert die gelegentliche ausnutzung des gebotenen materials.

Wien, 17 october 1907. STEFAN HOCK.

Historische romane deutscher romantiker (Untersuchungen über den einfluss Walter Scotts). von dr KARL WENGER. [= Untersuchungen zur deutschen sprach- und litteraturgeschichte. hrsg. von prof. dr OFWalzel. 7 heft.] Bern, AFranke, 1905. VII u. 122 ss. 8°. — 2,40 m.

'Walter Scott hat für Frankreich, im besonderen für die französischen romantiker, fast eine grundlegende bedeutung erlangt, für die deutschen romantiker dagegen kommt er wenig in betracht' (s. 23). verlohnt es sich dann, über diese geringe bedeutung Walter Scotts für die deutschen romantiker eine eigne untersuchung anzustellen? aber ganz so undankbar war die aufgabe des vf.s denn doch nicht: in cap. 4 und 5 seiner arbeit macht er immerhin ansätze zur würdigung eines verhältnisses WS.s zu Arnim und namentlich zu Tieck. diese beiden capitel sind zugleich die einzigen, in denen wenigstens hier und da der versuch tieferen eindringens in stoff und aufgabe gemacht wird. die drei vorhergehnden stellen leichtgearbeitete skizzen dar, die in bequemem anschluss an jeweilige hervorragende gewährsmänner mehr zusammenstellen als untersuchen. nicht grundlos ist daher die unzufriedenheit des vf.s mit sich selbst, die in der misglückten rechtfertigung seines 'schlusswortes' zu tage tritt. auch wenn man meint: 'die behandlung des

einflusses WScotts kann beliebig weit fortgeführt werden' — aber wird es nicht immer eine zeitliche grenze geben, jenseits derer ein einfluss zum mindesten nicht mehr feststellbar wird? —, ist 'eine einheitlich abgeschlossene composition zu erstreben', und gerade bei einer so einfachen fragestellung. die wahrheit ist, dass der vf. nicht streng bei seiner fragestellung geblieben ist. handelt es sich darum zu eruieren, 'welchen anteil Walter Scott an dem entstehen historischer romane deutscher romantiker genommen hat' (p. v), so ligt es nachher nicht 'in der natur der sache, dass wir gleichsam unter dem zeichen WSc.s vorgegangen sind', wodurch 'eine breitere basis bedingt' (!), aber auch 'mancher ausblick auf verwantes in der ausländischen litteratur eröffnet' worden sei (schlussw. s. 122). warum bei der einreihung der romane Fouqués, Arnims und Tiecks in die Scottsche bewegung 'der nachdruck auf diesen dichtern selbst ruhen', warum auf einmal 'ihre historischen erzählungen auf ihren anteil an den anschauungen der zeit im allgemeinen und an den verschiedenen kunstübungen im besonderen geprüft werden' sollen (p. vi), ist vollends nicht verständlich. die verschiebung des themas in der richtung auf allgemeine betrachtung der betr. romane verrät sich schon in der fassung des doppeltitels, den der vf. dem buche Maigrons 'Le roman historique à l'époque romantique. essai sur l'influence de Walter Scott' unglücklich nachgebildet hat.

Einen unfreiwilligen essai sur l'influence de Maigron könnte man das erste capitel nennen. mit recht findet W., dass zunächst 'das originelle der Waverley-novels einer eingehnden untersuchung bedürfe'. zu diesem zwecke 'stützt' er sich auf Maigron, dessen aufschlussreiche untersuchungen er sich kürzend, ändernd, vergröbernd oft auch da zu eigen macht, wo er ihn nicht ausdrücklich citiert. als beispiel diene die charakteristik der gestalten des 'Ivanhoe' auf s. 12ff., des Sachsen Cedric, der Normannen, weltlicher wie geistlicher. vgl. etwa:

Wenger s. 13.	Maigron p. 89.
So sind die weltlichen vertreter der Normannen, so sind auch die mitglieder der kirche, unter anderm Aymer, abbé de Jorvaulx, ein koketter, weltlich gesinnter, galanter priester, ferner der brutale, lasterhafte, kynische und atheistische, dabei kühne und männliche templer Brian de Bois-Guilbert, und endlich ganz anderer art und doch ähnlich Friar Tuck, der lebensfreudigste aller mönche, dem jagd und kampf über messe-	L'Eglise n'est pas moins nettement caractérisée que la noblesse : c'est le prieur Aymer, abbé de Jorvaulx, coquet, mondain et galant — — — — — — — — — — — — —; c'est le templier Brian de Bois-Guilbert, brutal, insolent, débauché, cynique et athée; c'est Friar Tuck, le plus joyeux des joyeux moines d'autrefois — — —, plus intrépide à vider une bouteille en joyeuse compagnie — — qu'à dire son of-

lesen und beichtehören gehen und der mit den 'merry outlaws' ein herz und eine seele ist. fice et chanter matines — brave et adroit comme un outlaw — etc.

Ungebührlich lange wörtliche citate aus Carlyle Critical and miscellaneous essays IV, von denen aus Maigron zu schweigen, helfen das capitel vervollständigen. das bild des romandichters Walter Scott war, bei so guter führung, nicht zu verfehlen.

Das zweite capitel schildert die aufnahme Scotts in Deutschland auf grund der recensionen in Menzels Litteraturblatt von 1817 bis 1827, zu denen äufserungen von Heine, Hauff, Grabbe und Alexis treten. während die anonymen besprechungen des litteraturblattes in lob und tadel grundsatzlos wechseln, in bezeichnendem gegensatz zu dem ein für allemal begeisterten lesepublicum, präcisiert Wolfgang Menzel zum ersten male (1827) das verdienst WScotts als des begründers des modernen historischen romans, in dem nicht mehr der ideale charakter eines einzelnen, sondern das volk, in einem bestimmten momente seiner geschichtlichen entwicklung aufgefasst, der eigentliche held sei. die poesie der 'walterscottisierenden' romane ist 'demokratisch', entsprechend der 'praktischen und politischen richtung des gegenwärtigen zeitalters'. Heine verhält sich bezeichnend skeptisch gegenüber der historischen wahrheit Scotts. Hauff wendet sich gegen die deutschen massenfabrikanten historischer romane. Grabbe schimpft über den vielschreiber und verkleinerer Napoleons. in der tiefe begriffen hat den schottischen realisten nur sein wahrer jünger Alexis, der in der tendenzfreien anschaulichkeit Scotts den 'quell der wahren poesie' im historischen roman entdeckt (Wiener jahrbücher der litteratur 1821 und 1823). von hier aus ergibt sich mit leichtigkeit die formulierung des (von vornherein klaren) gegensatzes zwischen Scott und den romantikern (cap. 2, abschn. II) : sind sie aristokratisch, philosophisch, ironisch, so ist er demokratisch, problemlos realistisch, positiv. demgemäfs setzt sich anfänglich sein publicum in erster linie aus den lesern Lafontaines, Schröders, Ifflands, Kotzebues (und aus denen der ritter- und räuberromane!) zusammen. auf diese weise gewinnen endlich die auf das historische gerichteten tendenzen des — sturmes und dranges das publicum der aufklärungslitteratur; denn es ist der 'Götz', dessen zeitschilderung sich Scott schon in seiner jugendzeit, da er ihn übersetzte, zum entscheidenden vorbild nahm. in seinen romanen erhält also Deutschland nach so vielen ungeniefsbaren endlich, aus dem auslande, die reifen früchte jener begeisterung für 'das mittelalter'. eine in den grundlinien gewis richtige auffassung, die man nur viel energischer begründet sehen möchte.

Dass der vagphantastische Fouqué, in dem sich die ältere richtung des historischen romans fortsetzt, von dem kraftvollen realismus des Schotten nichts lernen konnte, ligt auf der hand

(cap. 3). gerade ihm muste Scott besonders schaden. — die combination dieser tatsache mit den oben angeführten charakteristischen äufserungen Menzels hätte den gewiesenen ausgangspunct für die erklärung der raschen einbürgerung Scotts in Deutschland ergeben: die entschiedene wandlung des poetisch-phantastischen interesses für eine reichlich litterarisch angeschaute historie in ein realistisches, wissenschaftliches, modernes, in dem sich der erwachende politische sinn der reactionszeit in all seinem liberalen bildungseifer kundgibt.

Auch Arnim ist zu anders geartet und selbsteigen, als dass ihn, nach W., Scott hätte irgendwie tiefer beeinflussen können (cap. 4). der ausführliche vergleich beider, den W. danach auf 27 seiten wegen des 'interesses' das er biete gibt, gehört also streng-genommen nicht hierher. die novellen 'Der Pfalzgraf als Goldwäscher', 'Isabella von Ägypten', 'Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber' nehmen sich zwar wie vorbereitungen auf den historischen roman aus; aber schon hier trennt eine störende phantastik den romantiker, in dem doch so viel würklichkeitssinn war, von dem schottischen realisten. auch die eigne anschauung Englands und Schottlands, speciell der highlands, bringt Arnim Scott nicht näher: zeugnisse dafür sind die 'Ehenschmiede' und 'Owen Tudor', die ganz in der alten art gehalten sind. da auch die möglichen äufseren zusammenhänge zwischen beiden versagen, müssen weiter innere aufgesucht werden. zu diesem zwecke gibt W. eine eingehende analyse der 'Kronenwächter', deren ausführlichkeit stellenweise den ausgangspunct vergessen lässt. die mit den meinungen anderer zu reich verbrämte untersuchung ergibt schliefslich, wie nicht anders zu erwarten, die charakteristische verschiedenheit beider: 'Scott sagt uns, wie schön und kraftvoll etwas ist, Arnim, wie schön und kraftvoll es ihm erscheint' (s. 84). das steht alles schon kürzer bei Scherer, den W. nicht verfehlt zu citieren. ich halte den gegensatz für überschärft; und ob nicht eine exactere untersuchung doch berührungen in den einzelmotiven ergeben würde, bleibt fraglich.

Klarer liegen die dinge bei Tieck (cap. 5). hier lässt sich wenigstens etwas wie eine entwicklung im verhältnis zu WScott feststellen. nicht übel charakterisiert W. die anfängliche gegensätzlichkeit der beiden, die er durch gegenüberstellung des 'Aufruhrs in den Cevennen' und der 'Old Mortality' erweist, als in der verschiedenheit der naturen begründet: hier der einfache darsteller, dort der philosophierende problem- und ideendichter (also in andrer nuance nur wider dasselbe hindernis wie bei Fouqué und Arnim: die auf subjectivität geradezu aufgebaute romantische poesie und der Scottsche realismus passen eben von vornherein nicht zu einander; was jedoch berührungen im einzelnen keineswegs ausschliefst). die folgen für charakterzeichnung und sprache werden treffend hervorgehoben. kräftigere indivi-

duellere gestaltung, gröfseren realismus als im 'Aufruhr' meint W., gewis mit recht, im 'Wiederkehrenden griechischen Kaiser' und im 'Hexensabbath' anzutreffen, eine wandlung, die er in erster linie dem einflusse Scotts zuschreiben zu dürfen glaubt: hier fehlt eine genauere untersuchung. noch nötiger wäre sie bei 'Vittoria Accorombona' gewesen, dem alterswerke Tiecks, in dem W. den höhepunct Scottscher einwürkung, einen veritabeln 'historischen roman im sinne Walter Scotts' erblickt (Manzoni und die französischen romantiker, auf die W. aufserdem hinweist, sind ja selber von Scott abhängig). hier ist mit allgemeinen würdigungen nichts getan. —

So hat man überall gelegenheit den mangel tieferen, wissenschaftlichen eindringens zu bedauern. wichtige zusammenhänge nur 'anzutönen' (s. 114), sollte dem vf. nicht genügen. spuren flüchtiger arbeit zeigt das ganze buch. WAlexis' wahrscheinlich undeutliche handschrift fordert ein spätes opfer, wenn ihm die 'berühmte mühle des Garbino', in der 'die helden der vorzeit zerschroten und zermahlen werden', auf s. 46 im citat nachgedruckt wird (nach Jahrbücher der litteratur 22 band [Wien 1823] s. 12); es ist natürlich die litteraturmühle in Tiecks Zerbino gemeint. die bequemlichkeit der zusammenfassung älterer und jüngerer romantik in éinem satze sollte nicht dazu verführen, us. den brüdern Grimm (!) eine liebe zur deutschen vergangenheit 'ihres philosophischen gehaltes wegen' zuzuschreiben (s. 24). bequemlichkeit und mangel an niveau verrät die massenhaftigkeit der citate, mangel an philologischer haltung bisweilen ihre auswahl (zb. s. 115 : Wiese und Percopo 'Italienische litteraturgeschichte').

Das buch kann nur als eine der genaueren nachprüfung bedürftige vorstudie zu einer würklich ausgreifenden und einschneidenden arbeit gelten, wie sie für Frankreich Maigron geleistet hat. der einfluss Walter Scotts auf Deutschland ist zu diffus, als dass bei der beschränkung des themas auf drei romantiker viel herauskäme. isolierung in solchem falle ist methodisch verfehlt.

Göttingen. WALTHER BRECHT.

LITTERATURNOTIZEN.

Notkers mischprosa in seinem commentar zu den psalmen x—xx und c—civ incl. von K. SCHIFFMANN. (progr. d. gymn. in Urfahr, 1903). 29 ss. 8°. — der vf. hat während seiner untersuchungen mitten unter problemen gestanden, die uns immer zu schaffen machen werden, und hat sie nicht gesehen, weil er nur nach dem ausgeschaut hat, worauf Junghans in seiner Berliner dissertation über Willirams mischprosa (1893) und dann Seemüller in der rec. dieser schrift (Anz. xxi 228) hinwies : 'von Notker ist Williram jedenfalls beeinflusst . . . inwieweit in der sprachmischung, das ist noch gar nicht untersucht'. mit der vorgefassten absicht das

zu suchen gieng der vf. aus : er setzt, um hierbei ja nicht das ziel zu verfehlen, den von Junghans eingeschlagenen weg vom ende zum ursprung der mischprosa ängstlich fort und beobachtet die mischprosa nur da, wo sie Williram übernimmt. so findet S. nur das was er sucht : Williram ist in der mischprosa von Notker beeinflusst. — hätte aber der vf. den tadel Seemüllers gegen Junghans sich zu nutze gemacht, welcher bedauert, dass Junghans die mischprosa nicht zuerst bei Notker untersucht habe, hätte er da angefangen, wo die mischprosa anfängt, und ihre natürliche entwicklung vom ursprunge aus verfolgt, so hätte er vieles neue in der mischprosa gefunden und gesehen, dass Notkers mischprosa ungleich reicher ist als die Willirams, dass sie für seine zeit eine geniale erfindung, deshalb für uns 'ein historisch gar nicht leicht erklärliches' problem ist, während Williram davon soviel sclavisch imitiert als ihm verständlich geworden ist, und deshalb uns kein problem aufgibt. —

Als künstlerische principien der mischprosa findet der vf. I. verknüpfung von bild und deutung, begriff und erklärung, II. ebenfalls verknüpfung von bild und deutung, begriff und erklärung(!), III. antithese, IV. parallelismus. zwischen den formulierungen der principien I und II ist kein unterschied einzusehen: der vf. hat sie wol deshalb geschieden, weil er richtig fühlt, dass er vielerlei unter der einheit eines princips zusammenfasst, was innerlich verschieden ist. s. 4—16 sind teils beispiele für Vulgatacitate, die gehören nicht eigentlich zum problem 'mischprosa', teils sogenannter jargon. s. 26—28 folgen functionen, die der vf. für unerklärlich hält. da also der vf. mit den von Junghans übernommenen principien nicht auskommt, so hätte er nach einem weiteren und freieren systeme von principien suchen müssen. von den 14 seiten füllenden, unaufgeklärten functionen sind 13 seiten ohne weiteres durch künstlerische principien zu erklären, welche für Notker originell sind und deshalb für den vf. unauffindbar waren. der vf. sollte nur einmal die probe machen, sein enges schema auf den philosophisch pointierten stil im Boetius oder den künstlerisch pointierten stil im Marcianus Capella anzuwenden : er käme in peinliche verlegenheit, würde dann aber mit dem durch umwege geschärften auge in dem von ihm untersuchten stück eine grofse zahl functionen finden, die er übersehen hat. merkwürdigerweise erklärt sich eine anzahl von den für den vf. unerklärlichen functionen sogar nach den von ihm selbst aufgestellten principien : *lux* u n d e *tenebre, altioris loci* u n d e *inferioris, justi* u n d e *peccatores, preteritorum* a l d e *futurorum* ordnen sich in kategorie III (gegensatz) ein, eine ganze anzahl fallen unter kategorie IV (parallelismus). — innerhalb des willkürlich beschränkten gesichtskreises zeigt der vf. ein aufmerksames auge, sonst hätte er folgende interessante feinheit nicht entdeckt : 'bei der copula *et* ist eine unterscheidung in der an-

wendung zu beobachten : sie trat lateinisch auf, wenn Notker die beiden damit verbundenen begriffe als zusammmengehörig hinstellen, deutsch, wenn er sie scheiden will'. hier ist der vf. einem probleme einmal nahe gekommen.

Göttingen. PAUL HOFFMANN.

L'originalité de Gottfried de Strasbourg dans son poème de Tristan et Isolde. étude de littérature comparée par F. PIQUET — Lille, au siège de l'université, 1905 [Travaux et mémoires de l'univ. de Lille, nouvelle série I fascic. 5]. 380 ss. 8°. — so lange wir die einheitliche mittelalter-philologie noch nicht besitzen, nach der gerade in jüngster zeit der ruf wider so laut erschallt, werden wir jedesfalls unter ihren ansätzen die erneuerung der alten zusammenhänge von deutscher und romanischer philologie mit besonderer freude begrüfsen. die frage nach der originalität der mittelhochdeutschen dichtung bildet da den natürlichen angelpunct. für die lyrik wird wol von seiten der metrik aus ein neuer angriff auf diese probleme erfolgen müssen — der einzigen seite dichterischen schaffens übrigens, auf die P. in seiner so umsichtigen würdigung des dichters Gottfried mit keinem wort eingeht; für die epik hat naturgemäfs die vergleichung der gedichte gleichen inhalts den ausgangspunct zu bilden.

P. ist in diesem sinn bereits mit seiner bekannten untersuchung über Hartman vAue hervorgetreten. er ist ein dankbarer schüler Bédiers, ohne deshalb seine selbständigkeit dem lehrer gegenüber zu verleugnen (vgl. s. 166. 274, 2. 276). mit einer gründlichen kenntnis der litteratur und lebhaftem psychologischen interesse vereinigt er eine klare ruhige darstellung; das hauptverdienst aber der arbeit ligt in der musterhaften sorgfalt der vergleichung, die keiner schwierigkeit aus dem wege geht, sie vielmehr eher aufsucht (übertrieben scheinen zb. die 'étrangetés' s. 101), und mit feinheit (s. 108. 160) und genauigkeit (s. 113, 1), vor allem aber mit folgerechter logik (s. 77) überwindet.

Wenn nun trotz dieser exactheit und trotz der rühmlichen objectivität, die im gegensatz zu Golthers viel oberflächlicheren urteilen Thomas (s. 242. 249. 343) vielleicht zu gering einschätzt, Gottfrieds bild (s. 313 f) fast als das eines französischen musterpoeten hervortritt, so zeigt sich darin doch vielleicht auch die grenze unserer aufnahmefähigkeit für fremde eigenheit. Gottfried ist ein 'observateur' (s. 339) und besitzt ein 'talent de diseur' (s. 19, vgl. 349). seine 'clarté' (s. 338) und sein 'rationalisme' (s. 334) werden hervorgehoben, seine 'délicatesse' (s. 56. 33. 207), seine beachtung der decenz (s. 328 uö.), seine psychologischen interessen (s. 73. 75. 342), sein 'lyrisme' (s. 348), seine neigung zum moralisieren (s. 345) betont, sein 'goût du récherché' (s. 121 vgl. 340) nicht verschwiegen. erhielten wir da nicht vollkommen das porträt eines französischen classikers, wenn als deutsche eigen-

heiten nicht etwa die 'sensibilité' (s. 47) und der humor (s. 347) übrig bleiben?

Nun ist ja sicher Gottfried der französischste unter unseren epikern; man braucht nicht einmal an seinen gegenpol Wolfram zu denken (Gottfried als kritiker: s. 332. 366 und seine modernität s. 330), sondern nur etwa an Veldeke, um eine entschiedene innere 'verwälschung' des grofsen Elsässers zu erkennen. trotzdem bleibt es merkwürdig, wie wenig eine in allem sachlichen abschliefsende kritik in der geistigen würdigung unser 'Hoheslied der liebe' ('passion' s. 317) von den verwanten dichtern abzuheben vermocht hat. hätte P. die trefflichen auseinandersetzungen insbesondere zur zeichnung der charaktere (s. 340 f; Blancheflor s. 70, der seneschall s. 194, Mariadoc s. 242, Brangäne s. 237, der bischof s. 262,2) für die gesamtwürdigung stärker ins auge gefasst, so wäre das deutsche in Gottfried so stark hervorgetreten, wie beim vergleich mit Eilhart (s. 307) und Hartman (s. 353) das dichterische.

In diesem herausarbeiten von Gottfrieds technik (zb. s. 93) ligt die hauptbedeutung des werkes; kleinere hinweise auf beziehungen zu minnesängern (Bligger? s. 287, Morungen? s. 299,1; vgl. allg. s. 323) sind stärkeren einwänden ausgesetzt. die gesamtdeutung des durchaus 'diesseitigen' dichters (s. 94), der deshalb doch entschieden religiös war (s. 324; die berühmte frage des gottesgerichts s. 265. 326), wird kaum angefochten werden können. Gottfried ist uns nicht mehr der lascive gottesspötter Lachmanns (s. 360), nicht mehr der lascive pfaffenfeind Hermann Kurtzens (s. 265) — sondern ein grofser dichter, der Gott als einen teil der angebeteten weltschönheit liebte.

30 august 1907. RICHARD M. MEYER.

Der minnesang im lande Baden von FRIDRICH PFAFF. [Neujahrsblätter der Badischen historischen kommission, n. f. 11.] Heidelberg, Carl Winter, 1908. XXIII u. 71 ss. 8°. 1,25 m. — das heft empfiehlt sich durch gute ausstattung und billigen preis den freunden des deutschen altertums in Baden, für die es die landsmännischen dichter des 13 jh.s bequem vereinigt. der verfasser, der früher ausgesprochene annexionsgelüste zeigte, hat sich im entscheidenden moment doch zu bezähmen gewust: er blickt zwar etwas wehmütig auf den Kürnberger und auf Hartmann von Aue hinüber, die er gar zu gern im Breisgau ansiedeln möchte, hat sich aber im übrigen darauf beschränkt, den von Bartsch mit guten gründen im Aargau festgehaltenen Heinrich von Tettingen auf die badische seite des Bodensees herüberzuholen; vielleicht hätte ihn RMMeyers kurze charakteristik des sängers (ADB. 37, 592) zu nochmaligem überdenken der frage gebracht, wenn er die Allgemeine deutsche biographie überhaupt berücksichtigt hätte. die übrigen sieben poeten wird man hrn Pfaff als badische landsleute wol unbedenklich zugestehn: Wizzenlo, Bruno von Hornberg, meister Walther vBreisach, Brun-

wart vAugheim, Burkart vHohenfels, Hug vWerbenwag und wol auch den 'von Bûchein'. obwol der mit dem preise des verstorbenen letzten grafen von Calw nach der württembergischen seite des Schwarzwalds zu weisen scheint. alle andern werden durch umfang und wert der production weit überragt von Burkart vHohenfels, der freilich der interpretation, wie die bemühungen P.s aufs neue zeigen, grofse schwierigkeiten bereitet. leider wird der reinliche gesamteindruck des büchleins bei näherem zusehen bald zunichte: die texte sind voll verdriefslicher unsauberkeiten, aus denen es genügen wird ein paar derbe proben herauszugreifen. Hornberg I 5,4 *lît* st. *lîde*; II 1,6 *gegen si* st. *gegen ir*. — Buchheim II 1,2 *du fröist alle diu vogellîn* st. *aber!* — Hohenfels X 2,2 *strich* st. *streich*; XI 5,2 *seit* st. *sist*. — Werbenwag I 1,1 *Wol mir kirte* st. *Wol mich kiute*. dazu kommt eine weitgehnde freizügigkeit der circumflexe und noch anderes unerfreuliche, wie die überreiche und oft recht verkehrte interpunction und die den verständigen gepflogenheiten aller herausgeber von lyrischen gedichten eigensinnig trotz bietenden capitälchen am satzanfang, die immerfort das bild des strophenbaus stören. wie sich P. zu den von seinem lehrer Bartsch aufgestellten regeln über den binnenreim stellt, hab ich hier so wenig wie in der ausgabe der grofsen Heidelberger liederhandschrift ermitteln können. ein feines ohr für metrische dinge hat P. nicht: die ausgabe wimmelt von kleinen anstöfsen, die sich leicht hätten beheben lassen. mehr mühe hat sich P. in den anmerkungen mit der erklärung des textes gegeben, aber auch hier fehlt es nicht an versehen und wunderlichkeiten, deren ärgste wol das misverstehn des sprichworts Hohenfels XVI 2,10 ist: *lâ sîn : selbe tete, selbe habe* schreibt der herausgeber und danach interpretiert er!

In der einleitung hat P. alles zusammengestellt, was ihm an tatsachen und zeugnissen zur geschichte der litterarischen cultur am Oberrhein bekannt geworden ist. dabei wird (s. XVII) dem Heinzelein vKonstanz noch immer die 'Minnelehre' zugeschrieben, die nur durch einen machtspruch Pfeiffers auf seinen namen getauft wurde und jetzt längst als ein um reichlich ein menschenalter älteres werk erkannt ist. E. S.

Les plus anciens imprimeurs à Pérouse 1471—1482 par H. O. Lange [sa. aus Oversigt over det Kgl. danske videnskabernes selskabs forhandlinger 1907 nr. 6] s. 265—301. — den ausgangs- und mittelpunct der interessanten, mit drei tafeln ausgestatteten studie des Kopenhagener oberbibliothekars bildet der Hamburger Stephan Arndes, der 1486 nach Schleswig berufen wurde, um dort das prächtige 'Missale Slesvicense' zu drucken, und dessen weitere tätigkeit in Lübeck 1487—1519 (die aber hier nur gestreift wird) auch für die niederdeutsche litteratur bedeutung gewonnen hat. Lange ist es hauptsächlich um Arndes italienische

frühzeit zu tun, welche die jahre 1476—1482 umspannt, seine nachforschungen greifen jedoch bis auf die anfänge des buchdrucks in Perugia 1471 zurück und erörtern zumeist dinge, die unserem leserkreis fern liegen. aber etwas das uns vielleicht angeht, hab ich doch noch gefunden. im jahre 1476 war in Perugia als technisches mitglied einer buchhändlerischen societät, welche den ersten druck des 'Digestum vetus' zustande brachte (s. 282ff), **Henricus Clayn** *Svevus* tätig, dessen *coelandi sculpendique ars* das druckwerk selbst rühmt; dieser schwäbische typenschneider nun heifst am schluss des druckes *Ulmae vetusta et nobilissima germanie civitate ortus*, in dem contract aber welcher das unternehmen begründete, wird er *maestro* **Arigo** genannt. nun ist ja um d. j. 1473 in Ulm — s. t. aber sicher bei Johann Zainer — die vielbehandelte Decamerone-übersetzung eines Deutschen Arigo erschienen, der sich längere zeit in Italien aufgehalten haben muss, und es ligt immerhin nahe, bei dem in Perugia 1476 tätigen und (wie L. wahrscheinlich macht) noch im gleichen jahre dort an der pest verstorbenen meister des typenschnittes an den deutschen übersetzer des Boccaz und der Fiore di virtù zu denken. so hätten wir denn glücklich neben den beiden Nürnbergern Heinrich Leubing (Drescher QF. 86) und Heinz Schlüsselfelder (Bäsecke Zs. 47, 191) einen dritten candidaten! dass dieser, Heinrich Clayn (Klein), als 'Ulmae civitate ortus' bezeichnet wird, scheint freilich dem gesicherten nachweis Dreschers zu widersprechen, dass in Arigos sprache bair.-fränk. elemente stecken, die auf Nürnberg hindeuten; aber wenn der zweifellose Hamburger Stephan Arndes in Perugia mehrfach als *Stefano* (oder *Stefano Aquila) da Magonza* (1476 : s. 281. 1477 : s. 285) erscheint, offenbar weil er in Mainz den buchdruck und den letternschnitt gelernt hat, von Mainz aus nach Italien gelangt ist, so könnte man ähnliches auch für Heinrich Clayn annehmen, der in Ulm schon ein paar jahre früher als in Nürnberg gelegenheit hatte, sich mit der neuen kunst vertraut zu machen. auch dass die entstehung der beiden übersetzungen wesentlich früher fällt: die der Blumen der tugend 1468 und die des Decamerone vor dies jahr (Dreschers ansetzung [s. 188] 'um 1460' ist unnötig früh gegriffen), macht die gleichsetzung nicht unmöglich. man könnte sich den lebenslauf des mannes sehr wol so vorstellen: der Nürnberger Heinrich Clayn — der familienname ist für Nürnberg gut bezeugt, fehlt aber auch in Ulm nicht —, der einen teil seiner bildung in Italien empfangen und von dort den namen Arigo heimgebracht hatte, fertigt in den 1460 er jahren zwei übersetzungen besonders beliebter italienischer werke an und begibt sich damit nach Ulm, um sie durch den buchdruck zu verbreiten — oder aber wird durch einen zufälligen aufenthalt in Ulm und die bekanntschaft mit Johann Zainer auf diesen gedanken gebracht. zunächst gelangt das aussichtsvollere dieser

werke zur drucklegung, der Decamerone: dass im kolophon (*geendet seliglichen zu Ulm*) der name des druckers Johann Zainer fehlt, der sich doch in (wahrscheinlich) dem gleichen jahre 1473 zu Stainhöwels übersetzung von 'De praeclaris mulieribus' bekennt, könnte man geradezu auf einen persönlichen, technischen und geschäftlichen anteil des autors deuten, der in Ulm inzwischen selbst typenschnitt und buchdruck gelernt hatte. der kostspielige foliant des Decamerone aber hatte nicht den gewünschten erfolg, und Clayn, der das rege geistige leben der italienischen universitäten aus eigener anschauung kannte, begab sich zum zweitenmal nach Italien, diesmal um als typenschneider und typograph sein glück zu versuchen. aber bald nachdem er in Perugia seinen ruhm in dem ersten drucke des Digestum verkündet hatte, ist er gestorben.

Ich vermute, dass ich nicht der erste bin der diese möglichkeit ins auge fasst, sondern dass der vf. der abhandlung, die sonst für den germanisten nichts bietet, sie eben wegen dieses Arigo von Ulm an uns gesandt hat. ich möchte nun nicht etwa den wackern Schwaben Heinrich Clayn gleich mit festen ansprüchen in die litteraturgeschichte einführen, sondern nur wünschen, dass die von Bäsecke in aussicht gestellte prüfung der anrechte Heinz Schlüsselfelders an dem neuen concurrenten nicht vorübergeh. mag auch die umformung des namens Heinrich in Arigo ganz und gar nichts auffälliges haben: ein 1476 in Italien auftauchender stempelschneider 'maestro Arigo' von Ulm konnte diese kunst doch damals in Ulm nur bei Johann Zainer gelernt haben, der bis 1482 der einzige typograph der schwäbischen reichsstadt blieb und dessen officin man den Decamerone des Arigo von 1473 zuschreiben muss. der vergleich der lettern des Digestum-textes mit denen des Ulmer Boccaz (den unsere bibliothek ja besitzt) ergibt freilich keine so enge verwantschaft wie man sie erwartet, lässt aber doch immerhin die gleiche schulung des typenschneiders erkennen. E. S.

Fischarts anteil an dem gedicht 'Die Gelehrten die Verkehrten' von Ernst Hampel. wissenschaftliche beilage zum Jahresbericht d. städt. realgymn. zu Naumburg aS. Naumburg, HSieling, 1903. 72 ss. 8°. — Fischart hat die *Bewårung vnd Erklårung des Vralten gemeynen Sprůchworts: Die Gelehrten die Verkehrten* 1584 neu herausgegeben. zwar nennt er sich nicht als herausgeber, aber in der unterschrift der vorrede *Immundi Fimus Gratia Mundi* ist sein name längst erkannt worden. die ausgabe ist nicht einheitlich, sondern verbindet zwei gedichte, die schon 1866 von Scherer in der einleitung der Fischartausgabe von Kurz bd II p. XLIV f erkannt und ausgeschieden worden sind. das eigentliche gedicht über die gelehrten die verkehrten umfasst nach ihm die verse 191—852 und 1662—1996, es wird unterbrochen durch etwa 800 verse 'vom glaubenszwang'. innerhalb dieses zweiten gedichts ent-

halten v. 1207 ff eine deutliche verweisung auf die verse 1437. 1476. 1537 und 1560, das ist die wichtigste stütze für die auch anderweit begründete meinung Scherers, dass v. 1383—1661 vor 851—1382 gehören. H. scheidet nun auf grund sorgfältiger und erschöpfender beobachtungen über reim, verschleifung und auftact, ferner über lautliche und stilistische eigentümlichkeiten aus dem ersten gedichte zwei kürzere stücke aus: v. 208—659, die die verkehrtheit der gelehrten durch die weltgeschichte verfolgen, und v. 710—759, die die scholastische spitzfindigkeit verspotten. die beiden stücke sind mit titel, vorspruch und aufruckung am eingang und der verwahrung des autoris am ende des gedichts Fischart zuzuschreiben, dessen art und stil sie unverkennbar zeigen, dazu v. 1371—82, die von der zweiten zur ersten hälfte des gedichts vom glaubenszwang überleiten sollen. entstellt hat Fischart dies gedicht dadurch, dass er oder sein drucker den epilog v. 1927 ff, der dessen erste hälfte bei v. 1370 abschliefsen sollte, erst so viel später bringt (vgl. Englert Deutsche litteraturzeitung 1903, 2483 f und Hauffen Euphorion 11, 549—555). die gereimte inhaltsangabe ist das werk eines vom urheber der gedichte verschiedenen 'alten reimisten', das Fischart schon vorfand, alles andere, also das ganze gedicht über die duldung und der kern des gedichts über die gelehrten stammt von einem dichter aus der ersten hälfte des 16 jh.s. zusammengefügt wurden beide gedichte wol erst von Fischart. über die person des alten dichters hat Scherer nichts näheres ermitteln können, und H. hat diese frage nicht in den kreis seiner untersuchung gezogen. das ist zu bedauern, denn da der anteil des unbekannten urhebers viel gröfser und wertvoller ist als der Fischarts, darf die frage nach seiner person das hauptinteresse beanspruchen. vielleicht gelingt es wenigstens, den kreis näher zu bestimmen, dem der unbekannte angehört.

Er dürfte nicht vor 1530 geschrieben haben, denn v. 1440 ff

> *Es will vnd muss jetz jederman*
> *Den Christen glauben nemmen an,*
> *Wie es gebeut die Oberkeyt*

scheinen sich gegen den grundsatz des Augsburger religionsfriedens cuius regio eius religio zu wenden. auch v. 1250 f

> *So mag man auch in glaubens sachen*
> *Kein beständigen friden machen*

werden auf den religionsfrieden zielen. in diese zeit passt auch das urteil über die Türken v. 1658 f, denn das jahr 1529 bedeutet ja einen hauptgipfel der türkischen macht, und damals wurde auch ablassgeld für den Türkenkrieg gesammelt (v. 1679). der dichter war schon nicht mehr ganz jung, sonst würde er sein erstes gedicht kaum beginnen:

> *Ich hab bey allen meinen tagen*
> *Vil ghört von Erfahrung sagen.*

er decliniert v. 1518 *Vom Sergio Paulo vnd Felice* die lateinischen eigennamen richtig, führt v. 1588 Sueton an und verrät vielfach geschichtliche und theologische kenntnisse, die er wesentlich gegen das papsttum gebraucht. er ist aber kein strenger Lutheraner, sondern hat seinen eignen standpunct, den er v. 692f gegen das lutherische schriftprincip, v. 1072f gegen Luthers auffassung der obrigkeit geltend macht. am kühnsten ist seine äufserung v. 1165f

So man on das bekennet frey,
Das jedermans ding der glaub nit sey,
Das man darzu soll niemandt zwingen,
Auch nit zum Sacramenten dringen.

wegen solcher ansichten wird der verfasser verketzert, wie der alte reimist v. 146f und er selbst v. 1737f zu berichten weifs, und da dies urteil allgemein gewesen sein dürfte, werden wir ihn tatsächlich unter den 'rottengeistern und schwärmern' zu suchen haben.

Seine sprache ist alemannisch, woran reime wie *Reich*: *gewaltigklich* 945, *sich* : *Reich* 1274, *offentlich* : *allzugleich* 1171, *freund* : *sind* 1403, *feind* : *sind* 1409, *sein* : *dienerin* 1564, *sein*: *gwinn* 1965, *nit* : *zeit* 1684, *darinnen* : *scheinen* 1691, *neut*: *leut* 1761, *zeyt* : *neut* 1769, *Pollicey* : *Moysi* 1020, *vermischt* : *ist* 1110, : *list* 1438, die verwendung von *gsein* für gewesen 1417. 1559. 1612 und schreibungen wie *frischt* 1186, *mintschten* 1221 keinen zweifel lassen. von den alemannischen mundarten kennt allein das elsässische das masculinum *Wacke*, das unser dichter v. 1826 braucht. besser zu dieser landschaft als zur Schweiz passt der ausdruck

On die (länder), *so Königlich majestat*
In kurtzer zeit erst funden hat,

der v. 1399f von Amerika gebraucht wird. der wortschatz stimmt zu dem Geilers, Murners, Paulis usw., zb. *hässig* 767, *taxieren* = tadeln 775, *rachtung* 883, *Mess* 1142, *michel* 1396, *beleyden* 1511, *Kib* (*Keib*) 1698. 1953, *nach der schwer* 1721, *Sächer* 1782, *kümmerlich* = kaum 1866. demnach dürfte der begabte und gebildete verfasser in den kreisen der Strafsburger schwärmer zu finden sein, vielleicht ist sein schwärmertum auch mit daran schuld, dass sich seine gedichte aufser in der von Fischart entstellten form, wie es scheint, nicht erhalten haben.

Freiburg i. Br. ALFRED GÖTZE.

Savonarola in der deutschen litteratur von MARIA BRIE. Breslau, M. u. H. Marcus, 1903. 8° 96 ss. 3 m. — die arbeit Maria Bries ist eine Heidelberger dissertation. die verfasserin hat viel fleifs und sorgsames studium an die lösung ihrer aufgabe gewendet. stoff ist da in reichem mafse aufgespeichert und geordnet worden. freilich nicht gerade erquicklicher. sieht man von Lenau ab, so haben deutsche dichter von gröfserer be-

deutung sich mit Savonarola nicht befasst. über Lenaus werk ist aber in jüngster zeit viel gutes vorgebracht worden, unter anderem auch von JRoustan (Lenau et son temps [Paris 1898] p. 196—217), den die verfasserin nicht nennt. gern lassen wir uns von ihr ein gedicht des 16 jh.s vorlegen, das 1556 von Cyriacus Spangenberg veröffentlicht worden ist (s. 11), oder die urteile des 18 jhs. über Savonarola mitteilen. doch die dramen von Auffenberg und Lohmann, das jugendwerk von Richard Voss, der roman von KvBolanden bleiben uns auch nach der hier gegebenen ausführlichen darlegung ziemlich gleichgültig. fallen schon einige der genannten dichtungen in den rahmen allerneuester litteratur, so gehören die dramen Wilhelm Uhdes (1901), Wilhelm Weigands (1891), Ludwig Kelbers (1900), Hepps (1898), Ernst Hammers (1899), Helenens von Willemoes-Suhm (1902) und Raimunds von Leon (1902) einer so jungen phase deutscher poesie an, dass man die knappe behandlung begreift, die die verfasserin ihnen zum überwiegenden teile hat angedeihen lassen. vollständigkeit erreicht zu haben beansprucht sie nicht, verzeichnet vielmehr nachträglich s. 87 anm. 1 einige novellen, in denen Savonarola mehr oder weniger bedeutsam in die handlung eingreift und auf die sie inzwischen gestofsen sei: von Frenzel, Isolde Kurz und E. von Tymens. abschliefsend bemerkt sie: 'Seine endgültige gestaltung hat das sujet in Deutschland jedesfalls noch nicht gefunden, während es in Frankreich und in England in je einer hervorragenden dichtung behandelt wurde'. gemeint ist 'La Renaissance' von Gobineau (1876) und 'Romola' von George Eliot (1863). — Der anhang wirft einen blick auf die controverse über Savonarola, die durch LPastor 1895 angeregt worden ist; ferner auf englische, belgische und russische dichterische behandlungen des stoffes.

Die einzelnen dichtungen, bei denen die monographie länger verweilt, werden von der verfasserin gleichmäfsig in folgender weise besprochen: sie giebt eine lange, wenig übersichtliche inhaltsangabe, die — es handelt sich ja fast durchaus um dramen — von act zu act vorwärtsschreitet. hie und da ist eine anmerkung oder ein urteil eingefügt. dann folgen quellennachweise, charakteristiken einzelner gestalten und der ganzen auffassung. besonders viel ist über das jugendstück von Richard Voss gesagt, der selbst der verfasserin mitteilungen hat zukommen lassen (s. 62 anm. 1). leider stehn diese angaben etwas unverbunden nebeneinander. die wandlungen, die in der erfassung der renaissance während des 19 jh.s sich vollzogen haben, sind viel zu wenig hervorgehoben; auch was über die 'moderne renaissancebegeisterung' (s. 76 f) gesagt ist, bleibt an der oberfläche. von JBurckhardt und von CFMeyer wäre mehr zu melden gewesen; ich kann jetzt dafür auf OBlasers arbeit (heft VIII meiner 'Untersuchungen') verweisen. wenn ferner das stück von

RVoss, das 1874 entstand, 1878 gedruckt wurde, **würklich in gar keinem zusammenhange mit FGregorovius 'Lucrezia Borgia' v. j. 1874 steht, so hätte diese auffallende tatsache eine erwähnung verdient.** **Oskar F. Walzel.**

Kleine Mitteilungen.

Christus und die Samariterin. **In der handschrift ist altes *þ* des anlauts** widergegeben durch

	th	*d*	*d* < *t*	*t*
in v. 1—9	13	1	1	0
10—*daz* 13ᵇ	1	5	1	2
thu 13ᵇ—18ᵃ	9	0	0	[*bistu* 15]
18ᵇ—31	8	18	0	1 mal.

In der ersten und dritten gruppe fast nur das im 9/10 jh. fränkische *th*, in der zweiten fast nur *d*, in der letzten schwanken; deutliche absätze in v. 10, 13, 18. und mit v. 10 und 18 stoſsen wir zugleich auf zwei gedrängte haufen sonst fehlender nichtfränkischer, alemannischer formen: *kecprunnen* 11 (neben *quam*, *quena* 3, *quecprunnan* 14, *quat* 24), *disiu*, *buzza*, *tiuf*, *liuf* 12; *trinchit* 19 (sonst ist *k* immer unverschoben), *pruston* 20 (sonst ist *b* im reinen anlaut unverschoben), *thicho* 21.

Eine solche sprache, in der abwechselnd der eine und dann der andere dialekt überwigt, kann weder ein individuum noch das 'grenzgebiet' haben. es bleibt nur übrig, dass eine von beiden mechanisch hineingetragen, dh. dass hier ein denkmal des einen dialekts von einem vertreter des andern mangelhaft abgeschrieben ist; das abschreiben bestätigt v. 6: er steht nachgetragen und durch verweisungszeichen falsch bezogen am rande. War aber das original fränkisch oder alemannisch, der schreiber (in Lorsch) Alemanne oder Franke?

Ich glaube das erste. schon aus litterarischen gründen, besonders aber wegen der beiden lesarten *daz* < *taz* 5 und *dir* < *tir* 11: dem schreiber war das *th* der vorlage fremd, er sprach es sich wie *t* vor, schrieb *t* und besserte nach seinem dialekte. das umgekehrte, dass die vorlage *d* hatte, ist nicht glaublich, weil man das abspringen zu *t* nicht verstünde, indes sonst meist *th* geschrieben ist. so erklärt sich auch die hauptcrux des gedichtes, *thicho* 21: der schreiber kannte das wort nicht und suchte es mundgerecht zu machen, indem er fälschlich den guttural (*gg*, *cg* oder *cc*) wie in *trinchit* 19 verschob.

Jener wechsel in der sprache bedeutet also: sorgfältiges beginnen, ermatten, sichaufraffen, widerermatten, bis schlieſslich die formen des eignen dialektes regelloser überhandnehmen (*libiti*, *hebiti*, *hebitos*, *sichure*, *betoton*, *suohton* etc).

Ich kehre damit über Braune, Kögel, Müllenhoff, Lachmann zu JGrimms meinung zurück. Georg Baesecke.

Ein gleichzeitiges volkslied auf die heilige Elisabeth. Das buch von dr Albert Huyskens: Quellenstudien zur geschichte der hl. Elisabeth, landgräfin von Thüringen (Marburg 1908), ein wesentlich erweiterter abdruck der im Histor. jahrbuch d. Görres-gesellschaft bd 28 (1907) erschienenen kritischen jubiläumsartikel, bietet für uns mehrfaches interesse, besonders durch die wertvollen quellenpublicationen des anhangs. da ist zunächst die, wie der verfasser behauptet und ich vorläufig zu glauben geneigt bin, älteste bisher zugängliche fassung des am 1 jan. 1235a ufgenommenen protocolls (s. 110—140), welches die aussagen der beiden thüringischen hofdamen Isentrud von Hörselgau und Guda und der beiden Marburger mägde Irmingard und Elisabeth über lebenswandel und sterben ihrer herrin bietet. dieses protocoll und seine lose litterarische überarbeitung zum 'Buch der vier dienerinnen' bildet die quellenmäfsige grundlage für alle biographischen darstellungen des 13 jh.s : für Caesarius vHeisterbach wie für Dietrich vApolda und durch diesen wider für das umfangreiche oberhessische gedicht. — von hohem culturgeschichtlichen werte sind sodann die bisher nur zum kleinen teile bekannten protocollarischen aufnahmen über die wunderbaren heilungen, die sich nach dem tode der landgräfin (17 nov. 1231) bis zum februar 1233 an ihrem grabe oder sonst auf anrufung ihrer fürbitte ereignet haben (s. 151 resp. 161—241, weiteres 242 ff). hier finden wir nun (s. 225) ein höchst merkwürdiges zeugnis zur geschichte des volksliedes, und zwar ein zeugnis von so urkundlicher bestimmtheit, wie die litteraturgeschichte nicht viele aufweist. eine arme frau Mechthild aus Biedenkopf a. d. Lahn (ca 24 kilometer oberhalb Marburg) war im sept. 1232 wegen eines blinden auges zum grabe der landgräfin gewallfahrt — mit einem recht zweifelhaften erfolg, der sie zu hause dem gespötte preisgab : das kranke linke auge wurde sehend, aber das rechte verlor sein licht. dann hat sie sich am 12 januar 1233 noch einmal auf den weg nach Marburg gemacht und auf wunderbare weise unterwegs oder in Marburg selbst — das ergibt die aussage nicht deutlich — die sehkraft auf beiden augen widererlangt: . . . *audivit homines cantantes Teutonice de separatione flebili E[lyzabet] et mariti sui Ludewici lantgravii in terram sanctam ituri. Quo audito predicta Mahthildis mota est ad lacrimas, et cum lacrimaretur, visum oculi recepit et nunc cum utroque oculo videt clare.*

Der herausgeber, der s. 91 f dies lied gern unter die quellen der Elisabethlegende aufnehmen möchte, hebt hervor, dass die trennungs-scene aus d. j. 1227, welcher es galt, schon in den ältesten litterarischen wie künstlerischen darstellungen des lebens der heiligen mit vorliebe behandelt wird : er möchte dies auf das lied direct zurückführen und glaubt spuren davon auch bei Dietrich vApolda und Friedrich Ködiz widerzufinden. bei Dietrich irrt

er sich (s. u.), für Köditz aber (s. 57, vgl. Bechstein s. 140) wird er recht behalten; ich citiere aus ihm ohne änderung:

Ir ein daz ander umbeving
gar früntlich da mit armen,
groz jamer durch ir herze ging:
wen sold diz nicht erbarmen? —
ez wordin auch zere
vergozzin vil mere
den ich nu sprechen wel.

gleich hier im eingang der unbewuste einfluss des tageliedes, den wir im volksliede so oft wahrnehmen.

An dem bericht interessiert uns dreierlei: 1) das zeugnis für ein historisches lied an sich, denn derartige nachrichten, im 10 u. 11 jh. recht zahlreich, versiegen im 12 u. 13 jh. fast ganz; 2) die tatsache, dass dies offenbar von leuten aus dem volke gesungen, nicht etwa von einem spielmann vorgetragen wurde; 3) der stark lyrische charakter und die gefühlsweichheit der dichtung und damit die wahrscheinlichkeit, dass der minnesang schon damals auf das volkslied hinüberzuwürken begonnen hatte. dazu kommt dann weiter der interessante umstand, dass derselbe vorgang gleichzeitig von einem lateinischen dichter in der vagantenstrophe behandelt worden ist. denn die 6 × 4 reimverse bei DvApolda l. IV c. 2 (Canisius Lect. ant. V 177) sind nicht ein 'nachklang des deutschen volksliedes', sondern das fragment eines selbständigen latein. gedichtes, aus dem schon unmittelbar vorher eine strophe citiert ist. E. S.

Zu Zeitschr. 48, 187 ff [Heliand]. Ernst Kock füllt mehrere seiten mit belegen für den parallelismus von substantiv und satz im Heliand. ist es wol sehr unbescheiden, wenn ich der meinung bin, dass sich Kock vorher in meiner Heliandsyntax, zb. § 508 und 518, hätte umsehen dürfen, vielleicht auch in meinen 'Modi im Heliand', § 14? in beiden schriften stehn zahlreiche belege für die von ihm behandelte erscheinung; in den 'Modi' ist ihr eine besondere zusammenfassende darstellung gewidmet. O. Behaghel.

Zu Zeitschr. 49, 239 ff [Ragnarök]. Björn Magnússon Ólsen macht mich freundlichst darauf aufmerksam, dass ich an drei stellen meines aufsatzes 'Ragnarök in der Völuspa' seine ansichten nicht richtig widergegeben habe. ich berichtige diese bedauerlichen irrtümer um so lieber, als in zwei fällen meine eigene auffassung dadurch eine willkommene stütze erhält: s. 267 war nämlich angegeben worden, dass Ólsen die worte *mono systrungar sifjom spilla* auf die verbotene verwantenehe beziehe, während er sie tatsächlich ungefähr wie Müllenhoff und ich selbst versteht, abweichend nur eine anspielung auf ein im jahre 997 ergangenes gesetz in ihnen sieht (Um Kristnitökuna s. 23 f). ebenso ist Ólsen nicht, wie s. 268 angegeben war, gegen, sondern ebenso wie ich, für die beibehaltung der Valistrophe R 33, 3. 4. 34,

1. 2 (Tímarit 15, 83f). im dritten fall ist (s. 248) v. 66 mit zu den visur gerechnet worden, die 'Olsen auf die widerkehr Christi und das jüngste gericht bezieht, während sie für ihn den epilog des gedichtes darstellt (Tímarit 16, 80—82). auf alle drei puncte denke ich übrigens in einer späteren arbeit über den dichterischen vorwurf der Völuspa, die meinen ersten aufsatz ergänzen und vervollständigen soll, so wie so noch eingehender zurückzukommen.

Berlin, d. 27 febr. 08. FELIX NIEDNER.

ZU ZEITSCHR. 49, 395 [Eckart]. verdriefslicher weise ist es mir entgangen, dass die erste der beiden als ungedruckt bezeichneten mystikerreden bereits bei FPfeiffer Deutsche mystiker II 38—42 als nr VII der predigten meister Eckarts gedruckt steht; sie hat hier das textwort: *Videte qualem charitatem dedit nobis pater, ut filii dei nominemur et simus* (Jo. Ep. I 3, 1). M. PAHNCKE.

ZUM ANZEIGER OBEN S. 149. die hier besprochene publication von PAUL HEITZ über die Hohkönigsburg ist bereits in einer 2 auflage erschienen (ebda 1908): vermehrt um eine vergröfserte abbildung des stiches vom j. 1633, der nun mit der behaupteten und bestrittenen abbildung der ältern burg aufs bequemste verglichen werden kann. die gegenüberstellung ist wol geeignet die these von Heitz zu stützen. dass der holzschneider von ca 1530 ein würkliches porträt der burg habe geben wollen, hat H. selbst nie behauptet, dass ihm aber bei der krönung seines landschaftlichen hintergrundes die Hohkönigsburg vorgeschwebt habe, ist das mindeste was man H. wird zugestehn müssen. indem ich mich so abermals für den wert des fundes ausspreche, muss ich es doch bestimmt ablehnen, wenn einzelne stimmen in tageszeitungen und touristenblättern mich oder die Zeitschrift als autorität in einer frage citiert haben, in der ich lediglich als ein parteiloser beschauer mit dem interesse des alten Strafsburger studenten referieren wollte. — der hauptzweck meines referats ist bisher nicht erreicht worden: die satirische darstellung des grofsen holzschnitts hat noch immer keine erklärung gefunden.

E. SCHRÖDER.

PERSONALNOTIZEN.

In der nacht zum 21 januar 1908 starb im 60 lebensjahre der ord. professor der vergleichenden sprachforschung an der universität Strafsburg dr HEINRICH HÜBSCHMANN.

Am 3 februar 1908 verschied in Utrecht 60jährig der professor dr HENDRIK JOHAN GALLÉE, der in unermüdlicher, opferfreudiger hingabe der niederdeutschen sprachforschung und späterhin besonders der geschichte des niederländischen volkstums gedient hat.

Am 12 februar ist im alter von 70 jahren zu Freiburg i. Br. professor ELARD HUGO MEYER gestorben, der, seit er 1876 die

vierte ausgabe von Jacob Grimms Deutscher mythologie besorgt hat, ganz der erforschung und darstellung der germanischen und vergleichenden mythologie sowie, mit unbestrittenen verdiensten, der deutschen volkskunde zugewant war.

Zu ao. professoren der deutschen philologie wurden ernannt: der ao. honorarprofessor dr K. Drescher in Breslau und der privatdocent dr Fr. v. d. Leyen an der universität München; eine ao. professur der vergleichenden sprachwissenschaft wurde dem tit. ao. professor dr A. Walde in Innsbruck übertragen. an der technischen hochschule zu Dresden wurde der bisherige privatdocent oberlehrer dr K. Reuschel zum ao. professor für deutsche sprache und litteratur befördert.

An der universität Halle hat sich dr Kurt Jahn, an der universität Zürich dr Rudolf Pestalozzi für deutsche philologie, an der universität Wien prof. dr Eduard Castle für neuere deutsche litteraturgeschichte habilitiert.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

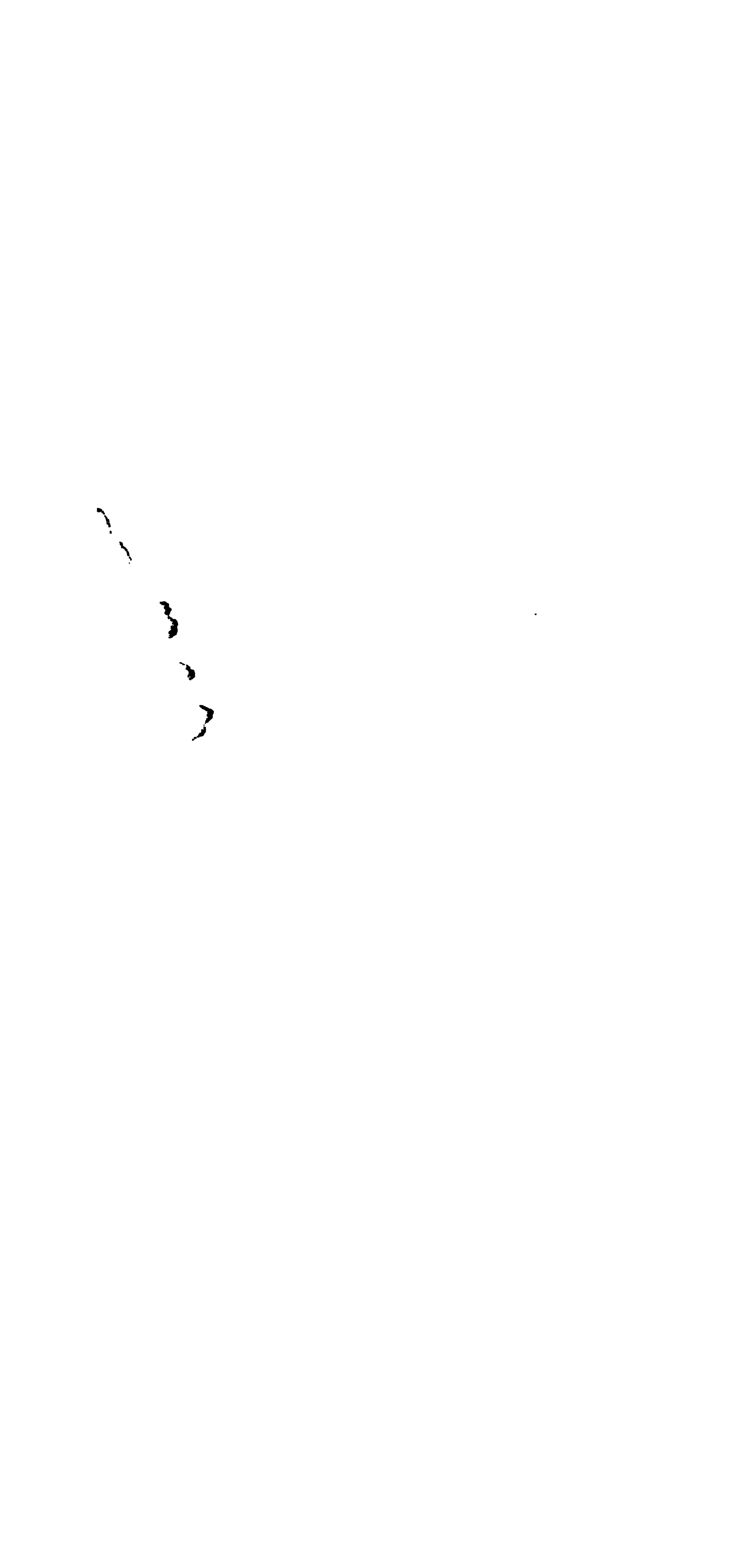
Vom 21. november 1907 bis zum 10. märz 1908 sind bei der redaction dieser zeitschrift folgende schriften eingelaufen, abgesehen von solchen, welche als zur besprechung ungeeignet oder weil sich kein recensent fand, zurückgesandt wurden: Adam, The syntax of the temporal clause in old english prose. — Banz, Märchendichtung der romantiker. — Beiträge zur geschichte der universitäten Mainz und Gießen. — Bibliographical notices VI. — Breslauer, Katalog über ältere litteratur. — Brill, Neidhart und seine schule. — Crowley, Character-treatment in the medieval drama. — Dähnhardt, Natursagen bd. I. — Danske Studier h. 4. — Deutsche Bücherei: bd. 18/18a. 29. 30. 56. 63. 64. 65. 66. 79/80. 86. — Fassbender, Die Schlettstadter Vergilglossen und ihre verwanten. — Festschrift zur 49. philologenversammlung in Basel. — Fischer, Schwäbisches wörterbuch lief. 19 u. 20. — Gebhardt, Grammatik der Nürnberger mundart. — Gering, Glossar zu den liedern der Edda, 3. aufl. — Gierach, Zur sprache von Eilharts Tristrant. — Ginneken, Principes de linguistique psychologique. — von der Hake, De aanspreekvormen in't nederlandsch I. — Hertz, Aus dichtung und sage. — Historisch-pädagogischer litteraturbericht über das jahr 1906. — Hitzeroth, Johann Heermann. — v Hovorka u. Kronfeld, Vergleichende volksmedicin lief. 1. — Kopp, Bremberger-gedichte. — Kotzenberg, Man, frouwe, juncfrouwe. — Lange, Les plus anciens imprimeurs à Pérouse 1471—1482. — Lühmann, Joh. Balth. Schupp. — Mayrhofer, Gustav Freytag und das Junge Deutschland. — Paas, Das Opus imperfectum in Matthaeum. — Rieser, Des Knaben Wunderhorn und seine quellen. — Schlüter, Zwei bruchstücke einer mnd. fassung des Wisbyschen stadtrechts. — Ulrich, Gustav Freytags romantechnik. — Waag, Bedeutungsentwickelung unseres wortschatzes, 2. Aufl. — Warnecke, Goethe, Spinoza und Jacobi. — Weinrich, Spees Trutznachtigall. — Werner, Die reformation des kaisers Siegmund. — Wrede, Stamm-Heynes Ulfilas, 11. aufl. — Zeumer, Die goldene bulle Kaiser Karls IV, 2 bde.

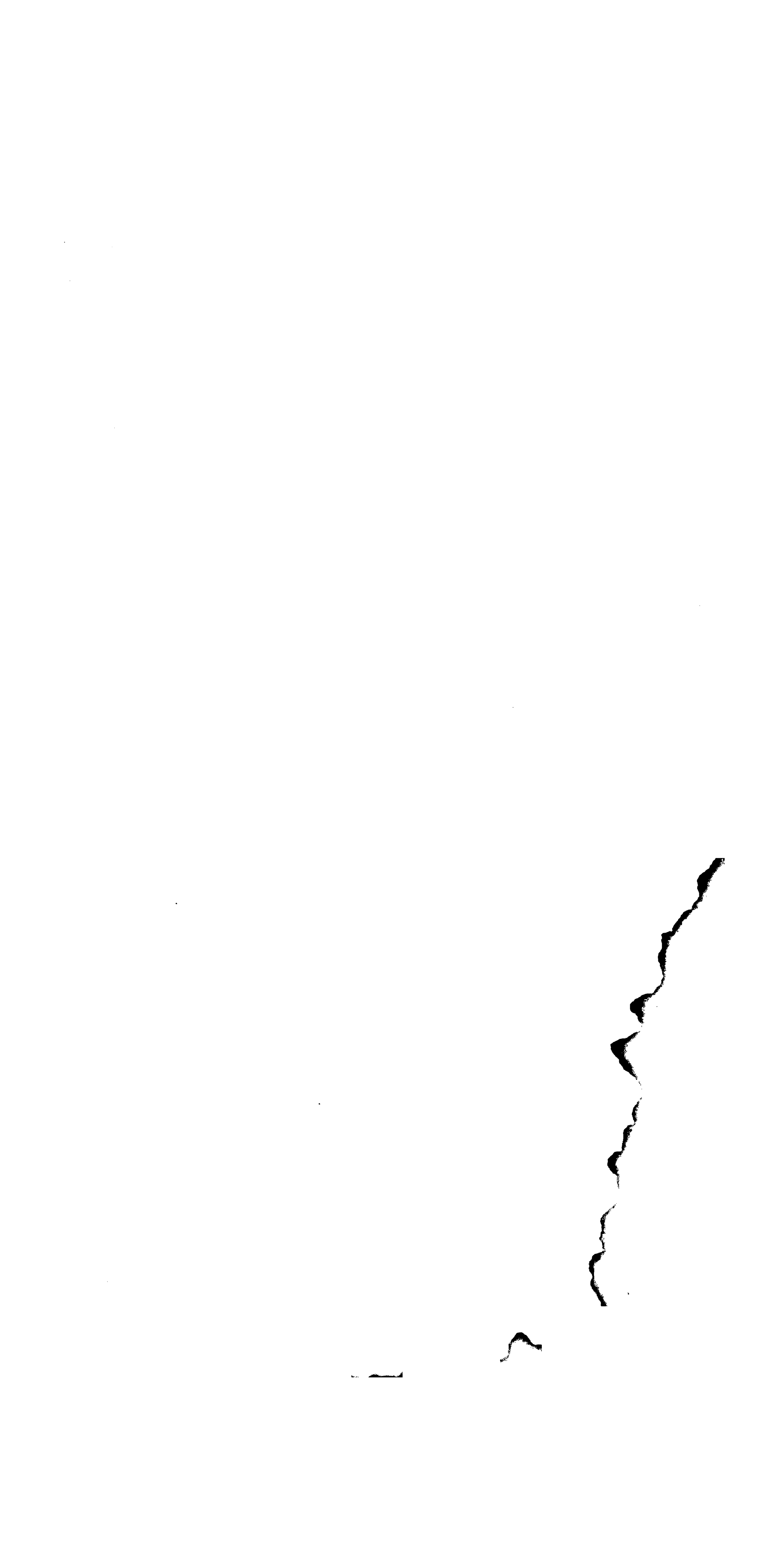
Mit 1 Beilage von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

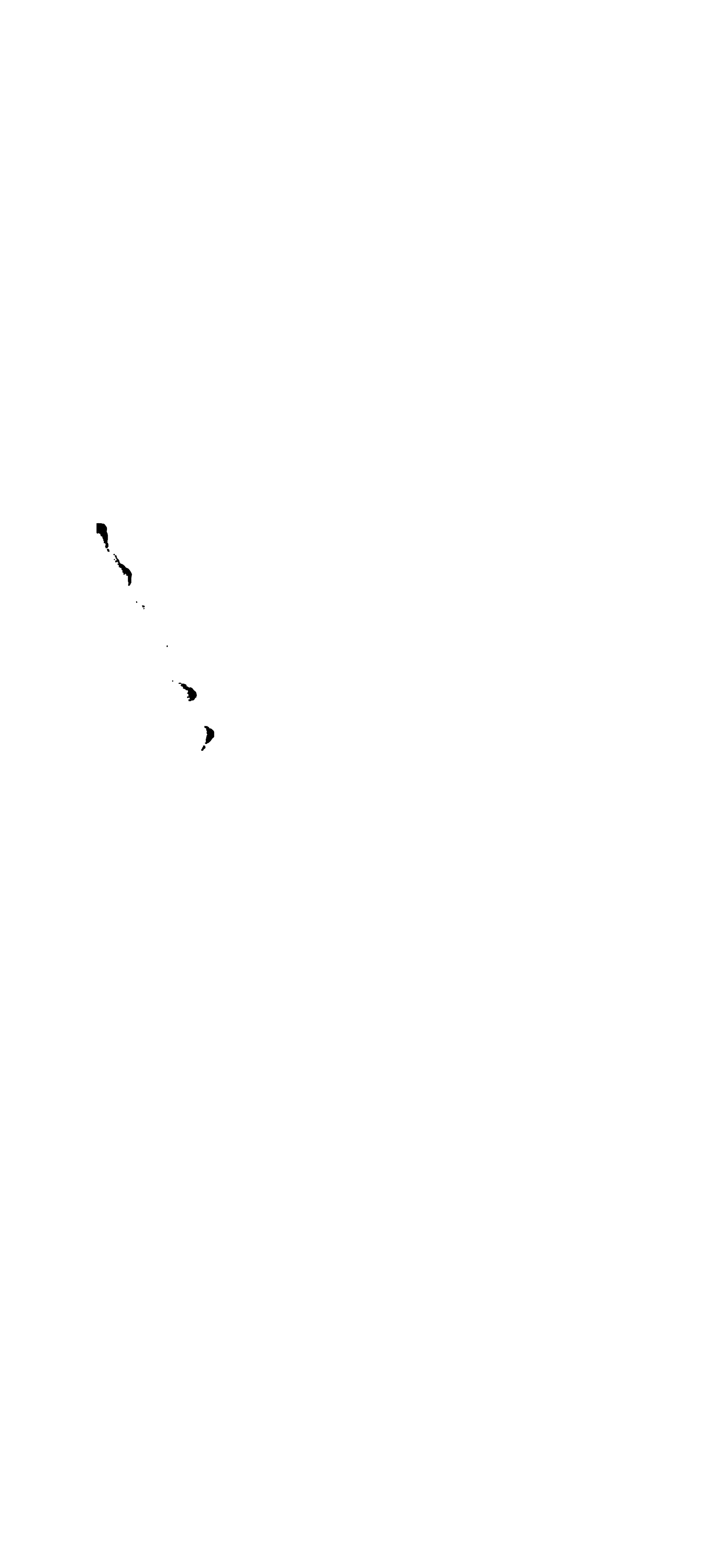
Für die Redaction verantwortlich: Prof. E. Schröder in Göttingen.

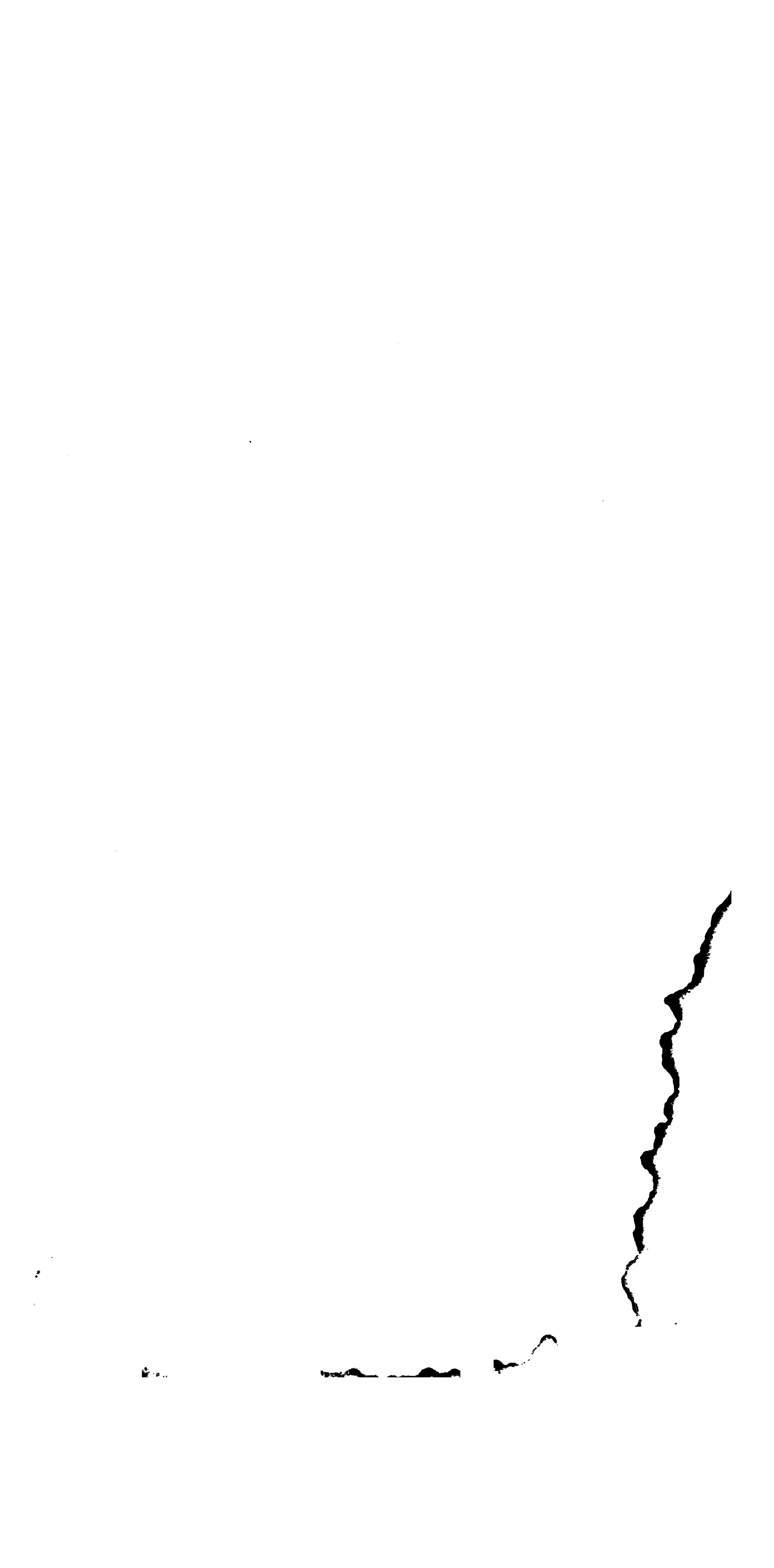
Umschlagdruck von W. Pormetter in Berlin.














Stanford University Libraries
3 6105 015 220 770
ANNEX